Dr. HEINRICH STEFFENS.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und vier und funfzigster Theil,
welcher die Artikel Sieda bis Sklave und Sklaverey enthält.
Mit Kupfern und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin 1831.
In der Paulischen Buchhandlung.
Pränumer.-Preis 3 Thlr. Laden-Preis 4½ Thlr.

E IV 11/22

Coburger
Landes-
Bücherei

S. S.

Sieda, Sida, Siede, Sammetpappel, Sida Linn., eine Pflanzengattung, welche in die fünfte (nach Willdenow achte) Ordnung der sechzehnten Klasse (Monadelphia Polyandria) des Linneischen Pflanzensystems gehört und folgenden Charakter hat: Der Kelch ist einfach, eckig, fünfspaltig, die Krone fünfblättrig, der Griffel vieltheilig. Sie hat 5 bis 30 ein- oder dreisamige aufspringende Kapseln. Willdenow hat die Arten, wie folgt, geordnet:

a) Mit schmalen, lanzettförmigen, länglichen und eyförmigen Blättern; foliis angustis, lanceolatis, oblongis, ovatisque. — b) Mit keilförmigen Blättern; foliis cuneiformibus. — c) Mit herzförmigen, ganzrandigen Blättern, foliis cordatis integerrimis. — d) Mit herzförmigen, gezähnten Blättern und einblümigen Blumenstielen, foliis cordatis, dentatis, pedunculis unifloris. — e) Mit herzförmigen, gezähnten Blättern und vielblümigen oder traubenartigen Blumenstielen, foliis cordatis,

dentatis, pedunculis multifloris vel racemosis. — f) Mit herzförmigen, dreispitzigen oder an der Basis eckigen Blättern, foliis cordatis, tricuspidatis vel basi angulatis. Es giebt von dieser Pflanzengattung weit über hundert Arten, von denen ich nur die vorzüglichsten, die auch hin und wieder in unsern Gärten gezogen werden, hier anführen will:

1) Gemeine Sida, Sammetpappel, Sida Abutilon, foliis subrotundo cordatis indivisis, pedunculis folio brevioribus, capsulis multilocularibus corniculis bifidis. Roy. lugdb. 349, Hort. cliff. 346. Althea Theophrasti, flore luteo. Bauh. pin. 316. Abutilon foliis tomentosis. Hall. Helv. nr. 1075. Engl. Common yellow Sida.

Die ganze Pflanze ist mit feinen weichen Haaren bekleidet und hat einen aufrechten, 3 bis 4 Fuß hohen Stängel, der nach der Verschiedenheit des Standortes oder des Bodens auch höher oder niedriger ist. Die ziemlich großen Blätter sind rundlich herzförmig, langgespitzt, gezähnt und gestielt. Die Blumen stehen einzeln in Blattwinkeln auf filzigen Stielen, die kürzer, als die Blattstiele sind; sie haben gelbe Kronenblätter und hinterlassen schwarze, behaarte Früchte. Die Kapseln sind abgestutzt, zweigrannig und dreisamig, und stehen oft zu funfzehn beisammen in einem Kreise. Das Vaterland ist Indien und Sibirien; auch findet man sie in der Schweiz wildwachsend. Man zieht sie in verschiedenen Deutschen Gärten als eine Zierpflanze aus Samen, den man an der bestimmten Stelle ins Land säet. Die Blüthezeit ist der July und der August.

2) Weiße Sida, Sida alba, foliis cordatis subrotundis, stipulis setaceis, axillis subtrispinosis. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 960. Malva bicornis, sanguisorbae folio villoso et glabro. Dill. elth. 214, t. 171, f. 210. Althaea rostrato. Pluk. alm. 26, t. 9, f. 3. Engl. White Sida. Das Vater-

land dieser Pflanze ist Ostindien. Sie gleicht der dornigen Sida, s. weiter unten, hat länglich-herzförmige, rundlich-stumpfe, gezähnte Blätter, borstenförmige Afterblätter, und winkelständige Blumenstiele, die so lang, als die Blattstiele sind. Die Blumen sind weiß, die Spitzen der Kronblätter purpurröthlich, die Staubfäden sind roth und die fünf Samenkapseln zweischnäbelig. Der Same wird ins Mistbeet gestreut und die Pflänzchen dann einzeln in Töpfe gesetzt und in Sommerkästen gestellt. Sie müssen aber in Mistbeeten, von denen man im Sommer die Fenster abnimmt, bis sie zur Blüte und zum Reifwerden des Samens herangewachsen sind, bleiben.

3) Elsenblättrige Sida, die Sammetpappel mit Erlenblätter, Sida alnifolia, foliis orbiculatis plicatis serratis. Hort. cliff. 336. Hort. ups. 200. Malvinda stellata alnifolia. Dill. elth. 215, t. 172, f. 211. Engl. Aldes leavd Sida. Diese Pflanze hat rundlich umgekehrt-eyförmige, gezähnte, an der Basis ganzrandige Blätter, viele winkelständige Blumenstiele, die kürzer, als die Blätter sind, und gelbe Blumen. Die Kapseln sind mit zwei hornartig hervorragenden Spitzen versehen und stehen zu 6 bis 7 beisammen. Vaterland und Kultur wie die weiße Sida.

4) Asiatische Sida, Sida asiatica, foliis cordatis indivisis, stipulis reflexis, pedunculis longioribus, capsulis multiloculatibus birsutis calyce brevioribus. Amoen. acad. 4. p. 324. Abutilon indicum, flore luteo minore, Fl. Zeyl. 520. Alceae affinis indica abutilon dicta. Pluk. phyt. 126. f. 5. Diese einjährige Pflanze hat Indien zum Vaterlande und blüht in unsern Gärten vom July bis August. Die Blätter sind länglich-herzförmig und gezähnt, die Afterblätter zurückgeschlagen. Die Blumenstiele, die länger, als die Blattstiele sind, stehen einzeln und sind einblumig; die kleinen Blumen sind gelb. Die abgestutzten, unbe-

wehrten, spitzigen, dreisamigen Kapseln stehen oft zu 20 beisammen in einem Kreise. Man behandelt die Pflanzen, wenn man sie in den Gärten ziehen will, wie die weiße Sida.

5) Baumartige Sida, die großblumige Sammetpappel, Sida arborea. Linn. Suppl. 307; Sida peruviana. Cavan diss. 1. p. 36. t. 7. f. 8. et diss. 5. p. 276. t. 130. Engl. The great flowerd Sida. Der Stamm dieser perennirenden Pflanze ist baumartig, aufrecht, und wie die rundlich-herzförmigen, gekerbten Blätter mit weichem Filze bekleidet. Die Afterblätter sind lanzettförmig, gefranzt, abstehend. Die Blumenstiele entspringen in den Blattwinkeln, sind einblümig, länger, als die Blattstiele, die Blumen ziemlich groß, glockenförmig, von gefälligem Ansehen; 13—15 abgestutzte, unbewehrte, vielsamige Kapseln. Das Vaterland ist Peru.

6) Eibischblättrige Sida, Sida althaeifolia. L'Herit. Stirp. 1. p. 112. Althaea flore luteo. Sloan. hist. 1. t. 136. f. 2. Engl. Marshmallow-leavd Sida. Diese perennirende Sidaart wächst im südlichen Jamaika und verlangt eine Stelle im Treibhause in der zweiten Abtheilung desselben. Der Stängel ist strauchartig, 2—3 Fuß und darüber hoch. Die Blätter sind gestielt, herzförmig, gezähnt, filzig; die Blumenstiele stehen oft einzeln, selten zu 2—3 beisammen, sind cylindrisch, filzig, einblümig, kürzer, als die Blattstiele. Die Blume ist feuergelb und hat 10—12 rundlich-zusammengedrückte, einsamige Kapseln.

7) Hainbuchenblättrige Sida, Sida carpinifolia. Linn. suppl. 307. Jac. ic. rar. 1. t. 135. Cavan. diss. 5. t. 134. f. 1. Sida planicaulis. Cavan. diss. 1. t. 3. f. 11. Der Stängel dieser Sida ist strauchartig, mit abstehenden, behaarten Zweigen versehen, die, wie die Blätter, zwei Reihen bilden. Die Blätter sind kurz gestielt, ey-lanzett-förmig, sägezäh-

nig; die Afterblätter borstenförmig, länger, als die Blattstiele. Die Blumen stehen in den Blattwinkeln oft zu vieren doldenartig beisammen auf kurzen behaarten Stielen, haben einen unbehaarten Kelch, gelbe Kronblätter und hinterlassen acht zweisamige Kapseln. Diese in Madeira wildwachsende Sidaart wird bei uns im Glashause überwintert. Die Blumen entwickeln sich vom Juny bis August, auch früher oder später.

8) Krause Sida, Sida crispa, foliis cordatis sublobatis, crenatis tomentosis, capsulis cernuis inflatis multilocularibus crenatis repandis. Loefl. it. p. 240. Abutilon vesicarium crispum, floribus melinis parvis. Dill. elth. 6. fsfs. Abutilon americanum. Mart. cent. 29. t. 29. Abutilon aliud vesicarium. Plum. ic. 15. t. 25. Der Stängel dieser einjährigen Pflanze ist filzig, nicht mit langen Haaren bekleidet; er trägt pfriemenförmige, abstehende Afterblätter und länglich-herzförmige, langgespitzte Blätter, davon die obersten ungestielt sind. Die Blumenstiele stehen einzeln in den Blattwinkeln, sind haarförmig, niedergebogen-hängend, länger, als die Blattstiele, die Kronblätter weiß, die Kapseln stumpf, zusammengedrückt, welche oft zu zwölfen beisammen stehen. Diese Art wächst in Carolina auf der Insel Providence, und blüht im Sommer. Den Samen säet man ins Mistbeet oder an der bestimmten Stelle ins Land.

9) Dornige Sida, Sida spinosa, foliis cordato-oblongis serratis, stipulis setaceis, axillis subspinosis. Hort. ups. 199. Alcea spinosa, sarpini folio. Comm. hort. 1. p. 3. Althaea carpini folio, flosculis luteis. Bocc. sic. 11. t. 2. Althaea virginiana bidens. Pluk. alm. 25. t. 9. f. 6. Engl. Thorny Sida. Man findet dtese Sidaart in Ostindien, im glücklichen Arabien, am Senegal, in Jamaika und Gujana; sie hat ey-lanzettförmige, undeutlich und herzförmige gezähnte Blätter, rundlich-herz-

förmige, stumpfe, unbehaarte Samenlappen, fast einzelne winkelständige Blumenstiele, oft dornige Blattwinkel, borstenförmige Afterblätter, welche länger, als die Blumenstiele sind, gelbe kleine Blumen und zweischnäbelige Kapseln. Man säet den Samen dieser Pflanze ins Mistbeet, setzt die daraus hervorsprießenden Pflänzchen in Töpfe und stellt diese in Sommerkasten, oder läßt sie auch in Samenbeeten stehen. Die Blütezeit ist der July und August.

10) Dreikantige Sida, Sida triquetra, foliis cordatis serratis subtomentosis, ramis triquetris. Sida trisulcata, caule trisulcato. Jacq. amer. 26. Engl. Triangular stalked Sida. Dieser in Südamerika einheimische Strauch wird ungefähr 3 Fuß hoch, seine Zweige sind dreikantig, fast filzig, die Blätter herzförmig, weich, undeutlich filzig, stumpf gezähnt und langgespitzt. Die Blumenstiele stehen einzeln in Blattwinkeln, sind einblumig, die Kronenblätter gelb, an der Basis purpurroth, die Staubfäden gelb. Die fünf Kapseln sind dreisamig, unbewehrt und abgestutzt.

11) Gefranzte Sida, Sida ciliatis, foliis ovalibus retusis serratis, stipulis linearibus ciliatis, seminibus muricatis. Amoen. acad. 5. p. 401. Malva minima supina. Brown, jam. 282. Malva minor supina. Sloan jam. p. 96. Diese Sida hat lanzettförmige, abgestutzte, gezähnte, an der Basis fast keilförmige Blätter, lienienförmige gefranzte Afterblätter, die länger, als die Blumen sind, einzelne rothe, fast ungestielte Blumen, und weiche, stachelige Kapseln. Diese nur niedrige, strauchartige Pflanze wächst in Jamaika, an sonnigen grasigen Orten; auch auf der Insel St. Domingo, und verlangt daher einen Stand im Treibhause oder im Sommerkasten.

12) Herzblättrige Sida, Sida cordifolia, foliis cordatis subangulatis serratis villosis. Malva bicornis, ballotes folio molli. Dill. elth.

211, t. 171. f. 209. Althea madera spatana, subrotundo folio molli et hirsuto multipilis. Pluk. alm. 25. t. 131. f. 2. Engl. Heart leav'd Sida. Der Stängel dieser einjährigen Sida ist behaart, 2—4 Fuß hoch, trägt herzförmige, fast eckige, sägezähnige, behaarte Blätter, und gelbe Blumen, mit behaarten Kelchen. Sie hat 7—10 zweihörnige Kapseln und wächst in Indien auf dem Kap. Den Samen säet man in's Mistbeet und die Pflanzen bleiben entweder in dem Samenbeete, wovon im Sommer die Fenster abgenommen werden, bis zur Blüte und Samenreife stehen, oder sie werden in's freie Land gesäet.

13) Aufgeblasene Sida, Sida vesicaria. Cavan diss. 2. p. 55. t. 14. f. 3. Eine ungefähr 3 Fuß hohe Pflanze, mit aufrechten, mehr oder weniger filzigen Blättern. Die Blätter sind herzförmig, einfach und fast dreilappig, in beiden Fällen langgespitzt, gezähnt, mit sehr feinem Filze bekleidet. Auf der Unterfläche ist sie blaßgraulich, und die Afterblätter sind sehr klein und abfallend. Die Blumenstiele stehen einzeln in Blattwinkeln, sind aufrecht, einblümig, länger, als die Blattstiele, unter der Blume oft mit einem Knoten oder Gelenke versehen. Die Kronenblätter sind gelb, die Kapseln aufgeblasen, unbewehrt, abgestutzt, fünffamig und stehen zu 10 bis 11 beisammen. Diese Pflanze stammt aus Mexico, variirt zuweilen mit blaßgelben oder weißen Blumen und wird in der zweiten Abtheilung eines Treibhauses überwintert.

14) Rautenförmige Sida, Sida rhombifolia, foliis lanceolato rhomboidibus serratis, axillis subbispinosis. Vir cliff. 68. Hort. cliff. 346. Malvinda unicornis, folio rhomboide perennis. Dill. elth. 216. t. 172. f. 212. Althea carpini folio, flosculis luteis. Bocc. sic. 11 t. 6.

f. 2. Alcea pernambucana, carpini folio. Moris. Hist. 2. p. 528. f. 5. t. 19. Der Stängel dieser Pflanze ist strauchartig und aufrecht. Die Blätter sind länglich-lanzettförmig, gezähnt, an der Basis keilförmig, ganzrandig, die Blumenstiele viel länger, als die Blattstiele, die Kronenblätter gelb, die Kapseln zweihörnig. Sie verlangt einen Platz in der zweiten Abtheilung eines Treibhauses, weil sie in Ostindien und Jamaika einheimisch ist.

15) Canarische Sida, Sida canariensis Willd. Sida alba Cavan. diss. 1. p. 22. t. 3. f. 8. Die Blätter sind eylanzettförmig, fast gleich breit, gezähnt und unbehaart. Die Blumenstiele stehen einzeln aufrecht, sind winkelständig und so lang, als die Blätter. Die Blumen sind weiß, mit purpurrothen Narben und 9—10 zweihörnigen Kapseln. Das Vaterland sind die Canarischen Inseln und die Ueberwinterung geschieht im Glashause.

16) Gelbliche Sida, Sida flavescens Willd. Sida prostrata. Cavan. diss. 1. t. 13. f. 3. Der Stängel dieser Pflanze ist strauchartig und die Blätter sind eyrund-herzförmig, stumpf, ungleichgezähnt und auf der Unterfläche mit gelblichem Filze bedeckt. Die Blumenstiele sind gehaart, oft zweiblumig und kürzer, als die Blattstiele. Die Blumen sind gelb und unbewehrt. Die Kapseln stehen zu fünf beisammen. Sie wächst an Felsen in Brasilien. Man pflanzt sie in einen Blumentopf, der auf dem Boden einige Zoll hoch, mit kleinen Steinen belegt und mit leichter Dammerde gefüllt wird. Die Ueberwinterung geschieht in der zweiten Abtheilung eines Treibhauses.

17) Wohlriechende Sida, Sida fragrans, L'Herit. Stirp. 1. p. 111. t. 53. Diese strauchartige Sida hat ungefähr 3 Zoll lange, tief herzförmige Blätter, deren Lappen langgespitzt sind und übereinander liegen. Die Blumenstiele sind drei- bis

viermal kürzer, als die Blattstiele und die fünf Kapseln sind einsamig nnd zweiborstig. Diese Pflanze wächst in Neu-Spanien und wird in der zweiten Abtheilung eines Treibhauses oder im Glashause überwintert.

18) Virginische Sida, glatte Napata, Sida Napaea, Cavan. diss. 5. p. 277, t. 132. f. 1. Napaea hermaphrodita, pedunculis nudis laevibus, foliis glabris, floribus hermaphroditis. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 965. Malva Virginiana, ricini folio. Herm. lugdb. 22, t. 23. Engl. Smooth Napaca. Diese perennirende Pflanze, welche in Virginien zu Hause gehört, wird in unsern Gärten im Freien gezogen und blüht vom July bis September. Sie treibt ästige, glatte, 4 bis 6 Fuß hohe Stängel und hat einen buschigen Wuchs. Die Blätter stehen wechselsweise, sind behaart, herzförmig; die untern handförmig, fünflappig, die obern meistentheils dreilappig, die Lappen langgespitzt, gezähnt. Die Blumen sind winkelständig, länger als die Blattstiele, nackt; sie tragen drei, vier oder mehrere gestielte, doldentraubenartig geordnete, weiße, zuweilen in's Violette spielende Blumen, die unbewehrte, langgespitzte Kapseln hinterlassen. Die Vermehrung geschieht durch Samen und durch Zertheilung.

Von den oben angeführten Sidaarten werden die meisten als Zierpflanzen in den Lustgärten unterhalten. Der Doctor Dietrich zu Eisenach hat in dem dortigen Großherzoglichen Garten von 115 Sidaarten 61 Arten cultivirt, welche theils im Sommer, theils in den ersten Monaten des Herbstes Blüten und Samen getragen haben. Die Kultur derselben ist nur leicht, weil sie alle aus Samen ohne Mühe zu erziehen sind, welcher in unsern Gärten, wenn die Pflanzen in Rücksicht auf Standort und Boden eine gute Behandluug genießen, vollkommen reif wird. Der Same wird in ein warmes Mistbeet

gesäet und man setzt die jungen Pflanzen hernach, wenn sie einige Zoll hoch sind, an den Ort ihrer Bestimmung. Die Sträucher und perennirenden Arten, welche in beiden Indien zu Hause gehören, pflanzt man einzeln in Töpfe, in ein lockeres nahrhaftes Erdreich, und stellt sie ins Treibhaus. Auch die einjährigen, in warmen Ländern einheimischen Arten verlangen zur Entwickelung und Ausbildung ihrer Blüten und Samen einen warmen Standort, und gedeihen daher am besten im Sommerkasten, doch wachsen auch manche sehr gut im Freien. Die perennirenden Kappflanzen nehmen mit Durchwinterung im Glashause vorlieb, und dürfen im Winter nicht oft und viel begossen werden. Wenn die Wurzeln den Erdballen durchwebt, und sowohl an den Wänden, als auf dem Boden des Topfes sich angehäuft haben, so werden die Pflanzen mit dem Erdballen in größere Gefäße gesetzt, und die Zwischenräume mit frischer Erde ausgefüllt. Uebrigens müssen die versetzten Pflanzen, besonders wenn man sie aus dem Samenbeete hebt, einige Tage beschattet werden. Die Kultur der perennirenden, im Freien ausdauernden Arten fordern wenigere Umstände; denn man vermehrt sie durch Samen und durch Zertheilung. Die Namen der übrigen, oben nicht abgehandelten Sidaarten findet man in folgendem Werke abgehandelt:

Dietrichs Lexicon der Gärtnerei und Botanik ꝛc. 9r Bd. Berlin, 1809, S. 155 u. f.

Sie wachsen in Südamerika, werden bei uns nur in botanischen Gärten gezogen und erhalten die oben am Schlusse des Artikels Sieda angeführte Kultur.

Sieda (Asiatische), s. oben, S. 3.
— (aufgeblasene), s. das., S. 7.
— (baumartige), s. das., S. 4.
— (Canarische), s. das., S. 8.
— (dornige), s. das., S. 5,
— (dreikantige), s. das., S. 6.

Sieda, (Eibischblättrige), s. oben, S. 4.
— (Elsenblättrige), s. das., S. 3.
— (gefranzte), s. das., S. 6.
— (gelbliche), s. das., S. 8.
— (gemeine), s. das., S. 2.
— (Hainbuchenblättrige), s. das., S. 4.
— (herzblättrige), s. das., S. 6.
— (krause), s. das., S. 5.
— (rautenförmige), s. das., S. 7.
— (Virginische), s. das., S. 9.
— (weiße), s. das., S. 2,
— (wohlriechende), s. das., S. 8.

Siede, in der Landwirthschaft, dasjenige Futter des Viehes, welches mit heißem Wasser eingebrannt oder eingebrühet wird, ehe man es dem Viehe giebt; es besteht aus Heckerling, geschnittenem Futterstroh und Grummet, gestampften Rüben, Möhren, Krautstängeln, Blättern und dergleichen Abgängen von Küchengartengewächsen. Man giebt es dem Rindviehe, besonders den Kühen, in den Ställen. In den Städten mischen die Viehmäster dergleichen zerstampfte Feldfrüchte und Abgänge von Gartengewächsen unter den Branntweinstrank, und geben es den Milchkühen. Von solchem, mit heißem Wasser angebrannten Futter oder Siede giebt das Rindvieh bessere Milch und daher auch schmackhaftere Butter, als wenn man denselben kein warmes Futter und Getränk giebt. In einigen Gegenden wird dieses Futter auch das Gesott genannt. Beide Benennungen stammen von dem Zeitworte sieden her, weil dieses Futter, wie schon oben angeführt worden, mit siedendem Wasser angebrühet wird.

Siedebottich, s. Siedefaß.

Siedefaß, Siedebottich, Gesottbottich, in der Landwirthschaft, ein großes Gefäß von Böttcherarbeit, worin dem Rindvieh, die Siede eingemacht wird.

Es ist oben weiter, als unten am Boden, und hat seinen Platz am besten im Kuhstalle unter einem ordentlichen Brodenfang und Brodenröhre. Man nimmt dazu auch große steinerne Tröge, und läßt dergleichen Gefäße von Böttcherarbeit mit eisernen Reifen beschlagen oder belegen, damit sie bei dem täglichen Gebrauche nicht gleich so sehr abgenutzt werden können.

Siedehütte, derjenige Theil einer Alaun- oder Salpeterhütte, wo die Lauge in bleyernen Kesseln eingesotten wird, zum Unterschi.de von der Laugehütte; s. unter Salpeter und Alaun.

Siedekasten, in der Landwirthschaft einiger Gegenden, ein Name der Futterbank, worin das zur Siede bestimmte Futter geschnitten wird; die Häkkerlingsbank.

Siedekunst, diejenige Kunst, durch welche man vermittelst des Siedens und Abdampfens gewisse Salze aus den Laugen herausbringt, als Küchensalz, Alaun, Salpeter, Vitriol oder Schwefelsäures Eisen u. s. w.; s. die genannten Artikel.

Siedel, in der Haushaltung, ein langes verdecktes Behältniß in Gestalt einer Bank mit einer schmalen Lehne, in welches man sogleich allerhand Gegenstände aus den Händen legen und verwahren kann, welches man gewöhnlich in den Stuben gemeiner Leute in einigen Provinzen des nördlichen Deutschlands antrifft. Ueberhaupt bedeutet dieses Wort, nach Adelung, 1) ein Ort, worauf man sitzt, oder vielmehr der Gegenstand, welcher zum Sitzen dient, als ein Stuhl oder Sessel, ein Sattel u. s. w., welche Benennung im südlichen Deutschland gehört wird. — 2) Ein Wohnhaus auf dem Lande mit den dazu gehörigen Grundstücken, ein Landgut, Landsitz; auch im südlichen Deutschland. Daher werden noch in vielen Gegenden freie Bauernhöfe, die keine Frohendienste verrichten dürfen, Siedehöfe und Sattelhöfe

genannt, — 3) Der Ort, wo sich ein Ding auf eine dauerhafte Art befindet, der Sitz, auch nur im südlichen Deutschland. Der Mund ist ein Siedel der versuchenden Kraft der sel, Buch der Natur 1483. Die Siedel des Gehördes ist gegen den hintern teyl des Hauptes, eben daselbst; siehe Land-Siedel.

Nach dem vorher erwähnten Schriftsteller stammt das Wort Siedel vermittelst des Suffixi-el von dem veralteten seden, sieden her, dessen Intensivum das heutige sitzen ist, damit sind Sessel und Sattel genau verwandt. Die Ableitungen siedeln, seinen dauerhaften Aufenthalt an einem Orte haben; der Siedler, welcher seinen dauerhaften Aufenthalt an einem Orte hat; die Siedeley, ein solcher Ort, sind im Hochdeutschen theils nur in Zusammensetzungen üblich, als z. B. Einsiedler, Einsiedeley, theils kommen sie auch in Gedichten vor; in der Umgangssprache sind sie aber nicht mehr gebräuchlich.

Siedeley, s. den vorhergehenden Artikel.

Siedelhof, s. daselbst. In einem alten Gedichte auf den heiligen Anno ist Sedilhove in weiterer Bedeutung die Residenz.

Sieden, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches eigentlich den zischenden Laut nachahmt, welchen ein, in eine innere Bewegung gebrachter, flüssiger Körper von sich giebt. Es ist in doppelter Bedeutung üblich. — I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung mit dem Hülfsworte haben, diesen zischenden Laut von sich geben, und in weiterem Verstande, in der inneren Bewegung befindlich seyn, mit welcher dieser Laut verbunden ist. Er macht, daß das tiefe Meer seudet (siedet) wie ein Töpfen, Hiob 41, 22. Besonders, wenn ein flüssiger Körper durch ein unter ihm oder auf allen Seiten angebrachtes Feuer zu einem solchen mit

Zischen verbundenen Aufwallen gebracht wird, nemlich: das Wasser siedet, hat gesotten. Siedend heiß, da es denn auch häufig theils von den in dem flüssigen Körper befindlichen festern, theils auch von dem Gefäße gebraucht wird. Die Fische sieden schon. Das Fleisch hat noch nicht gesotten. Der Topf, der Kessel siedet. Sieden drückt eigentlich, wie schon oben bemerkt worden, den zischenden Laut aus, der das Aufwallen begleitet; man braucht es daher nur in solchen Fällen, wo dieser Statt findet; setzt man nun das Feuer fort, so fängt der flüssige Körper an zu kochen, das ist, einen dumpferen Laut von sich zu geben. Fische, Krebse, Eyer u. s. w. kochen daher nicht, sondern sieden nur. Man pflegt in der Umgangssprache sehr häufig kochen und sieden mit einander zu verwechseln oder sie für gleichbedeutend zu halten, und pflegt daher sowohl in dieser neutralen, als in der folgenden thätigen Bedeutung in der anständigern oder höhern Schreibart lieber sieden, als kochen zu gebrauchen, welches Letztere in der Sprache des gemeinen Lebens am gangbarsten ist; s. den Art. Kochen, Th. 42, S. 220 u. f. — II. Als ein thätiges Zeitwort, das zischende Aufwallen durch Hülfe des Feuers hervorbringen, und in noch weitern und häufigern Verstande, auf solche Art zubereiten; daher sagt man Fische sieden; Eyer sieden, Seife sieden; Alaun, Salpeter, Salze, Thran, Aether, Silber, Vitriol u. s. w. sieden. — Wie das Sieden geschieht, ist unter Kochen, Theil 42 angeführt worden, so wie auch bei den verschiedenen Artikeln, die durch das Sieden gewonnen werden, wie Salz, Salpeter, Silber, Vitriol u. s. w. das Nöthige darüber gesagt worden und werden wird.

Siedeofen, kann man einen jeden Ofen nennen, worin man Etwas siedet und der eine solche Einrichtung

dazu erhalten hat. Im eigentlichen Verstande versteht man aber darunter den Ofen in den Münzstätten, worin die Münze weiß gesotten wird. Er ist von gebrannten Steinen aufgeführt, 3 Fuß 6 Zoll lang ins Gevierte und 1 Fuß 3 Zoll hoch; er ist mit einer Eisenplatte belegt. S. auch unter Münze und Münzwissenschaft, Th. 97.

Siedepfanne, bleyerne, kupferne auch eiserne Pfannen oder Kessel, worin verschiedene Laugen und Salze gekocht und kristallisirt werden, z. B. in den Vitriol-, Alaun-, Salpeter- u. s. w. Hütten, in den Salzsiedereyen u. s. w. Man nennt sie auch Gutpfanne. Die bleyernen Pfannen zum Vitriolsieden sind 8 Fuß lang und breit, und 2 Fuß tief. Man sehe die Artikel Salz und Salzsiederey, Salpeter, Alaun u. s. w. nach, in welchen Artikeln man diese Pfannen beschrieben findet.

Sieder, eine Person, welche siedet, in großen Siedereyen und chemischen Fabriken dieses Geschäft verrichtet, daher die Benennungen Seifen-, Salz-, Salpeter-, Thran-, Vitriol- u. s. w. Sieder. Was die Eigenschaften und Beschäftigungen eines Siedes anbetrifft, so findet man solches in den oben angeführten Artikeln erwähnt.

Siederey, der Ort oder die Anstalt, wo eine Waare durch Sieden zubereitet wird, daher die Benennungen Alaun-, Vitriol-, Salz-, Salpeter-, Seifen-, Thran- u. s. w. Siederey, wofür man in vielen Fällen auch nur das einfache Wort gebraucht. Die Einrichtung einer Siederey findet man unter den oben angeführten Artikeln beschrieben.

Siedeschale, in der Münze, die Schale, worin die Münze im Siedeofen weiß gesotten wird. Es ist eigentlich ein flacher, kupferner Kessel mit zwei Handgriffen, welche im Einsetzen in das Ofenloch

über demselben bleiben; s. im Art. Münze und Münzwissenschaft, Th. 97.

Siedland, Siedländereyen, die niedrigen Gegenden in einer Sielacht.

Sieg, die Handlung, der Zustand, da man seinen Gegner in einem Wettstreite überwindet. Dieses Ueberwinden, Siegen, kann nun real und verbal geschehen; real z. B. bei oder in den Kampfspielen der Alten, wenn ein Krieger den andern besiegte oder über denselben den Sieg davon trug, und dann im Kriege, wo ein Heer das andere, entweder durch überlegenen Muth und Tapferkeit, oder durch List, oder durch Uebermacht besiegt oder über dasselbe den Sieg davon trägt; daher die Ausdrücke: den Sieg erhalten, erfechten, davon tragen. Den Sieg über Jemanden erfechten. Ein blutiger Sieg, wenn dabei viel Blut vergossen worden. Der Sieg blieb lange zweifelhaft. Den Sieg in Händen haben. Die dichterische Schreibart macht mit diesem Worte allerlei Zusammensetzungen. Mit sieggewohnter Rechte, Raml. Siegprangend u. s. w. Verbal, den Sieg in einem Rechtsstreite, in einem Prozesse davon tragen, wenn man den Prozeß gewinnt. Den Sieg über Meinungen gewinnen u. s. w., u. s. w. Was die allegorische Darstellung des Sieges, so wie andere auf Sieg Bezug habende Gegenstände betrifft, so sehe man darüber die unten folgenden Artikel Siegesgöttin, Siegesmähler, Siegeszeichen u. s. w. nach.

Der Sieg, als Folge eines Gefechtes oder einer Schlacht, ist nur dann als vollständig und wirklich zu betrachten, wenn mit der Niederlage des Feindes auch für uns wichtige Vortheile verbunden sind. Wenn daher ein Sieg gewonnen worden, so muß

der Sieger auch denselben zu benutzen verstehen; es ist daher nöthig, den Feind, den Besiegten, unabläßig zu verfolgen, damit er nicht sobald zu Athem kommen kann. Man verhindert dadurch, daß er sich sammeln kann, unter welcher Zeit sich die eigenen in der Schlacht engagirt gewesenen Corps, sich nun wieder sammeln und mit erneueter Kraft dem Feinde die Spitze bieten können, wenn er einen neuen Angriff wagen sollte.

Siegel, Sigillum; Franz. le Cachet, le Sceau; Engl. the Seal, der Abdruck, welcher mit dem Pitschafte in eine weichgemachte Materie, als Siegellack, Siegelwachs und Oblaten gemacht wird, und wodurch nicht nur die Briefe und Gepäcke verschlossen werden, sondern auch gerichtliche Dokumente, Diplome und andere Schriften eine größere Gültigkeit erhalten; ja ein solches Siegel giebt völligen Glauben, auch ohne Unterschrift; daher man verschiedene Briefschaften nur mit einem aufgedruckten Siegel findet. — Die Siegel sind auf die alten Siegelringe gefolgt, und geben viele Gelegenheit zu Untersuchungen; entweder von Seiten des Namens oder Wappens, der Materie und der Farben, oder von Seiten der Form. Diese Dinge sind in der Diplomatik, so wie in der Alterthumskunde nicht gleichgültig zu betrachten. Meistens findet man sie nur in gewissen Zeiten, bei gewissen Personen und bei gewissen Arten von Diplomen. Die Stempel und die Bänder der Siegel, die sich so oft verändern, geben noch einen reicheren Stoff zu Untersuchungen. Was die Form der alten Siegel betrifft, so ist dieselbe sehr verschieden. Einige sind ganz-oval- und länglichrund, und dieses sind die gemeinsten; die andern, nur selteneren, sind dreieckig, wie die kleinen Wappenschildchen, viereckig, achteckig, rautenförmig, sechseckig, fünfeckig, und auch von unregelmäßiger Figur. Auch bei der Befestigung der Siegel bemerkt man eine große Verschiedenheit; denn einige sind fest

aufgemacht, andere hängen herab. Die ersten sind gemeiniglich ganz rund, die andern dagegen oval oder länglich, und zugespitzt. Doch diese Regel hat viele Ausnahmen, weil man fest aufgemachte Siegel findet, welche eyrund sind, als die Siegel des Stephans von Metz vom Jahre 1136, und von Albert, Erzbischof zu Trier, vom Jahre 1149. Man gewahrt dagegen hängende Siegel, die ganz rund sind, als die Siegel Kayser Heinrich des Sechsten, vom Jahre 1192; des Rathhauses zu Toul, vom Jahre 1300; der Probstei zu Pont a mousson vom Jahre 1469 u. s. w. Die alten Siegel der Französischen Könige waren ursprünglich nur sehr klein, weil sie nur in Ringen waren; sie hatten nämlich keine andern Stempel, als den königlichen Ring. Nach der Zeit sind sie aber größer geworden, und schon unter dem dritten Stamme beträchtlich, nachdem die großen Buchstaben der Nachschrift und auf die Siegel gegrabenen Bildnisse einen größeren Raum erforderten. Vorzüglich zeichneten sich die Karolingischen Könige durch die Pracht und Größe ihrer Siegel aus, sowohl das eine, wie das andere erreichte im 14. und 15. Jahrhunderte die höchste Stufe. Auch die Herzöge von Lothringen und Bar bedienten sich im Jahre 1544 der großen Siegel. Das große Siegel der Könige in Frankreich, welches der Kanzler in Verwahrung hat, hat 4 Zoll im Durchschnitt. Die Siegel der Parlaments-Kanzley waren viel kleiner, und die Siegel der Präsidenten und anderer königlichen Justizbeamten sind noch kleiner. Die Größe des Siegels richtet sich also nach dem Stande dessen, der es führt. Dieser äußerliche Unterschied wurde in Frankreich auch in Ansehung der Siegel der Königin, der Königlichen Kinder, der Prinzen vom Geblüte, welche auch ihre Kanzley haben, beobachtet. In Deutschland sind die alten Siegel viel kleiner, als in den letzten Jahrhunderten. Unter Kaiser Karl dem Fünften hatten sie nur 3 Zoll im Durchschnitte, und unter seinem Nach-

folger Ferdinand hatten sie schon fünf. Die Siegel der andern Herren der Kirchen, Klöster und Gemeinheiten waren jederzeit, nachdem ihr Stand, von dem Stande des Oberherrn mehr oder weniger verschieden war, größer oder kleiner. In Absicht auf den Inhalt der zu besiegelnden Sachen, haben die Kayser zwei Arten von größeren Siegeln gehabt. Das Eine wurde nur zu außergerichtlichen, das ist, Staats-, Gnaden- und dergleichen Sachen gebraucht, das andere aber zu gerichtlichen Sachen. Die erste Art war das sogenannte Majestäts-Siegel, welches am Ende der Urkunden mittlerer Zeiten so oft gedacht wird, und über dessen Beschreibung und Bestimmung die Gelehrten unter sich nicht einig sind. Den Namen hat es ohne Zweifel daher erhalten, weil auf demselben der Kaiser auf seinem Throne sitzend und die Reichskleinodien in Händen haltend dargestellt wird, welches man auf den Kaiserlichen Siegeln zu gericht- und rechtlichen Sachen nicht erblickt, nämlich in älteren Zeiten, da in neueren zu Staats-, Gnaden- und Rechtsachen einerlei Siegel gebraucht wird; auch sind in neueren Zeiten verschiedene vormals unbekannte Arten von größeren Kaiserlichen Siegeln aufgekommen; das größeste derselben wird jetzt das Majestätssiegel genannt, zum Unterschiede des auch großen, aber gemeinen Kanzleysiegels. Dergleichen Unterschiede der Siegel waren nicht nur am Kaiserlichen Hofe, sondern auch außer demselben üblich. So z. B. hatte die Reichsstadt Frankfurt verschiedene Arten von Siegeln zu den wichtigern Sachen, ad causas, oder zu gemeinern und zu gerichtlichen Sachen, und endlich noch insbesondere zu den Contracten gehabt und hat sie auch noch. — Was die Kaiserlichen Siegel, welche in älteren Zeiten zu den Rechtssachen gebraucht worden, anbetrifft, so führt darüber der Reichs-Hofrath Freiherr von Senkenberg in seinen Meditationibus, Jus publicum, privatum et Historiam concernentibus Fasciculo 2. p. 332

seq. des Kaiser Friedrichs des Zweiten Satzung von Jahre 1235 an, in welcher der Kaiserlichen Hofrichter Siegel gedacht wird; §. 12 beschreibt er das Siegel eines Hofrichters Kaiser Ludwigs des 4., und §. 13 eines Kaiser Karls des 4., dessen Siegel er zugleich in Kupfer vorstellt, und dabei unter andern meldet: Das Siegel dieses letzteren Kaisers und Römischen Königs stellt ihn mit dem Zepter und Schwerdte vor, indem des Ersteren erscheint der Kaiser mit dem Reichsapfel. Die Könige immerwährend stehend, welche zuweilen auch zu sitzen pflegen. §. 14 beschreibt und stellt der genannte Schriftsteller in Kupfer die Siegel zweier Hofrichter unter Kaiser Wenzeln dar, das eine ohne, das andere mit einem Rücksiegel, von welchem er schreibt: Keiner von beiden ist von dem andern verschieden, nicht allein in der Gestalt, als auch in der Inschrift. Die ganze Verschiedenheit besteht nur in dem größeren oder kleineren Durchmesser. Auf beiden Seiten steht der König, in der einen Hand das Schwert, in der andern den Reichsapfel haltend, mit der dreiseitigen Krone und der Inschrift: Sigillum judicis curie Wenceslai Dei gratia Romanorum Regis semper Augusti et Boemie Regis. §. 15 werden die Siegel der Hofrichter des Kaisers Ruprechts und Friedrich des Dritten oder Fünften beschrieben. §. 16 wird von den Haupt- und Rücksiegeln, wie auch von dem Gebrauche der größern und kleinern Siegel gehandelt; und §. 17 und 18 wird endlich untersucht, in welchen von der Regel ausgenommen gerichtlichen Fällen das eigentliche Kaiserliche Siegel oder das Majestätssiegel gebraucht worden sei.

Was die Kaiserlichen Siegel betrifft, welche in den Angelegenheiten des Landfriedens gebraucht worden, so ist davon kaum irgendwo eine Spur anzutreffen, nur merkt der verstorbene Regierungs-Rath Datt*) an,

*) de pace publ. Lib. 1, cap. 5. num. 35. p. m. 31.

daß Kaiser Ludwig der Vierte in einer von ihm ausgestellten, den Landfrieden betreffenden Urkunde sich eines größeren wachsernen Siegels mit der Umschrift: Juste judicate Filii Hominum, bedient habe; dieses Siegel habe er aber auch bei Gelegenheit des im Jahre 1341 mit dem Könige von Frankreich getroffenen Bündnisses gebraucht. Die Landfriedenssiegel waren eigentlich keine unmittelbare und eigentliche Kaiserliche Siegel, sondern der Kaiser ließ nur um des mehreren Ansehns und Nachdrucks Willen geschehen, daß man sich seines Namens und Siegels bediente, auf eben die Weise, wie späterhin das nun aufgehobene Kaiserliche Reichs-Kammergericht Alles unter Kaiserlichem Namen und Siegel ausfertigte, und wie der Kaiser hier und dort Reichshauptleute bestellte, die den Landfrieden handhaben sollten und bei einer entstehenden Unruhe das Reichspanier fliegen lassen durften*). Bei dem silbernen Landfriedenssiegel ist niemals üblich gewesen, daß man in irgend einer Urkunde das Metall, woraus der Stempel eines in Wachs abgedruckten Siegels bestanden, gedacht hätte. Da hingegen ist bekannt, daß wenn ein Siegel nicht aus Wachs, sondern aus Metall besteht, solches zu Ende der Urkunde angemerkt zu werden pflegt, wie solches von den Kaiserlichen goldenen Bullen bekannt ist. Einige Schriftsteller wollen aber nichts von dem Gebrauche eines massiven silbernen Siegels in Deutschland wissen; denn da der Landsiegel zuweilen nur gewisse Gegenden betraff, so ist auch zu vermuthen, daß sich die besonderen Landfriedensrichter auch ihrer besonderen Siegel bedient haben, wenigstens ist jeder derselben durch ein Kennzeichen von dem andern unterschieden gewesen. Man findet über diesen Gegenstand in des Director Kaisers Dissertation de Judicis Pacis in Imp. Rom. germ. Aufschluß, worin er von dem Landfriedenssiegel §. 21 sagt: Prae-

*) v. Thucelii Elect. Jur. publ. curios. p. 144.

terea Judices Pacis singulari Sigillo Jurisdictionis, quod das Landfriedenssiegel vocatum; et Imperiali Sigillo plerumque non absimile fuit gaudebant etc. Man hat zwar auch hin und wieder Originalabdrücke, Kupferstiche und Beschreibungen von Kaiserlichen Siegeln und Kaiserlichen Landfriedenssiegeln, indessen verdient doch der Originalstempel eines solchen Siegels eine besondere Aufmerksamkeit für den Liebhaber der deutschen Alterthümer und der Diplomatie. Man hat denselben im Würtembergischen, bei der Stadt Giengen auf dem Ackerfelde gefunden, der Staatsamtmann und Verwalter des benachbarten Herzoglich-Würtembergischen Klosters Königsbronn hat ihn an sich gebracht, und dem Herrn Johann Jacob Moser und von demselben ist er der Königlichen Bibliothek zu Hannover überlassen worden. Der Stempel ist von Messing und noch sehr gut erhalten. Die Umschrift, welche das Mehrere an die Hand giebt, ist mit sogenannter Mönchsschrift, und lautet: S. (Sigillum) Pacis. Per Dnm (Dominum) Wenceslaum Romanorum et Boemie. Regem. Ordinate. Da nun bekannt ist, daß Kaiser Wenzel im Jahre 1389 zu Eger einen allgemeinen Landfrieden hat anbefehlen lassen, welches bis auf die neueste Zeit gerechnet, über 400 Jahre beträgt, so ist also dieser Stempel so viel alt, oder doch nicht viel weniger, weil er etwas später verfertiget worden. Kaiser Wenzel erscheint darauf, wie auf dem Siegel der Kaiserlichen Hofrichter, stehend. In der rechten Hand hält er das Schwerdt mit der Spitze quer über den Leib; in der linken ausgereckten Hand hält er den Reichsapfel. Auf dem Haupte ist die Krone mit den drei großen und drei kleinen Spitzen, welche sich mit Kreuzen oder Rosen und Lilien endigen. Der Mantel und die übrige Kleidung fallen sehr deutlich in die Augen, so wie auch sein bekannter dicker Leib sehr natürlich und sehr erhaben vorgestellt ist. Zu beiden Seiten des Hauptes sind zwei Wappenschilde;

der eine zur Rechten, mit dem einfachen Reichsadler, der andere zur Linken, mit dem gekrönten Böhmischen Löwen mit doppeltem Schwanze. Der leere Raum des Siegels ist mit schöner Zierrath ausgefüllt. Zu unterst zeigt sich noch, wo der Leib des Kaisers aufhört, ein Fisch, welches Zeichen wahrscheinlich das Unterscheidungszeichen dieses Landfriedenssiegels von andern dergleichen ist. Was das Zeichen aber eigentlich bedeutet, ist schwer zu sagen. Bekanntlich waren zu den Zeiten des Kaisers Wenzel verschiedene Gesellschaften, die zum Theil von Thieren den Namen entlehnten, z. B. die Löwengesellschaft; und im Jahre 1484 florirte in Schwaben eine Gesellschaft von Grafen, Rittern und Knechten vom Fisch. Es ist nun möglich, daß solche zu Kaiser Wenzels Zeiten auch schon gewesen und sie sich dieses als ihres eigenen Landfriedensiegels bedient habe. Endlich hat dieser Stempel eine, aus gleichem Metalle auf besondere Weise abgesetzte Handhabe, durch welche ein Loch geht, sich aber auf derselben Anzeigen finden, daß dieser Stempel mehrere Male gebraucht sein müsse.

Was die Materie betrifft, woraus die Siegel bestehen, so wird, unter Siegellack, das Nöthige davon gesagt werden. Hier nur noch soviel, daß auch Gold, Silber und Bley Materien sind, worauf die Siegel geprägt worden, die den Diplomen, Bullen oder andern öffentlichen Papieren den letzten Grad von Glaubwürdigkeit verschaffen mußten. Der goldenen Siegel haben sich beinahe ganz allein die unumschränkten Fürsten und Herren bedient; sie waren nach den verschiedenen Jahrhunderten größer oder kleiner. Das Kapitel der berühmten Kirche des heiligen Martins zu Tours verwahrt zwei Siegel oder goldene Bullen von Ludwig dem Frommen und Karln dem Kahlen, die nicht größer sind, als die Französischen 24 Sousstücke. Die Kirche von Toul besitzt auch eine goldene Bulle, die an einem Diplome Kaiser Friedrichs des Zweiten vom Jahre 1225

befestiget ist. Das Diplomen bestätiget die Privilegien der Kirche. Das Siegel hat 19 Linien im Durchschnitt; auf der Vorderseite ist der Kaiser vorgestellt, auf einem Throne oder Lehnstuhle mit einem Fußtritte sitzend, einen Scepter in der rechten Hand, der mit einem doppelten Kreuze geziert ist, und in der linken einen Reichsapfel mit einem einfachen Kreuze. Die Umschrift des Hauptgepräges ist folgende: ✝ FRIDERIC 9. DI GRA. ROMANORV. IMPATOR. SEP. AUG. und in dem kleinen untern Zirkel ST. 9 (als die Endsylbe des Wortes Augustus) REX SICILIAE. Die Rückseite stellt ein Stadtthor von Rom mit dieser Umschrift vor: ✝ ROMA CAPUT MUNDI REGIT ORBIS FRENA ROTUNDI. (Bei der Abkürzung bediente man sich damals nur des Mitlauters V, und einiger anderer ineinander geschlungener Buchstaben.) Das Siegel ist mit rothen und gelben seidenen Schnüren befestiget und hat viele Aehnlichkeit mit demjenigen, wovon der Geschichtschreiber Matthias Paris redet (adannum 1229). Die Kirche zu Lyon rechnet unter ihre kostbarsten Monumente zwei Diplome vom 12ten und 13ten Jahrhunderte von dem Kaiser Friedrich dem Ersten und Friedrich dem Zweiten, da die Stadt Lyon noch kaiserlich war; an diesen Diplomen hingen goldene Siegel, wie an den Urkunden der Kirche zu Toul.

Das goldene Siegel, welches mit ledernen Riemen an einem Diplome Kaiser Karls des Vierten befestiget ist, und auch die Bestätigung der Privilegien des Rathhauses zu Toul betrifft, hat 27 Linien im Durchschnitt, und gleicht vollkommen der goldenen Bulle vom Jahre 1356. Wie schon oben bemerkt worden, sollen sich nur unumschränkte Herren, Kaiser und Könige, der goldenen Siegel bedient haben; allein es giebt auch Fälle, wo auch nicht unumschränkte Fürsten und Herren sie gebrauchten, wie z. B. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Vertheidiger der Stadt Metz, welcher sein goldenes Sie-

gel an die öffentlichen Briefe hängen ließ, die er den Benedictinermönchen des heiligen Arnulf's ertheilte, als die Stadt von Karln dem Fünften belagert ward. Sie enthielten Gründe, warum die Kirche und das Kloster dieser Königlichen Abtei niedergerissen werden mußten, und daß die Reliquien und andere Gegenstände, auch die Gräber fürstlicher Personen von Frankreich, die in dieser Abtei des heil. Arnulfs befindlich waren, mit Feierlichkeit in die Kirche der Predigermönche gebracht werden sollten, und ihr Haus sollte in eine neue Wohnung der Benediktiner verwandelt werden. Das Siegel ist mit leinenen und seidenen Schnüren befestiget, hat 2 Zoll im Durchschnitt und ist 3 Linien dick. Es ist, obgleich hoch, schwer, nicht geprägt, sondern gegraben und eingeschmelzt. Auf der einen Seite erscheint der Prinz, als der Befreier in voller Rüstung, den Degen in der Hand, den Schild auf der Brust, auf einem geharnischten Pferde sitzend. Die Umschrift ist Französisch: Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Pair von Frankreich; auf der Rückseite erblickt man das vollkommene Lothringische Wappen, darauf die Herzogliche Krone mit dem Ordensbande des heil. Michaels. — Die silbernen Siegel sind sehr selten; die bleyernen findet man hin und wieder an den Urkunden der Bischöfe; so fand le Moine bei einer Einrichtung der Archive der Grafen von Lyon viele bleyerne Siegel der Bischöfe von Lyon vom Ende des 12. bis zu Anfange des 14. Jahrhunderts. Die alten Aebte des Ordens des heiligen Rufus', wovon der Hauptsitz zu Valance im Delphinat war, hatten ihre Siegel um das 13. Jahrhundert von derselben Materie. Die Akten der Constanzer Kirchenversammlung waren auch mit Bley gesiegelt. Die Römische Kanzlei soll bleyerne Siegel im Gebrauche gehabt und auch noch haben. Die Könige von Frankreich sollen sich niemals der bleyernen Siegel bedient haben. Auch Privatpersonen haben sich der bleyernen Siegel be-

dient, so führt der D. Vaissette eine Urkunde des Raimunds von St. Gillgen, Grafens von Toulouse vom Jahre 1088 an, welche ein bleyernes Siegel gehabt. — Das Wachs war allein zu allen Zeiten, sowohl bei Fürsten, als Privatpersonen, die gewöhnlichste Materie der Siegel; nur bei alten Siegeln ist es nach vielen Jahrhunderten hart, trocken und spröde geworden, und läßt sich zerreiben. Ein fetteres und ein zäheres Wachs giebt eine neuere Zeit zu erkennen; daher muß man bei dem Erkennen der alten Siegel aus Wachs genau hierauf merken. Ein noch frisches Wachs an einem alten Documente befestiget, erregt, nach D. Taßin, den Verdacht, daß man es betrügerisch von einem Documente weggenommen, und an ein andres geheftet oder gemacht habe, und so auch umgekehrt. — Was die Farben der Siegel anbetrifft, so sehe man den Artikel Siegellack weiter unten, darüber nach. —

Die Umschriften auf den Siegeln verdienen auch betrachtet zu werden. Die Umschriften auf den Siegeln der Päbste, welche, wie schon oben angeführt worden, immer von Bley waren, sind sehr lakonisch. Ueber den Häuptern des heiligen Petrus und des heiligen Paulus lieset man folgende Umschrift mit Buchstaben: **S. P. A. S. P. E.**, **Sanctus Paulus, Sanctus Petrus.** Nach Einigen soll Pabst Sixtus der Vierte, der Erste gewesen seyn, der diese Buchstaben anders gesetzt hat. Sie sind, wie folgt, geordnet:

S. S.
P. P.
A. E.

Seit seinem Pontificate bis auf unsere Zeiten, wie man es an einer Bulle vom 1sten July 1479 gewahrt, und von Leo dem Zehnten sind die Bänderzierrathen abgeschafft worden, welche die Bildnisse dieser zwei Apostel ohne einigen Reiz umgaben, und da die Künste zu der genannten Zeit wieder in Italien auflebten, so sind diese

durch ein Kreuz abgesonderte Bildnisse auch besser gezeichnet. Auf der Rückseite des Siegels des oben zuletzt genannten Pabstes steht: **LEO PAPA X** etc. Bei den Erzbischöfen und Bischöfen war die Umschrift, ihr Name, die Stadt, wo sie saßen, ihre Würden und zuweilen Monogramme. Der Erzbischof zu Trier im Jahre 1149 hatte die Umschrift **ALBERO DEI GRA. TREVERORV. ARCHIEP.**, und die Erzbischöfe zu Toul im Jahre 1136 **Henricus Di Gra. Leucorum Eps.** Im Jahre 1234 +. S. (Sigillum) **ROGERI DEI GRA. TVLLENSIS EPISCOP** etc. Im Jahre 1562 **S. R. P. D.** (Sigillum Reverendissimi Patris Domini) **TVSSANI EPI. AC. COMITIS TVLLENSIS SACRI IMPERII PRINCIPIS.** Wenn man die Aufschriften der Kaiserlichen Siegel aus den frühern Jahrhunderten mit denen der spätern vergleicht, so wird man gewahren, daß sich die neuern sehr weit von der Einfalt der alten entfernen. Der Kaiser Arnulf (im Monat November des Jahres 891) bediente sich keiner andern Umschrift, als dieser Worte: **ARNOLFVS REX.** Heinrich der Sechste im Jahre 1192 hatte zur Umschrift: **HENRIC 9 DI GRA. ROMANORVM IMPR. ET SEMP. AVGVSTVS.** Zu diesen Titeln setzte der Kaiser Ferdinand in einem Diplome vom Jahre 1561 noch den Titel eines Königs, eines Infanten von Spanien, Erzherzogs, Herzogs, Grafen, Markgrafen, mit den Namen aller seiner Fürstenthümer und Besitzungen, so daß die Umschrift seines Siegels, welches $4\frac{1}{2}$ Zoll im Durchschnitte hat, zwei völlige Zirkellinien einnimmt. Unter der Regierung desselben Kaisers, im Jahre 1563 und unter den folgenden sieht man ein anderes, viel kleineres Siegel, und die Titel in der Umschrift verringert. Die Französischen Könige haben zu keiner Zeit eine andere Umschrift gehabt oder gebraucht, als die einfachen Worte: **CAROLVS, FRANCISCVS, LVDOVICVS, DEI GRATIA FRANCORVM**

REX; oder Ludwig der Vierzehnte, von Gottes Genaden, König zu Frankreich. Diese guten Regenten, sagten die Herren le Moine und Battenay, *) haben keinen andern Titel nöthig, als König der Franzosen, um sicher zu seyn, daß sie von ihnen geliebt werden. **) Die Herzöge von Lothringen entfernten sich nicht eher von ihren kurzen Umschriften, als seitdem sie genauer mit dem Kaiserthume vereiniget worden; denn im Jahre 1424 war die Umschrift S. KAROLI DVCIS LOTHA. ET MARCH. (Sigillum Karoli Ducis Lotharingiae et Marchionis); im Jahre 1424 und ein Jahrhundert darnach, 1544, nimmt Franz der Erste folgende pomphaftere Umschrift an: S. FRANCISCI D. G. CALABR. LOTHAR. BAR z (&) GELD. DUCIS PONTIS A. MON. MAR. PVIE. VADE. z. ZVTP. COMITIS oder Franciskus von Gottes Genaden, Herzog von Lothringen, Bar und Geldern, Marchis, Markgraf zu Pont à Mousson, Graf von Provence, Vaudemont und Zutphen. Diesen Titel behielt der Großherzog Leopold bei. Die Umschriften der Herren, der Kapitel, der Beamten, der Städte und der Privatpersonen waren gemeiniglich sehr bescheiden. So setzte Thederich von Romont auf sein dreieckiges Siegel von grünem Wachse an einer Urkunde vom Jahre 1234 diese einfache Umschrift: † S. THEDERICI de BR. — — — (hier fehlt eine Stelle, weil sich das Wachs geschiefert hat.) DN I. DE ROMONT. Die Umschrift des Kapitels zu Toul, vom Jahre 1300: SIGILLUM SANCTI

---

*) Praktische Anweisung zur Diplomatik und zu einer guten Einrichtung der Archive. Aus dem Französischen der Herren le Moine und Battenay. Nürnberg, 1776, S. 69.

**) Die Liebe der Franzosen zu ihren guten Königen, hat sich im Jahre 1789 — 93 glänzend gezeigt, und auch in neuester Zeit zeigt sich dieselbe, und somit wären die Worte der genannten Herren: König der Franzosen, als ein Titel, von der Güte des Volkes ausgehend, wahrlich, auf die neue und neueste Zeit angewendet, im prophetischen Geiste gesprochen. Kth.

STHPHANI TULLENSIS CAPITVLI. Die Umschrift der Stadt Toul im Jahre 1304: **S. Vnivsitat. Civ. Tull.** (Sigillum Universitatis Civitatis Tullensis); und die Umschriften der Archidiakone zu Toul, die im Jahre 1288 eine besondere Gerichtsbarkeit hatten: **S, CVRIAE IACOBI DE — —** (verlöschte Stelle) **ARCHID. TVLL.**; und des Stadthalters von Toul, durch welchen die Verträge in seinem Gerichtssprengel geschlossen wurden: **S. CVRIAE. TVLLENSIS.** Die Aebte, Aebtissinnen und Prioren nahmen nichts weiter zu ihren Umschriften, als ihren Namen und den Namen des Klosters, das ihrer Aufsicht anvertrauet war. Die Umschriften der Gegensiegel sind gemeiniglich eine Abkürzung von den Umschriften der großen Siegel, zuweilen gewahrt man nur ein Wort: **TVLLVM** (das Gegensiegel der Stadt Toul, vom Jahre 1485.) **SECRETVM,** nämlich **Sigillum**; oder das Gegensiegel hat gar keine Umschrift, als z. B. bei den Französischen Königen, welches jedoch sehr willkürlich war. Uebrigens muß bei den Umschriften bemerkt werden, daß 1) die Worte, woraus sie zusammengesetzt sind, nicht ganz ausgedruckt werden, welches das Lesen derselben schwer macht, besonders bei denen, die mit großen Gothischen Buchstaben geschrieben sind, welche sehr eng und lang sind, so wie man sie das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch auf den Siegeln gebrauchte. — 2) Daß diese Buchstaben gemeiniglich große Römische und mit einigen Gothischen untermischt sind, und niemals den Selbstlauter U haben. — 3) Daß die auf die Siegel gegrabene Namen nicht jederzeit mit denen, welche zu Anfange der Urkunde stehen, einerlei sind; vielleicht deswegen, weil sich ein Herr, ein Abt, ein Prior und eine jede andere Person im Anfange der Besitznehmung des alten Siegels ihres Vorgängers bedient haben. — 4) In den mittleren Jahrhunderten erscheinen die Buchstaben der Umschriften öfters umgekehrt, woran entweder die Unachtsamkeit oder die Ungeschick-

lichkeit des Siegelgrabers schuld war. — 5) Man findet zuweilen Siegel ohne Umschriften, aber sehr selten; es würde sogar schwer seyn, Beispiele davon anzuführen, weil vor dem 12. Jahrhunderte die meisten Siegel, die von weißem Wachse sind, nichts anders, als ungestaltete und verstümmelte Fragmente vorstellen. Bei den Gegensiegeln ist es etwas sehr gemeines, daß man gar keine Umschrift sieht. — 6) Sind die Inschriften eines und eben desselben Fürsten zuweilen sehr verschieden, welches von den oft neu hinzugekommenen Besitzungen herrührt, z. B. bei der Besitznahme eines neuen Domainenguts; einige von den Herzogen von Lothringen waren in diesem Falle. — 7) Endlich können auch die Charaktere, woraus die Umschriften bestehen, und der Styl selbst dazu dienen, daß man das Alter des Siegels bestimmen kann, welches etwa von einem Dokumente abgenommen worden, um es an einem andern zu befestigen, wodurch der Betrug entdeckt wird. Die Auszierungen oder Verzierungen der Siegel haben denselben Endzweck.

Die Auszierungen der päbstlichen Siegel oder Bullen sind nur einfach: zwei Köpfe des heiligen Petrus und des heiligen Paulus; sie sind niemals abgeändert worden. Die Bischöfe erschienen in ihren Siegeln auf einem bischöflichen Stuhle sitzend, in der einen Hand den Stab haltend und in der andern ein Buch oder die zwei Finger, der Zeig- und Mittelfinger, erhaben, um den Segen zu ertheilen. Auf diese Weise findet man vorgestellt, Albero, Erzbischof von Trier, im Jahre 1149; Heinrich und Renat, Bischöfe von Metz, der eine im Jahre 1136 und der andere 1307; so auch Heinrich, Bischof von Toul, im Jahre 1142, und seine Nachfolger bis auf Thomas von Bourlemont, welcher im Jahre 1331 eine Jungfrau und unten den Märtirertod des heiligen Stephans vorstellen ließ, und im Jahre 1340 einen segnenden Bischof mit zwei kleinen Wappenschildern an den Seiten und einem andern unten. Heinrich de Ville, im

Jahre 1414, hat sein Siegel wieder ändern lassen, es ist nämlich ein heiliger Stephan aufrecht stehend, und unten ein Bischof in betender Stellung, mit zwei Schilden an der Seite. Die andern Bischöfe von Toul haben die Auszierungen ihrer Siegel auch nach Gefallen abgeändert, und nur ihre Wappen ohne Vorstellung der Heiligen genommen; und alle diese Veränderungen, die nach und nach vorgegangen, nach dem Geschmacke oder vielmehr der Mode eines jeden Jahrhunderts, und so ist es mit allen Siegeln in Frankreich gegangen. Die nächsten Nachfolger Karls des Großen nahmen in ihre Siegel nur ein Brustbild, den Kopf nach Art der Köpfe auf den Römischen Medaillen mit Lorbeer bekränzt; so war das Siegel Arnulfs vom Jahre 891, s. oben, S. 27. Heinrich der Sechste erscheint auf einem Kaiserlichen Stuhle sitzend, die offene Krone auf dem Haupte, in der rechten Hand ein Zepter haltend und in der linken die Erdkugel, oben mit einem Kreuze. Die goldene Bulle Friedrichs des Zweiten vom Jahre 1225 ist eben so. Friedrich der Dritte, einer von seinen Nachfolgern im Jahre 1451 sitzt auf einem prachtvollen Throne, mit einem Baldachin nach Gothischer Bauart bedeckt, die geschlossene Kaiserkrone auf dem Haupte, den Zepter und Reichsapfel haltend. Das Feld des Siegels ist mit acht kleinen Wappenschilden angefüllt, um die verschiedenen Besitzungen des Kaisers anzuzeigen. Das große Siegel ist in weißem Wachse; die Umschrift macht zwei Zeilen aus, und ist mit Gothischen Buchstaben geschrieben. Der Stempel des Siegels Kaiser Karls des Fünften vom Jahre 1532 hat einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln und zwei gekrönten Köpfen, und auf der Brust den Wappenschild des Kaisers; und so bleiben diese Siegel bis auf Ferdinand, im Jahre 1561, wo sie einen schönen Schild vorstellen, der von zwei Adlern gehalten wird; oben darüber erblickt man die große kaiserliche Krone, und eilf kleine, gekrönte Adler füllen das

leere Feld zwischen dem Ordensbande des goldenen Vließes und der doppelten Reihe der Umschrift aus. In den Jahren 1563 und 1564 ist das große Kaiserliche Siegel beinahe um die Hälfte verringert worden. — Die Französischen Könige vom dritten Stamme erscheinen auf ihren großen Siegeln mit den Insignien des Königreichs, auf einem Throne sitzend, der von vier Löwen getragen wird, welche die unumschränkte Gewalt vorstellen, welches erst seit Karl dem Siebenten vom Jahre 1449 besteht, mit einem Königlichen Mantel bekleidet, der auf der rechten Schulter zusammengebunden ist, und die Toga ist nach den Zeiten kürzer oder länger, den Scepter und die Hand der Gerechtigkeit haltend; die offene Krone auf dem Haupte, aber nur bis auf Heinrich den Zweiten, nämlich bis auf 1547; dieser und sein Nachfolger hatten die Krone geschlossen. Auf den Himmel von Gothischer Bauart, welcher den Königlichen Thron Karls des Siebenten im Jahre 1549 noch bedeckte, folgte unter Ludwig dem Eilften im Jahre 1561 ein schöner Baldachin, dessen Draperie nach der alten Gewohnheit mit unzähligen Lilien übersäet war. Diese reiche Draperie scheint zum ersten Male in dem Siegel Heinrichs des Zweiten, im Jahre 1585, da er eben die geschlossene Krone annahm, aufgerichtet worden zu seyn. Die andern königlichen Siegel sind nach der höheren oder niedern Gerichtsbarkeit größer oder kleiner, und haben jederzeit das Französische Wappen mit vielen Lilien, deren Anzahl verschieden ist. Vor dem 12. Jahrhunderte hatten die Französischen Könige keine Wappen in ihren Siegeln; nach dieser Zeit haben sie unbestimmte Lilien in dem Wappen, wie an einem Patente Philipp des Schönen vom July des Jahres 1309 zu sehen ist; späterhin, unter der Regierung Karls des Sechsten sind sie, nach dem Herrn von Ferminville, auf drei gebracht worden. Die Herzöge von Lothringen haben sich allezeit auf den Siegeln ganz

bewaffnet gezeigt, den Helm auf dem Haupte, den Schild auf der Brust, den Degen an der Seite, auf einem geharnischten Pferde. Die Siegel sind vom Jahre 1343 an schon gut gegraben und die Draperie wohl gelegt. Das Siegel der Lothringischen Regierung vom Jahre 1546 ist sehr gut geordnet. Das Feld des Siegels zeigt eine Stadt in der Ferne oder Siegeszeichen, wie in dem Siegel des Herzogs Leopold. Die kleinern oder Gegensiegel dieser Herzöge haben nur den Wappenschild unter einem reichen Helme, oder einem bloßen Schilde von einem Engel getragen. Andere vornehme Herren, Ritter, Edelleute ꝛc. haben sich nach dem Geschmacke eines jeden Jahrhunderts gerichtet, und haben den großen unumschränkten Herren nachgeahmt. Zuerst erscheinen diese Herren auf den Siegeln bewaffnet, in der Folge ist es bloß ein quer liegender Schild, unter einem Helme, als wenn das Wappen an einem Baume hinge; endlich ist der Schild mit einem Schildhalter und dem Familienwappen geziert worden, und diese Art hat man seit zwei Jahrhunderten unveränderlich beibehalten. — Die Aebte haben auf den alten Siegeln Bischoffsstäbe und Mützen, sitzen auf einem Stuhle und erheben die Finger, um das Volk zu segnen. Die Aebtissinnen sind im großen Chorhabit und halten den Hirtenstab. Auf diese Vorstellungen sind die Wappen gefolgt; s. weiter unten. — Die Städte, die Gerichtsschreibereien und Probsteien, selbst die Beamten und alle diejenigen, welche eine Gerichtsbarkeit auszuüben hatten, stellten auf ihren Siegeln Thürme, Schlösser und Stadtthore vor. Das Siegel der Stadt Toul stellt im Jahre 1418 ein befestigtes Stadtthor vor, und da es eyrund ist, so zeigt sich in der untern Ecke der Martyrertod des heiligen Stephans, als des Schutzpatrons der Stadt; von dieser Vorstellung war das große alte Siegel vom Jahre 1304 meistens angefüllt. Seit dieser Zeit ist das Stadtwappen von Toul ein Gothisches T, die einzige Vorstellung auf dem Siegel.

Das Siegel der Probstey und der Stadt Pont à Mousson vom Jahre 1464, stellt eine Brücke vor, die an beiden Enden durch zwei hohe Thürme beschützt wird; auf der Brücke geht ein bewaffneter Mann. — Siegel mit Geschlechtswappen findet man nicht vor dem 12. Jahrhunderte, und wenn man dergleichen frühere vorzeigt, so sollen sie verdächtig seyn, oder den Verdacht zulassen, daß sie verfälscht worden. Ein Mehreres über die Siegel mit Geschlechtswappen ꝛc., s. unter Wappen und Wappenkunst, in W.

Was die Befestigung der Siegel anbetrifft, so ist diese bei Untersuchung alter Siegel von großer Wichtigkeit, weil sie verhindert, daß man ein altes Siegel nicht an ein neues, und so umgekehrt, bringen kann. Die erste und älteste Art die Siegel an den öffentlichen und Privat-Urkunden zu befestigen ist folgende: Es wurde ein Kreuzschnitt in das Pergament gemacht, welches man besiegeln wollte, und wenn man die vier Winkel des Pergaments durchstochen hatte, so zog sich das noch weiche Wachs durch diese Oeffnung; ein Theil blieb inwendig und der andere auswendig; und auf der inwendigen Seite wurde gesiegelt, welches man fest aufgemachte Siegel, Sigilla membranae affixa, nannte. Ein Diplom Karls des Dicken vom Juny des Jahres 883 zeigt ein solches fest aufgemachtes Siegel; ein gleiches von Conrad dem Zweiten, vom Jahre 1028; eine Urkunde von Bischof Hindelm vom Jahre 898; ein anderes vom heiligen Gerhard, Bischof zu Toul, vom Monat October des Jahres 971; ein gleiches vom Bischof Heinrich vom Jahre 1141; derselbe Bischof hat auch eine Urkunde vom Jahre 1146 mit einem hängenden Siegel verwahrt. Albero, Bischof von Trier, machte seine Siegel im Monat July des Jahres 1149 noch feste; sein längliches Siegel ist 4 Zoll hoch, da die Siegel der Bischöfe von Toul kreisförmig sind, und nur 2 Zoll im Durchschnitte haben. Die Zeit hat die meisten

dieser alten Siegel verderbt; nur die braune Farbe, welche sie bei dem Einschnitte auf dem Pergamente inwendig und auswendig zurückgelassen haben, beweiset die Glaubwürdigkeit, und sie wird immer dazu dienen die Kopien von den Originalen zu unterscheiden. Einige Personen, welche die Wichtigkeit der Siegel in der Diplomatie nicht eingesehen, haben die erhöheten Winkel von den Kreuzschnitten bei alten Siegeln für unnütz gehalten und sie weggeschnitten, um die Oeffnung rund zu machen. Die Urkunde des Bischofs von Toul, Udon, vom Jahre 1065, welche eine Schenkung bekräftiget, ist auf diese Art verstümmelt; dieses ist aber sehr zu tadeln, weil nur durch das Unverletztseyn solcher Siegel nicht nur ihre Glaubwürdigkeit documentirt, sondern auch ihr Alter dargethan werden kann. Nur die Siegel von Wachs konnte man so fest anmachen, die metallenen müssen aber an die Urkunden gehängt werden, welches die zweite Art zu siegeln betrifft. Unten wurde das Pergament eingebogen, hierauf ein Schnitt oder Loch durchgemacht, und ein Band oder eine Schnur von Pergament, Seidenfaden, Leder ꝛc. durchgezogen. Die beiden Enden des Bandes wurden zusammen geleimt, und mit einem Stücke weichen Wachs oder Metall umgeben, worauf das Siegel desjenigen geprägt war, der das Recht, es daran zu hängen, hatte. Wenn mehr Siegel daran zu hängen waren, so machte man mehrere Löcher oder Schnitte (die Schnitte waren für das Pergament, die Löcher für die Schnüre). Die Siegel der päbstlichen Legaten oder Subdelegaten zu den Kommissionen von Rom oder Bannbullen ꝛc. waren gemeiniglich in einer Verbindung von weißem Wachse, nach der Figur des Siegels oval oder rund; sie hingen an roth oder grün seidenen Schnürchen, die durch die zwei Löcher gezogen wurden, welche unten an dem eingebogenen Pergamente gemacht waren; man fand eines dergleichen mit der Jahreszahl 1422; die Verschiedenheit der Bänder für die Siegel, bezeichnete

ehemals den Stand der Person oder die Natur der Sachen; so zum Beispiel gebrauchten die Kaiser schöne Schnüre von gelber und schwarzer Seide, und seit Karl dem Fünften von Goldfaden und schwerer Seide; die Könige von Frankreich bedienten sich der Seide von verschiednen Farben; die Bischöfe und Herren, so auch Leute vom Stande gebrauchten seidene Bänder, gemeiniglich grüne, die nach einem Cylinder von sechs Linien im Durchschnitt gemacht waren. Die Privatpersonen bedienten sich leinener Schnüre, Riemen, und die Notarien und andere öffentliche Personen scheinen sich ausschließungsweise des Pergaments bedient zu haben. Bei den päbstlichen Bullen bezeichneten die seidenen Bänder eine bewilligte Gnade, so wie die Schnüre eine Strenge anzeigten, welches jedoch nicht als eine allgemeine Regel angesehen werden kann. Ueber das Alterthum der hangenden Siegel hat man verschiedene Meinungen. Nach dem Ducange reicht der Ursprung derselben nicht über das 12te Jahrhundert hinaus, und die angeführte Urkunde des Erzbischofs Albero von Trier vom Jahre 1149, und des Bischofs Heinrich von Toul, vom Jahre 1142 hat noch festaufgemachte Siegel; dieses beweiset, daß man die hangenden Siegel erst nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts in die nördlichen Provinzen Frankreichs eingeführt habe. Man siegelte auch die Akten auf den Seiten des Pergaments, wie es der Dr. Tassin behauptet, welches aber sehr selten geschah, und nur in dem Falle, wenn die Pergaments-Akten auf verschiedene Pergamentshäute geschrieben waren, die man entweder zusammenleimte, oder nähete. Um zu verhindern, daß kein Blatt herausgenommen und ein anderes in die Stelle gethan würde, hat man auf verschiedene Zusammenfügungen ein Siegel gedruckt; man zog ein starkes Pergamentband mit einem doppelten Knoten durch und vereinigte die linken Enden des Bandes durch ein Sieg elvon gelbem Wachse, welches das kleine Siegel der Hofkanzelley war, diese

Vorsicht wurde im 15ten und in den folgenden Jahrhunderten gebraucht. Seitdem die Hefte statt der alten Rollen eingeführt worden sind, hat man allezeit an den Bändern, wodurch sie zusammengefügt worden, ein kleines Siegel angebracht. Nach der dritten Art die Siegel anzuhängen, schnitt man unten an der Urkunde selbst einen Pergamentstreif ab, und drückte einen Siegel in Wachs darauf. Diese schnelle Art zu siegeln, war nur für Akten, die keine lange Dauer hatten. Wenn mehrere Siegel von Partheien oder Zeugen aufzudrucken waren, so machte man an dem Pergamente so viele Einschnitte, als Siegel waren; gemeiniglich gebrauchte man dazu nur kleine Siegel oder Ringsiegel, welche jederzeit unten aufgedrückt wurden; die Einschnitte liefen mit der unteren Zeile parallel. Dies waren die Siegel an einem einfachen Bande zum Unterschiede der doppelten Bänder. An die Königlichen Briefe von geringer Wichtigkeit wurden auch solche Siegel befestiget, woran man auch die Papiere erkennen kann, die aus der Französischen Kanzelley gekommen sind, welches ein neues äußerliches Kennzeichen der Diplomatie ausmacht. Fast gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts hat man diese Art zu siegeln erfunden; die oben angeführten Herausgeber der Diplomatie haben keine älteren Siegel gesehen, als von den Jahren 1245, 1259 und 1296. Dieser Gebrauch hat sich bis auf unsere Zeiten in den Kanzelleyen der Parlamente, der obern und niedern Gerichte zur Bestätigung der Befehle und Urtheile erhalten. Man könnte noch eine vierte Art die Siegel aufzudrücken angeben, nämlich diejenige, wenn das Wachs zwischen zwei Papieren war. Man machte dann zwei gleichlaufende Querschnitte in das Dokument auf Pergament oder Papier nahe an den Unterschriften oder unten am Rande der Urkunde; zwischen die beiden Schnitte wurde ein Papierband gezogen, auf das Papier weiches Wachs gelegt, das Papierband darüber geschlagen, und das Siegel

darauf geprägt, welches wahrscheinlich mit einer Presse geschah, damit das Gepräge nicht nur in dem Papiere, sondern auch in dem Wachse ausgedruckt ward. Ein solches Siegel gewahrt man an einem Königlichen Befehle Karls des Neunten vom 14ten Mai 1516, welcher die Pfarrhäuser in Toul von den Einquartierungen befreit, welches nur das kleine Siegel der Französischen Kanzelley war. Beispiele von dieser Art von Siegeln, die auf geheimen Papieren entweder fest aufgemacht oder angehängt sind, findet man sehr häufig. Man findet noch eine größere Zahl von dergleichen Siegeln, die an den Urkunden hängen, und solches mit einem doppelten Pergamentbande, auf welchen Letzteren man auch Gegensiegel anbringen könnte, welches aber selten geschieht. Bei den fest aufgemachten kann es nicht geschehen. Diese vierte Art, die Siegel auf Wachs zwischen zwei Papiere zu drucken, ist erst gegen Anfang des 16ten Jahrhunderts geschehen. Auf diese Art gesiegelte Urkunden, welche die oben genannten Verfasser der Diplomatik unter den Händen hatten, fand man die Jahrzahlen 1521, 1554, 1561 und 1593; auch in dem folgenden Jahrhunderte sah man sie noch häufig.

Was die Gegensiegel oder kleinen Siegel betrifft, die man auch Secretinsiegel, Signum secretum contrasigillum nennt, so scheinen solche an die Stelle der Ringe gekommen zu seyn, die man im 11ten Jahrhunderte noch zum siegeln gebrauchte. Anfangs bediente man sich derselben nur bei ordentlichen Briefen und in geheimen Geschäften, und späterhin haben sie den Urkunden eine größere Glaubwürdigkeit verschafft, und das Nachahmen oder die Verwechslung der Siegel sehr schwer gemacht. Der Ursprung der Gegensiegel läßt sich nicht genau bestimmen. Die Briefe Heinrichs, Grafen von Bar, vom Monat März 1213, haben ein großes Siegel, auf der Hinterseite mit einem ganz kleinen Gegensiegel. Das Wachs ist zusammengesetzt; es ist eine

Mischung von rothem und weißem. Eine Urkunde Stephans, Vogts der Stadt Toul (Stephanus Tullensis Advocatus) vom Monat März 1221, hat kein Gegensiegel, welche Gewohnheit noch nicht sehr gemein war. An einem Patente von Philipp dem Schönen vom Jahre 1309 war ein Gegensiegel, und seit dieser Zeit hatten die Siegel beinahe jederzeit ein Gegensiegel, ausgenommen 1) eine Art von fest aufgemachten Siegeln, wie schon oben bemerkt worden; 2) diejenigen, welche in einer Vertiefung von ungeläutertem weißem Wachse waren, und 3) diejenigen, wo man unten auf das große Siegel mit dem Daumen eines oder mehrere Zeichen machte, welches Letztere in der Diplomatik eine besondere Beachtung verdient. Der Siegler nahm nämlich, wenn das Wachs noch weich war, seinen Daumen und machte einen oder mehrere Einschnitte. Nach le Moine und Battenay soll die Anzahl dieser Zeichen nicht ganz willkührlich gewesen seyn. Das Siegel des Thomas von Bourlemont und des Bischofs zu Toul, vom Jahre 1331 hat fünf Einschnitte, welche neue Art der Gegensiegel damals noch nicht lange erfunden gewesen. Das Siegel des Amtes Neuffchatel war noch im Jahre 1430 mit einem Einschnitte bezeichnet, 1502 und 1509 mit dreien. Die Kanzelley des Herzogs von Lothringen an seinem Hofe zu Nancy hatte im Jahre 1583 auch drei. An einer Urkunde vom Jahre 1446 gewahrte man drei hängende Siegel an einem doppelten Bande. Das erste von dem Kapitel zu Toul auf der rechten Seite; das andere von dem Convente des Prediger-Ordens; und das dritte von dem Prior des Conventes selbst. Das Siegel des Capitels hat anstatt des Gegensiegels zwei Einschnitte; das Siegel des Convents nur einen, und das Siegel des Priors gar keinen, welches ein sehr merklicher Unterschied des Standes seyn soll, woraus man schließen kann, daß die Anzahl der mit dem Daumen gemachten Vertiefung den Stand derjenigen

bezeichnet, welche die Siegel führten. Das Siegel des Kapitels zu Toul in den Jahren 1557 und 1593 hat weder Gegensiegel, noch Zeichen mit einem Daumen, welches vermuthen läßt, daß sich diese Gewohnheit wieder verlor. Die Notarien oder diejengen, welche siegelten, hingen, außer dem Siegel, Gegensiegel oder Zeichen mit dem Daumen, unten noch ein kleines Ringsiegel an, welches entweder an einem doppelten Pergamentbande oder an einem einfachen, das unten an der Urkunde eingeschnitten war, befestiget wurde. Es war gewöhnlich ein Monogram des Notarius, welcher die Urkunde verfertiget hatte. Diese neue Vorsicht zur Sicherheit der Sieglung soll nicht viel über ein Jahrhundert gedauert haben. Die oben genannten Schriftsteller haben kein Beispiel vor dem Jahre 1368 und nach dem Jahre 1434 gesehen. Die Gegensiegel waren entweder von den Auszierungen oder von Umschriften des Siegels im kleinen genommen. Das Gegensiegel der Französischen Kanzelley hat jederzeit nur einen Schild mit drei Lilien gehabt, das von einem oder zweien Engeln gehalten wurde. Auch die Ritter haben ihre Wappen als Gegensiegel gebraucht, da ihr großes Siegel einen gewaffneten Ritter vorstellte.

Ueberhaupt war das Siegel nothwendig zur Glaubwürdigkeit einer Urkunde, so daß sie von dem Augenblicke an nicht mehr authentisch war, sobald es abgenommen oder zerbrochen wurde, welches ein förmliches Gesetz war. Die entfernten Jahrhunderte haben aber diesem Gesetze seine Kraft benommen; ein neu angehängtes oder fest aufgemachtes Siegel konnte lange Zeit, ohne zu brechen, erhalten werden; je weiter man sich aber von der Zeit der Sieglung entfernte, je schwerer ist es, wohlbehaltene Siegel zu finden. Wenn verschiedene Partheien bei einer Handlung zugegen waren, so setzte ein jeder Contrahent sein Siegel bei, um die Urkunde zu bestätigen. Man findet in einer Verhandlung vom Jahre 1247 über das Eigenthum eines Hauses in der breiten

Straße zu T— fünf Siegel, von den zwei Hauptperso-nen und von drei Zeugen. Diese Siegel sind eyrund, in weißem Wachs, mit Umschriften und Gegensiegeln, das Siegel einer Aebtissin ausgenommen, hat kein Ge-gensiegel, welches vielleicht daher kommt, weil ihr Siegel schon gegraben worden, ehe die Gegensiegel aufkamen, welches auch nach dem 13. Jahrhunderte noch oft ge-schehen ist. In dem Archive von Frankreich ward eine Urkunde vor der Revolution aufbewahrt, woran wohl zwanzig Siegel waren; sie enthält die Berathschlagung der theologischen Facultät zu Paris, und die Beitretung zur Appellation, welche Philipp der Schöne wider die bekannten Bullen Bonifacius des Achten ein-legte. Da nun so viele Siegel an einer Urkunde sich so leicht zerschlagen mußten, weil sie sich beständig auf-einander rieben, so haben ohne Zweifel die Glieder der Versammlung ein gemeinschaftliches Siegel graben lassen, in welchem alle ihre einzelnen Siegel vereint wa-ren und daher ihre Stelle vertreten mußten. Von der-gleichen gemeinschaftlichen Siegeln haben wir nur we-nige Beispielr. Man findet verschiedene alte Urkunden, die nach le Moine und Battenay, keine von den Formalitäten haben, die man bei andern Urkunden von gleichem Alter antrifft, man muß sie aber dennoch nicht verwerfen, wenn sie nur mit einem Siegel von einer öffentlichen Person versehen sind. Das Siegel allein verschafft ihnen alle Glaubwürdigkeit. Auch Siegel, welche von Staatspersonen auf Ansuchen der contrahi-renden Theile zu einer Urkunde gesetzt worden sind, finden Glauben vor Gericht, weil diese Zeichen ein öffentliches Ansehen haben. Große Archive enthalten auch viele Urkunden, welche mit dem Siegel der Bischöfe oder Herren des Ortes bekräftiget worden sind, besonders ehe die Notarien aufkamen. In verschiedenen Jahrhun-derten ersetzten die Siegel den Mangel der Unterschrift; denn durch ein Gesetz vom Jahre 1358 wurde dem

Königlichen Rathe in Frankreich auferlegt, daß die Glieder des Raths ihre Siegel oder Petschafte auf die Briefe drucken mußten, die bei dem Rathe vorgekommen waren, welches die Unterschrift ersetzte. Diese Gewohnheit, den Mangel der Unterschriften in den Urkunden durch Siegel zu ersetzen, hat gedauert, bis sich die Wissenschaften wieder erhoben. Durch die Siegel erhielten die Urkunden nicht nur Glaubwürdigkeit, indem sie die Stellen der Unterschriften vertraten, sondern sie erhielten auch die alten Documente, die sich auf ein Geschäft bezogen, indem man sie mit den neuern unter ein Siegel brachte; so z. B. hing man an einem Kaufkontracte, der schon sein besonderes Siegel hatte, die alten Documente des Eigenthums unter einem andern Siegel, welches auf diese Weise allen gemein wurde, und die Stellen aller alten zerbrochenen oder verlorenen Siegel vertrat. Die oben genannten Schriftsteller führen ein Paquet von acht Stücken an, welche im Jahre 1459 auf diese Weise vereiniget worden sind. In den Französischen Kanzelleien hatte man noch diesen Gebrauch bis zur Zeit der Revolution 1789, aber auf eine bequemere Art. Unsere Vorfahren fügten sie in der Mitte zusammen, und die Documente wurden völlig ausgebreitet, da wir sie zusammengelegt an einander setzen, entweder in der Mitte, am Rande, oder zu Ende des Documents.

Die Urkunden statt des Siegels nur mit seinem Daumzeichen zu bedrucken, ist von den Schriftstellern, die von den Siegeln geschrieben haben, größtentheils übergangen worden, obgleich sie ehemals so sehr unbekannt nicht gewesen seyn muß; denn ein Schriftsteller sagt darüber in den Hannöverschen Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1752, 46. St.: „Ich habe wenigstens acht Niedersächsische im 14ten und 15ten Jahrhunderte gefertigte Original-Urkunden gesehen, an welchen unter andern auch ein Daumsiegel befindlich war. Man pflegte auch zuweilen zu mehrerer Bekräftigung in das Siegel-

zeichen selbst den Daumen zu drücken. Zwei von den Briefen, welche mir vorgekommen sind, thun des Daumdruckes selbst Erwähnung. Der erste ist vom Jahre 1374, wo die Nachschrift heißt: Et ego Arnoldus de Oldenesche omnia ac singula premissa, in absentia mea gesta, plenarie approbo, et pro supra predictis bonis liberis Warandiam inviolabilem, firmam atque justam, omni dolo et fraude profligata compromitto. In cujus rei testimonium Sigillo loco pollice meo corroboravi presens scriptum. Presentibus etc. worin also gesagt wird: Ich habe mich zur Bekräftigung der gegenwärtigen Schrift meines Daumens als Siegel in diesem Zeugnisse bedient. Der andere ist vom Jahre 1408 wo Gewert von Gröpelinge die Bestätigung eines Briefes also schließt: „Nademe dat alle de Stücke, deghedinge un Koep von mienen leven Vedder sel. Gedachtniß und mit mienen guden Willen un Fullbort iß geschehen, so vorschoeven ist, so hebbe ick oeck to mehrer Bekänntnisse, do ick mien Ingesegele nich en hadde, mein Duym-Teken gedrucket an desen Breef, datum anno Domini 14. 8 ipso die Valentini Martyris." Man gewahrt hieraus, daß das Daumsiegel vornämlich nur im Fall der Noth, wenn man sein Siegel nicht hatte, gebraucht worden. Zu empfehlen war diese Art des Siegeldruckes eben nicht; denn wenn gleich der Siegler selbst seinen Daumen leicht recognosciren konnte, so war es doch, im Fall die Zeugen verstorben waren, für einen Dritten, der solche Daummasse nicht hatte, eine mißliche Sache. In den neuern Zeiten, da man über das hängende Siegel seinen Namen eigenhändig zu schreiben pflegte, und daher das Petschaft beinahe nur zum Zierrath angehängt worden, hatte es damit weniger zu bedeuten. Es sind daher noch im 17ten Jahrhunderte die Daumsiegel gebraucht worden, wie aus einem Kaufbriefe über das

Gut Löderode vom Jahre 1643 und aus einem andern von 1639 zu ersehen gewesen.

Die Siegel der Fürsten und Prälaten wurden nach ihrem Tode unbrauchbar gemacht, damit keine untergeschobenen Briefe in ihrem Namen ausgefertiget werden konnten. Als Herr von Fieux, Bischof von Toul, zu Paris im Monat März des Jahres 1687 starb, wurde sein Siegel in das Kapitel gebracht, und weil der bischöfliche Stuhl nicht besetzt war, als unnütz zerbrochen. Die Trümmer dieser bischöflichen Siegel gehörten, wenn sie von Silber waren, den Münzstätten. Man findet von der Mitte des 12ten Jahrhunderts an Urkunden, die niemals gesiegelt waren, sie sind aber dennoch glaubwürdig. Mabillon schreibt die Ursache dem Mangel der Siegel zu; es sind aber auch oft die Herren ersucht worden, ihre Siegel nachher noch aufzudrucken, auf welche Art die Frage aufgelöset wird: Warum eine Urkunde zwei von einander entfernte Data hat?

Die Bewahrung des Siegels gehört in den Kanzelleyen der hohen und niedern Gerichten, der verschiedenen Departements des Staates ꝛc. demjenigen an, der die Ober-Aufsicht der Expedition hat, und ist die Uebergabe desselben eine öffentliche Einweihung in das Amt, wie es bei Bestellung der Reichskanzler in verschiedenen Reichen, der Großsiegelbewahrer, des Großvesiers bei den Türken, zu geschehen pflegt. In Frankreich ward bei feierlichen Einzügen das große Reichssiegel in einem kostbaren Kästchen auf einem eigenen Pferde dem Könige vorgeführt, und in England wird es dem Großkanzler, wenn er in den Rath geht, durch einen eigenen Bedienten in einem Beutel vorgetragen; der Großvesier muß es aber beständig in einem Beutel am Halse tragen, so wie es auch ehemals die drei geistlichen Churfürsten oder Erzkanzler in Deutschland um den Hals hängen hatten. In China hat ein jeder hoher Landesbeamter ein besonderes Amtssiegel, welches er sorgfältig verwahren muß; denn wenn es ver-

loren ginge, so erfolgt nicht nur der Verlust seines Amtes, sondern noch eine empfindliche Strafe darauf. An manchen Orten findet ein Unterschied der Siegel statt. In Frankreich war das große Siegel, le grand Sceau, womit alle Edicte, Privilegien ꝛc. besiegelt wurden, und das geheime Siegel, womit die Briefe, die aus der geheimen Kammerkanzelley ergehen, lettres de cachet, bedruckt werden. In England müssen auch Sachen das geheime Siegel, the Privy Seal, passiren, dagegen andere unter das große Siegel, the great Seal, gehören; sie müssen aber auch erst unter dem geheimen Siegel durchgehen.

Die Siegel werden, wie schon oben bemerkt worden, entweder auf das Papier abgedruckt oder in einer Kapsel angehängt. Das Letztere wird nur bei Lehnbriefen, Privilegien und andern dergleichen gewöhnlichen Sachen betreffenden Ausfertigungen gehalten. Ein aufgedrucktes Siegel giebt völligen Glauben, auch ohne Unterschrift, daher verschiedene Briefschaften nur allein mit dem Siegel bestärkt zu werden pflegen. Bei den Alten ward das Siegel sehr hoch gehalten, so daß wer etwas mit seinem Siegel bestätiget hatte, und es nachher nicht hielt, in den Turnieren als ein Siegelbrüchiger vor dem gesammten Adel bestraft wurde. Wenn ein Siegel von Alter oder durch Zufall schadhaft geworden, so wird die Verschreibung dadurch nicht entkräftet; wenn aber ein Siegel von Jemandem wissentlich erbrochen oder abgerissen wird, so wird dadurch die Verschreibung vernichtet. Wer fremde Siegel nachmacht, wird mit Leibesstrafe bis zum Staubbesen belegt, jetzt bekommt er Zuchthausstrafe.

Mittel die Siegel zu erhalten. Was die Siegel anbetrifft, welche am Kaiserlichen Hofe ausgefertiget worden, so findet man noch viele derselben in den Städten Frankreichs, welche von Karln dem Einfältigen dem Reiche abgetreten worden, und nachher wieder mit der Französischen Krone vereiniget worden

sind. Diese Siegel von rothem und zuweilen weißem Wachse, waren, wie bereits oben angemerkt worden, unten an die Diplome mit Bändern von Goldfäden und schwarzer Seide gehängt, und in eine Vertiefung von weißem Wachse geleimt, welches dem Siegel eine dauerhafte Hülle verschafft und das Reiben des Pergaments hindert. Späterhin gebrauchte man die Vorsicht, Alles miteinander in hölzerne oder eiserne Büchsen von eben der Form zu legen, wodurch man glaubte, sie sorgfältiger zu erhalten und zu machen, daß das Diplom und Siegel einen kleineren Raum einnehmen. Allein auch diese Verwahrungsart entsprach nicht der Zerstörungswuth der Zeit; denn 1) sind die hölzernen Büchsen ausgetrocknet, haben sich geöffnet, sind gerissen und erhalten nicht mehr das anvertraute Gut; 2) hat das Blech einen Rost verursacht, der sich an das Pergament der Diplome hängt und es an verschiedenen Orten befleckt. Dieser doppelten Unbequemlichkeit abzuhelfen, mußte man Büchsen von dickem Papiere eben so wie die metallenen verfertigen, welche aber nur zusammengenähet, nicht geleimt werden müssen, weil der Leim oder Kleister eine Lockspeise der Insekten ist. Die Siegel in einer weichen Materie oder in weichem Wachse haben durch die Länge der Zeit am meisten gelitten; denn beinahe alle vom 11. und 12. Jahrhunderte sind in Staub verwandelt. Um die Ueberbleibsel zu erhalten, hat man sie in kleine lederne Beutel gethan, oder, welches noch schlimmer ist, in grobe Hanfleinwand oder in Paquete von Baumwolle, und Faden, die in Leder oder Pergament eingenähet waren. Beide Arten haben aber gleich große Unbequemlichkeiten; denn so oft man diese Siegel öffnen will, um zu sehen, ob sie ursprünglich an der Urkunde waren, woran sie hingen, so oft lief man Gefahr, ein Stück daran zu zerbrechen; denn die Bänder an den Säcken und Beuteln sind mit der Zeit hart geworden, und der Faden von der Leinwand hat sich durch die Zeit so genau mit dem

Wachse vereiniget, daß man ihn ohne Trümmer nicht los machen kann. Nach der Meinung einiger Diplomaten soll Folgendes ein sicheres Mittel seyn, die Siegel lange zu erhalten: Man mache kleine Papiersäcke, welche man mit Nadeln zusammensteckt oder, wenn man sie mit Kleister zusammenklebt, so muß man unter denselben etwas Bitteres, wie z. B. Colloquinten, Aloe ꝛc. mischen. Die Oeffnung verwahre man mit ein Paar Stecknadeln. Auf die Siegel in weißem Wachse folgten andere in einer weichen gefärbten Materie, wozu Terpentin genommen wurde. Die ersten Siegel dieser Art gehen nicht über das Jahr 1300 hinaus. Diese haben sich besser, als die von den drei vorhergenannten Jahrhunderten erhalten, man kann sie also so gut verwahren, als es möglich ist. Bei den Siegeln im gelbem Wachse hat man nichts zu befürchten; sie haben mit der Zeit eine Festigkeit erhalten, die allen Erschütterungen, die nicht mit Willen geschehen, widerstehen kann. Bei allen Arten von Siegeln muß man darauf sehen, daß: 1) die Fascikel dünner gemacht werden, wenn die Documente viele Siegel haben; 2) daß man die Fascikel so schließt oder zubindet, daß sie nicht gepreßt werden, und dadurch nichts von ihrer Schönheit verlieren.

Zu verhüten, daß ein Siegel nicht geöffnet werden kann. Man lege, wenn das Siegellack aufgetröpfelt oder aufgetragen worden, ein Goldblättchen darauf, und drucke das Siegel oder Petschaft darauf; wenn nun Jemand dasselbe mittelst eines Amalgamas abdrucken will, so bleibt das Goldblättchen an dem Amalgama hangen und verhindert, daß das Siegel wieder aufgedruckt werden kann. Man kann auch vorher, ehe man das Siegellack darauf tröpfelt, die Stelle, wo der Brief beim Zusammenlegen ineinander gesteckt wird, mit Mundleim stark bestreichen und dann beide Theile fest aneinander drücken, und hierauf das Siegellack auftragen und mit dem Petschafte bedrucken, so wird man den Brief, ohne ihn zu verletzen,

nicht öffnen können. Es versteht sich hier, daß beide zusammengelegte Theile etwas tief ineinander geschoben werden müssen, weil es sonst keinen Vortheil bringen würde, indem die verletzte Stelle leicht mit dem Siegel bedeckt werden kann.

Einen Brief dergestalt zu siegeln, daß das Siegel verschiedene Farben habe, ohne heimlich entsiegelt werden zu können. Wenn z. B. das Petschaft aus vier Farben bestehen soll, z. B. die Cortouche des Schildes sei gelb, wie die Krone, das Innere des Schildes roth, der Grund des Siegels grün, die Schildhalter, wenn welche vorhanden seyn sollten, schwarz, so mache man anfangs so viele Siegel oder Abdrücke des Pettschafts, als man farbigen Lack hat, auf sehr dünnem Papiere; von diesen schneidet man mit der Scheere so viele Stücke aus, als man gebrauchen will, nämlich erst das Schild, welches man auf der hintern Seite mit ein wenig Speichel benetzt, und es auf das Petschaft an der Schildstelle aufklebt. Dasselbe nimmt man auch mit der Cartouche oder Einfassung vor, so wie mit den Schildhaltern oder Aufsätzen. Wenn Alles seine Lage bekommen hat, so läßt man das grüne Lack, welches den Grund ausmachen soll, am Lichte schmelzen, als wenn man den Brief nach gewöhnlicher Art zusiegeln wollte. Man setzt nun das Petschaft mit allen aufgeklebten Siegelfragmenten auf den grünen Grund, woraus dann ein vielfarbiges Siegel entsteht, an dessen minder geflossenen Figuren man leicht den Versuch des geheimen Entsiegelns entdecken kann. Eine ähnliche Art mit schwarzem oder rothem Siegellack, s. unten, unter Siegellack.

Unter Siegel, Petschaft, Signum, versteht man auch dasjenige Werkzeug, womit ein jeder Privatmann siegelt. Ein aufgedrucktes Petschaft führt Beweis, auch ohne Unterschrift, wenn es nur mit Wissen und Willen dessen, dem es gehört, aufgedruckt worden.

Wer ein fremdes Petschaft braucht, eine Verschreibung zu besiegeln, ist schuldig, solches zu erinnern und die Ursache anzuführen. Bei Besiegelung eines Testaments können einige Zeugen einerlei Petschaft brauchen. Ueber das Petschaft, s. diesen Art., Th. 109, S. 335, u. f. Das Wort, Hand und Siegel ist auch von solchen Verschreibungen zu verstehen, wo das Siegel ohne Hand, oder die Hand ohne Siegel sich befindet. Man sagt auch Brief und Siegel über etwas haben, das heißt: eine besiegelte, mit einem Siegel versehene Urkunde. S. auch den Art. Siegellack.

Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatik ꝛc. von Spieß. 1791, S. 32 und f.

Beckmanns Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. 2r Bd. Leipzig, 1783, S. 553.

Gerken, in dessen Reisen, Th. 3, S. 455., wie auch Bd. 69 der allgemeinen teutschen Bibliothek, S. 511.

Einige Bemerkungen von dem ältesten Gebrauche des Spanischen Wachses von Joh. Philipp Roos.

Siegel, (bleyernes), s. oben, unter Siegel, S. 25.

— (Daum-), s. daselbst, S. 43.

— (Gegen-), Rückſiegel, bei den Alten, wenn, nachdem das große Siegel aufgedruckt worden, die Könige oder Fürsten ꝛc. ihr kleines Siegel auf die andere Seite drückten, zum Zeichen, daß dieses große Siegel, nebst dem Documente ihnen zur Hand gekommen sei; s. auch oben, S. 29, 38 u. f.

— (geheimes-), s. unter Siegelbewahrer.

— (großes), s. daselbst, S. 18, 19.

— (goldenes), s. das., S. 24.

— (Kanzelley-), s. das., S. 19.

— (Kirchen-), ein Siegel, welches jede Kirche in ihren Angelegenheiten, in Kirchensachen, gebraucht.

— (kleines), s. oben, S. 38.

— (Landes-), wird das große Königl. Siegel genannt.

— (Landfrieden-), s. oben, S. 21.

— (Majestäts-), s. das., S. 19.

Siegel, (Privat=), s. unter Siegelbewahrer.
— (päbstliches), s. oben, S. 30.
— (Raths=), ein Siegel, welches der Stadtrath gebraucht.
— (Rechts=), s. daselbst, S. 19.
— (Reichs=), s. daselbst.
— (Ring=), s. das., S. 40.
— (Rück=), s. Siegel (Gegen=).
— (silbernes), s. oben, S. 25.
— (Stadt=) ein Siegel, welches der Magistrat ꝛc. in den Stadtangelegenheiten gebraucht. Es führt das Zeichen der Stadt, in Berlin einen Bären.
— (Universitäts=), ein Siegel, welches jede Universität in ihren Angelegenheiten führt.
— (Wappen=), Geschlechtswappen, s. oben, S. 34.

Siegelbank, bei den Tuchmachern, derjenige Tisch, worauf die besichtigten Tücher mit dem bleyernen Siegel versehen werden.

Siegelbewahrer, Engl. The. Lord Keeper, in England, drei verschiedene Personen, wegen der dreierlei Siegel, als des großen, des geheimen und des kleinen oder Privatsiegels. Der Großsiegelbewahrer ist gemeiniglich zugleich Großkanzler von England. Das kleine oder Privatsiegel wird durch den geheimen Rath verwahrt, der zuweilen einige Personen als Commissarien dazu abordnet. Der geheime Siegelverwahrer ist unter den Kronbedienten Englands der Ordnung nach der fünfte, und dessen Bedienung erfordert den Titel eines Lords oder Grafen, wenn er sonst gleich von Geburt nur ein Edelmann ist. Im Staatsrathe hat er seinen Sitz gleich nach dem Präsidenten. Alle Urkunden, Acten, und Gnadenbezeugungen, die der König unterschrieben, müssen durch seine Hand gehen und mit seinem Siegel gesiegelt werden, bevor sie das große Siegel erhalten können; auch darf er keine Acte, noch einen Gnadenbrief siegeln, ohne

eine vorhergehende, mit des Königs Hand unterschriebene und mit dem kleinen Siegel bekräftigte Order. Er muß dafür stehen, daß kein Mißbrauch unterlaufe, und das Siegel nicht unter Acten gedruckt werde, die der Constitution entgegen sind, auch daß der König nicht hintergangen werde. — In Frankreich war der Siegelbewahrer, Garde des Sceaux, zu den Zeiten der Könige vor der Revolution 1789 gleichfalls ein hoher Kronbeamter. Er hatte das große Königliche Siegel, das besondere Siegel, dessen man sich für die Provinz Dauphiné bediente, und die kleineren Nebensiegel von diesen beiden, unter oder in seiner Verwahrung. Da in Frankreich ehemals der Reichs-Kanzler der Verwahrer der Siegel war, so hatte derselbe große Vorrechte, unter denen besonders das wichtigste war, daß er nach des Königs Belieben nicht abgesetzt werden konnte; doch hat man in der späteren Zeit dazu ein Mittel gefunden, indem man ihm die Siegel abgefordert und solche einem andern Beamten übergeben, wodurch er also in seiner Amts-Verrichtung gehemmt wurde. Gegenwärtig führt in Frankreich der Minister der Justiz das große oder Reichssiegel. — In den anderen Staaten Europa's führt das Reichssiegel auch stets einer der ersten Staats-Beamten.

Siegelcapsel, s. Siegelkapsel.

Siegeler, s. Siegler.

Siegelerde, Terra sigillata; Fr. Terre à cacheter, eine fette und schwere Thonerde von verschiedener Farbe, anhaltendem Geschmacke und erdartigem Geruche, die an verschiedenen Orten, sowohl im Oriente, als auch in Deutschland gegraben, in runde Kuchen gebildet oder geformt, und mit mancherlei Zeichen bedruckt wird, daher sie auch den Namen Siegelerde bekommen. Die vornehmsten Sorten sind: die Lemnische Erde, der Lemnische Bolus, Sphragit, Terra Lemnia. Sie ist die eigentliche Terra sigil-

lata, die seit Homers Zeiten bis jetzt als Heilmittel, besonders im Oriente, angewandt wird. Man findet sie auf der Insel Lemnos (Stalimene), wo sie noch gegenwärtig von Geistlichen gegraben, in Kugeln geformt und dann besiegelt wird. Die weiße Siegelerde von Samos, Terra sigillata alba, hat ähnliche Merkmale, als die Lemnische Erde. Die Siegelerde von der Insel Malta, Terra sigillata Melitensis, ist weiß, wie Kreide, und führt das Bild des Apostels Paulus mit einer Schlange aufgedruckt. Man erhält diese Siegelerde von der Insel selbst, oder auch von Genua und Livorno in größeren und kleineren runden Kuchen und Formen. Diese drei Siegelerden waren ehemals und sind zum Theil auch noch jetzt officinell. Die Ungarische Siegelerde ist gelb, wird bei Gran gegraben, und führt zum Zeichen drei Thürme. Die Böhmische Siegelerde ist weiß oder roth; die Mährische, Strigauische und Goldbergische ist weiß; die Liegnitz'sche oder Liegnitzer in Schlesien, welche den Namen Axungia Lunae, und die Strigauische, welche Axungia Salis genannt wird, ist grau, auch gelb. Sachsen liefert mehr, als eine Siegelerde, worunter die Greifensteinische, die dunkelgelbe oder Weißlaubach'sche die vornehmsten sind. Die Französische Siegelerde, welche bei Blois gefunden wird, ist röthlich. Ueberhaupt sind die orientalischen Siegelerden meistens röthlich oder fleischfarben, wie z. B. die Arabischen; die Böhmischen, Schlesischen, Sächsischen ꝛc. meist gelblich und grau. Die Farbe der Erde rührt von metallischen Oxyden her, so z. B. die röthliche vom Eisen. Außer dem medicinischen Gebrauche bildet man aus diesen Erden Tabakspfeifenköpfe, Becher, Krüge ꝛc. Aus der rothen Siegelerde brennen, besonders die Türken und Wallachen, verschiedene feine Gefäße, Pfeifenköpfe ꝛc. Ein Mehreres über diese Erde, besonders was ihre Eigen-

schaft anbetrifft, s. unter Thon, in T. Ueber die Laybacher Siegelerde im Herzogthume Krain, Terra Labacensis, s. Th. 66, S. 602; über die Siegelerde unweit der Stadt Laubach, s. Th. 65, S. 633.

Siegelfälscher, derjenige, welcher ein Siegel vorsätzlich verfälscht; s. oben unter Siegel.

Siegelgeld, jedoch nur von mehreren Summen, dasjenige Geld, welches für die Untersiegelung oder Besiegelung einer Urkunde den Kanzelleibedienten entrichtet wird.

Siegelgraber, s. Petschierstecher, Th. 109, S. 344.

Siegelkapsel, eine hölzerne, rund gedrechselte Büchse mit einem Deckel, worin sich das angehängte Siegel einer Urkunde befindet; s. oben, unter Siegel.

Siegelkunde, eie Kunde oder Kenntniß der älteren Siegel, Sphragistica; s. oben unter Siegel, und unter Wappenkunde.

Siegellack, Spanisches Lack, Brieflack, Briefwachs, Spanisches Wachs, Cera hispanica; Franz. Cire d'Espagne, Laque à cacheter, eine chemisch zubereitete Masse, welche zum Siegeln der Briefe ꝛc. gebraucht wird. Die Diplomatie nennt, außer den Metallen, noch fünf verschiedene Materien, deren man sich zum Siegeln oder Versiegeln der Briefe und Paquete von jeher bediente, als Siegelerde, Kütt, Kleister, Wachs und Siegellack, hierzu kommt noch in neuerer Zeit Mundleim und Oblate. Siegelerde, Siegelwachs und Siegellack werden auch hauptsächlich zum Untersiegeln der Documente, Diplome ꝛc. gebraucht. Von wem das Siegeln erfunden, oder wer zuerst eine der oben genannten Materien, besonders aber die Siegelerde zu diesem Zwecke angewendet hat, ist ungewiß, doch ist die Letztere von den Alten zu diesem Zwecke schon

gebraucht worden. Plinius spricht den Aegyptiern die Siegel gänzlich ab; allein man weiß zuverlässig, daß dieses Volk schon den Gebrauch der Siegelerde kannte, und daher scheint sie auch wohl die erste Materie gewesen zu seyn, welche da angewandt wurde. Die Aegyptischen Priester banden nämlich an die Hörner der zum Opfer ausersehenen Thiere ein Stückchen Papier, worauf sie in Siegelerde ihre Siegel druckten, und nur ein auf diese Weise bezeichnetes Thier durfte geopfert werden. Beim Lucian läßt ein Wahrsager dasjenige, was jeder von ihm fragen will, auf einen Zettel schreiben, solchen zusammenlegen, und mit Wachs oder Siegelerde, oder womit man sonst wollte, untersiegeln. Auch Cicero, der Scholiast, Servius und Andere geben Nachricht von dem Gebrauche der Siegelerde bei den Alten. Eine solche Erde soll sogar noch von den Byzantinischen Kaisern zum Siegeln gebraucht worden seyn; denn auf der zweiten Nicänischen Kirchen-Versammlung wollte Jemand dadurch den Bilderdienst vertheidigen, daß er erinnerte: Niemand glaube, daß derjenige, welcher vom Kaiser einen Befehl erhielte und das Siegel verehrte, dieserhalb die Siegelerde oder das Papier, oder das Bley anbete. Ob aber das γη τημαυτεις des Herodots, und dos πηλος des Lucians und der Byzantiner ein und dieselbe Erde gewesen, ist eben so wenig mit Gewißheit zu entscheiden, als die Frage: ob von beiden die Creta, welche einige Lateinische Schriftsteller als eine Siegelerde angeben, verschieden sei. Diejenige Erde, der wir jetzt den Namen Kreide geben, war nicht die Creta der Alten, welche sie zum Siegeln gebrauchten, sondern sie muß, wenn sie eine natürliche Erde gewesen, aus Thon bestanden haben, welcher den Eindruck von irgend einem festen Gegenstande, z. B. Metall, annimmt, und solchen auch behält, wenn er durch Austrocknung erhärtet. Daß auch die Römer unter dem sonst unbestimmten Namen Creta oft einen Thon verstanden haben, beweisen viele Stellen ihrer Schriften,

als in Columella, Virgil, Varro ꝛc. und es scheint gewiß zu seyn, daß auch πηλος eine thonigte Erde bedeutet. — In den ältesten Zeiten brauchte man in Europa das Wachs überall zum Siegeln, ob nun solches gelb oder weiß war, oder ob vielmehr die Reihe zuerst das gelbe oder das weiße Wachs getroffen, darüber sind die Diplomatiker nicht einig. Nach dem Hofrath Gatterer soll man zuerst mit weißem Wachse gesiegelt haben, nach Beckmann's Behauptung soll aber das gelbe Wachs wegen seines geringen Preises zuerst und am häufigsten gebraucht worden seyn. Mit der Zeit oder späterhin färbte man das Siegelwachs roth, und dann in Deutschland, jedoch nicht vor dem 14. Jahrhunderte, grün, auch schwarz. Daß die Patriarchen aus Konstantinopel, der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, der Großmeister der Maltheserritter, und einige Edelleute schwarz zu siegeln pflegten, wußte man, daß aber auch der Meister der Tempelherren mit schwarzem Wachse siegelte, ist erst durch Herrn Hofrath Schmidt bekannt geworden. Er beschreibt ein solches Siegel aus dem Fürstlichen Hauptarchive zu Wolfenbüttel. Dieses hängt an einer von dem Meister Widekins (Frater Widekindus magister fratrum de templo per Allemaniam, wie er sich selbst in dem Documente nennt) ausgestellten, auf Pergament geschriebenen Urkunde an zusammengedreheten weißen und blauen, durch dasselbe gezogenen Zwirnsfaden hängt. Blaues Siegelwachs war zur Zeit noch gar nicht bekannt. Kaiser Friedrich der Dritte ertheilte zwar dem Hans Schenk, Herrn zu Tautenberg, und Kaiser Karl der Fünfte im Jahre 1524 dem Nürnberger Doctor Stockhammer das Vorrecht, sich des blauen Wachses zum Siegeln zu bedienen; allein die Kunst, Wachs blau zu färben, ist bis jetzt noch nicht entdeckt worden; denn alles Blau, sowohl im Siegelwachse, als Siegellack ist immer schmutzig, und fällt nie rein, schön hell- oder himmelblau aus. Alle

Saftfarben werden in der Vereinigung mit dem Wachse graulich, und Erdfarben mischen sich nicht mit dem Wachse, sondern setzen sich beim Schmelzen wieder zu Boden; Mineralfarben sind daher noch die einzigen, welche aber dazu eigens präparirt werden müßten; z. B. der Ultramarin aus dem Lapis lazuli, oder das Blau aus dem Kobalt ꝛc., und dieserhalb, sagt ein gewisser Schriftsteller, ist ein blaues Wachssiegel, welches nicht etwa bloß auf der Oberfläche blau bemalt wäre, eine eben so große technologische als diplomatische Seltenheit und ein Problem für unsere Chemiker, man muß daher die dem Schenk von Tautenberg, und dem Doctor Stockhammer ertheilte Begnadigung derjenigen gleich achten, welche die Gewerke im Fürstenthume Halberstadt und der Grafschaft Reinstein noch im Jahre 1704 erhielten, nämlich, außer andern Mineralien, auch auf Indigo zu bauen, und Schenk und Stockhammer konnten gewiß eben so wenig blaues Wachs zum Siegeln finden, als jene Gewerke Indigo in der Erde. Auch unterstegelte Hans Schenk von Tautenberg, ungeachtet seines Privilegiums, einen Vereinigungs-Brief verschiedener Sächsischer und Westphälischer Fürsten, Grafen und Herren, Kraft dessen sie sich auf 30 Jahre mit einander verbanden, und verordneten, wie sie sich zur Zeit gemeinen Friedens und Unfriedens gegen einander verhalten wollten, d. d. zur Lippe Donnerstag nach Misericordias Domini (12. Mai) 1519, wie Bundesverwandten mit grünem Wachse. Nach Häberlin's Behauptung soll an eben dieser Urkunde die Siegel der Reußischen Häuser, nämlich des Heinrichs Rewß zu Plauen, der beiden Heinriche zu Gera, Schleitz und Lobenstein, und Heinrichs zu Weida und Wildenfels aus blauem Wachse bestanden haben; allein dieses ist wahrscheinlich nur auf der Oberfläche blau gefärbt gewesen, oder der genannte Schriftsteller hat schmutziges graues Wachs für blaues gehalten. Daß das Wachs

mit den oben angeführten Farben blau gefärbt werden kann, ist sehr zu vermuthen, gesehen habe ich dergleichen gefärbtes Wachs noch nicht, auch nicht gehört, daß der Versuch, wenigstens mit der blauen Farbe aus dem Kobalt, gemacht worden; denn die Färbung des Wachses mit Ultramarin möchte wohl zu kostbar seyn, und höchstens könnte der Versuch im kleinen nur geschehen, um zu sehen, ob das Wachs diese Farbe annehme. Auch Beckmann giebt die Hoffnung nicht auf, weil man bis jetzt noch nicht so glücklich gewesen, das Wachs blau zu färben, daß es noch geschehen werde. Uebrigens ist es schwer zu unterscheiden, zu welcher Zeit man zuerst sich des farbigen Wachses zum Siegeln bedient habe, weil die Farben sich mit der Zeit verändern; denn nach einer Reihe von Jahrhunderten bekommt z. B. das weiße Wachs eine gräuliche und Aschfarbe, und löset sich wohl gar jetzt in Staub auf; das grüne Wachs fällt ins Braune, nur dasjenige, welches mit Terpentin vermischt worden, ist inwendig noch grün; das Gelbe erscheint röthlich, nur das rothe hat seine ursprüngliche Farbe, das heißt, die ihm zuerst gegeben worden, noch am besten erhalten, und wo der Glanz erloschen ist, erhält es denselben wieder durch ein Gemisch aus Wasser und Branntwein.

Was nun die verschiedenen Epochen der Veränderungen der Farben betrifft, so sind die Siegel der Carolingischen und ersten Capetingischen Könige in Frankreich sämmtlich von weißem Wachse; von dem 13ten Jahrhunderte an wird es selten, und nur bei den Königlichen Briefen gebraucht, die Concessionen enthalten, die nur eine gewisse Zeit dauern sollen, welches selbst die Verordnung des Gesetzes war. Man kann hier zum Beispiel anführen: 1) ein Patent Philipp des Schönen, vom Monat July des Jahres 1309, und eins von Karl dem Sechsten vom 12ten März 1408. Seit der Regierung Karls des Sechsten bis auf Ludwig den Zwölften und Franz den Ersten hat man

grünes Wachs gebraucht. Der Gebrauch des gelben Wachses in der Französischen Kanzelley ist neuer. D. Mabillon setzt ihn nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus; und es ist kaum zu glauben, daß sich die Französischen Monarchen desselben vor dem 13ten Jahrhunderte bedient haben. Ludwig der Eilfte bediente sich desselben im Jahre 1467. Die Artikel der Verhandlung zu St. Germain vom Jahre 1583 setzen das gelbe Wachs zum beständigen Gebrauche bei den Siegeln der Französischen Könige fest, jedoch nicht so unveränderlich, daß man gar kein Beispiel des Gegentheils sähe. Die Briefe, wodurch die Prozesse an das oberste Gericht gezogen werden, vom Monat October 1663, die Bestättigungsbriefe, worin Ludwig der 14te der Kirche zu Toul ihre Privilegien erneuert, vom Monat Juny 1724, sind mit grünem Wachse gesiegelt. Nach dem D. Mabillon haben sich die Französischen Könige vom dritten Stamme auch gewöhnlich des rothen Wachses bedient; er führt keinen ältern an, als Ludwig den Jungen. Man scheint aber dazu kein natürlich gelbes Wachs gebraucht zu haben, an welchem die Farbe bald schmutzig und unangenehm wird, sondern rothes, welches dem Purpur und dem Zinnober näher kommt. — Die Deutschen Kaiser gebrauchten es auch seit langer Zeit bei ihren Siegeln, um die Kaiserliche Würde zu erheben. Kaiser Heinrich der Sechste bediente sich in einem Siegel an einem Diplome vom Jahre 1192 noch des weißen Wachses. Das kleine Siegel Siegmunds vom Jahre 1431 ist in rothem Wachse, und das große Siegel Kaiser Friedrichs des Dritten, vom Jahre 1451, welches 5 Zoll im Durchschnitt hat, ist in weißem Wachse. Der Kaiser erscheint auf einem prachtvollen Throne sitzend, an dessen Fuß ein kleiner Siegelring in rothem Wachse ist, 7 Linien hoch und 5 Linien breit. Dieses Siegel ist daher merkwürdig, weil man kein Beispiel mehr an den Diplomen der Kaiser findet. Seit dieser Zeit haben die Deutschen

Kaiser bei ihren Kaiserlichen Diplomen allezeit rothes Wachs gebraucht, weil sie die edelste und prachtvollste Farbe ist. — Die geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, die Kapitel, die Abteien und die Städte, haben sich auch des rothen Wachses bedient, einige eher, andere später; nachher haben sie es nach ihrem Belieben oder vielmehr nach der Mode eines jeden Jahrhunderts geändert. Theobaldus, Herzog von Lothringen, hat sich im Jahre 1310 am ersten des rothen Wachses bei seinen Siegeln bedient, seine Vorfahren bedienten sich des weißen. So hat man auch vor Eduard dem Ersten, Grafen von Bar, im Jahre 1319, und Robert dem Ersten, Herzoge von Bar, im Jahre 1367 bei den Siegeln der Grafen und Herzoge von Bar kein anderes, als ursprünglich weißes Wachs gesehen, und seit 1300, grünes. Die Lothringische Kanzelley hat eigentlich erst seit der Vereinigung der Herzogthümer Lothringen und Bar, unter Renatus dem Ersten das rothe Wachs bei den Herzoglichen Siegeln für beständig angenommen; auch Stanislaus der Wohlthätige hat sich desselben bedient. Das Siegeln mit weißem Wachse soll bei Privatpersonen ungefähr bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts gedauert haben; das grüne bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts, und von da das rothe bis auf die neueste Zeit, besonders bei denen, die sich solches vermöge ihrer Hoheit zueigneten. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts wird das noch weiche rothe Wachs zuweilen mit einem weißen Papiere überzogen, so daß das Siegel inwendig roth und die Oberfläche weiß war. Diese Art Siegel haben durch die Zeit viel gelitten, das fette Wachs ist trocken geworden, das Papier hat sich los gemacht, das Wachs war also dem Zerstoßen und Zerreiben bloß gestellt, und das Gepräge mußte nothwendig Schaden leiden; von dieser Gattung findet man noch sehr wenig in gutem Stande. Seit ungefähr $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten hat man statt des rothen und grünen zähen Wachses in den

Secretariaten der Bischöfe, der Kapitel, der Gemeinheiten und in den kleinen Kanzelleyen der Untergerichte, eine rothe oder weiße, zuweilen auch eine grüne, selten eine schwarze Siegelmasse genommen, s. weiter unten. — Neuer, wie das Siegelwachs, sind die in Mehlkleister, Brodteig oder Oblate abgedruckte Siegel; eigentliche Diplome sollen aber nie mit Oblate gesiegelt worden seyn. In einer ansehnlichen diplomatischen Sammlung findet man kein Oblatensiegel, das viel über 200 Jahr alt zu seyn scheint. Dem Hofrath Spieß in Weimar ist kein älteres, als von 1624 vorgekommen, jedoch sollen Könige vor der Erfindung des Siegellacks, ihre Briefe mit Kleister geschlossen haben. Der Professor der Diplomatik zu Pest, Martin Schwartner, hat noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts unter den Handschriften der dortigen Universitätsbibliothek drei Schriften mit Oblaten gesiegelt gefunden, welche älter sind, als 1624. Das älteste Siegel ist in einem Reisepaß aufgedruckt, den drei nach Wien abgehende Jesuiten vom Pater Visitator in den Niederlanden erhielten, datirt zu Brüssel 1603, mit der gewöhnlichen Jesuitensiegel-Inschrift.

Was nun die Erfindung des eigentlichen Siegellacks anbetrifft, so reicht solche in das 16te Jahrhundert hinauf. Das erste Siegellack soll eine Art Kütt, Siegelkütt, gewesen seyn, der Malthe genannt worden, und der aus harzigen Substanzen bestanden. Dieses letztere hat wegen seiner Bequemlichkeit bald die früheren Siegelmassen verdrängt, und noch mehr hat dieses das Spanische Wachs oder das heutige Siegellack gethan, sowohl wegen seiner Bequemlichkeit, Wohlfeilheit und schönen Aussehens, als auch wegen des leichten Abdruckes der Petschafte; es zerbröckelt aber, und ein darin abgedrucktes Petschaft kann am leichtesten nachgemacht werden. Die älteste Erwähnung des Siegellacks in gedruckten Schriften, findet man in des Garcia ab Orto Atoma-

tum et simplicium aliquot historia, die im Jahre 1563 zuerst gedruckt wurde, und die ausdrücklich bei dem Gummilack der Stangen erwähnt, die man zum Briefsiegeln gebraucht. Um dieses Jahr scheint daher bei den Portugiesen der Gebrauch dieses Siegellacks ganz gewöhnlich gewesen zu seyn, und da Tavernier der Bereitung des Siegellacks in Ostindien erwähnt, so ist es wahrscheinlich, daß es die Portugiesen von den Indianern lernten. Man nannte es anfangs Hispanisches Wachs, und der Name Siegellack soll erst aufgekommen seyn, als man statt des gemeinen Harzes Gummilack oder Schellack genommen. Nach einigen Schriftstellern soll ein Franzose, Namens François Rousseau, das Siegellack im Jahre 1640 erfunden haben. Sie führen an, daß Rousseau sich lange in Persien und Ostindien aufgehalten, und als er sein Vermögen in den letzten Regierungsjahren Ludwigs des Dreizehnten durch einen Brand verloren habe, sei er auf den Einfall gerathen, Siegellack aus Gummilack zu bereiten, welches er in Indien hatte machen sehen. Diese Angabe, auf Frankreich bezogen, kann richtig seyn, wenn man nämlich annimmt, daß die Franzosen vor der Erfindung Rousseaus daselbst, das Siegellack nicht gekannt haben; denn bei uns in Deutschland ist dieses Lack, wie es jetzt gebräuchlich ist, schon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts bekannt gewesen, und wahrscheinlich geschah die Erfindung daselbst zwischen 1550 und 1560; denn das älteste bekannte Siegel ist vom Jahre 1554. Der Hofrath Spieß fand in dem Anspachischen Archive ein Diplom vom Jahre 1563, und Anton in Görlitz eines von 1561 mit rothem, und ein anderes von 1620 mit schwarzem Siegellack gesiegelt. Auch ist der Gebrauch des rothen und schwarzen Siegellacks bei Briefen aus den Niederlanden in dem Archive zu Dillenburg schon vom Jahre 1554 bekannt. Der wirkliche Brandenburgische Regierungsrath zu Culmbach, oberhalb Gebürge,

Phil. Ernst Spieß sagt in dem 104ten Stücke des Hannöverschen Magazines, 13ten Jahrg. vom Jahre 1775 folgendes über die Erfindung des rothen Siegellacks:

Es meldet der gelehrte und berühmte Herr Hofrath Gatterer zu Göttingen in seinen Elementis artis diplomaticae p. 296. §. 338. aus dem daselbst angeführten Nouveau Traitè de Diplomatique, daß das Spanische-Siegelwachs oder der Siegellack, womit man heut zu Tage Briefe zu versiegeln pflegt, in Frankreich ungefähr um das Jahr 1640 von einem Französischen Kaufmann, Namens Rousseau erfunden worden sei, mit dem Beisatze: daß dieser Spanische Siegellack von dem schon vorher im Gebrauch gewesenen sogenannten Gummilack wohl zu unterscheiden sei. Ohne auf diesen Unterschied ein scharfes Augenmerk zu richten, erregte gleichwohl die Sache an sich selbst eine Begierde in mir auszuforschen, zu welcher Zeit denn der Siegellack überhaupt möchte erfunden worden seyn, zumal der Gebrauch desselben allerdings eine wichtige Epoche in der Sphragistik macht. Ich hielt es also der Mühe werth, eine kleine Nachsuche deswegen anzustellen. Nun bin ich mittelst gemeinschaftlicher Bemühung des Herrn Hof- und Regierungsraths und geheimen Archivars Stiebers zu Onolzbach bis auf das Jahr 1574 zurückgekommen, in welchem sich ein Brief, welcher mit einem Siegellack gesiegelt war, vorfand. In Ansehung des schwarzen ist mir aber bisher noch kein älteres Siegel, als vom Jahre 1620 zu Gesicht gekommen. Weil ich aber vermuthe, daß sich anderwärts noch ältere Spuren von beiden Sorten vorfinden möchten, so habe ich den Liebhabern der Diplomatik, und besonders allen Herrn Archivarien hierdurch nicht nur vorläufig anzeigen wollen, wie weit ich in der Sache gekommen bin, sondern bitte dieselben zugleich inständigst, daß sie aus Liebe zur Ergründung der Wahrheit, die Mühe über sich nehmen mögen, in den Archiven nachzuspüren, ob sich der Gebrauch des Siegellacks überhaupt in Deutschland nicht noch welter in das 16te Jahrhundert zurücksetzen lasse. Nach meinen bisherigen Beobachtungen sollte ich beinahe vermuthen, daß der Siegellack in Deutschland

erfunden worden, und dem oben erwähnten Rousseau nichts als einige Verbesserungen desselben, besonders in Ansehung der höheren rothen Farbe, zuzuschreiben seyn möchten. So wie ich mir aber selbst noch mehr Mühe geben werde, dem Ursprunge desselben bei dermaliger Einrichtung des Pleffenburgischen Archives näher zu kommen, so angenehm wird es mir seyn, wenn meine Bitte Statt finden und ich von weiteren Entdeckungen in dieser Sache gütige Nachricht erlangen sollte.

Außer den oben von Herrn Spieß selbst und von einigen Andern angeführten Nachrichten an andern Orten, ist in dem oben genannten Magazine nichts erschienen, was zur fernern Entdeckung der Erfindung des Siegellacks hätte führen können. Nach dem Burscheidschen Amtmann zu Merxheim J. Philipp Roos soll in dem Hochrheingräflich Dhaunschen Archive das älteste bekannte Siegellack anzutreffen seyn; denn an einem Schreiben an den Rheingrafen Philipp Franz von Gerhart d. d. 16. September 1553, mit arabischen Zahlen ausgedruckt, zeigen sich so viele Spuren, daß man behaupten kann, dasselbe sey mit Spanischem Siegellack besiegelt gewesen; auch trifft der Inhalt des Schreibens, die ferneren Dienste des Rheingrafen bei der Krone England betreffend, mit der Staatsgeschichte der gedachten Zeit gleichfalls vollkommen überein, so daß die Jahreszahl keine andere, als 1553 seyn kann. Auch finden sich unter den Briefen des Geschäftsträgers Gerhard Herrmann 2 Stück d. d. 28. December 1553 und 8. Februar 1554, welche mit schwarzem Spanischen Wachse so gesiegelt worden, daß solches noch ganz unversehrt vorliegt und in dem Siegelbilde die Anfangsbuchstaben G. H. des oben erwähnten Namens zu sehen sind. Auch der Inhalt dieser Schreiben zeigt auf die Geschichte in England von dem Ausgange des Jahres 1553 und zu Anfange des 1554. Jahres hin. Daß Herrmann sich bei der Sieglung dieser beiden Schrei-

ben des schwarzen Spanischen Wachses bedient hat, kann die öffentliche Trauer wegen des ein halbes Jahr vorher erfolgten Todes des Königs Eduard veranlaßt und er sich zu der Beobachtung derselben verbunden gehalten haben, da nach der Unterschrift zu urtheilen, er bei dem Königlichen Hof in England in einer gewissen Dienstverbindung gestanden hat. Obgleich man in den früheren damaligen und nächstgefolgten Zeiten nicht die geringsten Spuren findet, daß das gemeine schwarze Wachs zur Anzeige einer Trauer gebraucht worden, und auch die bewährtesten Diplomatikkundigen, z. B. ein Gatterer und Gruber, an den Stellen, wo sie von dem eigentlichen Gebrauche dieses Wachses reden, nichts von einer solchen Gewohnheit gedenken, so ist doch so viel gewiß, daß das Erstere, als es dergleichen gegeben, als Traueranzeige bei der Besieglung der Briefe ist gebraucht worden, und von der Zeit an, ist es eine Gewohnheitsregel geworden, dessen Gebrauch in Trauerfällen einzuführen. Dem oben erwähnten Roos sind noch einige von Standespersonen erlassene, mit rothem Wachse besiegelte Trauerschreiben vom Jahre 1606 bekannt geworden, und zwei erst aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts, die mit natürlichem schwarzen Wachse gesiegelt worden sind. Das eine Schreiben vom Pfalzgraf Leopold Ludwig an den Rheingrafen Johann Ludwig zu Dhaun d. d. Lutzelstein, den 4. October 1644, worin das am 29. September 1654 erfolgte Absterben des Pfalzgrafen Georg Hansen gemeldet wird; das andere vom Herzog Eberhart von Würtenberg an den genannten Rheingrafen d. d. Stuttgart den 10. July 1655, worin gemeldet wird, daß seine am 22. Juny d. J. verstorbene Gemahlin Anna Catharina, mit seiner zu Strasburg verstorbenen und einstweilen in der Kirche zu St. Thomas beigesetzten Frau Mutter in dem fürstlichen Repositorio zu Stuttgard beigesetzt worden; allein dieses Alles sind Einzelnheiten, die auf das Ganze

keine Anwendung finden; denn so ist ein Brief von Herrmann vom 16. Septbr. 1553 zu einer Zeit geschrieben und roth besiegelt worden, wo der Tod des Königs Eduard schon erfolgt war, dagegen waren die schon oben erwähnten Schreiben vom 28. Dec. 1553 und 8. Februar 1554 mit schwarzem besiegelt worden. Der einzige mögliche Fall, der hier eintreten konnte, wäre, daß Hermann bei dem ersten Briefe nicht mit schwarzem Siegellack versehen gewesen und der Brief Eile gehabt habe. Roos ist jedoch der Meinung, daß wenn bei den mehrsten Fällen, wo das schwarze Spanische Wachs gebraucht worden, eine Trauerbegebenheit bei den Briefausstellern vorgewaltet, so lasse sich auf einen einzelnen ähnlichen Fall sehr leicht der Schluß machen, daß nicht durch ein Ohngefähr, sondern mit allem Vorbedachte jene Wahl getroffen worden sei. Es könnte bei diesem Schriftsteller hier auch noch die Frage entstehen: was wohl der Grund sei, daß das gemeine schwarze Wachs zur äußeren Anzeige der doch von jeher üblich gewesenen Betrauerung von Verstorbenen nicht angewendet worden? Ein solcher soll nun darin zu suchen seyn, daß in den ältern Zeiten, und ehe die Postanstalten in den Gang gekommen, der Briefwechsel nicht so häufig gewesen ist, als nachher, jenes Wachs daher keinen solchen Abgang gefunden, und also selten vorräthig gemacht worden, besonders da es in keinem Gebrauche, gewisse Personen ausgenommen, gewesen; das schwarze Spanische Wachs dagegen zu einer Zeit gekommen, wo der Briefwechsel erleichtert und häufiger geworden; daher war auch die Gelegenheit größer in Ansehung einer Betrauerung, auch eine dazu übliche Besiegelung ausfindig zu machen, wozu sich nun das schwarze Spanische Wachs am besten schickte, und daher auch häufiger angefertiget und vorräthig gehalten wurde. Daß aber das gewöhnliche schwarze Wachs gefehlt haben sollte, ist beinahe nicht zu glauben, weil man es sehr leicht anfertigen konnte, indem man nur Kienruß

und Wachs zusammenschmelzen durfte, wie man in späteren Zeiten auch noch das sogenannte Taschenwachs anfertigte, mit welchem man die Patrontaschen überzog. Wie es denn auch sei, so ist doch so viel gewiß, daß in den Jahren 1553 und 1554 der Gebrauch des rothen und schwarzen Spanischen Siegellacks viermal vorkömmt, und dessen Aechtheit um so mehr dadurch bestärkt wird, da in den Jahren 1559 und 1560 dasselbe wiederum vorkömmt. In den folgenden Jahren des 16. Jahrhunderts hat Roos nur fünf mit jenem rothen Wachse besiegelte Schreiben gefunden, nämlich 1) vom Grafen Ernst zu Mansfeld an Margaretha, Gräfin zu Mansfeld, eine geborne Herzogin von Braunschweig, zu Strasburg, den 10. Februar 1588; 2) von einem Freiherrn Christoph von Bettstein an den Rheingrafen Adolph Heinrich d. d. Nancy, den 10. Oktober 1595; 3) von einem rheingräflichen Beamten an den Dr. Marsilius zu Speyer d. d. den 10. May 1598; 4) vom Rheingrafen Friedrich an den Rheingrafen Adolph Heinrich, Niville, den 12. September 1600; 5) von einem Kellner zu Rheingrafenstein an den zuletzt genannten Rheingrafen, vom Jahre 1600. Zu Anfange des 17. Jahrhunderts kommt dasselbe in einem jeden Jahre vor, jedoch im Verhältnisse zum gemeinen Wachse nicht so häufig; aber gegen die 1620er und besonders in den folgenden 30er Jahren fängt es das gemeine bei Besiegelung der Briefe zu verdrängen an. So findet man noch mit demselben Wachse besiegelte Schreiben von dem Rheingrafen Conrad d. d. Venedig 1617, welche beweisen, daß es auch daselbst, wenigstens schon um diese Zeit, bekannt gewesen ist. Was überhaupt die Geschichte dieses Wachses in Deutschland zu Anfange des 17. Jahrhunderts noch besonders anlangt, so kann aus einer mit der eigenen Hand der Rheingräfin Juliane zu Dhaun unterschriebenen so betitelten Frankfurter Ostermeßrechnung von den Jahren 1608 und 1609 hier noch Folgendes bemerkt werden.

Rechnung von 1608.	Fl.	Batzen	Kreuzer
item 4 Loitt span. Wachs	—	5	—
it. ¼ Pfd. rodt Siegelwachs	—	2	2
— — — von 1609			
it. ¼ rodt Siegelwachs	—	3	2
it. ¼ rodt spanisches Wachs	—	6	—

In den nächstfolgenden Jahren wird nur allein eines Ankaufs von rothem Wachse gedacht.

Das rothe Wachs ist bis auf die neueste Zeit noch in den Fürstlichen Kanzelleyen ꝛc. zu Urkunden, Diplomen ꝛc. zu besiegeln beibehalten worden, im Uebrigen wird das Siegellack angewendet. Ob übrigens die Erfindung des Letzteren in Spanien geschehen, wovon es den Namen erhalten, ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt worden, eben so wenig, ob Deutschland das Land der Erfindung gewesen oder ob in jedem Lande man zufällig auf diese Entdeckung durch das rothe Siegelwachs geführt worden. Mit dem Beiworte Spanisch kann es auch eben die Bewandniß haben, als mit dem Beiworte Englisch, welches man in Deutschland verschiedenen Kunstprodukten giebt, um ihnen dadurch eine Empfehlung zu verschaffen und sie verkäuflicher zu machen, weil es in Deutschland leider! Mode geworden, nur ausländische Produkte hochzustellen, dagegen die eigenen, oft besseren herabzusetzen; denn das beste Spanische Lack oder Siegellack, welches aus Spanien nach Deutschland gebracht worden, stand unserm feinen Siegellack in Hinsicht der Güte nach.

Bereitung des Siegellacks. Bei der Bereitung des Siegellacks kommt Alles auf die Species an, die dazu genommen werden. Die Hauptspecies, die zu einem jeden Siegellacke genommen werden, sind: Schellack und Venetianischer Terpentin. Außer diesen Species nimmt man nun noch Mastixharz, Marienglas, Colophonium oder Geigenharz, Burgunderharz, dann eine beliebige Farbe, und um dem Siegellack einen

Wohlgeruch zu ertheilen, Moschus, Storax oder Ambra, auch schwarzen Peruanischen Balsam, Benzoe ꝛc. — Die verschiedenen Farben, welche zur Färbung des Lackes genommen werden, müssen feuerbeständig seyn, das heißt, sie müssen ihre Farbe beim Feuer nicht verändern oder sie ganz verlieren. Zu den feuerbeständigen Farben, die zum Siegellack genommen werden, gehören: zur rothen: der Berg- und Chinesische Zinnober und die Mennige; zur grünen: der Grünspan und ein Gemisch aus Kobaltblau, auch Bergblau, und Mineralgelb; das Bergblau darf aber nicht zu sehr der Hitze ausgesetzt werden, weil es sonst eine grünliche Farbe annimmt; zur blauen: eine Farbe aus dem Kobalt, das Bergblau und der Ultramarin; zur gelben: das Neapel-, Königs- und das Mineralgelb, auch einige Ocher; zur schwarzen: gebranntes Elfenbein, Frankfurter Schwarz oder Kupferdruckerschwarz, Weinrebenschwarz und auch der Ruß, Letzterer jedoch in Verbindung mit einer der angeführten schwarzen Farben, da er, allein genommen, zu sehr ins Braune fällt; zur braunen: der Umbra allein, oder auch in Verbindung mit rothem Bolus; auch kann man sich hier des dunklen Schellacks bedienen; zur weißen die geschlemmte Kreide, das weiße Nichts (Nihilum album) und das Crenmitzer Weiß. — Der Schellack, der zum Siegellack genommen wird, muß rein, klar und schmelzbar seyn; man wähle daher den in's Gelbliche fallenden Schellack, der auch gewöhnlich, so wie er in den Handel kommt, glatte und reine Täfelchen enthält, die sich sehr leicht auflösen lassen; der dunklere aber, der, wenn man ihn an das Licht hält, eine röthliche Farbe hat, schmilzt nicht so leicht, und ist auch mit mehr Unreinigkeit vermischt. Man kann, wenn man sich die Mühe geben will, aus einer großen Masse Schellack jedes einzelne Täfelchen, Stück, oder vielmehr jede einzelne Scheibe, da er in ungleichen Formen oder Geschieben in den Handel kommt, herausnehmen und es in ein Gefäß mit sieden-

dem Wasser eintauchen, um zu sehen, ob es sich erweicht oder nicht, dasjenige aber, welches am leichtesten erweicht, muß man, als das beste, besonders legen, da man es zu den feinsten Sorten des Lackes gebrauchen kann. Der Schellack aber, der sich schwerer und durch mehr Wärme auflösen läßt, oder auch Unreinigkeiten bei sich führt, kann man zu den gewöhnlichen Sorten anwenden. — Der Venetianische Terpentin muß zu diesem Zwecke sehr klar und durchsichtig seyn, da von demselben die Güte des Lacks besonders mit abhängt. Er ist nicht nur ein Lösungs- und Bindungsmittel des Schellacks, sondern er befördert auch das gehörige Brennen des Siegellacks am Lichte. Des Französischen Terpentins, so wie des Burgunderharzes und des Colophoniums oder Geigenharzes bedient man sich nur zu den gewöhnlichen Sorten. — Das Mastixharz trägt, außer der Farbe, auch noch zum Glanze des Siegellacks sehr vieles bei; das Marienglas, auch Frauenglas genannt, in welcher Stelle man sich auch der trockenen geschlemmten Kreide, so wie des weißen Nichts bedienen kann, dient die Farbe heller zu machen.

Da nun die Güte des Siegellacks in den Eigenschaften besteht am Lichte leicht zu schmelzen, ohne stark zu fließen, auf dem Papiere fest zu haften, und die Eindrücke des Petschafts so vollkommen, wie möglich, anzunehmen, so beruhen alle diese guten Eigenschaften auf dem richtig getroffenen quantitativen Verhältnisse des Schellacks und des Terpentins. Auch die Temperatur ist bei der Verfertigung des Siegellacks zu berücksichtigen. Nach Hermbstädt stört jede zu hohe Temperatur, bei welcher das Schmelzen des Schellacks verrichtet wird. Die Grundmischung des Lacks, verdunkelt seine Farbe, und verhindert daher das Hervorkommen der schönen Farbe, die er in fertigem Zustande haben soll. Die Temperatur, wobei der Schellack geschmolzen wird, darf den Siedpunkt des Wassers nicht sehr merklich übersteigen, wenig-

stens darf sie nicht über 200 Grad Fahrenheit betragen.

Die Zubereitung des Siegellacks geschieht auf folgende Weise: Man nehme ein eisernes Gefäß, fülle dasselbe mit Sand an, und erhitze es durch ein gelindes Kohlenfeuer, worauf das Gefäß gestellt wird. In den heißen Sand stellt man nun einen gut glasirten irdenen Tiegel, oder auch eine Pfanne von Kupfer oder Messing, welche Hermbstädt zweckmäßiger findet, da irdene Gefäße leicht zerbrechen, und läßt das Gefäß warm werden. Darein schüttet man nun zuerst den Schellack, läßt ihn zergehen, dann den Venetianischen Terpentin, oder man kann auch, um das Schmelzen des Schellacks zu befördern, den Terpentin gleich hinzu thun, und zuletzt eine von den Farben, welche man dem Siegellack zu geben wünscht, so auch den Moschus, Storax ꝛc., wenn er einen Wohlgeruch erhalten soll; man rührt nun Alles fleißig unter einander, damit es nicht anbrennt, und läßt es so lange auf dem Sande stehen, bis daß sich auf der Oberfläche der Masse kleine Bläschen aufwerfen; dann herunter genommen und das nun fertige Lack in die dazu bestimmten Formen gegossen. Man kann auch das Siegellack, nachdem es die gehörige Consistenz erhalten hat, auf glatt polirten Marmorplatten rollen, nur muß man alsdann den Stangen, den erforderlichen Glanz durch Ofenwärme geben, welches man bei den Stangen, die in Formen von Zinn oder Messing gegossen werden, nicht nöthig hat, da sie schon dadurch einen schönen Glanz erhalten. Den Stempel, welchen man den Stangen zu geben wünscht, drückt man entweder besonders darauf, oder er ist, wenn die Stangen gegossen werden, schon in der Form eingegraben. Die einzelnen Zusammensetzungen zur Darstellung verschiedener Arten Siegellack, sind folgende:

Rothes Siegellack. Man nehme zum feinsten Lack 32 Loth ausgesuchten Schellack bester Qualität, und 3 Loth Venetianischen Terpentin; mische beides

über Feuer in einem Tiegel oder einer Pfanne zusammen, lasse es schmelzen, und setze zu der geschmolzenen Masse 16 Loth Chinesischen Zinnober und 4 Gran Moschus, oder ¼ Loth flüssigen Storax; dann das Ganze zu Stangen geformt.

Eine zweite Sorte. Man nehme 32 Loth Schellack und 3 Loth Venetianischen Terpentin, wie oben behandelt, dann ¼ Loth flüssigen Storax, und 14 Loth dreimal gemahlenen Zinnober hinzugesetzt und das Ganze zu Stangen geformt.

Eine dritte Sorte. Dieselbe oben angeführte Quantität Schellack und Venetianischen Terpentin werden zusammen geschmolzen, der Masse ¼ Loth flüssigen Storax, 10 Loth dreimal gemahlenen Zinnober und 6 Loth kalzinirtes und fein gemahlenes Marienglas hinzugesetzt und das Ganze ausgeformt. Man kann statt des Marienglases oder Fraueneises, Frauenglases, auch weißes Nichts (Nihilum album), geschlemmte Kreide, Bologneser Kreide ꝛc. zusetzen.

Eine vierte Sorte. Man nimmt wieder die oben angeführte Quantität Schellack und 6 Loth Venetianischen Terpentin, thut dazu 12 Loth Geigenharz, 8 Loth dreimal gemahlenen Zinnober und 10 Loth gebranntes Marienglas, läßt es zusammen schmelzen und formt daraus Stangen.

Eine fünfte Sorte. 16 Loth Schellack, 16 Loth Geigenharz, 6 Loth Terpentin, 6 Loth Zinnober und 8 Loth gebranntes Marienglas werden zusammen geschmolzen und aus der Masse Stangen geformt.

Eine sechste Sorte. Man nimmt 4 Unzen Gummilack oder Schellack, 4½ Unze Harz und 1 Unze Zinnober. Der Schellack wird zuerst geschmolzen, dann das Harz in kleinern Portionen hinzugesetzt, und zuletzt die rothe Farbe gehörig nach dem Schmelzen umgerührt und kalt werden lassen; dann Stangen daraus geformt.

Blaues Siegellack. Man nehme 16 Loth Mastixharz und 4 Loth Venetianischen Terpentin, lasse es über gelindem Feuer zusammenschmelzen und setze der Masse ein Gemenge von 8 Loth feinem Bergblau, nebst 3 Loth gebranntem Marienglase zu. Auch Schmalte oder eine aus dem Kobalte gezogene blaue Farbe kann man statt des Bergblaues gebrauchen. Nach einigen ältern Chemikern soll man ein sehr gutes blaues Siegellack gewinnen, wenn man den hellsten Schellack nimmt, der ins Gelbliche fällt, und ihn an der Luft durch Begießung mit Wasser, Chlor ꝛc. wie das Wachs bleichet. Wenn man nun diesen gelblichen Schellack nimmt, ihn mit Venetianischen Terpentin schmilzt und schönes Berlinerblau darunter mischt, so soll man eine sehr gute himmelblaue Farbe erlangen, welche sonst mit gewöhnlichem Schellack grünlich oder wohl gar grün werden würde. Dieses Lack muß aber nicht an dem flammenden Lichte entzündet, sondern über Kohlen schmelzen, und dann aufs Papier getragen werden. —

Gelbes Siegellack. Nach Hermbstädt gewinnt man ein schönes gelbes Siegellack, wenn man 16 Loth Schellack, 16 Loth Mastixharz, 6 Loth Venetianischen Terpentin und 24 Loth Mineralgelb mit einander verbindet.

Eine zweite Sorte. Man nimmt 2 Unzen weißes Harz, Mastix und Sandarack, von jedem 1 Unze, $\frac{1}{2}$ Unze Bernstein, setzt dazu 2 Quentchen pulverisirten Gummi Gutti, und verfährt mit dem Ganzen, wie oben angeführt worden.

Grünes Siegellack. Man nimmt 20 Loth Schellack, 10 Loth Mastix und 4 Loth Venetianischen Terpentin, und läßt es in einem Tiegel oder einer Pfanne gehörig zusammen schmelzen, dann setzt man der geschmolzenen Masse ein Gemenge von 5 Loth Bergblau und 10 Loth Mineralgelb zu, und formt aus der Masse Stangen.

Eine zweite Sorte. Man nimmt zur Hälfte Gummilack und zur Hälfte Geigenharz, z. B. 8 Loth von jedem, thut dazu 1½ Loth Venetianischen Terpentin und 4 Loth pulverisirten Grünspan, läßt es schmelzen und bildet daraus Stangen.

Eine dritte Sorte. Man nehme Gummilack und Kolophonium, von jedem ½ Pfd.; Venetianischen Terpentin, 4 Loth; Borax, 16 Skrupel, und zerriebenen Grünspan, 12 Loth, Alles geschmolzen, tüchtig mit einem Spatel durch einander gerührt und daraus Stangen gebildet.

Braunes Siegellack. Man nehme 1 Loth Schellack, 3 Loth Venetianischen Terpentin, 6 Loth rothen Bolus, 1 Loth Umbra und vermische es mit einander.

Braunes Goldlack. Man nehme 12 Loth des feinsten Schellacks, 1 Loth Venetianischen Terpentin, und lasse es über Feuer schmelzen. Der geschmolzenen Masse setze man dann eine beliebige Portion gehackten Goldschaum zu, rühre Alles wohl untereinander, und forme Stangen aus der Masse.

Schwarzes Siegellack. Man nehme 32 Loth Schellack, 5 Loth Venetianischen Terpentin, 16 Loth schwarz gebranntes Elfenbein, auch Frankfurter Schwarz, und 2 Quentchen flüssigen Storax. Dieses Alles schmelze man zusammen und forme daraus Stangen.

Eine zweite geringere Sorte erhält man, wenn man 32 Loth Schellack, 12 Loth Geigenharz oder Burgunderharz, 10 Loth Venetianischen Terpentin und 48 Loth schwarz gebranntes geschlämmtes Elfenbein zusammen schmilzt, und dann aus der geschmolzenen Masse Stangen formt.

Diese hier angegebenen Verhältnisse der verschiedenen Siegellacke in Hinsicht der Quantität der dazu genommenen Species, können nun demjenigen, der sich mit der Bereitung von Siegellacken abgeben will, als eine Norm dienen, wonach er sich richten kann, um sowohl

bei der Zubereitung der Farbe das oben angeführte Verhältniß zu verdoppeln oder zu vermindern, je nachdem die Quantität seyn soll, die man anfertigen will; auch kann man noch andere Farbenmischungen, wie z. B. aus Blau und Zinnober Purpur ꝛc., herausbringen. Auch die verschiedenen Preise, welche aus den mannigfaltigen Sorten hervorgehen, haben, wegen der Zusetzung von theuren oder minder theuren Ingredienzien, um im Handel jeden Käufer zu befriedigen, auch einen Einfluß auf das Verhältniß der Mischungen. — Uebrigens beobachte man bei der Bereitung des Siegellacks noch Folgendes. Der Zinnober, die Mennige oder sonst eine starke Körperfarbe muß zuerst auf einem Malerreibesteine sehr fein abgerieben, und dann durch ein Sieb gesiebt werden. So z. B. wenn man weißen Lack machen will und dazu Kreide nimmt, so muß diese vorher sehr fein geschabt und dann durch ein feines Haarsieb gesiebt werden, um allen Sand, Steinchen ꝛc. von der Kreide abzusondern. Außer den oben angeführten Siegellackformen aus Messing und Kupfer, hat man auch Formen aus Gyps, besonders zu den breiten oder platten Stangen. Man kann sich diese Formen selbst machen, indem man ein viereckiges Stück Gyps nimmt, und darein die verschiedenen Vertiefungen, welche die Stangen nach der Länge, Breite und Dicke bilden sollen, macht. Die Masse wird, wenn sie die gehörige Consistenz über dem Feuer erhalten, in diese Vertiefungen gegossen und muß darin erkalten, da man sie dann ausschlägt. Wenn die Stangen, wie oben angeführt worden, mit freier Hand gebildet werden sollen, so muß die Masse, nach dem Abnehmen vom Feuer, nur den Grad von Wärme haben, daß man sie mit den Händen anfassen und auf der Marmorplatte walzen kann. Die Marmorplatte darf aber nicht kalt seyn, sondern muß bei kühlen Tagen im Sommer auf einem Kohlenfeuer, im Winter an einem warmen Ofen erst vorher erwärmt werden, weil man dadurch die Masse so warm

erhält, als sie zum Rollen oder Walzen nöthig ist. Sobald das Abgewogene der Masse, so viel nämlich, als eine Stange wiegen soll, auf die Marmorplatte gelegt worden, so muß es schnell auf der Platte mit den Händen zu einer Stange gewalzt werden. Den äußern Glanz giebt man den Stangen, indem man sie über ein gelindes Kohlenfeuer hält oder sie vielmehr was noch besser ist über demselben so lange hin und her bewegt, bis die Oberfläche etwas zu schmelzen anfängt, wodurch sie den Glanz erhalten.

Der Handel mit Siegellack ist sehr bedeutend; die meisten Sorten lieferte ehemals England, Frankreich und Holland in den Handel; allein späterhin hat sich auch Deutschland in Fabricirung aller Sorten hervorgethan, und besonders Berlin, Wien, Hannover, Augsburg, Nürnberg, Erfurt ꝛc. ꝛc. Die Stangen sind von verschiedener Gestalt, rund, halbrund, viereckig und platt. Man hat 8, 12 und 16 Stangen auf das Pfund, welche in blaues oder weißes Papier eingeschlagen sind, worauf die Zeichen der Fabrik oder des Meisters, z. B. eine Krone, ein doppelter Adler, ein Bienenkorb, ein Baum, das Englische oder Französische Wappen ꝛc. ꝛc. stehen, welche Zeichen man auch in den Lack selbst eingedruckt findet. Dieses Aufdrücken der Zeichen ist überhaupt willkürlich, am meisten findet man auf den Stangen das Französische und Englische Zeichen, um dem inländischen Siegellacke eine ausländische Empfehlung beizugeben; daher erblickt man auf mancher Stange London oder Paris, die in Deutschland gemacht worden, und wenn sich auch der Fabrikant überzeugt hält, daß sein Fabrikat dem ausländischen gewiß gleich kommt, so ist dieses doch nicht der Fall mit dem Käufer, der sich nur von der Güte des Lacks durch die Worte London oder Paris überzeugt, so mächtig wirkt noch immer der fremde Impuls auf unsere Industrie-Zweige, oder vielmehr so sehr sind noch immer unsere Industrie-Zweige der lächer-

lichen Thorheit unterworfen, nur durch fremde Geleitsbriefe in ihrem eigenen Lande erst Werth zu erhalten, und diese Schuld trifft nicht den Fabrikanten, sondern das Publikum, welches alles Fremde dem Eigenen vorzieht, wenn oft Letzteres weit besser ist, als Ersteres. Der Preis des Siegellacks ist sehr verschieden und richtet sich nach dem Steigen oder Fallen des Preises der zu seiner Bereitung nöthigen Ingredienzien. Die feinsten Sorten des rothen Lacks, mit und ohne Wohlgeruch, stehen 2, $1\frac{2}{3}$ bis $1\frac{1}{2}$ Rthlr. pro Pfund im Preise; die mittleren Sorten $1\frac{1}{3}$, $1\frac{1}{4}$ bis 1 Rthlr.; ordinäre Sorten 20, 16 bis 8 Gr., auch wohl noch geringer, wie das sogenannte Tabakslak, zum Siegeln der Tabakspaquete in den Tabaksfabriken. Die Preise der übrigen farbigen Sorten, als des grünen, blauen, gelben, schwarzen ꝛc. Siegellacks, richten sich so ziemlich nach den Preisen des rothen, nur der blaue, wenn er sehr schön ist, macht hier eine Ausnahme und ist am theuersten. — Ein guter Siegellack muß vollkommen hart, glatt und glänzend, von lebhafter Farbe, nicht nur auf der glänzenden Oberfläche, sondern auch im matten Bruche, und recht spröde seyn; er muß leicht anbrennen, wohl abtröpfeln, den Rauch vom Lichte nicht annehmen, auch keine schwarze Kohle absetzen, und leichte Körper, wenn er kalt auf Wolle ꝛc. gerieben wird, anziehen, wie z. B. Stückchen Papier, Stroh ꝛc. Das meiste rothe Siegellack wird in den Gerichtshöfen, Kanzelleyen und andern landesherrlichen Aemtern, auf den kaufmännischen Komptoren, so wie überhaupt bei allen schriftlichen Verhandlungen, wo ein Siegel gebraucht wird, angewendet. Das schwarze Siegellack, Trauerlack, wird nur zum Siegeln bei Todesfällen der Fürsten ꝛc. gebraucht. Die übrigen farbigen Siegellacke kann man nur als Luxus-Gegenstände betrachten. — Der Verkauf geschieht Pfund- und Stangenweise. Die Stange steigt von 1 Groschen bis zu 8 Groschen. — Um Siegellack ohne Schaden auf die Zunge tröpfeln zu lassen, häufe man

den ganzen Mund mit Speichel an, krümme dann die Zunge etwas hohl, damit der Speichel daselbst zusammenfließen kann, und laße auf diese Stelle das Siegellack herabtröpfeln. Nach der Beschreibung soll es dann weder brennen, noch den mindesten Schaden thun, wenn man nur die rechte Stelle nicht verfehlt.

Büschin's wöchentliche Nachrichten vom Jahre 1775, S. 391.

Praktische Anweisung zur Diplomatik und zu einer guten Einrichtung der Archive. Aus dem Französischen der Herren le Moine und Batteney. Nürnberg, 1776. S. 65 u. f.

Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. 2r Band, 4s Stück, S. 474, 553.

Goth. Taschenbuch auf das Jahr 1781, S. 140; 1784, S. 123.

Sammlung zur Physik und Naturgeschichte, 3, S. 484.

Journal der Moden. Decbr. 1793, hinten, S. CCXIV.

Handlungs-Zeitung 1, S. 242.

Heppe, encyklopädischer Kalender, 1788, S. 42.

Halle, fortgesetzte Magie, 3r Band, S. 279; 4r Band, S. 336.

Jacobson's technologisches Wörterbuch, 4r Th. S. 158 u. f.; 7r Th., fortgesetzt von Rosenthal, S. 347 u. f.

Amusemens physiques et differentes experiences divertissantes par le Chevalier M. Jean Joseph Pinetti. Nouv. Edition à Paris, 1789, p. 35.

Journal für Fabrik ꝛc. April. 1796, S. 273.

Bülletin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, so wie den Künsten, Manufakturen, technischen Gewerben, der Landwirthschaft und der bürgerlichen Haushaltung ꝛc. Herausgegeben von S. F. Hermbstädt. 4r Band, 21. Heft, Berlin, 1810, S. 114 u. f.

Encyklopädie für Künstler, 3r Bd., auch unter dem Titel: Praktisches Handbuch für die in Ebenholz, Elfenbein, Schildpatte, Horn, Stuccatur ꝛc. arbeitenden Künstler. Berlin, 1796, S. 363 u. f.

Ludovici und Schedel, Encyklopädie der Handlungswissenschaften, 6r Theil. Art. Siegellack.

Schedel's praktisches Taschenwörterbuch der Waarenkunde, 2r Theil, Leipzig, 1798, S. 298.

Siegellack, (blaues), s. oben, S. 72.

— (braunes), s. daselbst, S. 73.

— (Deutsches), s. oben, S. 75 und unter Siegellack (Spanisches).

— (doppelfarbiges). Man drücke zuerst auf feinem Postpapier mit feinem schwarzen Siegellack vermittelst eines Petschaftes ein Siegel, und schneide aus solchem mit einer scharfen Scheere ein beliebiges Stück des Wappens, z. B. den Schild heraus. Den herausgeschnittenen Theil mache man auf der Oberfläche ein wenig feucht, lege ihn auf das ausgestochene Petschaft an seinen gehörigen Ort, und drücke es daselbst etwas an, so daß der erhabene Abdruck gerade an eben denselben ausgestochenen Ort zu liegen kommt. Man besiegele nun einen Brief mit rothem Siegellack, und drücke das vorher beschriebenermaßen in Bereitschaft habende Petschaft mit der Behutsamkeit darauf, daß das ausgeschnittene und auf das Petschaft ausgedrückte Stückchen nicht verrückt werde. Hierbei wird nun solches in den rothen Siegel mit der hinteren Seite eingedrückt, und seine schwarze Seite wird sich allenthalben in dem rothen Petschafte zeigen.

Siegellack (Englisches), s. unter Siegellack (Spanisches).

— (Französisches), s. daselbst.

— (gelbes), s. oben, S. 72.

— (Gold-), s. das., S. 73. Man kann das Goldlack auch bloß aus Schellack und Venetianischem Terpentin bereiten. Aus dem dunklen Schellack mit engedruckten Goldblättchen, erhält man rothbraunes, und aus dem hellen Schellack mit den gedachten Goldblättchen gelbbraunes Goldlack.

Siegellack (grünes), s. oben, S. 72.
— (rothes), s. das., S. 70.
— (schwarzes), s. das., S. 73.
— (Spanisches). Ob das Siegellack in Spanien erfunden worden, oder ob es die Spanier oder Portugiesen aus Indien zuerst nach Europa gebracht haben, ist bis jetzt noch nicht mit Gewißheit ausgemittelt worden, s. auch oben, S. 61; so viel ist indessen gewiß, daß feines Lack nicht ist aus Spanien in das übrige Europa gekommen; allein den Spaniern ganz die Bereitung des Siegellacks abzusprechen, wie einige Schriftsteller, unter andern auch Jacobson in seinem technologischen Wörterbuche, Th. IV, S. 158, thun, ist wohl zu viel. Der zuletzt genannte Schriftsteller sagt an dem angeführten Orte: „in Spanien wird gar kein Siegellack gemacht, und es ist ein Irrthum, wenn man die unschickliche Benennung des Spanischen Lacks dafür annimmt, als wenn es daselbst gemacht wird.“ Daß rothes Siegellack und vielleicht auch von andern Farben in Spanien gemacht wird, ist unter allem Zweifel; denn ich habe selbst einige Stangen sogenanntes feines Spanisches Lack aus Madrid gesehen, welches gut zusammengesetzt war, also alle Eigenschaften eines guten Lackes hatte, nur war die Farbe etwas zu dunkel und der Guß nicht rein, sondern mit Blasen. Daß man übrigens einer Menge in Deutschland bereiteter rother Siegellacke den Namen Spanisches Lack giebt, ist gleichfalls gewiß, so wie man sie auch mit dem Namen Englisches und Französisches Lack belegt, wenn sie gleich nie in Frankreich oder England gewesen, bloß um sie dadurch verkäuflicher zu machen. Das Englische und Französische Siegellack ist übrigens von sehr guter Eigenschaft, sowohl in Ansehung der Zusammensetzung, als auch in der Farbe; s. oben, S. 75.

Siegellack (Tabaks-), eine ganz ordinäre Sorte Siegellack, wozu kein Schellack und Zinnober kommt, sondern nur Geigenharz und Mennige, mit Englischem Roth oder rothem Ocher versetzt; s. auch oben, S. 76.

— (weißes); es besteht aus Mastix, Venetianischem Terpentin, Marienglas und Kreide, nach den oben bei den Siegellacken angegebenen Verhältnissen.

— (wohlriechendes), s. oben, S. 70 u. f.

Siegellackfabrik, der Ort oder die Werkstatt, wo das Siegellack gemacht wird. Man wählt dazu eine gewöhnliche, etwas geräumige Küche, und einen gewöhnlichen Feuerherd, auf welchem die Bereitung geschieht, oder diese geschieht auch in einem eigens dazu erbauten Ofen, wenn nämlich die Fabrikation des Siegellacks schon im Großen getrieben wird. Man gebraucht dazu an Geräthschaften: einen eisernen Mörser, um darin den Schellack, das Geigenharz ꝛc. zu stoßen; irdene Tiegel und kupferne oder messingene Pfannen, die Species darin zum Lack zu schmelzen; Dreifüße, die Tiegel oder Pfannen darauf zu setzen; hölzerne Spatel, die Masse in dem Gefäße damit umzurühren; eine eiserne Kelle, um damit von der Masse so viel jedesmal herauszunehmen, als zum Rollen oder zum Guß einer Stange hinreichend ist; Formen von Zinn oder Messing, auch Kupferplatten oder Marmorsteine; auf Letzteren werden die Stangen vermittelst eines Brettes von Birnbaumholz, welches mit einer polirten Stahlplatte unterlegt ist, geformt oder gerollt; man kann sie auch auf einer erwärmten Glastafel mit einer Glastafel walzen; Reibestein und Reiber, um die Farben zum Lack darauf zu reiben, Wage und Gewichte, die Masse zu jeder Stange abzuwiegen; ein eiserner Stempel und eine dergleichen Zange, die Stangen über Kohlen zu halten, um ihnen einen Glanz zu geben. Das Uebrige der Fabrikation des Siegellacks, s. oben, S. 67 u. f.

Siegellackfabrikant, Siegellackmacher, derjenige, welcher das Siegellack fabricirt. Die Siegellack-Fabrikation ist kein gebundenes Gewerbe, sondern eine freie Kunst, die ein jeder treiben kann, und da sie einige chemische Kenntnisse voraussetzt, so wird derjenige, welcher die Bereitung auf diesem Wege besorgt, auch schöneres Siegellack zu machen im Stande seyn, weil er hier leicht durch einen Zusatz die Farbe verbessern kann; auch kann er leicht jede Vorschrift zur Verfertigung eines Lacks nach seiner Ansicht abändern und verbessern.

Siegellackfabrikation, s. oben, unter Siegellack.

Siegellackhandel, s. daselbst, S. 75.

Siegellackpreise, s. das., S. 76.

Siegeln, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, mit einem Siegel versehen, das Siegel auf etwas drucken; daher sagt man: einen Brief siegeln; eine Urkunde siegeln. In den meisten Fällen sind dafür die Zusammensetzungen: besiegeln, versiegeln, zusiegeln üblich. Von angehängten Siegeln sagt man lieber: das Siegel anhängen, als siegeln. Beim Siegeln der Briefe muß man das Siegellack auf dem Papiere noch etwas brennen lassen, ehe man das Petschaft darauf druckt; auch nicht mehr eintropfen, als nöthig ist, damit das Petschaft sich rein und deutlich ausdrücke. Man berücksichtige beim Siegeln das zu Wenig und zu Viel; denn nimmt man zu wenig Lack, so wird der Abdruck des Petschaftes undeutlich und unvollständig; nimmt man hingegen zu viel, so zieht sich um das Siegel, eine Art von Wall, der nicht gut ins Auge fällt, und noch dazu gemißbraucht werden kann, daß man den Brief eröffne, ohne das Siegel zu beschädigen, indem man den dicken Rand desselben flüssig macht, und den Einschnitt im Papiere wieder damit bedeckt. Man nehme auch kein zu grobes Sie-

gellack zum Siegeln; denn dieses fällt nicht nur schlecht in die Augen, sondern löset sich auch leicht von dem Papiere ab. Beim Siegeln mit rothem oder auch mit einem andern Lacke, muß man die aufgeschmolzene Masse so lange umrühren, bis sie ganz klar erscheint, damit sich keine schwarzen Flecke in dem Siegel zeigen; auch halte man den Brief beim Siegeln nahe genug an das Licht, damit auf dem Wege vom Lichte bis zum Papiere das Lack nicht abtröpfle, und Nebenflecke auf dem Briefe entstehen, die sich nicht gut wieder entfernen lassen. Mit farbigem Siegellack, außer roth und schwarz, Briefe ꝛc. zu siegeln, ist nicht im Gebrauche; es würde daher, sowohl im Geschäftsleben, als auch in freundschaftlichen Verbindungen oder Verhältnissen ein solches Siegellack nicht gut Anwendung finden, weil dieses gegen den Wohlanstand sündigen hieße, nur unter vertrauten Freunden kann man ein gelbes, grünes ꝛc. Siegellack gebrauchen. Man könnte hier freilich einwenden, daß das Siegellack nur zum Schliessen des Briefes diene, und daher die Farbe des Lacks wohl keinen wesentlichen Einfluß auf irgend etwas auf den Brief Bezughabende äußere; allein wenn dieses gleich, wie bei so vielem andern, für richtig anerkannt werden muß, so muß man doch dem Ueblichen, dem einmal Eingeführten folgen, weil solches durch die Gewohnheit geheiliget worden; auch nimmt sich auf einem rothen Siegellacke das Petschaft sehr gut aus, tritt klarer und deutlicher hervor, und gewinnt daher das Siegel an Dokumenten ꝛc. an Gültigkeit. Des schwarzen Lacks bedient man sich nur zu Trauerbriefen, an Verwandte und Freunde, nicht aber an fremde und höhere Personen. Während einer Landestrauer werden in mehreren Ländern die Briefe der Staatsbeamten und die Anschreiben der Kollegien schwarz gesiegelt; auch der Adel siegelt in manchen Staaten während der Trauer schwarz.

Siegeloblate, Mundoblate, s. Oblate, Th. 103, S. 161 u. f.

Siegelohner, derjenige, welcher in den Tuchfabriken die Tücher besieht und das bleyerne Siegel anlegt, der Schaumeister.

Siegelpresse, in den Kanzelleyen, eine Presse, mit welcher das stählerne Siegel auf das auf die Urkunden, Ausfertigungen ꝛc. gelegte Wachs gedruckt wird. Diese Presse besteht aus einem eisernen, in die Höhe gehenden Bogen, durch welchen oberwärts ein Steg geht. Das Obertheil des Bogens ist in der Mitte durch eine eiserne Schraube durchbohrt, womit ein vierkantiger Schieber zusammen hängt. Dieser läßt sich in einem senkrechten Loche des gedachten Steges oder horizontalen Eisens verschieben, und trägt an seiner Grundfläche ein Petschaft. Ein Schlüssel setzt die Schrauben in Bewegung. Die beiden Zapfen des Bogens, welche Schraubengänge haben, durchbohren ein Brett, welches vermittelst zweier Schraubenmuttern fest gehalten wird. In dem Brette ist auf seiner obern Fläche eine, $\frac{1}{2}$ Zoll dicke eiserne Platte versenkt, die auf beiden Enden mit einem eisernen Dorn neben dem Zapfen des Bogens auf dem Brette befestiget wird. Auf die Platte unter das Petschaft wird die Urkunde mit dem Wachse gelegt, und das Petschaft vermittelst der Schraube auf die Stelle geschraubt und dadurch das Siegel eingedrückt.

Siegelring, ein, mit einem Siegel versehener Fingerring, der Petschafts-Ring, s. unter Ring, Theil 25.

Siegelscheibe, eine Sorte Fensterglas, welches im Durchmesser $5\frac{1}{4}$ Zoll hält.

Siegelstempel, beim Tuchmacher, derjenige Stempel, worein die Ziffer gestochen worden. Der eine ist im Stocke mit dem Stadtwappen und der andere

mit der Ziffer. Er wird auf das Bley gesetzt und dann das Gepräge geschlagen.

Siegelwachs, Fr. Cire à cacheter, wird das gefärbte Wachs genannt, welches in den Kanzelleyen der Landescollegien gebraucht wird, womit die Urkunden, Mandate ꝛc. gesiegelt werden. Man bereitet dasselbe aus Wachs mit einem geringen Zusatze von Terpentin und Honig, oder auch aus Wachs mit Baumöl, und setzt Terpentin hinzu. Man nimmt nämlich 1 Pfund Wachs, 3 Unzen Terpentin und 1 Unze Oliven- oder Baumöl, läßt Alles zusammen einige Zeit kochen und formt daraus Stangen. Man färbt das Wachs roth, grün oder schwarz, mit Zinnober, destillirtem Grünspan und Kienruß. S. auch oben den Art. Siegellack und den Art. Wachs.

1. Siegen, regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches bedeutet: 1) sich allmählig senkrecht neigen oder niederlassen, in welcher Bedeutung es jetzt völlig veraltet ist, indem es von dem davon abstammenden sinken verdrängt worden. Im Schwedischen Siga und bei dem Ulphilas, der es von dem Untergehen der Sonne braucht, sigan. In dem alten Fragmente auf Karln den Großen, ist sigen, sich setzen, niederlassen. Beim Notker Er siget unde sturzet, er sinkt und fällt. Nach Adelung soll sich sacken, sich senken, so wie auch sinken und seiger damit verwandt seyn; s. auch Siegern. — 2) Nach und nach vertrocknen, von flüssigen Körpern, nach und nach und unbemerkt abfließen, welche Bedeutung eine Figur der vorigen ist, in welcher es aber nur noch bei dem zusammengesetzten versiegen vorkommt.

2. Siegen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, den Sieg davon tragen, über seinen Gegner die Oberhand erhalten, besonders in einem öffentlichen Gefechte. Ueber Jemand siegen. Die biblische

Verbindung mit wider, wider Jemanden siegen, für über, ist im Hochdeutschen veraltet. Der Feind hat dieses Mahl gesiegt. Der siegende Theil.

Sieger, eine Person, welche sieget, den Sieg davon getragen hat, in allen den Bedeutungen oben unter Sieg. Ehemals der Siegmann, woraus wahrscheinlich der Name Sigmund entstanden ist.

Siegerkrone, in einigen Wörterbüchern ein Name der Prachtlilie, Gloriosa superba Linn.

Siegern, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Intensivum oder Iterativum von dem veralteten siegen, sinken ist, und so wie sieker nur im gemeinen Leben gebraucht wird, nach und nach in kleinen Theilen rinnen. So siegert im Bergbaue das Silber am Gestein herab, wenn es in flüssiger Gestalt erscheint.

Siegersäule, s. Siegessäule.

Siegesbeckia, s. den folgenden Artikel.

Siegesbeckie, Siegesbeckia Linn., eine Pflanzengattung, welche ihren Namen zu Ehren des ehemaligen Professors der Botanik zu St. Petersburg, Herren Joh. Georg Siegesbeck führt, in die 2te Ordnung der 19. Klasse (Syngenesia Polygamia Superflua) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgenden Charakter hat: Der Kelch ist doppelt, der äußere fünfblättrig, abstehend, der innere fast fünfseitig. Der Fruchtboden ist mit Spreublättchen besetzt, die Haarkrone fehlt. Die weiblichen zungenförmigen Randblümchen stehen oft an einer Seite und bilden in diesem Falle einen halben Strahl. Dietrich führt in seinem Lexicon der Gärtnerey und Botanik, Th. 9, S. 200 u. f. drei Arten auf, nämlich: die gabeläftige Siegesbeckia, Siegesbeckia dichotoma, die Georgianische Siegesbeckia, Siegesbeckia Iberica, Willd., und die

östliche Siegesbeckie, Siegesbeckia Orientalis L. Alle drei Arten sind in südlichen Klimaten zu Hause, in Süd-Amerika, Ostindien ꝛc., und werden nur in botanischen Gärten gezogen, daher muß hier eine nähere Beschreibung derselben übergangen werden. Man zieht sie aus Samen im Mistbeete, und setzt sie hernach ins freie Land.

Siegesbogen, Triumphbogen, ein Bogen in Gestalt eines Thores, wodurch ein siegender Fürst oder Feldherr seinen Einzug hält; s. Triumphbogen, unter T.

Siegesgehenke, in den bildenden Künsten, mehrere zusammengebundene Kriegesgeräthe, die an irgend einem Gegenstande aufgehenket, vorgestellt werden.

Siegesgepränge, ein feierliches Gepränge zur festlichen Begehung eines erfochtenen Sieges, s. Triumph, unter T.

Siegesgöttin, s. Victoria, unter V.

Siegeslied, ein Lied zum Andenken eines erfochtenen Sieges oder dessen Inhalt ein erfochtener Sieg ist.

Siegesmal, Siegesmäler, Denkmäler zur Erinnerung eines Sieges; s. unter Denkmal, Th. 9, S. 93 u. f., und unter Monument, Th. 93, S. 648 u. f.

Siegessäule, Siegersäule, s. unter Monument, Th. 93, und Triumphsäule, in T.

Siegeswagen, s. Triumphwagen, unter T.

Siegeszeichen, gewisse, dem Feinde bei seiner Niederlage auf dem Schlachtfelde abgenommene Kriegsgeräthe, die nach der Hauptstadt des Siegers geschickt und daselbst aufgestellt werden. Man zählt zu diesen Zeichen in der jetzigen Zeit die eroberten Fahnen und Standarten oder Adler, Geschütze, auch die silbernen Pauken der schweren Kavallerie, die Trompeten, Küraſſe ꝛc. Ehemals wurden die dem Feinde abgenommenen Waffen und andere Beute von dem Sieger

auf dem Schlachtfelde aufgerichtet und nur erst späterhin wurden sie nach der Hauptstadt des Landes geschickt und daselbst dem Volke zur Schau aufgestellt; dann in die Zeughäuser und die Fahnen und Standarten in die Garnisonkirchen zur Erinnerung gebracht. Man stellt auch die Denkmäler des Sieges in Gemälden und in Marmorstein vor; und braucht sie auch jetzt zur Verzierung anderer Kunstwerke, vornämlich der Gebäude. Es giebt verschiedene Siegeszeichen, als: Kriegstrophäen, Seetrophäen, Trophäen der Wissenschaften, der Musik, Mauerische und der Religion, welche durch ihre Attributen angedeutet werden. S. Trophäen, unter T.

Sieghaft, Bei- und Nebenwort, mit dem Siege begabt seyn, was den Sieg davon getragen hat, daher: Sieghafte Waffen, das sieghafte Heer ꝛc.

Siegler, Siegeler, von dem Zeitworte siegeln, derjenige, welcher siegelt. In manchen Kanzelleyen ist es daher der Name desjenigen Kanzelleybedienten, welcher das Siegel von dem Siegelbewahrer empfängt und die Schriften und Urkunden untersiegelt. An einigen Orten, besonders ehemals im südlichen Deutschland bei den geistlichen Churfürsten werden auch die Siegelbewahrer oder Kanzler, Siegeler genannt. — Beim Tuchmacher ein von den Schaumeistern besichtigtes, gut befundenes und darauf besiegeltes Stück Tuch. Nach Beschaffenheit der Güte desselben, werden drei oder vier Siegel an das Stück gehängt, woher der Name Dreisiegler und Viersiegler entsteht, welches die besten Tücher sind.

Siegmann, s. den folgenden Artikel.

Siegmannswurz, Siegmarswurz, Siegmundswurz, Siegmannskraut, Siegmarskraut, Siegwurz, eine Benennung der Alceen-Malve, Malva Alcea, s. unter Malve, Th. 83,

S. 491. Nr. 6. Auch eine Benennung des Allermannsharnisch, Allium victorialis Linn., weil diese Pflanze, nach dem gemeinen Aberglauben, fest und unverletzlich machen, und den Sieg verschaffen soll, s. Victorialis. Wegen desselben Aberglaubens wird an andern Orten auch die rothe Schwertlilie, Gladiolus communis Linn., so genannt. Der Name ist von dem veralteten Siegmann, Siegmar, welches ehemals ein Sieger bedeutete, genommen.

Siegmannswurz, s. den vorhergehenden Artikel.

Siegmar, s. daselbst.

Siegmarkraut, s. das.

Siegmundskraut, s. das.

Siegreich, Bei- und Nebenwort, reich am Siege, mit dem Siege in einem hohen Grade begabt, in einem hohen Grade sieghaft; daher sagt man: die siegreichen Truppen, das siegreiche Heer, der siegreiche Streit.

Siegstein, Lapis victorinus, eine Art Achat von weißer Farbe, mit runden bläulichen Streifen, welcher nicht nur fest machen, sondern auch über alle Krankheiten siegen soll. Er war daher ehemals im Volke beliebt und wurde auch von Einigen Sternstein oder Astroit genannt. Nach Adelung's Vermuthung um eben dieses Vorurtheils willen.

Siegwurz, s. Siegmannskraut.

Siehl, s. Siel.

Siehle, Siehlen, in der Landwirthschaft, die Stränge, woran die Pferde einen Wagen ziehen, auch Siehlenzeug genannt; man sagt daher, den Pferden die Siehlen auflegen, das Geschirr. Auch lederne Riemen, welche die Karnläuferjungen, theils über die Achsel, theils auch über den Hintersten hängen haben, und daher Achsel- oder Arschsiehlen genannt werden. In einigen Süddeutschen Gegenden auch das Kummet, woran die Pferde ziehen. Nach Ade-

lung soll das Erstere vom Seil abstammen, weil Dragsåle eben daselbst auch einen Tragriemen, und Saela, Sala, im Angelsächsischen einen jeden Riemen bedeutet. Das Zweite leitet Frisch von ziehen ab, da aber das gleich bedeutende Kummet den Begriff der Vertiefung gewährt, so soll dieses mit Siehl, zu Schale ꝛc. gehören.

Siehleneisen, im Bergbaue, die an die Karrensiehle gemachte Eisen, damit die Karrenläufer um so besser den Karren regieren können.

Siek, eine Grasstreife zwischen den Aeckern.

Sieke, beim Klempner, s. Siecke. — Im gemeinen Leben ist die Sieke ein Thier weiblichen Geschlechts und wird besonders von den Vögeln für die Sie gebraucht; s. 1 Sie.

Siekenhammer, Siekhammer, s. Sieckenhammer, Th. 153.

Siekenstock, s. Sieckenstock, daselbst.

Siekern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert, aber nur im gemeinen Leben üblich ist. 1) Das Wasser oder eine Feuchtigkeit siekert oder sickert durch, wenn sie nach und nach unmerklich in kleinen Tropfen durchdringt. 2) Die Feuchtigkeit auf solche Art durchdringen lassen. Das Faß siekert, so auch das Siekern.

Siekhammer, s. Sieckenhammer, Th. 153.

Siekstock, s. Sieckenstock, daselbst.

Siel, Siehl, im Deichbaue, eine Deichschleuse, s. unter Schleuse, Th. 145, S. 617 u. f.

Siel, (Achsel-), Arschsiel, s. unter Siehle.

— (Arschsiel), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Ebbe- und Flut-), s. unter Schleuse, Th. 145.

— (Fang-), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Flut-), s. Siel (Ebbe- und Flut-).

— (Frei-), s. unter Schleuse, Th. 145.

— (Klapp-), s. den folgenden Artikel.

Siel, der Karrenläufer, s. unter Siehlen.

—, in der Landwirthschaft, s. Siehle.

— (Pump- oder Klapp-), s. unter Schleuse, Th. 145.

— (Schütz-), s. daselbst.

Sielacht, Schleuseinigung, im Wasserbaue, die Gemeine, welche den Gebrauch eines Siels hat, solchen angelegt hat und auch unterhält.

Sielbote, eine Person, welche zu Bestellungen und Kündigungen in Siel- oder Ab- und Zuwässerungssachen bei einigen Sielbänden oder Achten angestellt ist.

Sieldeich, im Wasserbaue, der Deich über dem Seile, so weit solcher von der Sielacht mit unterhalten werden muß.

Siele, Sielen, im Bergwerke, das Leder der Karrenläufer, s. unter Siehle.

Sielen, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches nur in einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands gebräuchlich ist, wo es das Wasser ableiten, abführen bedeutet; s. Siel.

Sielenbau, s. unter Schleuse, Th. 145, S. 617 u. f.

Sielengrube, s. Sielgrube.

Sielenkuhle, s. daselbst.

Sielflügel, Vorsetzungen, im Sielbaue, eine Siel- oder Wasserbefestigung an einem Siele. Ein solcher Sielflügel wird angelegt, wenn das Wasser einen starken Ausfall hat und dadurch die Ufer des Sieltiefs, außerhalb des Vorsiels, mit einem Wiederstrome angreift und wegspühlt, oder wenn das Sieltief eine starke Krümmung macht, nahe von der Seite anfällt, so daß das Nachschießen des Ufers sich bis an den Deichfuß erstrecken kann. Wenn durch den Siel eine Schifffahrt geht, so ist nöthig, damit die Schiffe nahe unter dem hohen Ufer anlegen können, die Sielflügel von dem Vorsiele hinaus in nöthiger Länge zu

verlängern, und denselben aus Holzwerk von Pfählen und Bohlen anzulegen.

Sielfreie, diejenigen Einwohner einer Gegend, die vom nachbarlichen Beitrage zum Siele frei sind; s. Sielschatz.

Sielgeld, im Wasserbaue, dasjenige Geld, welches zur Unterhaltung eines Sieles gegeben wird.

Sielgeschworner, im Deichbaue, ein beeidigter Unteraufseher über die Siele, und was dazu gehört. Er muß in dem unbedeichten Lande oder Sielbande selbst ansäßig seyn, und ist, während dieser Geschworenheit, des gemeinen Bestens wegen, von andern Landespflichten, Landesobliegenheiten oder sogenanntrn Juratschaften befreit. Seine Pflichten bestehen hauptsächlich darin, daß er 1) die Aufsicht über ein oder mehrere Siele und überhaupt über alles dasjenige führt, was zur Ab- oder Zuwässerung einer Sielacht, eines Sielbandes oder einer Commune gehört, welches z. B. sind: Siehler, Sieltiefe, Scheidungen, Schuttungen, Hölenbüddel, Brücken und Brückungen; alle Arten von Abzugsgräben und dergleichen mehr. — 2) Beim Sturm und Unwetter, beim hohen Wasserstande und dergleichen Fällen, muß er sich besonders nach dem Befinden des Siels sorgfältig erkundigen, und wenn er dessen Zustand irgend bedenklich findet, so muß er sogleich dem Sielzimmermeister oder auch den Deichgrafen und Beamten davon benachrichtigen. — 3) Muß er dafür sorgen, daß das Siel, der Erlaubniß und Vorschrift des Deichbeamten gemäß, zu rechter Zeit, und nur so oft es durchaus nöthig ist und ohne erheblichen Nachtheil der niedrig belegenen Ländereyen geschehen kann, zur Zuwässerung geöffnet werde. — 4) Auf jeder Deichschaue muß er sich bei seinem Siele einfinden und Rede und Antwort von dessen Zustande geben. — 5) Muß er die Mitaufsicht über die Arbeiter führen, sowohl bei der Er-

bauung neuer, als bei der Ausbesserung alter Siele, und dabei eine ordentliche Mannrolle halten. — 6) Empfängt derselbe gewissenhaft die Baumaterialien. —

Sielgraben, s. Sieltief.

Sielgrube, s. Sielkuhle.

Sielklappe, Sielklappen, an einem Siele. Diese Klappen müssen von dem besten eichenen Kernholze verfertiget werden. Man kocht sie in einer Lauge von Büchenasche und streicht sie mit einer guten Oelfarbe an. Man nimmt zum Anstreichen auch Pech und Theer, welches aber nicht so gut seyn soll. Bei der Anfertigung und Anbringung dieser Klappen sorge man dafür: 1) daß sie nicht zu schwer eingerichtet werden, damit sie nicht den Abzug des Wassers hindern, sondern sich von dem Binnenwasser gleich beim Eintritt des Flusses leicht heben lassen und auftreiben. 2) Müssen sie auch nicht zu hoch auftreiben, daß sie über den Kopf schlagen, und bei der Fluth nicht wieder herunterfallen, welches zu verhüten man ein Querholz oder eine Art von Stöhne davor anbringt, damit die andringende Fluth sie gleich fassen und wieder verschließen kann. 3) Habe man fleißig darauf Acht, daß sich kein Triebzeug zwischen der Klappe klemme. Wenn ein Siel an der Klappe undicht wird, so verbessert man den Schaden entweder durch eine neue Klappe, durch Veränderung und Herstellung der, durch langen Gebrauch abgängig gewordenen, eisernen Hänge, oder auch durch einen Abschnitt des äußersten etwa vermoderten Theils vom Siele.

Sielkorb, in der Fischerei, der Aalkorb, den man in die Siele hineinstecken kann, wodurch ein solcher Siel aber ganz unbrauchbar wird. Diese Art Fischerei gehört daher unter die verbotenen.

Sielkuhle, Sielgrube, im Schleusenbaue, s. unter Schleuse, Th. 145, S. 636 u. f.

Siellándereyen, s. Siedland.

Sielnaht, die Zusammenfügung des Siels. Wenn die zu einem sogenannten Pumpen- oder Klappsiele bestimmten geraden Eichen- oder auch Buchenbäume gefällt, der Länge nach durchgeschnitten, und inwendig allenthalben hinreichend eben ausgehöhlt sind, so wird der Durchschnitt mit hölzernen, im kochenden Theer und Pech getauchten Nägeln genau wieder zusammengefugt, welches man denn die Sielnaht nennt. Die Beschädigung eines Siels an der Naht besteht gewöhnlich darin, wenn es sich an demjenigen äußersten Theile desselben, welcher mit der Klappe unbedeckt am Strome liegt, von einander thut, wodurch das äußerste Wasser häufig hineindringt. Gemeiniglich schlägt man in solche Oeffnungen hölzerne Keile, und nagelt Bley und Blech darüber. Neuere Wasserbauverständige verwerfen diese Art von Ausbesserungen und führen sie als unnütz, unzureichend, ja schädlich auf, indem solches nur Anlaß zur Fäulniß giebt. Man soll weit besser verfahren, wenn man ein Brett von Eichen oder Stein- und Hainbuchen, so lang, als nöthig, ein Zoll dick und nach den Umständen etwa 5 Zoll breit herbeinimmt, nebst kochendem Theer und Pech, Moos, Hanf und Heede. Bei trockenem, stillem Wetter, und wenn man eine besonders niedere Ebbe vermuthen kann, nimmt man allen anklebenden Schlick und Unrath mit einem bequemen Werkzeuge von der schadhaften Nath eiligst hinweg. Die in den Schiffstheer genugsam getauchte Heede treibt man darauf mit Hammer und Meißel in die Oeffnung hinein. Wenn dieses geschehen, wird Pech mit einem glühenden Eisen über die verstopfte Nath gebrannt, damit Alles gleich und eben wird, und daß zu seiner gehörigen Größe geschnittene Brett wird auf der einen Seite mit Theer bestrichen, mit Moos belegt und auf diese Weise auf der Naht befestiget, auch noch von

außen mit dem zerlassenen Pech und Theer einigemal überzogen.

Sielsatz, von Einigen die baaren Kosten einer Sielacht, welche von den Interessenten eines Siels oder auch einer Schleuse nicht selbst geleistet werden können; als: alle Handwerks- und andere Kosten, die von ihnen bloß mit Geld bestritten werden müssen, sammt allen Materiallieferungen, die nicht füglich vertheilt werden können. Man kann aber auch den Sielsatz überhaupt als den baaren Geldbeitrag ansehen, welchen die Interessenten zur Erhaltung ihres Siels verhältnißmäßig aufbringen müssen. Im ersteren Verstand ist der Ausdruck Sielsatz im Lande Wursten gebräuchlich.

Sielschatz, die nachbargleiche Kontribution, die zu einer Siele gegeben wird.

Sielscheidung, Wasserschüttungen, die sich gemeiniglich längs den Grenzgräben zweier Sielachten besondere Beuferungen oder Abdammungen befinden, damit das Binnenwasser der einen Commune nicht in die andere fallen kann, so führen diese Scheidungen diesen Namen.

Sielschüttungen, im Deichbaue, dasselbe, was Wasserschüttungen sind.

Sieltief, Fleeth, der Hauptwasserzug, welcher das Wasser unmittelbar nach dem Siele führt.

Sieltiefregister, ein Verzeichniß, welches von den Interessenten einer Sielacht gehalten wird. Es muß nämlich jeder Interessent einer Sielacht zu jährlicher Aufräumung der Sieltiefe oder des Sielkanals und der damit verbundenen Zuggräben des unbedeichten Landes nach Verhältniß seines Landes beitragen, und das Register, welches er darüber führt, wird Sieltiefregister genannt.

Sielwasser, s. Schleusenwasser.

Sielwetterung, s. Sielgraben.

Sielzug, so viel, als die Abtheilung des in einem bedeichten Lande befindlichen Wassers, durch ein Siel.

Sifack, der Name eines Affen in Madagaskar.

Sifflet, beim Orgelbauer, ein schwaches Stimmwerk in einer Orgel, welches gemeiniglich aus einem einzigen oder $1\frac{1}{2}$ Fußton, aufs höchste aus 2 Fuß gearbeitet wird, nicht spitzig, sondern gleichaus gestaltet ist. In einigen Orgeln heißen sie kleine Flöten und werden unter die Prinzipal-Stimmen zum vollen Werke mit gerechnet, als eine Gattung Hohl- und Waldflöten, wozu auch die sogenannten Nachthörner gehören. Sie sind von den Spitzflöten unterschieden.

Sift, eine scharfe Querhacke im Osnabrückischen, womit die Rasen von der Oberfläche des Angers abgehauen werden.

Sigmarswurz, s. Siegmarswurz.

Signa, beim Musiker, die Zeichen, Klaves, Noten, Ziffern, Punkte in der Musik ꝛc. So hat man Signa oder Zeichen, welche die Hurtigkeit und Langsamkeit des Taktes anzeigen, z. B. c, welches einen sehr langsamen, und wenn das vorige Zeichen oder der Halbzirkel von einem Perpendikulärstriche durchschnitten ist, einen etwas schnellen Takt andeutet; ferner das Schlußzeichen, welches aus zwei durch alle fünf Linien der Noten gezogenen Strichen besteht. Das Fortsetzungszeichen, welches eben so viel ist, als der Kustos; das Signum connexionis oder des Zusammenhanges, welches ein halber ⁀ ist, womit man die Noten zusammenzieht, und anzeigt, daß im Singen nur eine Sylbe darunter gelegt, und im Geigen dieselben in einem Striche geschleift werden sollen. Zuletzt das Ruhezeichen 𝄐, welches bald über, bald unter eine Note gesetzt wird, anzuzeigen, daß man daselbst aushalten soll, als wenn eine Generalpause da stände. Auch die Zeichen, die man den musikalischen Stücken vorne auf eine von den Notenlinien zu Anfange schreibt,

um den Diskant, Alt, Tenor und Baß von einander zu unterscheiden, heißen Signa oder Klaveszeichen.

Signal, Fr. Signal, ein Zeichen, wodurch man einer Person oder Personen in der Entfernung schnell eine Nachricht mittheilt, die durch mündliche Ueberlieferung nicht so schnell geschehen könnte. Dergleichen Zeichen werden nun entweder durch das Gesicht oder Gehör mitgetheilt, und sind daher entweder sichtbar oder hörbar. Die sichtbaren oder telegraphischen fernschreibenden Signale erfordern, außer der Verständlichkeit und dem also darüber vorhergeschehenen Uebereinkommen, als zweite Hauptbedingung, noch das Geheimniß derselben, daß sie also unverständlich für den Feind und für jeden sind, der von ihrem Verständniß einen uns schädlichen Gebrauch machen könnte; eine Bedingung, die aber für die hörbaren und bei den Truppen eingeführten Signale nicht immer erreicht werden kann; obgleich auch dieses zum Theil geschehen könnte, wenn man kurz vor einem Gefechte den Leuten eine veränderte Bedeutung, wenigstens der Hauptbewegungs-Signale, bekannt machte, nach Art des bei den Flotten üblichen Gebrauchs die Signale bei dem Ausbruche eines Krieges zu verändern. Die militärische Telegraphie bedarf im Felde nur sehr wenig künstliche Vorbereitungen, und solches schon daher, damit kein Aufenthalt entstehe. Dann muß die gerade Linie zwischen dem Signale und dem Beobachter nicht unterbrochen werden und die als Zeichen gebrauchten Gegenstände müssen groß, auffallend und sichtlich genug seyn. Bei einer regelmäßig fortgesetzten Correspondenz, wie bei dem wirklichen Telegraphen, wird vorausgesetzt, daß das Signalement auf irgend eine Weise angemeldet werde. Signale, welche häufig gegeben werden, sind bald an den Feind verrathen. Wechselt man, um dieses zu vermeiden, mit der Bedeutung der Zeichen, so muß man darüber eine sehr

bestimmte Abrede getroffen haben; denn zweideutige Signale sind weit schlimmer, als gar keine. Die sichtbaren Signale sind auch zugleich hörbar, welches bei dem Pulver und dem Kunstfeuer der Fall ist, wozu vorzüglich Raketen, Kanonenschläge u. s. Leuchtkugeln gehören. Bloß sichtbar sind: Feuersignale oder Fanale bei der Nacht, Dampfsignale bei Tage, Laternen ꝛc.; auf der See die Signale durch Flaggen, Laternen, Blickfeuer ꝛc.

Die Signale auf Schiffen dienen, wie auf dem Lande, dazu, um in der Entfernung andern Schiffen die nöthigen Befehle, Warnungen und Nachrichten mitzutheilen. Man ertheilt sie durch Kanonenschüsse, aufgesteckte Flaggen, Laternen und verschiedene sogenannte Blickfeuer oder Raketen, nach verschiedener Anzahl, Verbindung und Wiederholung; um sie zu verstehen, muß man das dazu angefertigte Signalbuch haben. Da die Signale durch Kanonenschüsse nur außer dem wirklichen Gefechte zu vorläufigen Anzeigen, Ermunterung zur Aufmerksamkeit ꝛc. dienen können, so bedient man sich während des Gefechts selbst, und so lange es so helle ist, daß man Farben unterscheiden kann, der Flaggen. Diese wurden nun ehemals so benutzt, daß man von einer durch Verabredung bestimmten Anzahl Flaggen von verschiedenen Farben, eine oder mehrere an bestimmten Orten des Schiffes wehen ließ, wodurch man aber in Verlegenheit gerieth eine Menge Signale sogleich unbrauchbar zu sehen, sobald das Schiff in Lagen kam, in welchen andere den Ort, von welchem das Signal wehete, nicht genau unterscheiden konnten; noch größer aber wurde die Verlegenheit, wenn ein Schiff eine solche abgeredete Stelle, z. B. einen Mast, gänzlich verlor. Diese Art örtlicher Signale sind daher fast ganz abgeschafft worden und man bedient sich dafür einer bestimmten Anzahl von Flaggen von leicht zu unterscheidenden grellen Farben, mit welchen man die gewöhnlichen Ziffern bezeichnet. Die Erfahrung hat alle Unfälle, die einer Flotte begegnen können, alle

ihr zu ertheilenden Befehle ꝛc. genau kennen gelehrt. Diese werden nun in ein Buch eingetragen und mit den gewöhnlichen Zahlen numerirt, welches Buch den Namen Signalbuch führt. Wenn nun eine Ordre ꝛc. gegeben werden soll, so schlägt man dieselbe in dem Signalbuche auf, und läßt nun die Flaggen von irgend einem Theile des Schiffes wehen, welche die Ziffern bezeichnen, aus denen die Nummer des Signals zusammengesetzt ist; man hat dabei die Ordnung verabredet, wie die Decimalstellen aufeinander folgen sollen, z. B. die Einer oben, die Zehner darunter ꝛc. Für das andere Schiff ist es nun leicht, die Nummer in dem Signalbuche aufzuschlagen und so die dazu gehörigen Befehle, Nachrichten, Fragen ꝛc. zu erfahren.

Man kann die Signalsprache auf vielerlei Art einrichten. Man bezeichnet z. B. die Ziffern 1, 2, 3, 4 bis 0 mit den Farben weiß, schwarz, braun, grün ꝛc., und setzt die Einer oben, die Zehner unten, darunter die Hunderte ꝛc. Oben eine schwarze, darunter eine weiße, und darunter eine braune Flagge, würde nun die Zahl 213, drei grüne Flaggen unter einander die Zahl 444 bedeuten, neben welchen im Signalbuche bestimmte Kommandos oder Fragen, Antworten ꝛc. stehen. Man muß hier nur annehmen, daß man manche der zu den zehn Ziffern erforderlichen Farben in der Entfernung, und bei einem starken Pulverdampfe nicht recht unterscheiden wird können, wie z. B. violett, braun, grau, falb ꝛc.; daher ist es wohl nöthig sich bloß mit den fünf oder sechs Hauptfarben zu helfen, man nimmt also nur die Ziffern von 1 bis 6 und läßt in dem Signalbuche alle mit andern Ziffern zusammengesetzten Zahlen aus, wobei man immer noch eine hinlängliche Anzahl von Signalen erhält. Für die einzelnen Abtheilungen einer Flotte, so wie für den Fall, daß eine wirkliche Zahl ausgedrückt werden soll, hat man noch besondere Flaggen, welche mit dem gegebenen Signale aufgezogen werden, z. B. schwarz und weiß, wie ein Schach-

brett quadrirte, oder mit einem Kreuze versehene Flaggen ꝛc. Zum Beispiel der Admiral frägt mit der Zahl 213 wie viel Kranke ein Schiff habe und die Antwort: Keine oder Nein im Allgemeinen wäre mit 34 (oben grün, unten braun) in dem Signalbuche verzeichnet, so würden diese Flaggen aufgezogen werden müssen; ist aber nun wirklich die Anzahl der Kranken 34, so würde man zugleich die Schachbrettflagge aufziehen, wenn diese bedeutet, daß das Signal als Zahl zu nehmen sei. Da das Schiff des Admirals bei einer Schlacht gewöhnlich mit in der Linie liegt, so können seine Signale nicht allen Schiffen sichtbar seyn; daher werden dazu besonders bestimmte Fregatten an der nicht mit dem Feinde im Gefecht befindlichen Seite ausgestellt, um die Signale des Admirals genau zu beobachten und zu wiederholen, und diese werden daher Repetiteurs genannt.

Tagsignale, nach der Methode des Herrn de Bourdonnaye. Diese werden mit zehn Flaggen von grellen, stark unterschiedenen, weit in die Ferne scheinenden Flaggen gegeben, deren jede eine Ziffer unserer gewöhnlichen Arabischen Zahlzeichen correspondirt, wie oben angeführt worden. Diese Flaggen werden nun so gehießt, daß immer die oberste die höchste in der Zahl, welche das Signal bezeichnet, vorkommende Decimalstelle bedeutet, dergestalt, daß wenn die Römischen Zahlen die Flaggen bedeuten, die Zahl 3542 mit den Flaggen **III. V. IV.** signalisirt wurde, von denen **III.** die oberste, **IV.** die unterste wäre. Bei Anwendung dieser Regel auf alle Zahlen würde man von jeder einzelnen Signal-Flagge so viele Exemplare gebrauchen, als die durch sie bezeichnete Ziffer in irgend einer Nummer zugleich vorkommen kann, das heißt, um von 1—999 zu signalisiren, würden 3 Exemplare jeder Flagge nöthig seyn. Die Wiederholung einer und derselben Flagge in einem Signale, oder welches einerlei ist, eben derselben Ziffer in einer Zahl, zu vermeiden, wird folgendes Mittel gebraucht. Es

werden noch drei Standarts oder drei dreieckigte Flaggen von sehr verschiedener Farbe angenommen, deren jede die Wiederholung einer Ziffer einer höheren Decimalstelle, oder der Ziffer, welche die Tausende bedeutet; die 2te eben diese Wiederholung der Ziffer der dritten, die dritte, eben diese Wiederholung der 2ten Decimalstelle. Wenn hier diese Flaggen zur Erläuterung durch M, C, X bezeichnet worden, so würden folgende Nummern 1411, 225, 272, 355, 777 in eben dieser Ordnung durch folgende Flaggen signalisirt werden: **L. IV. M. X. II. C. V.; II. VII. C.; III. VX.;** und **VII. CX.** In Fällen, bei denen die Signale bloß eine Zahl ohne Bezeichnung eines Artikels des Signalbuches bezeichnen sollten, wird dies durch eine besondere Flagge angezeigt, die an irgend einer Stelle, wo sie von dem, den das Signal angeht, gut gesehen werden kann, gehißt wird. In gewöhnlichen Fällen werden die Signalflaggen aufeinander gehißt; bei Windstille, oder wenn auf große Entfernungen signalisirt wird, wehen sie von den Toppen der Masten, der Vortopp, der große und der Kreuztopp, bezeichnen dann in dieser Ordnung die Stellen der Einer, Zehner und Hunderte; die Nock von der Besaansruthe oder Gaffel die Stelle der Tausender; zugleich ist sie der Ort der besonderen Flagge, welche die Signalisirung einer besonderen Zahl, ohne Bezug auf das Signaltuch bezeichnet. Kann der, welcher das Signal giebt, die Nock der Besaansruthe, wegen großer Entfernung, Stellung der Segel ꝛc. nicht sehen, so werden die hierher gehörigen Flaggen zugleich mit den am großen Toppe wehenden Signalflaggen gehißt.

Die Nachtsignale, Nachtzeichen, werden mit Blickfeuer, Raketen, mit der Anzahl und der Stellung der Laternen, der Anzahl und Art verschiedener Kanonenschüsse gegeben. Um Weitläuftigkeiten hierbey zu vermeiden, muß man nur die nöthigsten Signale, die des Nachts vorkommen können, in ein besonderes Signal-

buch sammeln, da man die nicht so nöthigen bis zum Anbruch des Tages verschieben kann. Die Nachtsignale sucht man dann so einfach als möglich auszudrücken, und sind z. B. Nummern erwähnt, so läßt man die schwierigsten ohne Bedeutung. Alle zehn Ziffern lassen sich übrigens mit vier Laternen durch die verschiedenen Lagen, die man ihnen giebt, sehr leicht ausdrücken, wie man sich dies durch Punkte auf dem Papiere ohne Schwierigkeit versinnlichen kann. Bei starken Nebeln ist das Signalisiren nur durch den Schall möglich, und man hat dafür nur Kanonenschüsse; in der Nähe aber, damit die Schiffe nicht aneinander gerathen oder sich erkennen, vor plötzlichen Seegefahren hüten ꝛc. bedient man sich der Trommeln, Trompeten, Glocken und Sprachröhre. Jede Flotte hat ihre Signale festgesetzt, es sei entweder nach den Artikeln des Schiffsreglements oder auch nach einer Vorschrift des Admirals für seine ganze Fahrt, oder nur auf eine gewisse Zeit. Man hat noch andere Zeichen beim Sturm und Nebel nöthig. Diese werden mit Musketenschüssen, durch Trompeten, mit der Glocke und Trommel darum gegeben, damit die Schiffe sich theils nicht verlieren, theils nicht auffahren mögen. Die Fanale oder Leuchtthürme auf dem Ufer geben in der Nacht durch das Licht des Feuers und des Tages durch Rauch Signale den Schiffen. Die Signale auf den Schiffen dienen vorzüglich im Seekriege statt der Befehlswörter. Jedes Anziehen eines Taues und des Spills geschieht auf ein Signalement auf dem Schiffe, welches alle Arbeiter wiederholen, damit es zugleich geschehe. Die Glocke dient zum Zeichen der Ablösung; die Trompete zeigt an, daß jeder auf seinem Posten seyn soll. Wenn der Admiral den Schiffen ein Signal geben will, so geschieht vorher ein Zeichen, welches soviel als habt Acht bedeutet. Dieses bemerkt, wem er befehle, ob der ganzen Flotte, einer Abtheilung, oder einem einzelnen Schiffe. Bei dieser Gelegenheit kann man merken, daß so wie

jedes Befehlswort des Steuermanns und Schiffers beim Manoeuvre von den Matrosen wiederholt werde, so auch hier. Geht es die ganze Flotte an, so wird unter den Flaggenstock des großen Mastes eine kleine Fahne geheftet, für jede Eskorte aber ihre Flagge, und für die Abtheilung einer Eskorte weht die Flagge der Eskorte auf dem Maste der Abtheilung, für jedes Schiff aber der Wimpel auf dem Maste, wo die Eskadreflagge für die Abtheilung weht. Bei Nebel oder Nacht bedeuten drei Kanonenschüsse schnell hintereinander die Flotte, drei langsam hintereinander die erste, zwei die zweite, und eine die letzte Eskadre. Die Schiffe geben das Zeichen, daß sie Acht auf das folgende haben.

Signale, womit oder wodurch der Admiral am Bord ruft: 1) zum Befehl, am Ende der Besaansraa ein weißer Wimpel; 2) die bewaffneten Chaluppen, ein rother; 3) das Schiff selbst, ein blauer; 4) der Kapitain des Schiffes, ein weiß und rother Wimpel. — Signale, wodurch einzelne Schiffe dem Admiral von verschiedenen Vorfällen Nachricht geben, als: 1) wenn man ein Schiff einer befreundeten Macht gewahrt, eine rothe Flagge auf dem Boegspriet und dem Flaggenstock; 2) wenn man eine Flotte entdeckt, eine weiß und blau gestreifte Flagge; 3) Feinde, ein roth und blau gestreifte; 4) Land, eine roth und weiß gestreifte; 5) ein beschädigtes Schiff, eine weiß und blau gewirtelte, und ein Kanonenschuß; 6) das Schiff ist in Gefahr, eine weiß und roth gewirtelte Fahne, ein Kanonenschuß, des Nachts zwei Schüsse hurtig hintereinander; 7) man will den Admiral sprechen, eine roth und blau gewirtelte und ist es dringend, ein Kanonenschuß; 8) Das Schiff ist leck, ein rother Wimpel auf dem Flaggenstock; 9) Stranden, ein weißer; 10) Mangel an Brod, weiß und blau; 11) es fehlt an Holz, weiß und roth; 12) an Wasser, ein blauer Wimpel. Der Admiral antwortet auf diese Zeichen durch eben dergleichen; dann ziehen die

Kapitains ihre Zeichen ein, und setzen sie so oft wieder auf, als sie es nöthig finden. Dieselben Zeichen dienen auch dem Admiral, das Schiff zu befragen, welches wieder eben so antwortet. Nach Umständen, und damit sie der Feind nicht erfahre, werden diese verabredeten Zeichen oft verändert. — Signale zu den Stellungen der Schlachtordnung: 1) Schlachtordnung, Steuerbord, eine weiße Flagge an der Besaansraa, Backbord rothe Flagge; 2) Marschordnung, Steuerbord weiß und rothe, Backbord weiß und blaue Flagge; 3) zweite Marschordnung, rothe Flagge mit weißen Querstrichen; 4) Rückzug, blau mit weißen Streifen. — Signal zum Abfahren der Flotte: 1) das Fertigmachen zum Abfahren wird durch Herunterlassung des kleinen Marssegels angedeutet; 2) das Ankeraufwinden durch zwei Kanonenschüsse hurtig hintereinander; 3) gerade über dem Anker zu stehen, zwei geschwinde Schüsse und das Besaansegel aufgeheftet und in der Nacht Feuer am Boegsprit; endlich unter Segel zu gehen, das kleine Marssegel aufgehängt und des Nachts Feuer unter dem Flaggenstock — Signal zum Ankern. Wenn geankert werden soll, werden zwei Kanonenschüsse geschwind hintereinander und zwei langsam darauf folgende gegeben, oder es wehet eine blaue Fahne. Einen kleinen Gabelanker werfen, eine weiße und blaue, und den großen Gabelanker werfen, eine rothe und blaue Fahne. — Signale zum Schiffsrath: 1) Kriegsrath der Generale, eine Flagge auf dem obersten Flaggenstock von rother Farbe; 2) der Kapitains, weiß und blau; 3) die Verpflegungsbedienten, roth und blau. Der Admiral kann auch die Kommandeurs um ihren Rath fragen, ohne daß er sie zusammen kommen läßt, der Vorschlag ist durch Flaggen auf dem Flaggenstock. 1) Zu Fechten, mit einer weißen mit rothen Balken. 2) Nachzulassen, weiß mit blauen Balken. 3) Zum Verfolgen, roth mit weißen Balken. 4) Zum Zurückziehen, roth mit blauen Balken. Die

Kapitains antworten ihm mit einem weißen Wimpel mit Ja und darauf mit einem rothen mit Nein. — Signal zur Jagd und Gefecht. 1) Wenn sich die Schiffe sammeln sollen, eine weiße und rothe Flagge. 2) Jagd machen auf eine Flotte, weiß und blau. 3) Jagd auf Schiffe, die man besichtigen will, weiß mit rothen Balken. 4) An das feindliche Bord gehen Entern, weiß mit blauen Balken. 6) Brander bereiten, roth mit blauen Balken. Bei allen diesen Signalen werden die gedachten Flaggen unter den Stock des Fockmastes gesteckt. Ferner wenn 7) die Brander an den Feind geschickt werden sollen, wird eine rothe Flagge mit blauen Balken aufgesteckt. 8) Wenn sich das Gefecht anheben soll, drei Kanonenschüsse hurtig hintereinander. 9) Soll das Gefecht ein Ende nehmen, so zieht der Admiral seine Flagge und Fahne ein. 10) Wenn die Jagd eingestellt werden soll, geschieht ein Kanonenschuß, und der Admiral zieht seine Flagge ein. — Allgemeine Signale auf der See, die einerlei Bedeutung bei allen Nationen haben, sind: der Morgenschuß, der Abendschuß, der Preischuß, wenn man mit einem andern Schiffe reden oder einen Lotsen an Bord haben will, und wobei zugleich eine Flagge aufgesteckt wird. Die Flagge im Schau, wobei die Flagge hinten am Schiffe ihrer Tiefe nach zusammengelegt wird, und wodurch man auf der Rhede anzeigt, daß man absegeln will, in offener See, daß man in Noth ist, bei der Annäherung ans Land, daß man einen Lotsen erlangt; zwei Schüsse, die gleich hintereinander folgen, geben zu erkennen, daß ein Schiff auf den Grund stößt. — Die hörbaren Signale, welche bei den Truppen eingeführt sind, werden durch die bei ihnen befindliche Kriegsmusik gegeben, deren Schall weit genug vernehmbar ist, als auf Hörnern, (vorzüglich den großen Flügel- oder Signalhörnern) Trompeten und Trommeln. Sie dienen hier entweder zur Benachrichtigung der Leute im Quartiere oder im Gefechte. Die

letztern sind höchst wichtig, und besonders bei der leichten Infanterie. Man kann übrigens die Gefechts-Signale im allgemeinen in Benennungssignale und in Kommandosignale eintheilen; die ersteren zeigen nur einen bestimmten Truppentheil an, welcher die letzteren, darauf folgenden ausführen soll. Die Signale der leichten Infanterie, welche auf den eben genannten Flügelhörnern gegeben werden, haben ihren Ursprung dem Gebirgskriege zu verdanken, wo es oft unmöglich war, den durch unzähliges Terrain von einander getrennten Infanterie-Trupps, auf eine andere Art Befehle mitzutheilen. Hier sind sie auch nützlich und nothwendig, nicht so im freien Felde; denn hier geschieht es nur in seltenen Fällen. Die Erfahrung der letzten Feldzüge in den Jahren 1813—15 hat erwiesen, daß bei einer wirklichen, das heißt, guten leichten Infanterie, das Blasen der Signale im freien Felde auch selten vorkommt, weil es hier nur auf Leute ankommt, die an Umsicht und Appell gewöhnt sind, und wenn sie noch dazu eine gewisse Gewandtheit, die sowohl im Kriege, wie zur Jagd nöthig ist, besitzen; so werden die leichten Infanteristen schon von selbst, ohne Kommando und Signal, jeden Terraingegenstand zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen und dem Feinde allen möglichen Abbruch thun. Wollte man dagegen alle Befehle aus Bequemlichkeit signalisiren lassen, so sind hierzu häufig mehrere hintereinander folgende Signale nöthig. Wird nun das eine derselben von irgend einem Trupp nicht gehört, so ist schon eine Unordnung da, die immer wächst, je mehr hierauf neue Signale gegeben werden. Sollte nun noch jeder Zugführende commandieren und für seinen Zug blasen lassen, so entsteht es oft, daß eine ganze Linie den vielleicht bloß für diesen Zug passenden Befehl auf sich anwendet, und dadurch den größten Unsinn begeht. Die Aufmerksamkeit der Leute, wenn sie gewohnt sind, nur dem Horne zu folgen, wird dadurch mehr getheilt, sie bekümmern sich nicht mehr so sehr um

ihre Neben- und Hinterleute, sondern hören nur auf das Horn. Es geschieht nun häufig, daß einem Schützen von seinem Hinter- und Nebenmanne, die Büchse dicht bei seinem Ohre losgeknallt wird, wo bleibt dann seine Kunst, wenn er kein Signal für diesen Tag mehr hören kann, und sich nicht auf Winke, auf die Bewegungen seiner Kameraden und auf den Feind versteht! Es versteht sich, daß hier nicht von dem Exercierplatze die Rede seyn kann, wo der leichte Infanterist, nachdem er schon die Bedeutung der Signale gelernt hat, geübt wird, sich nach denselben zu bewegen, weil dieses höchst nöthig ist; allein bei den größeren Uebungsgefechten, Manövern, fällt schon im freien Felde das häufige Blasen weg; denn hier ist der Ort, einen wirklichen Tiralleur so auszubilden, daß er nur seine Augen gebraucht, auf jeden Wink gehorcht, von selbst alle Vortheile des Terrains benutzt und seine eigenen Bewegungen mit denen seiner Kameraden in genauer Verbindung zu halten sucht, und nächst diesem allem seine Aufmerksamkeit nur auf den Feind richtet. Alles was man daher bei leichten Truppen durch Kommando oder mündliches Ueberschicken der Befehle an den betreffenden Officier oder Unterofficier abmachen kann, ist immer besser und sicherer, als wenn man sich bloß auf Signale verläßt. In Gebirgen und Wäldern dagegen fällt die Zweckmäßigkeit der Signale, bei richtiger Anwendung in die Augen. Truppen, die weit von einander entfernt sind, und die man gar nicht einmal sehen kann, bleiben durch das Horn immer noch in einer gewissen Verbindung mit dem Ganzen, und der Feind kann auch hier aus einzelnen Signalen, wenn er sie wirklich verstehen sollte, keinen Vortheil ziehen, da er uns nicht übersieht. Träte aber der Umstand, daß der Feind unsere Signale kennt, in der freien Ebene ein, welches sich doch denken läßt, so könnte dies beim Signalisiren jedes Befehls, unendlichen Nachtheil für uns haben, da er nun, was er hört, mit dem, was er sieht, zu kombiniren im

Stande ist; es könnte wohl gar so weit kommen, daß wir den Signalen, die der Feind uns listigerweise blasen läßt, aus Gewohnheit Folge leisten und ohne Weiteres in eine uns aufgestellte Falle hineingehen. Bei Avantgarden, Patrouillen, Vorposten ꝛc. darf nicht geblasen werden, es sei denn man wäre schon im offenen Gefechte mit dem Feinde begriffen. Was die Organe der Signalsprache, die Hornisten mit ihren Hörnern betrifft, so müssen dazu bloß die gewandtesten, umsichtigsten und tüchtigsten Leute genommen werden, die genau mit dem Dienste der leichten Infanterie bekannt sind und die Anwendung aller Signale verstehen. Sind die Hornisten nicht von dieser Beschaffenheit, so verursachen sie am allerersten Unordnungen; auch ist ihnen ein für allemal anbefohlen, nie ein gehörtes Signal ohne Erlaubniß ihres Officiers nachzublasen. Wenn hierauf nicht gehalten wird, so wiederholen die Hornisten alle Signale, die ihnen zu Ohren kommen, die des Soutiens für die Feuerlinie, und so umgekehrt ꝛc. Auch müssen mehrere Leute der Kompagnie das Signalhorn blasen können, ja es wäre den Officieren diese Kunstfertigkeit selbst in vielen Fällen ersprießlich. In der Preußischen Armee sind bei der leichten Infanterie folgende Signale üblich. Benennungssignale. Diese Signale, 7 an der Zahl, dürfen im Freien nur durch die Kommandeure gegeben werden; in Gebirgen und Wäldern, auch in Quartieren dienen sie zur Bezeichnung, Erkennung, zum Ruf ꝛc. Sie geben das Bataillon und die vier Kompagnien an das Signal zum Detaschiren und zum Soutien, sind im Freien häufiger, aber nur bei großen Entfernungen, anzuwenden. Das erste Signal bedeutet, außer der Tirailleurlinie, auch Avantgarden, Seitenpatrouillen, Plänker ꝛc. Als allgemeine Regel bei diesen 7 Benennungs-Signalen gilt, daß der bekannte Truppentheil jedesmal erst mit seinem Signale geantwortet haben muß, ehe das eigentliche Kommandeur-Signal erfolgt. — Die Kom-

mandosignale sind Marsch; Feuern; Stopfen; Schwärmen; Halt! Halbrechts; links und geradeaus; sammeln; Ruf; Retiriren; langsam zurück; Kolonne formirt; Richtung; rechte, linke Schulter vor; von der Stelle debandirt; ablösen. Die alten Signale: Rechter, linker Flügel, vor, zurück, um eine Flanke zu bilden, oder diese wieder aufmarschieren zu lassen, wollen neuere Militär-Schriftsteller verwerfen, eben so die Signale: Gewehr auf! Gewehr ab! der Feind ist entdeckt, Infanterie, Kavallerie ꝛc. Ein großer Theil der oben genannten Signale wird auch noch unter andern Umständen mit verschiedener Bedeutung gebraucht. Abblasen ist nur ein bestimmtes Jagdstück oder das Signalschwärmen, eben so werden alle Quartiersignale der Infanterien durch diejenigen, welche man von den oben genannten dazu bestimmt, gegeben. — Die Signale der Infanterie auf der Trommel sind hauptsächlich: 1) Reveil oder Wecken. 2) Retraite oder Zapfenstreich. 3) Generalmarsch. 4) Vergatterung. 5) Marsch, sowohl im langsamen, als im geschwinden und Sturmschritt. 6) Lärm, Feuerlärm. 7) Appell. 8) Fahnentrupp oder Abtrupp. 9) Zum Gebet. 10) Anfang und Aufhören des Feuers, auch Halt, nach einem Bajonettangriff. 11) Abschlagen. 12) Richtung. Alle diese Signale sind zu bekannt, als daß sie größtentheils einer weitläuftigen Erörterung bedürfen. Die Vergatterung bedeutet überhaupt die Versammlung auf einem bestimmten Sammelplatze. Apell wird geschlagen, um entfernte Posten von etwas zu benachrichtigen, was vorher verabredet worden ist, oder um einen Parlamentair anzukündigen, auch wenn man sich dem Feinde ergeben und das Gewehr strecken will, in welchem Falle das Signal: Chamade schlagen heißt. — Die Signale bei

der Kavallerie sind. Im Quartier. 1) Wecken oder Reveil. 2) Futtern. 3) Feuerlärm. 4) Retraite oder Zapfenstreich. 5) Satteln. 6) Allarm oder Ausrücken. 7) Ruf zur Wachparade. In der Anwendung vor dem Feinde: 1) Schritt. 2) Trab. 3) Galopp. 4) Fanfare. 5) Halt. 6) Flankeurs vor. 7) Appell oder Sammel-Ruf. 8) Front. Bloß von dem Kommandeur des Regiments werden folgende Signale gegeben, von den übrigen Officieren aber nachkommandirt. 1) Aufmarschieren zu Eskadronen. 2) Aufrücken. 3) Deployieren und Aufmarschiren in Regiment oder in Linien. 4) Retraite oder Marsch rückwärts, worauf jederzeit mit Zügen rechts umkehrt geschwenkt wird. Außer den angeführten Signalen finden noch folgende Märsche statt: 1) Parademarsch; 2) Feldmarsch; 3) Geschwindschritt. Bei der Artillerie hat die Fußartillerie die Signale der Infanterie auf der Trommel, die reitende Artillerie die Signale der Kavallerie auf der Trompete.

Man bediente sich zu Signalen in der neuern Zeit, besonders im Revolutionskriege in Frankreich, der Aerostaten oder Luftbälle. Diese Methode, obgleich nur eine Modifikation der obigen, mit den Fahnen, erhält dadurch noch einige Vorzüge, weil man durch sie auch an solchen Orten Signale geben oder empfangen kann, wo zu einer andern optischen Zeichenmittheilung die erforderliche Höhe fehlt; und weil man ferner wegen der Höhe, zu welcher sie steigen, und wegen der Größe, die man ihnen geben kann, sehr weit durch sie zu signalisiren vermag, und weil sie, wenn sie durchscheinend sind, und mit Feuer steigen, auch zur Nachtzeit, wenigstens für einzelne Nachrichten, sehr bequem gebraucht werden können. Die Franzosen benutzten sie in belagerten Festungen, in Schlachten, und bei dem Recognosciren mit

großem Vortheil und hatten ein eigenes Aerostatisches Institut zu diesem Zwecke. — Auch bedient man sich zu dieser optischen Methode der sichtbaren Gegenstände, als wirklich alphabetischer Zeichen, welche Methode auch sehr zweckmäßig ist, und wohl als die vorzüglichste empfohlen werden kann. Man könnte hier auch die gewöhnlichen Buchstaben gebrauchen, weil sie die bekanntesten, verständlichsten und lesbarsten sind. Sie dürften nur auf Tafeln in equaler Größe gezeichnet, oder von Holz oder Pappendeckel ausgeschnitten, an eine Tafel geheftet und freischwebend aufgehängt werden. Diese Methode mit den gewöhnlichen Buchstaben hat aber viele Schwierigkeiten, besonders wenn man die Sache ein wenig in das Große ziehen will; denn wären die Entfernungen etwa nur von drei Stunden, so müßten die Buchstaben schon eine Höhe von 6 bis 7 Fuß und die Breite von etwa einem Fuß haben. Man hat aber für die 24 Buchstaben, für die 10 Zahlzeichen und für die Zeichen des Signalisiranfanges und des Wortendes oder Periodenschlusses von solchen Tafeln, oder großen einzelnen Buchstaben 35 bis 36 nöthig. Dieses Alles würde nur einen unbehülflichen, zerbrechlichen Apparat veranlassen und das Signalisiren würde nur langsam und beschwerlich von Statten gehen. Man würde nur selten einen Platz haben, alle diese Buchstabenzeichen auseinander zu legen oder zu stellen. Es würde dazu ein Raum von 200 Fuß erfordert werden, und wenn dieser nun auch vorhanden wäre, und wenn man ihn hätte, welche Zeitverschwendung und Mühe würde es erfordern, um diese Zeichen einzeln aufzustellen und abzunehmen. Ohne nun erst an viele andere Unbequemlichkeiten zu denken, so kann bei einem, selbst mäßig blasenden Winde, welcher ohnedies an hohen Orten nicht selten wehet, die Buchstaben oder ihre Fragmente leicht in Unordnung gebracht und durch einander geblasen werden. Dieses sind nun die Gründe, warum man diese Methode nicht gut wählen kann, sondern mit

größerem Vortheile ein eigenes Alphabet von willkührlichen Zeichen annimmt, und diesen die Kraft oder die bestimmte Bedeutung von Buchstaben giebt. Dieses Letztere gewährt Alles, was man für die Telegraphik fordern kann. Hierdurch wird der Apparat sechs- bis siebenmal kleiner, und daher auch die ganze Arbeit um eben so vielmal leichter und geschwinder, und die Kosten geringer. Die Zerstreuung bei der Bildung der Buchstaben fällt hinweg, und alles Signalisirte bleibt schon an sich Geheimniß, so lange, bis das Alphabet bekannt gemacht wird. S. Telegraph und Telegraphie, unter T.

Signalbuch, in der Schifffahrt, ein aus 1053 numerirten Artikeln bestehendes Buch, nach den Buchstaben der Hauptwörter geordnet. Der Gebrauch desselben, s. den vorhergehenden Artikel.

Signalfeuer; sie werden gebraucht, um einem entfernt stehenden Truppentheil schnell eine Nachricht mitzutheilen, nachdem man sich untereinander die Bedeutung des Signals verabredet hat. Sie sind: 1) Fanale oder Lärmstangen. 2) Signal-Raketen. 3) Kanonenschläge. Auch Blickfeuer, Leuchtkugeln ꝛc.

Signalflagge, Losungsflagge, Flaggen, welche auf das Hintertheil des Schiffes aufgesteckt werden, und dazu dienen, den übrigen Schiffen der Flotte allerhand Zeichen dadurch zu geben.

Signalhorn, Flügelhorn, ein bloß für die Signale bestimmtes Horn, welches die Gestalt eines großen halben Mondes hat. Da es sehr einfach ist, so hat man oben am Mundstücke noch Aufsätze angebracht, um darauf Märsche blasen zu können.

Signalkunst, s. Synthematographie.

Signallaterne, Laternen, deren man sich bedient, um die verordneten Signale dadurch zu geben, wegen welcher man überein gekommen ist.

Signalraketen, aus starkem Papiere gemachte Raketen, die Röhren heißen, nach der Größe des Durchmessers ihrer innern Höhlung 1pfündige, ½pfündige und ¼pfündige, insofern derselbe den Durchmesser einer gleich schweren eisernen Kugel gleich ist. Dieser Durchmesser dient auch bei den übrigen Abmessungen zum Maaßstabe, und wird ihr Kaliber genannt; s. unter Rackete, Th. 120.

Signatur, beim Buchdrucker, der Buchstab, welcher unter die erste Kolumne des ersten Blattes eines gedruckten Bogens gesetzt wird, auch auf das zweite, dritte ꝛc. Nämlich am Ende der drei ersten Blätter eines Bogens in Quarto, und der fünf ersten in Octavo, ꝛc. auf der ersten Seite unten recht in der Mitte werden Buchstaben des Alphabets gesetzt, wovon die erste Kolumne des ersten Blattes nur bloß den Buchstaben, die erste Kolumne des zweiten Blattes aber, den Buchstaben nebst 2, die erste Kolumne des dritten Blattes den Buchstaben nebst 3 und so bis fünf enthält. Die Buchstaben gehen bei jedem Werke durch das ganze Alphabet, mit Ausschluß der Buchstaben V und W. Hat also ein Werk 23 Bogen, so kommen darauf die Buchstaben des ganzen Alphabets, mit Auslassung der Buchstaben V und W zu stehen, also auf den ersten Bogen der Buchstab A und auf den letzten der Buchstab Z. Diese Buchstabeu dienen den Buchhändlern und Buchbindern die Bogen ordentlich zu kolationiren. — Bei den Schriftgießern hat dieses Wort einen doppelten Verstand. Erstlich bedeutet es die Stelle auf dem Bodenstück des Vordertheils der Schriftform, worin sich die eigentliche Signatur der Letter bildet, und zweitens diese Signatur selbst. Es ist nämlich auf dem Vordertheil der Form auf dem Bodenstück ein kleines Stück Messing gleich einer halben Walze, befestiget, welches bei der Zusammensetzung beider Hälften der Form in eine pas-

sende Vertiefung auf den Kegel des Hintertheils fällt. Wenn nun die Kegel der Form dergestalt verschoben werden, daß sie bei dem Gießen der Lettern etwas von einander abstehen, so fällt ein Theil der Signatur in diesen Raum, und präget beim Guß die Signatur, oder die Vertiefung der Letter ein. Diese Signatur dient bei dem Vergleichen der Lettern nach dem Guß gleichsam zur Richtschnur, daß sie gerade in dem Justorium liegen. — Was die Signatur bei dem Chemisten oder die chemischen Zeichen betrifft, s. unter Zeichen, in Z.

Signet, s. Siegel.

Siguette, beim Sporer, ein rundes aus einem Stücke gemachtes Eisen, welches unter den Rosenriemen eines Pferdezaumes angemacht wird. Es ist auch eine Art eines Kappzaumes, welcher aus zwei oder drei Stükken besteht, die mit einem Gewinde und Vorriegel versehen sind, und welches die wilden Pferde zu bändigen dient.

Siguine, zu Aleppo der 24ste Theil eines Piasters, dessen Werth ungefähr in Conventions-Geld 8 Pf. ist.

Sick, s. Sikfisch.

Sikal, s. Jakal.

Sikenruf, beim Vogelfänger, eine Wachtel-Pfeife, womit der Hahn in das Garn gelockt wird.

Sikfisch, eine Benennung des Adelfisches.

Sikim, ein Verfahren in der Türkey, welches bei dem Färben des sogenannten rothen Türkischen baumwollenen Garns vorgenommen wird. Die Baumwolle, welche roth gefärbt werden soll, wird erst durch eine Lauge von ihrer natürlichen Fettigkeit befreit, damit sie die Farbe annehme, welches sonst schwer geschieht. Das ganze Verfahren ist unter Roth, Th. 127, S. 488 u. f. angeführt worden.

Sikläja, der Stint, s. diesen Artikel.

Sil, eine Benennung, welche die Alten einer gewissen gelben Farbe oder Art Leim geben, welcher in den Silbergruben gefunden wird, und den man für Ocher hält.

Silassen, Sillassen, Ostindische Schnupftücher, welche die Dänische Asiatische Handelschaft von Paliacatte zum Handel bringt. Sie halten eine Elle und $\frac{7}{10}$ in die Breite, und 12 Ellen Kopenhagener Maaß in die Länge.

Silber, Argentum, Luna; Fr. Argent, Lune; Engl. Silver; Ital. Argento, ein vollkommenes, edles Metall, von einer schönen weißen und glänzenden Farbe, welches weder Geruch noch Geschmack hat. Nach dem Golde ist es das edelste Metall. — Gemünztes Silber, im Gegensatz des ungemünzten. Ein Gefäß von Silber, Silber schmelzen. Feines Silber, welches von allem frenden Zusatze frei ist. Gediegenes Silber; vererztes Silber. Mit Silber beschlagen. Gesponnenes Silber; geschlagen Silber, kaltes Silber, bei den Gürtlern, eine Vermischung von Weinstein und Silberkalk oder Oxid, damit zu übersilbern. — Figürlich braucht man es von silbernem Geräthe oder Geschirr, als ein Collectivum, jedoch nur in einigen Fällen. So sagt man: auf Silber speisen; sein Silber in Sicherheit bringen, In der dichterischen Schreibart nennt man die silberweiße Farbe oft nur Silber schlecht hin. So sagt Geßner von den Flügeln des Schmetterlinges: „Auf ihrem glänzenden Silber stehen kleine purpurne Flecken. Verschiedene Mineralien, welche eine äußere Aehnlichkeit mit dem Silber haben, nennt man daher Queckſilber, Katzensilber ꝛc.

Das Silber hat eine beträchtliche Härte und gewinnt in dieser Hinsicht noch, wenn es geschlagen oder dem Druck eines harten Körpers unterworfen

wird, indessen läßt es sich doch vom Messer angreifen, und wenn es geschmozlen worden, so beträgt sein specifisches Gewicht 10,478, nach Guyton 10,474, ist es gehämmert worden 10,609. Was die Dehnbarkeit dieses Metalles anbetrifft, so steht es unter den übrigen Metallen nur dem Golde nach. Es läßt sich zu so dünnen Blättchen schlagen, daß deren Dicke $\frac{1}{100000}$ Zoll nicht übersteigt; dann ist es ausnehmend streckbar, indem es sich zu Draht ausziehen läßt, welcher dünner, als ein Menschenhaar und so fein ist, daß 400 Fuß davon nur einen Gran wiegen. Ein 2 Fuß und 8 Zoll langer und 8 Französische Pfund schwerer walzenförmiger Zain von Silber läßt sich so fein ausziehen, daß 308,200 Pariser Fuß Nähseide dadurch bedeckt werden kann; die Walze war also um 115,200 mal länger gemacht worden. Die Zähigkeit ist so bedeutend, daß ein Silberdraht, welcher 0,978 Zoll im Durchmesser hat, ein Gewicht von 187,13 Pfd. ohne zu zerreißen trägt. Nach Adet halten zwei Millimeter oder eine Linie Draht im Durchmesser ein Gewicht von 35 Kilogrammen oder 172 Pfd. ohne zu zerreißen. Der Klang dieses Metalls ist vorzüglich rein, und er hat daher den Namen Silberklang erhalten, welcher als Maaßstaab für das Klingen anderer Körper gebraucht wird. Mit Bley versetzt oder vermengt, verliert es denselben. Die verschiedenen Gestalten, in welchen man das Silber findet, so wie die Fundörter; s. unter Silberbergwerk. Nach Bergmann und Mortimer kommt das Silber bei einer Temperatur, die etwa 1000 Grad Fahrenheit gleich ist, in Fluß. Der Glanz des flüssigen Silbers übertritt nicht den des Silbers im festen Zustande. In einer höheren Temperatur, als bei welcher das Silber in Fluß kommt, wallt dasselbe auf und wird verflüchtiget. So bemerkte Macquer, daß das im Brennraume des großen Tschirnhausenchen Brennglases schmelzende Silber verdampfte und daß der Dampf eine darüber

gehaltene Goldplatte versilberte. Läßt man das geschmolzene Silber langsam erkalten, so nimmt die Oberfläche desselben ein krystallinisches Gefüge an; läßt man nun, nachdem die Oberfläche fester geworden, den noch flüssigen Antheil ausfließen, so kann man das Metall in beträchtlich großen Krystallen erhalten, welche sowohl einzelne, als zusammengehäufte, vierseitige Pyramiden sind. Die Einwirkung der Luft oxidirt das Silber nicht. Man bemerkt zwar, daß dasselbe mit der Zeit seinen Glanz verliert, welches aber meistentheils von einer Verbindung des Metalls mit Schwefel herrührt. Auch wenn man das Silber längere Zeit unter Wasser aufbewahrt, wird es nicht verändert. Erhält man das Silber einige Zeit unter dem Zutritt der Luft im Fluß, so verbindet es sich nach und nach auch mit dem Sauerstoffe der Atmosphäre und wird oxidirt. Nach Junker wird das Silber in eine verglasungsfähige Asche verwandelt, wenn man es nach der Art des Isaak Hollandus lange Zeit reverberirt oder in einem Reverberirofen kalcinirt. Macquer, Darcet und Lavoisier bestätigen diesen Versuch. Macquer erhielt dadurch, daß er zwanzig Mal nach einander Silber dem Feuer des Porzellanofens aussetzte, ein Glas von olivengrüner Farbe.

Wegen der Oxidirung oder Verkaltung und Verglasung des Goldes und des Silbers sind von verschiedenen Naturforschern und Chemisten zu verschiedenen Zeiten Versuche angestellt worden. Macquer, Cadet, Lavoisier und Brisson haben, von der Pariser Akademie der Wissenschaften dazu aufgefordert, sowohl das reinste Silber als Gold zu wiederholten Malen der Wirkung der Brenngläser ausgesetzt. Die Versuche sind mit dem der Akademie zugehörigen Tschirnhausenschen Brennglase, welches 33 Zoll im Durchmesser hat, angestellt worden, wozu der Graf Latour d'Auvergne noch das seinige gab. Es wurden bei diesen Versuchen auf der Oberfläche der gedachten Metalle wirkliche Ver-

glasungen hervorgebracht, die aber so beschaffen waren, daß sie noch nicht vollkommen überzeugt wurden, daß sie von den Metallen selbst herrührten. Der Rauch, der von der Oberfläche dieser Metalle aufstieg, erstreckte sich zuweilen auf 5—6 Zoll hoch. Zuletzt bestätigte es sich auf eine unbezweifelbare Weise, daß dieser Rauch das Silber und Gold selbst war, welches bei starkem Hitzegrade in Dämpfe verwandelt ward; denn Gold- und Silberplatten, welche wechselsweise in den Rauch des einen oder des andern Metalls gebracht wurden, nahmen die Dämpfe auf und die Goldplatte ward dadurch versilbert und die Silberplatte vergoldet, wie auch schon oben, S. 116, angeführt worden. Hieraus geht hervor, daß die Feuerbeständigkeit der vollkommenen Metalle eben so wenig, als die von jedem andern Körper unbegränzt sei, sondern denjenigen Grad der Hitze angemessen ist, welchen diese Körper leiden. Das durch die Hitze oxidirte Silber hat eine grünliche oder gelbgrünliche Farbe, gleich der Farbe der Oliven. Ehrmann bemerkte, daß der vom Silber, welches mit der Hülfe des Sauerstoffs geschmolzen worden war, aufsteigende Dampf, eine violette Farbe hatte, und daß das Rohr schmutzig gelb beschlug. Ist die Hitze stark genug, so entzündet sich das Silber und brennt gleich einem andern brennbaren Körper. Von Marum ließ Funken aus seiner großen Elektrisirmaschine durch ein Silberdraht hindurchgehen; derselbe entzündete sich, brannte mit einer grünlichweißen Flamme und wurde als Rauch verstreut. Aehnliche Wirkungen laßen sich durch eine galvanische Batterie hervorbringen. Durch Säuren bewirkt man die Oxidation des Silbers noch leichter. Löset man z. B. Silber in Salpetersäure auf, und fällt davon die Auflösung durch Kalkwasser, so erhält man ein dunkles, grünlich braunes Pulver als Niederschlag. Nach Proust sind in diesem Oxide 100 Theile Silber, mit $9\frac{1}{2}$ bis $9\frac{3}{4}$ Sauerstoff verbunden; nach Rose besteht es aus 91,38 Sil-

ber und 8,62 Sauerstoff; nach Buchholz aus $90\frac{10}{11}$ Silber, $9\frac{1}{11}$ Sauerstoff oder $\frac{10}{11}$ Silber, $\frac{1}{11}$ Sauerstoff. Das Silber verbindet sich auch mit einer geringern Menge Sauerstoff, und erscheint auf zwei Oxidationsstufen, wie die meisten Metalle. Das oxidulirte Silber erhält man, wenn man eine gesättigte Auflösung des Silbers in Salpetersäure über kupferfreiem Silberpulver kochen läßt, wo es zwar nicht isolirt, sondern in Salpetersäure verbunden erhalten wird. — Mit dem Phosphor vereiniget sich das glühend flüssige Silber sehr schnell. Aus diesem mit Phosphor gesättigten Silber wird im Augenblicke des Erstarrens eine große Menge Phosphor verflüchtiget, die äußerst hell brennt und der Oberfläche des gephosphorten Metalls ein warzenförmiges Ansehen ertheilt. Nach Pelletier geschieht die Verbindung des Silbers mit dem Phosphor, wenn man gleiche Theile Silber und Phosphorglas mit $\frac{1}{4}$ Kohlenpulver in einem Schmelztiegel schmilzt. Das phosphorhaltige Silber hat eine weiße Farbe und ein körniges oder vielmehr krystallinisches Gefüge. Es zerspringt unter dem Hammer, läßt sich aber mit dem Messer schneiden. Die Bestandttheile dieser Zusammensetzung sind vier Theile Silber gegen 1 Theil Phosphor. In der Hitze wird das phosphorhaltige Silber zersetzt und der Phosphor ausgeschieden. Auch hat der angeführte Chemist die Bemerkung gemacht, daß das im Fluß stehende Silber sich mit einer größeren Menge Phosphor verbinden kann, als wenn es in den festen Zustand übergeht. Bereitet man nämlich phosphorhaltiges Silber auf die Art, daß man Phosphor auf schmelzendes Silber wirft, so bemerkt man, nachdem der Schmelztiegel vom Feuer genommen worden, daß so wie das Metall anfängt fest zu werden, sich ein Theil des Phosphors abscheidet. — Auch der Schwefel verbindet sich mit dem Silber. Schüttet man z. B. in einen Schmelztiegel dünne Silberplatten und Schwefel, so schmelzen sie in einer

schwachen Rothglühhitze zusammen, und es wird schwefelhaltiges Silber gebildet, welches eine schwarze oder dunkelviolette Farbe hat. Es ist sehr spröde, läßt sich aber mit dem Messer schneiden; oft ist es in dünnen Nadeln krystallisirt; auch ist es leicht flüssiger, als Silber. Wendet man einen hinreichenden Feuergrad an, so läßt sich der Schwefel langsam verflüchtigen, und das Silber bleibt rein zurück; geschwinder erfolgt diese Abscheidung durch Verpuffen mit Salpeter. Da eine beträchtliche Anziehung zwischen dem Silber und dem schwefelhaltigen Silber Statt findet, so läßt sich das Verhältniß der Bestandtheile in dieser Zusammensetzung schwer angeben. Nach Wenzel beträgt die größte Menge Schwefel mit der sich ein gegebenes Quantum Silber verbinden kann, 15 Prozent. Die violette Rinde, welche das Silber überzieht, das lange Zeit an solchen Orten, wo ein großer Zusammenfluß von Menschen Statt findet, der Luft ausgesetzt war, ist den Untersuchungen von Proust zufolge schwefelhaltiges Silber. Man kann diesen Ueberzug nur dadurch vom Silber trennen, daß man es biegt, oder mit einem Hammer darauf schlägt.

Ein großer Theil der Metalle läßt sich durch Zusammenschmelzen mit dem Silber verbinden. Auch der Arsenik kann mit dem Silber legirt werden; die Masse ist äußerlich gelb, im Innern grau, zerbrechlich, und schmeckt herbe. Das feinste Silber nimmt 0,25 Arsenik auf und wird dadurch leicht flüssig. — der Braunstein bindet mit 9,10 Silber, eine faserige etwas geschmeidige Masse, die dunkler, als das Silber ist. — Das Wismuth läßt sich mit dem Silber leicht zusammenschmelzen. Durch diese Beimischung wird das Silber spröde und verliert von seinem Glanze. Das Gemisch ist dichter, als die Berechnung es angiebt. In einer hinlänglich starken Hitze und beim Zutritt der Luft wird das Wismuth verglaset und das Silber bleibt unverändert zurück. Man kann sich daher auch des Wis-

muths bedienen, um das Silber durch Copellation zu reinigen. — Mit dem Nickel läßt sich das Silber leicht zusammenschmelzen und ändert, zu gleichen Theilen mit demselben verbunden, dessen Farbe und Dehnbarkeit kaum wahrnehmbar. — Mit dem Spießglanze giebt das Silber Legirungen, die wenig dehnbar und wie die kupferhaltigen spezifisch schwerer, als die Berechnung vermuthen läßt, sind. Mit dem Queckſilber wird das Silber zu einem Körper gemischt, dessen Farbe und Dichtigkeit sich nach der Menge der angewendeten Bestandtheile richten. Im allgemeinen ist die Farbe immer weiß. Die spezifische Schwere ist größer, als sie der Berechnung nach seyn sollte, was von dem Durchdringen und Verdichten der Metalle, und dem Entwickeln des Wärmestoffs herrührt. Wenn man vier Theile Queckſilber und ein Theil Silber zusammenschmelzt und alsdann langsam kalt werden läßt, so erhält man vierseitige, pyramidalisch auslaufende Krystalle. Das Silberamalgama dient vorzüglich zum Versilbern. — Das Zink bildet mit dem Silber ein sprödes Gemisch. Durch Rösten läßt sich zwar das Zink abscheiden, es wird aber zugleich etwas Silber verflüchtiget.— Die Verbindung des Zinns mit dem Silber ist sehr spröde und das Silber verliert durch diese Beimischung alle Duktilität. Beide Metalle äußern übrigens eine starke Verwandschaft gegeneinander. Das durch Zinn spröde gewordene Silber erhält am besten dadurch, daß man es mit ätzendem Queckſilbersublimat schmelzt, seine vorige Geschmeidigkeit wieder. — Durch die Beimischung mit Bley verliert das Silber seinen Glanz, wird leicht flüssiger, verliert von seinem hellen Klang, wird aber in der Dehnbarkeit nicht auffallend verändert. — Mit dem Eisen bildet das Silber durchs Schmelzen kein gleichförmiges Ganzes; allein sie können doch zusammengeschmolzen werden, indem sie sich leicht verbinden. — Das Kupfer ändert durch seine Mischung mit Silber nicht ganz dessen Farbe, nur wird es etwas

geröthet. — Mit dem Golde mischt sich das Silber durch Schütteln im Fluße vollkommen. Wird jedoch das Schütteln unterlassen, so findet man das Gold auf dem Boden des Tiegels mit einem geringen Silbergehalte, das Silber hingegen über dem Golde. Das Silber wird davon hart, heller klingend und zu einem ausgedehnten Gebrauche fähig. Diese Legierung ist specifisch leichter, als sie der Berechnung nach seyn sollte. Die Mark des versetzten Silbers wird nach der Anzahl der Lothe des in denselben enthaltenen feinsten Silbers berechnet. Die Münze wird in allen Abstuffungen von funfzehnlöthiger bis unter achtzehnlöthige gefunden, von der ersten Gattung der beschickten Mark bis zum Billon mit wenig Gold beschickt. Die Farbe des Goldes wird durch das Silber verändert und der Goldschmidt bedient sich dieses Zusatzes, um das gelbe Gold in allen Nüanzen bis zum blassen und grünen Golde zu verfertigen. Das Silber ertheilt dem Golde eine größere Härte, ohne seine Dehnbarkeit zu verhindern; es wird mit dem Golde elastischer. Die meiste Karatirung wird nur selten zu Münzen angewendet. S. auch den Artikel Gold, Th. 19. — Mit der Platina verbunden, verliert das Silber seine Farbe und wird härter. Man sehe übrigens die oben angeführten verschiedenen Metalle, mit denen sich das Silber verbindet, in der Encyklopädie unter ihrem Namen nach.

Das Metallische Silber wird von den ätzenden feuerbeständigen Alkalien weder auf nassem, noch auf trokkenem Wege angegriffen, auch das oxidirte Silber wird von ihnen nicht aufgelöset; dagegen löst Ammonium das Silberoxid mit Leichtigkeit auf. Die Auflösung läßt sich selbst krystallisiren und die Krystalle lösen sich in der Wärme in Alkohol auf, und lassen sich daraus wiedee beim Erkalten krystallisiren. Die Salze, welche diese Säure mit den Alkalien und Erden bildet, schlagen aus dieser Auflösung salzsaures Silber nieder; auch die Phosphorsäure bewirkt einen Niederschlag, nicht aber die

Schwefelsäure und das wesentliche Harnsalz. Die beiden feuerbeständigen Alkalien zersetzen, nach Wenzel, gleichfalls den Satz, welchen das Ammonium mit dem Silberoxid bildet, und verursachen einen Niederschlag, der sich durch bloßes Schmelzen reduciren läßt. Auch das Blattsilber soll vom Ammonium angegriffen werden. Mit den schwefelhaltigen Alkalien läßt sich das Silber auf trocknem Wege verbinden und wird dann mit Hülfe derselben im Wasser auflößlich. Nach Bergmann erfordert ein Theil Silber zu seiner Auflösung acht Theile schwefelhaltiges Kali; aus der Auflösung fällt von selbst schwefelhaltiges Silber nieder. Bringt man eine Säure in diese Auflösung, so scheidet sich gleichfalls das schwefelhaltige Silber mit schwarzer Farbe aus. Auf nassem Wege wird das Silber von dem schwefelhaltigen Alkalien geschwärzt. Dasselbe bewirkt auch der schwefelhaltige Wasserstoff; aus diesem Grunde sieht man das Silber von frisch gekochten Eiern schwarz anlaufen. Aus der Auflösung des Silbers in Salpetersäure fällt das mit schwefelhaltigem Wasserstoff angeschwängerte Wasser einen schwärzlichen Niederschlag; auch die Silberblättchen und die meisten Silberniederschläge werden darin schwarz gefärbt.

Die Säuren lösen theils das metallische Silber auf, theils verbinden sie sich mit dem Oxide desselben. Die Auflösung geschieht immer eine leichter, als die andere. Die Schwefelsäure und Salzsäure vereinigen sich mit dem noch unzertrennten Silber nur schwer und unter besonderen Handgriffen. Die Schwefelsäure muß sehr concentrirt und sehr heiß seyn, wenn sie das Silber geradezu angreifen soll. Die Verfahrungsart dabei ist die nämliche, wie bei der Auflösung des Queckſilbers in Schwefelsäure oder bei der Bereitung des mineralischen Turbiths. Gegen einen Theil Silberfeile nimmt man drei, vier oder noch mehrere Theile concentrirte Schwefelsäure und kocht es in offenen oder verschlossenen Ge-

fäßen bis zur Trockne, worauf man den trocknen Rückstand mit schwefelsauerhaltigem Wasser auflösen muß. Eine solche Schwefelsäure, deren Verhältniß zum Wasser nicht geringer, als $1:\frac{8}{10}$ ist, wirkt schon in einem Wärmestande von 60 Grad Fahrenheit langsam einige Auflösung, und es werden von einer solchen Säure bei mäßig vermehrter Wärme $5\frac{8}{10}$ mal mehr, als reines Silber erfordert, wobei der Centner 30 Würfelzoll Schwefelsauere Luft gewährt; Probesilber giebt noch mehr Luft, fordert aber auch mehr Säure zur Auflösung. Die vitriolsaure Silberauflösuug verträgt die Kälte nicht ohne Anschießen und bei der Vermischung mit Wasser fällt auch das silberhaltige schwefelsaure Eisen zum Theil zu Boden. Daher man zu ihrer Verbindung Schwefelsauren Eisengeist dem Wasser vorziehen muß. Wenn sie 100 Theile Silber enthält, so braucht sie zur völligen Ausscheidung alles Silbers vom Kupfer 30, vom Eisen 29 Theile. Ein Mehreres von ihren Verhältnissen kommt weiter unten vor. Die Salzsäure greift das Silber nicht unmittelbar an, sie muß um solches zu thun, äußerst entwässert und so zu sagen trocken seyn. Dann muß sie durch eine beträchtliche Wärme unterstützt und in Gestalt eines Dampfes an dieses Metall gebracht werden, wie solches vermittelst des Goldcementpulvers bei der Scheidung durch das Cementiren geschieht. Es giebt aber viel einfachere und bequemere Mittel, das Silber mit den gedachten beiden Säuren zu verbinden, wovon bei der Salpetersäure zur Auflösung des Silbers gehandelt werden wird; denn wenn diese Säure recht rein und mäßig stark ist, so löset sie unter allen andern Säuren das Silber in Substanz mit der größten Leichtigkeit auf. Die Auflösung erfolgt ohne Beihülfe der Wärme, oder höchstens bei einer sehr gelinden Wärme, die man deshalb auch nur im Anfange anbringt, damit die Auflösung im Gange kommt; sie muß aber sogleich wieder vom Feuer weggenommen werden, damit sie nicht, besonders wenn

man in einer etwas beträchtlichen Menge arbeitet, auf diesem Wege mit zu großer Heftigkeit fortgeht. Auf diese Weise übersetzt sich die Salpetersäure bis zum Punkte der Sättigung mit dem Silber, und löset von selbigem, wenn sie stark ist, beinahe eben so viel, als sie selbst wiegt, auf. Nach Kirwan lösen sich 100 Gran des reinsten Silbers in 86 Gran mit sechsmal mehr Wasser verdünntere Salpetersäure auf, das ist von einer ungefähr 1,177 schweren Salpetersäure $4\frac{1}{5}$ Quentchen. Nach diesem Schriftsteller soll die Hitze zuletzt erst Anwendung finden, wenn die Auflösung mehrentheils gesättiget ist. Schwächerer oder stärkerer Salpetergeist wirkt nicht ohne Hitze. 100 Gran Probesilber erfordern von einer mit sechsmal mehr Wasser verdünnter Salpetersäure 38 Gran, folglich 1 Loth und 26 Gran von einem 1,177 schweren Salpetergusse. Bei der Auflösung entbindet sich in verschlossenen Gefäßen 20 Würfelzolle Salpeterluft. Priestley erhielt aus 144 Gran Silber nur $17\frac{1}{2}$ Würfelzoll, durch sehr verdünnte Salpetersäure. In offenen Gefäßen verwandelt sich das Salpetergas mit der Lebensluft in rothe Salpeterdämpfe. Wenn das Silber, welches man auflöset, mit etwas Kupfer versetzt ist, so sieht die Auflösung grün aus und behält diese Farbe. Aeußerst wenig, z. B. $\frac{1}{1000}$ Kupfer benimmt der Farbenlosigkeit der Auflösung nichts. Wenn aber das Silber ganz rein von Kupfer ist, so ist die Auflösung zwar anfangs auch grünlich; allein diese Farbe verschwindet nach und nach und die Feuchtigkeit wird sehr weiß. Diese vergängliche grünlichte oder bläulichte Farbe einer frischbereiteten concentrirten Silberauflösung rührt von beigemischter phlogisticirter Salpetersäure her. Die ersten Eindrücke der Wirkung der Salpetersäure, machten das Silber anfangs auf seiner Oberfläche schwarz. Diese Schwärze rührt von einem Theile des Brennbaren oder Wasserstoffes der Salpetersäure her, welche sich überflüssig an die Oberfläche des Silbers anhängt; auch pflegt man jedesmal

bei der Auflösung des Silbers zu bemerken, daß sich schwarze Flecken von dem Silber scheiden und niederschlagen, welche die Salpetersäure nicht angreift. Diese Flocken sollen nach der Meinung einiger Chemiker etwas Gold seyn, von welchem das Silber selten ganz frei ist, oder irgend eine andere Substanz, welche in der Salpetersäure unauflöslich ist, z. B. Platina. Die Salpetersaure Silberauflösung ist schärfer und ätzender, als die reine Salpetersäure, welche Eigenschaft sie mit verschiedenen andern Verbindungen der Säuren und Metalle gemein hat. Diese Silberauflösung zerbeißt und zerfrißt alle vegetabilischen und thierischen Materien, und macht auf der Haut schwarze Flecke, welche nur durch den Gebrauch und durch das Abnutzen der schwarz gemachten Theile vergehen; auch kann man diese Flecke von der Haut, als auch von dem Papiere sehr schnell vertreiben, wenn man sie mit Salzsäure bestreicht. Wenn die Salpetersäure, mit welcher man die Auflösung des Silbers macht, stark ist, oder wenn man diese Auflösung bis zu einem gewissen Punkte abraucht und kalt werden läßt, so entstehen darin eine große Menge weißer schuppenförmiger Krystalle, denen man den Naman der Silberkrystalle gegeben hat; sie sind ein salpeterartiges Salz, welches das Silber zum Grundtheile hat, und man kann es daher auch Silbersalpeter nennen; s. unter Salpeter, Th. 131, S. 609 u. f. Dieses Salz fließt bei einer sehr gelinden Wärme und verliert das Wasser seiner Krystallisation sehr leicht; es wird ganz schwarz, gesteht durch das Erkalten, und nimmt die Gestalt an, die man ihm giebt. In der Wundarzneikunst ist es unter dieser Gestalt das bekannte Aetzmittel zur Wegbeitzung des wilden Fleisches, welches unter dem Namen Silberstein oder Höllenstein bekannt ist; s. unter Salpeter. Th. 131, S. 628. Der Silbersalpeter schmelzt auf den Kohlen fast eben so gut, wie der Salpeter mit einem alkalischen Grundtheile, welches einen Beweis giebt, daß die Salpeter-

säure mit dem Silber ziemlich fest zusammenhängt. Bearbeitet man dieses Salz in Destillirgefäßen oder in einem Schmelztiegel mit stärkerem Feuer, so wird es leicht zersetzt. Die Salpetersäure verläßt das Silber und kommt in ihrer vorigen Gestalt wieder zum Vorschein. Man muß diesen Silbersalpeter von dem silberhaltigen Salpeter sehr wohl unterscheiden, welcher aus der Vermischung mit der salpetersauren Silberauflösung mit der wässerigen Auflösung von gemeinem Salpeter durch Krystallisiren erhalten werden kann, und dessen sich einige Betrüger bedient haben, die Möglichkeit der Verwandlung des Bleyes in Silber glaublich zu machen.

Wenn sich nun gleich das Silber in der Salpetersäure weit leichter, als in der Schwefel- oder Salzsäure auflöset, so folgt doch noch nicht daraus, daß dieses Metall mit jener Säure in einer größeren Verwandschaft, als mit diesen beiden Säuren stehe, die letztern beiden Säuren sind vielmehr im Stande, solches von der Salpetersäure, welches es aufgelöset enthält, zu scheiden. Wenn man in eine Silberauflösung, welche nicht zu sehr mit Wasser verdünnt worden ist, Schwefelsäure gießt, so bemerkt man, daß sich die Feuchtigkeiten augenblicklich trüben, weil sich ein weißer Niederschlag erzeugt, der nichts anderes, als eine neue Verbindung des Silbers ist, welches die Salpetersäure verläßt, um sich mit der Schwefelsäure zu vereinigen und mit ihr ein neues Salz mit einem metallischen Grundtheile zu machen. Dieses Salz, welches man Silbervitriol nennen kann, ist krystallisirungsfähig und krystallisirt sich wirlich in demselben Augenblicke, da es sich unterschlägt, aber wegen der Geschwindigkeit, mit der es anschießt, in so kleinen Krystallen, daß sie das Ansehen eines weißen Pulvers haben. Dieses Pulver muß man durch ein gutes Vergrößerungsglas betrachten, wenn man die Ueberzeugung gewinnen will, daß es wirklich aus lauter solchen Krystallen besteht, der mit Schwefelsäure gefällte Niederschlag

des Silbers erscheint in getrennten Theilchen, und wird nicht leicht an der Sonne schwarz, als der mit Salzsäure gefällte Silberkalk. Vier Theile desselben können sich in einem Theile der stärksten und heißesten Schwefelsäure auflösen, welche reichhaltige Auflösung bei dem Erkalten aber zu einer steinharten Masse gerinnt. Eine flüssigbleibende Auflösung gewährt ein Theil schwefelsaurer Silberkalk und vier Theile Schwefelsäure. Man erhält auch Krystalle, wenn man statt der reinen Schwefelsäure die Auflösung von irgend einem Salze in die Silberauflösung gießt, welches Schwefelsäure enthält. Der Silbersalpeter zersetzt sich und man erhält einen Silbervitriol, der dem vorigen in allen Stücken gleicht; der die Schwefelsäure auch dann, wenn sie an einen solchen Grundtheil, wie z. B. das Alkali, gebunden ist, mit dem sie in einer näheren Verwandschaft, als mit dem Silber steht, und diesen Grundtheil nichts desto weniger verläßt, um sich mit diesem Metalle zu verbinden, so ist es klar, daß sich bei dergleichen Niederschlagungen zwei Zersetzungen und zwei neue Verbindungen ereignen, welches nur mit einer doppelten Verwandschaft geschehen kann. Aus diesem Grunde wird die salpetersaure Silberauflösung zur Prüfung mineralischer Wasser nicht nur auf kochsalzsauerhaltige, sondern auch auf vitriolsäurehaltige Mittelsalze benutzt, welche letzteren jedoch keinen so geschwinden Niederschlag, als die erstern verursachen. Was das vitriolsaure Silber anbetrifft, so ist davon noch folgendes zu merken. Es schießt in kleinen nadelförmigen weißen Krystallen an, welche, wenn sie nicht mit Säure überladen sind, ziemlich luftbeständig sind, und in der Sonne nach und nach schwarz werden. Eilf Theile derselben erfordern zu ihrer Auflösung 960 Theile Wasser. Es enthält ungefähr einen vierten Theil Schwefelsäure, und der Centner desselben giebt 68, 75 Theile Silber. Nach Kirwan enthält der Centner durch Fällung erzeugten Silbervitriol 74 Silber 17 ächte Schwefelsäure und 9 Wasser. Vor

dem Löthrohre schmilzt es sehr gut und im Schmelzfeuer reducirt es sich ohne Zusatz, obgleich mit einigem Abgange, so daß es seine Säure fahren läßt. S. auch den Art. Salz (Silber), Th. 134, S. 189 u. f. Eine gleiche Wirkung, als die Schwefelsäure, bringt auch die Salzsäure in der salpetersauren Silberauflösung hervor; diese Säure mag nun frei oder an irgend einen Grundtheil gebunden seyn. Sie scheidet das Silber von der Salpetersäure, verbindet sich mit ihm, und macht mit demselben eine neue zusammengesetzte Substanz, die ein salzsaures Silber ist, s. Salz (Silber), Th. 134, S. 181. Was die übrigen Verbindungen des Silbers mit den Säuren betrifft, als apfelsaures, ameisensaures, arsenikſaures, benzoesaures, bernsteinsaures, blausaures, borarsaures, chromsaures, citronensaures, essigsaures, fettsaures, flußspatsaures, kleesaures, kohlensaures, molybdänsaures, phosphorsaures, schleimsaures, und weinsteinsaures Silber, s. Salz (Silber-), Th. 134, S. 171 u. f.

Die vereinigte Wirkung der Luft und des Wassers verändern die Farbe und den Glanz des Silbers nicht und verursachen an demselben kein Rosten; jedoch ist die Oberfläche dieses Metalls sehr geneigt, sich zu verdunkeln, ihren Glanz zu verlieren und sogar schwarz zu werden, wenn sie von dem Brennbaren, dem Wasserstoffe verschiedener entzündbaren Materien, berührt wird, weil solches die Eigenschaft besitzt, sich mit dem Wasserstoffgas, selbst in der Kälte, so wie alle übrigen metallischen Materien zu übersetzen, ja dazu noch geschickter zu seyn, als die andern Metalle. Indessen scheint das in Dämpfe verwandelte Brennbare, der Wasserstoff, die gedachte Wirkung nicht beständig auf das Silber zu äussern, es kommt also auch auf diejenigen Materien an, aus welchen sich der Wasserstoff entwickelt; wenn solches z. B. von alkalischen Substanzen entbunden wird, so wie solches

bei den Dämpfen der Schwefelleber, der faulenden Körper, der Eyer ꝛc. geschieht, so werden die Metalle weit stärker und merklicher geschwärzt. So z. B. wird das Silber mehr oder weniger durch in Butter gebratene Eyer, durch Schwefel- und Schwefelläberdämpfe, durch Oeldämpfe, durch die Dämpfe von Stockfischbrühe ꝛc. geschwärzt; welches Schwärzen aber nicht geschieht, wenn es der Flamme des Weingeistes oder der Flamme der metallischen oder der aus Sumpfwasser herstammenden phosphorescirten Luft ausgesetzt wird, obgleich hier ein reineres brennbares Gas vorwaltet; daher ist leicht zu vermuthen, daß das Schwarzwerden von einer brennstoff- oder wasserstoffhaltigen Säure oder anderm Stoffe, welches sich an das Silber nur in der Oberfläche anhängt, sich aber nicht in dem Grade mit ihm verbindet, daß man annehmen kann, daß das Silber davon gesättiget oder durchdrungen worden sei. In den Dampflöchern des Vesuvs und der Solvatara von Pozzuoli verändert sich nach Vairo die Farbe des Silbers durch ein bloßes Anhängen des Brennbaren oder Wasserstoffes in eine gelbröthliche, die aber leicht wieder abgerieben werden kann.

Anwendung des Silbers in verschiedenen bürgerlichen Gewerben. Das Silber wird nicht nur von den Goldschmieden, Gold- und Silberarbeitern, Drahtziehern, Stickern und Stickerinnen, Gold- und Silberspinnern in großer Quantität verarbeitet, sondern auch von andern Gewerbetreibenden, die es größtentheils zum Versilbern anderer Metalle, wie des Kupfers, Messings ꝛc., so wie auch der daraus verfertigten Gefäße und anderer Sachen gebrauchen, angewendet. Auch dient es zum Platiren ꝛc. Die Bereitung des von Berthollet im Jahre 1788 erfundenen Knallsilbers, welches nach dem Hannöverschen Magazine vom Jahre 1790, St. 47, von einem Deutschen erfunden seyn soll, ist ein Niederschlag des aufgelöseten feinen Silbers in Salpetersäure mit Kalkwasser. Man läßt nämlich den anfangs weißgelbflockigen, sich

aber nach und nach bräunenden und sorgfältig ausgesüßten Niederschlag, welcher im Seihepapier zurückbleibt, drei bis vier Tage lang an der Sonne stehen, übergießt ihn dann mit ätzendem Salmiakgeiste und trocknet ihn, nachdem man, wenn er die Gestalt eines schwarzen glänzenden Pulvers angenommen, und den Salmiakgeist vorher wieder abgegossen hat, an der Luft. Dieses Pulver verknallt schon naß, wenn es mit einem harten Körper gedrückt wird, ist es aber getrocknet, so ist die geringste Berührung desselben im Stande, es zum Verknallen zu bringen. Es darf nur mit der Hand, mit einem kalten Eisen, mit einem Stücke Eis berührt werden, nur etwas davon darf auf die Erde fallen, nur ein Tropfen Wasser darf von einer gewissen Höhe auf dasselbe herabtröpfeln, oder der Wind darf etliche Stäubchen desselben tragendes Papier wegwehen, so entsteht ein sehr heftiges und gefährliches Platzen. Die schlagende Kraft dieses Präparats ist weit größer, weit stärker, als die des Knallgoldes, bei deren Bereitung schon viele Verfertiger getödtet oder zum Krüppel geworden. Die Verfertigung dieses Goldes, welches unter Gold, Th. 19, S. 364, nur kurz berührt worden, wird weiter unten vorkommen. Nach Göttling und andern Chemisten soll die Bereitung des Knallsilbers nicht immer recht von Statten gehen, und nach Beckerhinn soll ohne Salzsäure dergleichen gar nicht erhalten werden können, und Berthollets Scheidewasser müsse mit etwas Salzsäure verunreiniget gewesen seyn. Nach Berthollet soll aber die Ursache des Mißlingens darin liegen, daß man entweder kupferhaltiges Silber nahm oder die beim Digeriren mit Aetzgeist entstehende Haut nicht durch mehreren hinzugegossenen Aetzgeist wieder auflöfete oder den Niederschlag von den anhängenden Salpeterarten nicht hinlänglich rein spülen oder sich eines nicht von allem Sauerstoffgas völlig freien flüchtigen Laugensalzes bediente, oder, welches in Beckerhinns Erfahrungen die einzige Auskunft geben kann,

daß der Silberkalk oder das Silberoxid selbst aus der Luft einen Antheil Sauerstoffgas an sich gezogen hatte, wobei Berthollet erinnert, daß man zwar auch aus dem mit den feuerbeständigen ätzenden Laugensalzen gefällten Silberoxide bei ähnlicher Behandlung ein Knallsilber bekommen kann, daß aber der mit Kalkwasser gefällte ein wirksameres liefere. Das Mißlingen liegt auch zuweilen an einem zu langen Ausstellen an sehr starker Sonnenhitze, zuweilen ist auch der zu häufig hinzugegossene Salmiakgeist die Ursache, wie solches Ilsemann *) erfahren; allein manchmal kann man auch glauben, die Bereitung sei mißrathen, und sie ist dennoch fürchterlich wirksam, wie solches Wiegleb erfahren. Dieser Chemiker hätte beinahe ein Auge von einem dergleichen Präparate verloren, welches er drei Wochen lang für mißrathen gehalten und das nach dieser Zeit ganz unerwartet verkrachte. Man muß daher auf jeden Fall mit dieser Bereitung sehr vorsichtig seyn, man mag sie für gerathen oder mißrathen halten. Zu dieser Vorsicht gehört, daß man das noch nasse Knallsilber beim Trocknen in viele kleine Parthien theilt, und es in den Schalen läßt, worin man es bedeckt, daß man das Verkrachen nur mit kleinen Mengen, z. B. von einem Grane vornimmt; daß man nicht zu nahe tritt, daß man die Schalen, worin sich dergleichen befindet, nicht leicht bewegt; daß man statt gläserne Schalen, sich lieber zum Aufbewahren und beim Verkrachen metallener bedient, und daß man das Gesicht wohl verwahre, wenn man sich ihm nähert, wozu Berthollet eine Maske mit gläsernen Augen vorschlägt. Man hat selbst nöthig mit demjenigen Salmiakgeiste, welchen man auf den mit Kalkwasser gefällten Silberoxid, um ihn in Knallsilber zu verwandeln, gegossen hat, sehr vorsichtig zu seyn; denn dieser löset beim Digeriren einiges Silberoxid auf, und gießt man nicht zu viel auf

*) Crells Annalen, 1789 II, 323.

einmal hinzu, so bildet er eine glänzende Haut, die man, weil sie nicht knallt, durch mehreren hinzugegossenen Aetzgeist wieder auflösen muß; denn beobachtet man hier diese Vorsicht nicht, so kann leicht, da sich durch das Verdampfen, es mag nun ohne angebrachte Wärme erfolgen, wie dieses der Fall bei de Morveau gewesen zu seyn scheint *) oder es mag durch Siedehitze, bei welcher sich sehr viel phlogistisches oder Wasserstoffgas entwickelt, befördert werden, auf dem Boden ein Ueberzug von kleinen Krystallen bildet, bei der geringsten Berührung einer solchen Krystalle, die sich noch unter der Flüssigkeit befindet, vielleicht durch einen andern sich eben senkenden Krystallen, oder durch irgend eine Hervorragung im Glase, an welcher jene Krystalle im Fallen sich reibt, augenblicklich, mit Herausspritzung der Feuchtigkeit, eine ungestüme Zerbrechung und Zerstreuung des Glases in viele Stücke erfolgen. Ueberhaupt ist das Schlagsilber ein höchst gefährlicher Körper; denn die Entzündung und der Schlag wird auf der Stelle dadurch veranlaßt, wenn man dieses Silber nur mit einem fremden kalten Körper berührt, dahingegen das Schlaggold erst eines gewissen Grades von Erhitzung bedarf, und das Pulver, Schießpulver, eine Berührung des Feuers, wenn beide Wirkung machen sollen. Ein Gran von diesem Schlagsilber in eine gläserne Schale gethan, entzündet sich durch einen darauf gegossenen Wassertropfen sogleich, und der Schlag ist so groß, daß er nicht allein die Glasschale theils zu Pulver, und theils in fast unmerkliche Stücke zerschlägt, sondern er schlägt auch die Stücke in den Tisch, worauf die Schale steht, tief hinein. Werden einige Stäubchen davon auf die Erde geworfen, so schlagen sie beim Berühren die Erde gleich aus, und was dabei das Sonderbarste ist, daß man nach der Entzündung und dem Schlage immer das Kapellensilber wieder weiß, rein und in der nämlichen

*) S. Crells Annalen 1789, II, 421.

Gestalt und dem Verhalten so findet, wie es vor dem anfänglichen chemischen Niederschlage gewesen.

Die oben, S. 129, angeführte Vermuthung, daß ein Deutscher der Erfinder des Knallsilbers gewesen, rührt von einem Schreiben her, welches im Auszuge in der neuen Literatur- und Völkerkunde für das Jahre 1789 Nr. 2. Febr., S. 137 steht; das Schreiben ist aus M** vom 30sten October 1788 datirt und der Schreiber unterzeichnet sich bloß mit **t. Er sagt, daß ihn der Zufall auf diese ganz neue chemische Bildung gebracht habe, die eben so sonderbar, als gefährlich und schreckbar in ihrer Wirkung sei. Einige unlängst vorgenommene chemische Versuche hätten ihn veranlaßt, sich zu Mischungen verschiedener Salze, auch des feinen Silbers zu bedienen und solches damit zu versetzen, und daß eine derselben durch die bloße Berührung eines kalten Körpers eine solche augenblickliche Entzündung und einen so grossen Schlag gegeben, daß sie nicht allein das Gefäß, worin sie enthalten war, in viele Stücke zerschlagen, sondern auch ohne genommene Vorsicht, ihm es selbst hätte gefährlich werden können. Der Verfasser des gedachten Schreibens meldet ferner, daß er aus Paris von einigen Freunden, denen er unlängst seine Versuche mitgetheilt habe, vernommen, daß der Chemist Herr Bertholle t daselbst, der uns schon im Jahre 1785 seine Theorie des Schlaggoldes gegeben habe, sich auch mit diesem Versuche abgeben wollen. Nach diesem Berichte würde diese Erfindung allerdings den Deutschen angehören; allein es scheint doch einigem Zweifel zu unterliegen, da Bertholle t im Jahre 1785 eine Theorie des Schlaggoldes gegeben hat, so konnte er auch wohl leicht auf die Verfertigung des Schlagsilbers geleitet worden seyn. Die Verfahrungsart bei der Bereitung des Knallsilbers, die uns der ungenannte Landsmann angiebt, stimmt mit der oben von Bertholle t angegebenen ganz überein. Man nimmt nämlich feines Kapellensilber,

löset solches in Salpetersäure, wie gewöhnlich, auf, schlägt diese Auflösung mit Kalkwasser nieder, gießt das Flüssige vom Niederschlage langsam ab, und stellt diesen Niederschlag drei Tage lang an die Luft, damit er trockne; dann vermische man den trocknen Niederschlag mit der Salmiaksäure, und von dem sich daraus ergebenden schwarzen Pulver gieße man die Flüßigkeit sanft ab und lasse es wieder an der Luft langsam trocknen, so ist der Niederschlag fertig.

Auch einige andere Silberkalke oder Oxide äußern knallende Eigenschaften, an denen übrigens kein flüchtiges Alkali hängt. Klaproth's Niederschlag des Silbers aus Salpetersäure durch Sauerkleesalzsäure knallt oder verpufft nur, wenn es erhitzt wird. Westrumb stellte Versuche an. Er löfete ein Quentchen von seinem selbst bereiteten natürlichen Sauerkleesalze in Wasser auf, theilte diese Auflösung in zwei gleiche Theile und tröpfelte in die eine Auflösung salpetersaures Silber, und in die andere salpetersaures Queckfilber. Wie kein Niederschlag weiter entstanden, so wurde die Flüssigkeit filtrirt, die Niederschläge ausgesüßt und getrocknet. Der Queckfilberniederschlag war weiß und knallte, der Silberniederschlag aber schwärzlich und verpuffte gewissermaßen. Die Erfindung dieses Knallsilbers, welches wohl von dem oben angeführten zu unterscheiden ist, wird dem Herrn von Päcken von einem Chemiker zugeschrieben, sie gehört aber dem verstorbenen Ober-Medicinalrath Klaproth an, wie solches Westrumb in seinen kleinen physikalisch-chemischen Abhandlungen, I. 1786 2. Heft, S. 228 anführt. Beckerhinn brachte das mit Aetzgeiste aus Salpetersäure gefällte Silber, an welches derselbe nach schnellem Abtrocknen etwas entbrennstofte Salzsäure gebracht hatte, auf einem erwärmten Bleche zu einer starken Verpuffung. Demselben Chemiker zersprang, als er ein Quentchen Hornsilber mit 2 Quentchen Queckfilber in einer mit diesem Gemische um einen dritten Theil

angefüllten Retorte unter einander schüttelte, ohne eine äußerliche Wärme anzubringen, die Retorte mit einem so heftigen Schlage, daß die Stücken des Gefäßes in der Stube herumgeschleudert, der Arm aber, mit dessen Hand er den Hals der Retorte hielt, stark gedreht, und der ganze Körper erschüttert wurde; daß aber bei diesen Fällen auch der zum Knalle unentbehrliche Grundstoff, das Wasserstoffgas nicht gemangelt habe, ungeachtet kein flüchtiges Alkali bei einigen mit im Spiele ist, ist leicht einzusehen.

Was das Knallgold, Platzgold, Aurum fulminans s. tonitruans; Fr. Or fulminant; Engl. Fulminating Gold; Ital. Ore fulminante anbetrifft, so ist dessen Bereitung schon alt. Denn schon Basilius Valentinus gedenkt des Knallgoldes und lehrt deutlich dessen Bereitnng. Es ist nähmlich ein Niederschlag des Goldes aus der Auflösung in dem Königswasser; den Namen Knall- oder Platzgold hat er daher erhalten, weil er wenn er erwärmt oder auch nur bis auf einen gewissen Grad gerieben wird, einen Knall erregt, den man mit dem Knalle des Donners vergleichen kann, und der ihn vielleicht wohl noch übertrifft. Die immer üblich gewesene Bereitungsart des Knallgoldes besteht darin, daß man dieses Metall in einer zureichenden Menge von Königswasser auflöset, welches gewöhnlich mit der Salpetersäure und dem Salmiake gemacht wird; man schlägt hierauf das Gold durch den Zusatz einer hinlänglichen Menge Alkali nieder. Es entsteht schnell ein ziemlich häufiger Niederschlag, der eine gelbröthliche Farbe hat, und dieser Niederschlag ist, wenn er abgespült und getrocknet worden, das Knallgold. Die Farbe soll übrigens nicht immer gleich seyn; denn nach Baumē soll sie gelb aussehen, wenn man zu viel Alkali, pomeranzengelb oder röthlich, wenn man gerade so viel Alkali, als nöthig ist, hineingegossen hat. Es hat, wenn es gehörig ausgesüßt worden und nicht kupferhaltig ist, gar keinen Geschmack. Nach

einigen Chemisten, z. B. Bergmann, Westendorf, soll das Aussüßen zur Vermehrung der Knallkraft beitragen; dagegen behaupten Barner und Lewis, daß das Knallgold besser platze, wenn es nicht ausgesüßt oder abgespült worden. Das Abtrocknen muß vorsichtig vorgenommen werden. Boerhave schreibt dazu eine Wärme von 80 Graden nach Fahrenheit vor. Nach Malouis und schon nach Stahls Bemerkung kann es die Sonnenhitze zur Verplatzung bringen; auch das Erhitzen beim Abreiben desselben in einem Mörser bringt eine Explosion hervor. Nach Baumē soll es erst nach der Siedehitze des Wassers abknallen, und nach Bergmann muß ein Knallgold, welches sich durch die bloße Sonnenwärme entzünden soll, auf eine sehr gute Art bereitet seyn.

Daß das Knallsilber und das Knallgold aus ähnlichen Ursachen verknallen, ist leicht einzusehen; allein Ersteres hat vor dem Letzteren dennoch viel an Wirksamkeit voraus, weil schon der gelindeste Druck, das sanfteste Reiben ein Abknallen verursacht. Man hat die Wirkung des Knallgoldes und Knallsilbers oder vielmehr die Explosion selbst auf vielfache Art zu erklären gesucht. Schon Friedrich Hoffmann suchte darzuthun, daß bei der Fällung des Knallgoldes sich nicht sowohl ein Salpetersalz, als auch elastische luftartige Theile an das Gold anhängen; Bergmann, durch Erfahrung geleitet, widerlegt das Anhängen eines Salpetersalmiaks, Salpeter oder Digestivsalzes an dieses Goldoxid. Ein Digestiv-Salz soll in dem Knallgolde daher nicht enthalten seyn, weil man aus einer Goldauflösung, die mit einem aus bloßer Salz- und Salpetersäure bereiteten Königswasser verfertiget worden, durch die Fällung mit flüchtigem Alkali, wo sich kein Digestivsalz erzeugen kann, einen knallenden, mit feuerbeständigem Gewächslaugensalze hingegen, wo sich ein dergleichen Salz erzeugt, ein nicht knallendes Goldoxid erhält. Der oben genannte Schriftsteller erhielt auch durch die Auflösung eines nicht knallenden

Goldoxides in Schwefel- oder Vitriolsäure, ingleichen in der Salzsäure und in der Salpetersäure, und durch das Niederschlagen dieser Auflösungen mit ätzendem flüchtigen Laugensalze wirkliches Knallgold. Das aus der Salpetersauren Auflösung des nicht knallenden Goldoxides durch hinzugegossenes Wasser sich niederschlagende Goldpulver wurde durch das Digeriren mit ätzendem Salmiakgeiste Knallgold. Auch das Kochen des Knallgoldes mit Wasser kann dasselbe seiner platzenden Kraft nicht berauben. Da der Salpetersalmiak dagegen sehr leicht auflöslich im Wasser ist, so erhellt auch hieraus, daß diese Kraft nicht von einem abhängigen Salpetersalmiak herrühre. Wenn man endlich Salpetersalmiak mit einem nicht platzenden Goldoxide durch Reiben, Auflösen, Degeriren und Trocknen verbindet, so erhält man kein Knallgold, sondern nur ein Pulver, welches in der Wärme knallt. Nach Scheel erhält man ein knallendes Goldoxid, wenn man das Gold in dephlogisticirter Säure auflöset und durch flüchtiges Alkali niederschlägt. Nach dem Herrn von Westendorf soll durch das Kochen des Knallgoldes mit Wasser in der Papinianischen Maschine die Knallkraft desselben vermindert werden können, wovon die über den Siedegrad vermehrte Hitze des Wassers die Ursache ist. Wird das Knallgold mit Wasser angefeuchtet, so platzt es nicht auf einmal, sondern, so wie es trocknet, knistert ein Theil nach dem andern, wie Kochsalz, ab; auch verliert es nach Bergmann seine platzende Eigenschaft in so weit, daß es nur knistert, wenn es an einem feuchten Orte aufbewahrt worden. Das künstliche Knallgold ist oft von einer solchen Beschaffenheit. Wenn man aber Knallgold zu wiederholten Malen mit vielem Wasser kocht und es sorgfältig trocknet, so platzt es hernach nimmer. Unausgesüßtes platzt sehr schwach; mit kaltem Wasser gewaschenes mit einem schwachen Schalle und einer weitschweifigen, hellen Flamme; mit heissem Wasser endlich abgespült, mit einer

schwachen Flamme und einem sehr starken Knalle. Vermischt man Schwefel sorgfältig mit dem Knallgolde, so wird dem Letzteren durch Ersteren seine knallende Eigenschaft gänzlich benommen. Bei diesen Versuchen trägt man das Knallgold entweder nach und nach in kleinen Portionen auf den fließenden Schwefel, oder man trägt das Gemenge von einem Theile Knallgolds und eben so viel oder zweimal mehr Schwefel in einen so weit erhitzten Schmelztiegel ein, daß der Schwefel gleich zu brennen anfängt, wobei jedoch einige Knallgoldtheilchen abknistern. Basilius Valentinus war der Erste, der es wagte Knallgold durch Schwefel zu entkräften. Man kann überhaupt das Knallgold durch den Zusatz verschiedener Materien, z. B. Erden, Laugensalze, Mittelsalze, ja auch ohne Zusatz seiner Knallkraft berauben, wenn man es nach und nach zu wiederholten Malen einer solchen Hitze aussetzt, bei welcher es fast abknallen könnte; es wird hierdurch schwärzlich und knallt endlich gar nicht mehr. Eschenbach, Westrumb und Leonhardi haben sich durch Versuche hinlänglich überzeugt, daß ohne ein entweder in dem Auflösungsmittel gegenwärtiges oder zur Fällung gebrauchtes flüchtiges Alkali kein wahres Knallgold erhalten werden kann; auch kommt Alles bei dem Platzen des Knallgoldes darauf an, daß nach den Erfahrungen Scheelens, Bergmanns, Berthollets, Fourcroys und Woulfs, das in wassergestoffte Luft zerlegbare flüchtige Alkali bei der Erhitzung des Knallgoldes so zersetzt wird, daß sich dessen Brennstoff zum Theil mit dem leicht wiederherstellbaren Goldoxide schnell verbindet, zum Theil mit Wärmestoff verbunden, schwächlich leuchtend verfliegt; der zweite Bestandtheil von dem gedachten Salze hingegen durch den Wärmestoff luftförmig entbunden wird, und durch seinen schnellen Ausbruch in die umgebende Luft, sie mag athembar oder sogar Luftsäure seyn, die schallende Erschütterung bewirkt, dergleichen in festverschlossenen, vorzüglich metal-

lischen Gefäßen, wo diese Luft wegen des verhinderten Ausbruches, sich nicht gern ausbilden, sondern bloß als Dampf entwickelt werden kann, und von den Zwischenräumen des Gefäßes nur aufgenommen wird, ungeachtet der Zerlegung des flüchtigen Laugensalzes und der Wiederherstellung des Goldoxides, durchaus nicht erfolgt. Bei dem Schlagsilber ist daher dieselbe Theorie des Schlaggoldes anzuwenden. Die Säure, welche sich an das niedergeschlagene Silber anhängt, und festgeheftet hat, vermischt sich mit den Wassertheilchen des Salmiaks und aus dieser Verbindung entsteht eine im Dunste gehüllte Flüssigkeit, welche alle ihr eigene Elasticität und das Ausdehnungsvermögen hat, und nach derselben bei der durch die Körperkälte veranlaßten Ausdünstung mit einem so schrecklichen Erfolge wirkt. — Bei dem Golde wirkt schon der achte Theil von einem Grane, auf einer Messerklinge erhitzt. Es platzt sehr heftig. Zehn bis zwölf Gran durchlöchern, wenn sie platzen, eine Metallplatte, worauf sie liegen. Ein halber Gran läßt auf Silber, nach dem Verplatzen, ein Grübchen zurück, worin eine Erbse liegen kann. Ein Gulden, den man auf Knallgold legt, wird bis 6 Ellen hoch bei dem Platzen in die Höhe geworfen und dabei vergoldet, nach Teichmeyers und Bergmann's Versicherung, wird ein zur Seite des platzenden Knallgoldes gehaltenes Licht ausgelöscht. Wenn einige Unzen davon verknallen, so springen Thüren und Fenster davon entzwei, Oefen werden zerschlagen und die Umstehenden gefährlich verwundet. Seine Wirkung ist nach allen Richtungen. In verschlossenen Gefäßen, die es nicht zersprengen kann, giebt eine geringe Menge desselben einen kaum merklichen Knall von sich, und in ganz verschlossenen starken metallenenen Gefäßen reducirt es sich ohne einige gewaltsame Wirkungen in der Stille, dergestalt, daß solche eiserne Kugeln, die bei der Erhitzung von dem in ihnen befindlichen Schießpulver zersprengt werden, von dem Knallgolde unversehrt

bleiben. Zwischen zwei Papieren verplatzt, wird es zum Theil reducirt, zum Theil in ein röthliches oder violettes Pulver verwandelt. Dasselbe erfolgt in haltbaren gläsernen Gefäßen. Die rothen Theilchen werden von einigen älteren Chemisten Goldblumen genannt. Von dem aus dem Leiter gezogenen elektrischen Funken wird nach le Roi und Baumē das Knallgold nicht entzündet, wohl aber durch den Leydenschen Schlag mit vieler Heftigkeit. Auf allen den Metallen, welche das Gold aus seiner Auflösung metallisch fällen können, als auf Silber, Kupfer-, Eisen-, Platina- und Goldblechen, desgleichen auf Kobaltkönig und Zinke verplatzt, leidet das Gold keine Veränderung, sondern hinterläßt einen wirklichen Goldüberzug, der auf Silber, Platina und Gold am schönsten ausfällt. Auf solchen Metallen hingegen, welche das Gold aus seiner Auflösung als einen violetten Staub fällen, wie z. B. nach Sage das Zinn, Bley, Wismuth ꝛc. verwandelte sich das Knallgold bei seinem Verplatzen, so wie zwischen Papiere und Spielkarten, in einen violetten Staub, welche mit sechzehn Theilen weissem Glase auf einem Porzellanscherben geschmolzen, wie Cassius Goldpurpur zu einem purpurfarbenen Glase floß. Nach Marggraf löset sich das Knallgold bei seiner Fällung aus der Goldauflösung mit flüchtigem Alkali, wenn man Mehreres von diesem Fällungsmittel hinzusetzt, wieder auf; das Gold fällt aber aus der flüchtigen alkalischen Auflösung, bei dem bloßen Ausstellen derselben an die Luft oder in die Wärme nach und nach wieder nieder. Was den Nutzen des Knallgoldes anbetrifft, so wird es von Einigen als eine Emailfarbe empfohlen und ehemals wurde es auch in der Medizin als ein Arzneimittel gebraucht. Man gab es von $\frac{1}{2}$ bis zu 6 Granen, und zwar das mit bloßem Wasser abgesüßte als ein Brech- und Abführungsmittel, welches den Abgang oder die Excremente schwarz und auch vielfarbig macht, das mit Weingeist hingegen abgesüßte, als ein

blutreinigendes und schweißtreibendes Mittel. Von Einigen wurde es für eine specifische Arzeney bei kalten Fiebern, bei hypochondrischen Zufällen, Darmgichten, Verzuckungen, Windsuchten und Kolikschmerzen der Kinder empfohlen, vorzüglich gab man es aber zur Unterdrückung des durch Queckfilber erregten Speichelflusses, wegen seiner abführenden und Schweißtreibenden Eigenschaft. In gegenwärtiger Zeit ist es aus der Medizin gänzlich verbannt worden. — Das Knallsilber wird auch nur zu Gegenständen des Vergnügens gebraucht, wie z. B. zu Knall-Fidibus ꝛc., sonst hat man dasselbe bis jetzt zu Gegenständen des Betriebes nicht angewendet.

Reinigungen des Silbers im Kleinen. Durch Bley. Man nimmt hierzu eine Kapelle und läßt sie in einem Reverberierofen glühen. Die Menge Bley, so man zusetzt, ist nicht immer dieselbe, und man nimmt desselben mehr oder weniger, je nachdem das Silber, welches man abtreiben will, rein oder legirt erscheint. Um daher dieses Verhältniß genau zu bestimmen, bringt man einen Theil Silber mit zwei Theilen Bley in die Kapelle, und wenn man merkt, daß das Korn nicht fein genug ausfällt, so muß immer noch etwas Bley zugesetzt werden, bis es hinlänglich ist. Nachher wird die Menge des zugesetzten Bleyes berechnet, und man findet, wie viel zur Feinmachung des Silbers erfordert wird. Das Bley muß vollkommen fließen, ehe man das Silber hineinthut und sogar die Bleyglätte, die über dem geschmolzenen Bley schwimmt, muß schmelzen; denn trüge man das Silber früher hinein, so würde die Materie umherspritzen, geschieht es aber später, als das Bley hell fließt, so würde die Arbeit mißlingen, weil das Bley durch die Verkaltung zu sehr vermindert würde. Wenn daher das Bley hell fließt, so trägt man das Silber, in ein Bleyblättchen gewickelt, hinein. Papier taugt nicht hierzu, weil es sich an die Kapelle anhängen könnte. Wenn das Silber schmilzt, so dreht es sich beständig von oben

nach unten, und von unten nach oben, und bildet kleine Kügelchen, welche immer zunehmen, je nachdem die Masse vermindert wird. Diese Kügelchen nehmen selbst an Menge ab, und fließen endlich in eins zusammen, welches die ganze Materie bedeckt, und sich mit einem Blitz oder Blick darauf figirt, jedoch sich immer noch in sich selbst herumdreht. Man bemerkt endlich kein Drehen mehr und das Korn erscheint roth, nachher weiß, so daß man es kaum von der Kapelle unterscheiden kann, und bleibt ganz unbeweglich. Nimmt man es zu früh heraus, wenn es noch umdreht, und die Luft kommt hinzu, so fängt es an zu vegetiren, breitet sich in längliche Streifen oder in eine unordentliche Masse aus, und sprützt zuweilen aus der Kapelle. Das Kapelliren im Großen, ist von dem im Kleinen etwas verschieden, s. Reinigung des Silbers von seinen Erzen; unter Silbererz.

Reinigung des Silbers mit Salpeter. Man läßt das Silber in einem Tiegel schmelzen, und wirft, wenn es fließt, Salpeter darauf, und läßt beides untereinander schmelzen. Hierauf wird der Tiegel vom Feuer genommen, und die Masse in ein Gefäß voll Wasser ausgegossen. Man rührt nun das Wasser während des Eingießens stark um, so wird das Silber gekörnt, und fällt außerdem als eine ganze Masse darin nieder. Das Silber wird auf diese Art dreimal geschmolzen und jedesmal mit zwei Unzen Salpeter und einem Quentchen kalcinirten Borax auf die Mark Silber versetzt. Das dritte Mal läßt man den Tiegel erkalten und ruhig stehen, oder gießt es in eine Zinnform aus. Nachdem es darin erkaltet ist, findet man einen feinen Silberkönig unten; die drüber sitzenden Schlacken bestehen aber aus Salpeter und den fremdartigen Materien, die mit dem Silber vermischt waren. Der Tiegel muß mit einem andern umgekehrten kleinen Tiegel bedeckt und das Ganze verklebt oder mit Lehm bestrichen werden, wenn nähmlich mit bloßem Salpeter die Reinigung geschehen soll, in welchem

Falle das Silber mit dem Salpeter Schichtweise in einen Tiegel getragen werden muß, bedient man sich eines Flusses, worin der Salpeter nur den dritten Theil ausmacht, so kann man die Schmelztiegel mit einem wohlpassenden Deckel bedecken. Der kleine oder der Aufsatz-Tiegel muß in seinem Boden ein Loch haben, welches dazu dient, den zur Operation nöthigen Grad der Wärme zu erkennen. Das Leuchten und Zischen, welches wahrgenommen wird, wenn man an das Loch eine glühende Kohle hält, wird von einem Theile Salpeter verursacht, der während des Verpuffens in Substanz in die Höhe gerissen wird. Einige Chemiker schlagen vor zu dem in Körner verwandelten Silber einen vierten Theil seines Gewichts recht trockenen Salpeter, einen achten Theil Potasche oder auch ein anderes Alkali, und etwas gemeines Glas, welche Zusätze sämmtlich gepulvert seyn müssen, zuzusetzen. Ein solcher gereinigter Salpeter ist den Gold- und Silberarbeitern vorzüglich nützlich oder zu empfehlen, weil es sehr geschmeidig ist, und dadurch alle beigemischten Metalle, Gold ausgenommen, ganz verliert, welches bei dem Abtreiben oder Silberbrennen nicht geschieht, weil durch die Erfahrung bekannt geworden, daß wenn das Silber noch so gut durch das Bley getrieben worden, doch noch etwas Kupfer, ungefähr $\frac{1}{2}$ Quentchen von demselben, in einer Mark Silber beigemischt bleibt.

Reinigung des Silbers durch Schwefel, nach Homberg. Man verkalkt das Silber mit der Hälfte seines Gewichts ordinären Schwefel, und wenn beides gut zusammengeschmolzen worden, wird nach und nach eine gewisse Menge Stahlfeile hineingeworfen, wodurch der Schwefel das Silber verläßt, verbindet sich mit dem Eisen, und beide bilden einen Schaum, welcher oben aufschwimmt. Im Grunde des Tiegels bleibt das reine Silber liegen.

Auf nassem Wege reiniget man das Silber, wenn man drei Theile Silber mit einem Theile Gold in einem

Tiegel bei starkem Feuer schmilzt, und die geschmolzene Masse nach und nach in kaltes Wasser um sie zu körnen gießt. Wenn Wasser abgegossen und die Körner trocken geworden, so werden sie in zwei bis drei Mal so viel Scheidewasser aufgelöset. Das Gold, welches in dem Gefäße zu Boden fällt, heißt geschiedenes Gold. Man gießt nun die Silberauflösung sachte in eine Schüssel ab, worein vorher ein Kupferblech und etwa zehn- bis zwölfmal so viel Wasser gethan werden. Man läßt nun diese Mischung einige Stunden stehen, bis man bemerkt, daß das Kupfer mit dem Silberniederschlag bedeckt und das Wasser blau geworden ist. Die Flüssigkeit wird dann filtrirt und heißt nun geschwächtes Scheidewasser. Man nimmt den Silberniederschlag von dem Kupfer ab, und läßt ihn trockenen, schmelzt denselben in einem Tiegel, mit etwas Salpeter, und gießt ihn in die Zinnform.

Verkalkung des Silbers zur Bereitung künstlicher Edelsteine. Man nimmt hierzu zwei Unzen fein gefeiltes Kapellen-Silber und vermengt es mit 6 Unzen ätzenden Queckſilbersublimats. Beides thut man zusammen in eine lutirte Phiole und setzt diese einige Minuten auf Kohlfeuer, und läßt sie erkalten. Die Phiole wird geöffnet, das Flüchtige und Fixe unter einander gerieben, beides wieder in eine andere Phiole gethan und diese einige Minuten auf Kohlfeuer gesetzt. Wenn diese Arbeit viermal wiederholt worden, so findet man zuletzt das Silber im Grunde des Gefäßes, in Form eines gelben schmelzbaren Wachses liegen. Diese Masse wird nachher in geschmolznes Glas eingetragen, und in allem so verfahren, wie im Art. Edelstein, künstlicher, Th. 10, S. 105 gelehrt worden ist. Da dieses Silber sich nicht zerreiben läßt, so wird es zum Gebrauch in kleine dünne Blättchen zerschnitten, und bloß der fixe Theil davon genommen.

Verkalkung des Silbers mit Schwefel zur Emailarbeit. Die Silberbleche werden mit so vielen

Schwefelblumen Schichtweise in einen Tiegel eingetragen, daß das Silber jedesmal von Letzterem bedeckt wird. Man hält den Tiegel so lange im Feuer, bis Alles glüht, so wird das Silber zerreiblich und kann in einem gläsernen Mörser zu einem feinen Pulver zerrieben werden. Man verfährt auch auf folgende Weise, und läßt eine Unze Silberfeile mit einer halben Unze Schwefelblumen in einem Tiegel glühen, oder man läßt das Silber zuerst im Tiegel gut glühen, und wirft den Schwefel darauf.

Silberniederschlag zum Emailliren. Man löset eine Unze Silber in zwei bis drei Unzen Salpetergeist auf, schlägt die Auflösung nieder und süßt den Niederschlag mit Wasser aus. Man kann auch eine Salzlauge in die Silberauflösung gießen, die vorherangezeigte Methode ist jedoch die beste.

Dem Silber eine schöne weiße Farbe zu geben. Man glüht das Silber auf Kohlenfeuer so lange aus, bis es röthlich zu werden anfängt; dann läßt man es eine Viertelstunde lang in Wasser sieden, worin gleiche Theile Salz und Weinstein aufgelöset worden. Man nimmt das Silber heraus und bürstet es in reinem Wasser gut ab. Dann nimmt man guten Weinstein, in Papier gewickelt, und legt ihn ins Feuer bis er verbrannt ist, und nicht mehr raucht, worauf er mit einer Keule in einem Mörser zu feinem Pulver zerrieben werden muß und mit reinem Wasser zu einem Teige gemacht wird. Mit diesem Teige reibt man das Silber, glüht es noch einmal aus, und löscht es in kaltem Wasser ab. Die noch zurückgebliebenen schwarzen Flecken werden mit einer Bürste von Schweinsborsten gut abgerieben, das Silber zwei Minuten lang in Wasser, worin Weinstein aufgelöset worden, gesotten, und dann in reinem Wasser abgespült.

Einem spröden Silber Geschmeidigkeit zu geben. Man nimmt z. B. eine Mark Silber und thut solche mit einer halben Unze Glas, einer Unze Salpeter,

einer Viertelunze Borax und einer halben Unze Steinsalz in einen Tiegel, welcher Tiegel mit einem kleineren bedeckt und verklebt werden muß, wie oben, S. 142, angeführt worden. Hierauf giebt man starkes Feuer, bis man das Silber aufgelöset glaubt; dann die Tiegel mit glühenden Kohlen überschüttet, jedoch so, daß die Oeffnung frei bleibt, und läßt sie von selbst erkalten. Wenn man den oberen Tiegel abnimmt, so findet man alle Unreinigkeiten, die das Silber spröde machten, darin angeflogen; man schmilzt das Silber hierauf noch einmal in einem Tiegel und wirft eine halbe Unze fein zerriebenen Weinstein dazu. Wenn Alles gut geschmolzen worden, gießt man es in eine Zainform, und findet dann das Silber geschmeidig und streckbar.

Silber aus einem vergoldetem Teige zu erhalten, ohne Verlust des Goldes. Man wählt hierzu einen stark vergoldeten silbernen Ring, und bohrt ein Loch hinein, welches bis auf das Silber geht; dann legt man den Ring in Salpetergeist und stellt das Gefäß an einen warmen Ort, so wird das Silber aufgelöset werden, das Gold aber unversehrt bleiben.

Zu erforschen, ob das gekörnte Silber Gold enthält. Man streicht die Silberkörner auf einen Probestein, und läßt ein Paar Tropfen Scheidewasser auf den Anstrich fallen und eine Weile darauf stehen. Ist in dem Silber Gold enthalten, so werden einige Spuren von dem Anstriche auf dem Steine zurückbleiben, wenn nicht, so verschwindet der ganze Strich.

Silber von weißem Kupfer zu unterscheiden. Man vermischt Zinnober und Schwefel mit einander, streut es auf das Metall und zündet es an. Sobald diese Mischung verbrannt ist, so erkennt man leicht, ob das Metall Silber oder Kupfer ist.

Ein Stück Silber in einem silbernen Löffel zu schmelzen. Man bestreiche den Löffel mit Borax oder Steinöl und reibe das Silber mit Salpeter oder

Steinsalz ab, lege es in den Löffel und halte denselben über die Flamme eines Lichtes, so schmelzt das Silber.

Dem Silber eine vollkommene Goldfarbe zu geben. Man löse 8 Unzen Silber in gemeinem Scheidewasser auf und setze 4 Unzen Aloe hepatica, 6 Unzen Gelbwurzel und 2 Unzrn präparirte Tutie, die mehrere Male in Urin abgelöscht worden, hinzu. Alle diese Materien trage man in die Silberauflösung, so werden sie sich auflösen, und gleich einem Schwamme oben aufschwimmen. Das Gefäß muß groß und weit seyn, damit die Mischung nicht über den Rand tritt. Wenn man nachher das Silber herausnimmt, so findet man 10 Unzen vollkommen wie Gold gefärbt. Hierbei ist zu bemerken, daß die 2 Unzen Uebergewicht des Silbers die Kapelle nicht aushalten, sondern bei dem Abtreiben mit Bley wieder verschwinden.

Mahlersilber. Man nimmt hierzu ein Stückchen feines Silber, schlägt es ganz dünn und schneidet es in kleine Stückchen, oder man nimmt auch die Abschnitzel der geschlagenen Silberblättchen. Diese löse man in einer Phiole oder einem porzellanenen Gefäße in hellem Scheidewasser auf. Wenn das Silber nach vierundzwanzig Stunden gut aufgelöset worden, so gießt man das Scheidewasser ab, und wäscht die Materie fünf- bis sechsmal mit reinem Wasser aus, bis es geschmacklos abgeht, und das Silber keinen Geruch vom Scheidewasser mehr hat. Versucht man einen Tropfen davon auf der Zunge und findet man es ganz geschmack- oder geruchlos, so läßt man das Silber in Porzellanschälchen trocknen. Will man sich desselben nachher bedienen, so feuchtet man es mit etwas Gummiwasser oder Kandiszucker an.

Das Silber von allem Schmutze zu reinigen. Man bestreiche das Silber mit zerflossenem Weinsteinöl und bringe es über glühende Kohlen; dann in Wasser gesotten, worin etwas Weinstein und Kochsalz aufgelöset worden.

Silber vom Kupfer oder anderer Legierung zu scheiden. Man nimmt ½ Unze Spanisch- oder Berggrün, 1 Unze weißen Vitriol (Zinkvitriol), eben so viel Schwefel und eine halbe Unze Alaun. Man läßt Alles zusammen mit Weinessig in einem Glase sieden und thut das legierte Silber hinein, so wird die Flüssigkeit das Kupfer ausziehen und auflösen, und das Silber rein zurücklassen.

Dem Silber einen hohen Glanz zu geben. Man löse Alaun in Wasser auf, so daß die Auflösung stark damit gesättiget wird, und schäume sie sorgfältig ab, dann vermische man sie mit Seife, und reibe das Silber in dieser Flüssigkeit mit einem leinenen Lappen ab.

Verschiedene Arten das Silber zu reinigen. Man löse weiße geschabte Seife in einer Kanne mit warmen Wasser auf; in eine zweite Schale thue man etwas Weinhefen gleichfalls mit einer Kanne warmen Wassers, und in eine dritte etwas Potasche mit einer gleichen Menge warmen Wassers. Man reibe hierauf das Silber mit einer Bürste ab, die man zuerst in die Weinhefenauflösung, dann in die der Potasche, und zuletzt in die der Seife eintaucht. Zuletzt wasche man das Silber in reinem Wasser ab, und trockene es mit einem reinen Tuche. Man kann auch gebrannten feinen Talk pulverisiren, ihn durch ein feines Sieb schlagen und das Silber mit einem Stückchen Tuch oder Zeug damit reiben. — Zweite Vorschrift. Man bringe das Silber, welches man reinigen will, ins Feuer, und bedecke es mit glühenden Kohlen, bis es kirschbraun geworden, worauf man es erkalten läßt. Während des Glühens darf man es aber nicht mit Eisen berühren, eben so wenig darf man es zu stark glühen, besonders wenn es gelöthet ist, weil sonst das Loth schmelzen würde. Wenn es daher Lampenketten ꝛc. sind, so muß man diese auseinander nehmen und in ein gelinderes Feuer bringen. Den Grad des Letztern sicher zu bestimmen, darf man nur etwas

Kohlenpulver darauf werfen, es anbrennen, so ist es ein Zeichen, daß das Silber erhitzt genug ist, und daß man es aus dem Feuer nehmen muß. Um ihm nun seine völlige Weiße wieder zu geben, verfährt man auf folgende Weise: Man nimmt ein kupfernes oder hölzernes Gefäß von gehöriger Größe, gießt so viel reines Wasser hinein, daß das Silber-Geschirr damit bedeckt wird, und dann dasselbe mit Scheidewasser versetzt. Um das Maaß genau zu bestimmen, taucht man den Finger in dasselbe und bringt einen Tropfen auf die Zunge. Sobald es etwas beißt, so ist es hinlänglich mit Scheidewasser gesättiget. Die meisten Künstler gießen ein Glas Scheidewasser in einen Eymer gewöhnlichen Wassers, und wenn dieses Wasser bereitet worden, so läßt man es in einem Kessel sieden, und reibt das Silber mit einer Bürste ab, bis es weiß geworden. Hierauf aus dem Kessel genommen, in eine Schüssel mit reinem kalten Wasser getaucht, und wiederum abgebürstet, worauf es abgetrocknet wird. Eine zweite Methode besteht darin: daß man einen Eymer Wasser, in welchem eine Hand voll Salz mit ungefähr 2 Pfd. Weinstein aufgelöset worden, in einem Kessel über dem Feuer sieden läßt. Nachdem das Silber im Feuer geglühet worden, wirft man es in den Kessel, und läßt es eine Weile darin sieden, bis es weiß geworden. Dann herausgenommen, und mit kaltem reinem Wasser abgewaschen, oder man reibt es mit einer starken Bürste mit feinem Sande. Zuletzt wird es in frischem reinem Wasser vollends weiß gewaschen und abgetrocknet. So lange das Silber im Feuer ist, darf keine Asche darauf kommen, weil dadurch schwarze Flecken entstehen, die schwer wegzubringen sind, und öfters die ganze Arbeit noch einmal nothwendig machen.

Dritte Vorschrift das Silber zu reinigen, ohne es ins Feuer zu bringen. Man darf dasselbe nur, nachdem es vorher gehörig abgewischt worden, in der oben erwähnten Weinsteinsalzauflösung sieden lassen;

oder man siedet dasselbe in einer guten Lauge, worin Venetianische Seife aufgelöset worden. — Eine vierte Vorschrift besteht darin, daß man einen Teig mit Potasche und Wasser bereitet, das Silber damit vermittelst eines Pinsels bestreicht, und es vor dem Feuer trocknen läßt. Dann in kaltes oder warmes Wasser getaucht, mit einer Bürste gerieben, und mit reinem Wasser vollends abgewaschen.

Altem Silbergeschirre seinen Glanz wieder zu geben. Man lege das Silber auf glühende Kohlen, wende es zuweilen um, bis es eine Aschfarbe erhält; dann mit einer starken Bürste von Borsten oder Draht gerieben. Wenn es rein geworden, legt man es in siedendes Wasser. Man thue in einen glasirten Topf gleiche Theile Kochsalz, Alaun und Weinstein mit einer hinlänglichen Menge Seewasser, oder in Ermanglung desselben gemeines Wasser und lasse es zusammen sieden. Ist das zu polirende Gefäß nur mit Silber belegt, und z. B. von Zinn oder Komposition, so schlage man 1 Loth Silber in dünne Blättchen, setze $2\frac{1}{2}$ Drachmen Salmiak und $1\frac{1}{2}$ Drachmen Salpeter zu, Alles zu Pulver gerieben, und in einem bedeckten Gefäße, dessen Deckel ein Loch hat, um den Rauch durchzulassen, auf glühende Kohlen gebracht. Sobald kein Rauch mehr aufsteigt, läßt man Alles erkalten, zerreibt es wiederum fein, wirft eine Unze dieses Pulvers in das oben angeführte Wasser und läßt es eine halbe Viertelstunde sieden. Dann das Gefäß, welches man poliren will, hineingetaucht, in reinem, lauwarmen Wasser ausgewaschen und mit dem Bodensatze abgerieben, der in der Auflösung zurückgeblieben. Zuletzt wird es in kaltem Wasser abgewaschen und getrocknet.

Dem Silber die Farbe und den Glanz des Goldes zu geben. Man mache einen eisernen Tiegel auf einem Dreifuße glühend, und trage dann 2 Pfd. Bley hinein. Wenn dieses geschmolzen, wirft man nach und

nach pulverisirten und gereinigten Salpeter darauf, und läßt Alles schmelzen, bis ungefähr die Hälfte verzehrt ist. Es schadet nicht, wenn auch die Materie Feuer fängt; denn je mehr der Salpeter gebrannt ist, um so stärker wird das Oel. Nachdem Alles erkaltet worden, wird der Salpeter von dem Bleye geschieden, klein gerieben und auf einem Stücke Marmor in den Keller gebracht, wo er zerfließt. Man gießt den Liquor in einen Kolben und setzt nach und nach doppelt so viel, als er wiegt, Weingeist zu, und destillirt es bei gelindem Feuer. Was in dem Kolben zurückbleibt, lasse man, wie vorher, im Keller zerfließen, und gieße frischen Weingeist dazu. Diese Arbeiten werden so oft wiederholt, bis aller Salpeter als ein Oel in dem Kolben zurückbleibt, so hat man ein fixes Salpeteröl. Man bereitet nun ein Scheidewasser mit gleichen Theilen Salpeter, kalcinirtem Vitriol und Alaun, thut Alles in einen Kolben, und setzt Stahlfeile, Spießglas, Grünspan, Tutie und Zinnober, von jedem eine Unze, zu, und pulverisirt es gehörig. Man bringt nun eine Vorlage an, zieht den Geist siebenmal über den Rückstand ab, welcher bei jeder Destillation herausgenommen, getrocknet und zerrieben wird. In drei Unzen dieses Liquors löset man eine Unze Silber auf, und destillirt auf diese Auflösung eine Unze des obigen Salpeteröls tropfenweise in eine Phiole mit langem Halse über. Die Phiole wird hermetisch versiegelt und ungefähr 5 Zoll tief in warme Asche gesetzt, und unten bringt man ein Lampenfeuer an, welches ungefähr drei Finger tief unter der Materie seyn muß, so wird sich täglich, so schwer, als ein Loth, Silber als Gold fixiren, und wenn alles fixirt ist, so wird das Scheidewasser, welches vorher Smaragdgrün war, so klar und hell wie Brunnenwasser werden. Nachdem die Phiole erkaltet ist, scheidet man das Wasser von dem Oele, welches zum ferneren Gebrauche dienen kann. Im Grunde findet man das Silber als Gold fixirt und verändert.

Silbernen Medaillen und Zierrathen eine Goldfarbe zugeben, welche in das Metall eindringt. Man gieße Schwefelsäure oder Vitriolöl über Salpeter, so daß Letzterer damit bedeckt ist, und läßt beides mit einander sieden. Wenn das Aufwallen vorüber ist, so destillirt man bis aufs Trockne ab, so bleibt ein schneeweißes Glauberfalz im Grunde liegen. Man löset dieses Salz in warmen Wasser bis zur Sättigung auf und setzt ein Quentchen Goldoxid hinzu. Wenn man silberne Medaillen oder feine Silberbleche in dieser Flüssigkeit vierundzwanzig Stunden digerieren läßt, so werden sie von einer schönen Goldfarbe durchdrungen.

Verschiedene Wasser um dem Silber eine schöne Goldfarbe zu geben. Man löset eine Unze Queckfilber und eben so viel Scheidewasser in einem Glase auf, und wenn das Queckfilber aufgelöset ist, setzt man 5 Unzen frisches Wasser zu, erwärmt die Flüssigkeit und bedient sich derselben dem Silber eine Goldfarbe zu geben. — Zweite Vorschrift. Man löse 2 Quentchen Queckfilber in einer Unze Scheidewasser in einer Phiole auf und gieße Flußwasser hinzu. Die Flüssigkeit wird lauwarm gemacht, worauf man das Glas verstopft und ruhig stehen läßt. Auch dieses Wasser giebt dem Silber eine schöne Goldfarbe. — Dritte Vorschrift. Man gieße guten Weinessig über Kupferplatten und setze gleiche Theile Alaun und Kochsalz zu, die Flüssigkeit muß über dem Feuer sieden, bis sie auf den vierten Theil reducirt ist, so wird das hineingeworfene Metall eine Kupferfarbe erhalten, läßt man sie aber länger sieden, so erhält es eine Goldfarbe. —

Ein Pulver dem Silber eine Goldfarbe zu geben. Man schmelzt eine Unze Auripigment und eine Unze schewfelsaures Eisen oder grünen Vitriol zusammen, und zerreibt nachher die Mischung zu einem rothen Pulver. Wirft man von diesem Pulver etwas auf geschmolzenes Silber, so theilt es demselben sogleich eine sehr lebhafte

Farbe mit. Man muß sich aber bei der Bereitung dieses Pulvers sehr vor den Dämpfen in Acht nehmen, welche höchst schädlich sind.

Versilberung durch Feuer. Man löse 1 Unze reines Silber in Scheidewasser auf, schlage es durch Kochsalz nieder, und vermische den Niederschlag mit einem halben Pfunde Salmiak, Glasgalle und weißen oder Zinkvitriol, nebst zwei Quentchen ätzendem Queckſilbersublimat. Oder man löse eine Unze reines Silber in Scheidewasser auf, schlage es mit Kochsalz nieder, wasche den erhaltenen Niederschlag aus, und mische ihn mit 6 Unzen Kochsalz, 3 Unzen Salmiak, eben so viel weißen Vitriol (Zinkvitriol) und 2 Quentchen ätzendem Sublimat. Beide Mischungen werden mit Wasser auf einem Reibsteine fein abgerieben und die Masse ganz dünn auf die metallene Geschirre getragen, welche sodann in eine starke Hitze gebracht werden. Sobald das Silber zu fließen beginnt, so nimmt man das Geschirr vom Feuer und taucht es in schwachen Salzgeist, um es vollends zu reinigen.

Kalte Versilberung auf andere Metalle. Man nimmt 1 Quentchen Weinstein und eben so viel Kochsalz, ½ Quentchen Alaun in 20 Gran Silber, welches aus der Salpetersäure durch Kupfer niedergeschlagen worden. Mit dieser Mischung wird das zu versilbernde Metall abgerieben. Eine zweite Vorschrift besteht darin, daß man reines Silber in Scheidewasser auflöset und solches durch Kochsalz niederschlägt. Aus dem Niederschlage bildet man mit etwas Kochsalz und Weinsteinrahm einen Teig, welcher, so wie die oben angeführte Mischung, zum Versilbern gebraucht wird.

Im Hannöverschen Magazine vom Jahre 1776, 76 St., S. 1225 u. f., theilt Jemand eine neue Art zu versilbern mit, welches Verfahren aber kein neues, sondern ein unsern alten Alchimisten bereits bekanntes ist. Der Mittheiler hat die Anweisung aus der

Histoire de l'Academie des Sciences vom Jahre 1771, p. 69 entnommen. Der Erfinder derselben war ein gewisser Mellawitz, welcher im Jahre 1756 der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris versilberte Stücke Kupfer von seiner Erfindung vorlegte, welche von mehreren Mitgliedern derselben geprüft wurden. Da aber der Erfinder die Verfahrungsart geheim gehalten wissen wollte, so konnte die öffentliche Mittheilung derselben erst nach seinem Tode geschehen, weil nachdemselben Niemand auf das Geheimniß Anspruch machte. Wie schon oben erwähnt, ist die Verfahrungsart alt, und Mellawitzen's Verdienst nichts weiter, als die Beschreibung einiger Handgriffe beigefügt zu haben. Diese Art der Versilberung scheint jedoch gegenwärtig unbekannt geworden zu seyn, obgleich sie vieles vor der jetzigen voraus hat, indem sich bei dieser Bearbeitung das Silber mit dem zu versilbernden Metalle viel genauer verbindet, auch die durch langen Gebrauch abgenutzten Stellen sich ohne viele Mühe wieder herstellen lassen, so ist die Mittheilung derselben hier wohl nicht am unrechten Orte.

Man benetzt die Oberfläche des sauber polirten Metalls mittelst eines Pinsels mit gemeinem Wasser, indem sehr wenig Seesalz aufgelöset worden; nächstdem überstreut man die benetzte Oberfläche mit dem Pulver, welches unten, unter Nr. 1. beschrieben steht, mit Hülfe eines feinen Haarsiebes sehr eben, gleich und behutsam. Das auf diese Art behandelte Stück legt man dann zwischen glühende Kohlen, worin man es so lange liegen und glühen läßt, bis es die Farbe des Feuers angenommen hat. Man nimmt es nun mit einer Zange aus dem Feuer, und taucht es allmählig entweder in gemeines kochendes Wasser, oder in solches, das etwas weniges Seesalz und weißen Weinstein aufgelöset enthält. Nachher reibt man es mit einer Bürste, die von Messingdraht verfertiget worden, so daß man es immer im Wasser hält, um von der Oberfläche eine leichte Kruste von Unreinigkeiten wegzubringen, welche eine Art

einer Schlacke ist, die von dem Pulver entsteht, mit welchem es wie überstreut ist. Diese Behandlungen sind die wesentlichsten; denn hierbei kommt das Silber in Fluß, vereiniget sich mit dem Metalle und wird zu den folgenden Bereitungen geschickt. Das Stück wird sodann mit dem Teige, dessen Verfertigung unten, unter Nr. 2 beschrieben steht, überstrichen, welches man vollends mit einem Pinsel auf der Oberfläche fein gleich ausbreitet. Man legt das Stück ins Feuer, in welchem es so lange bleibt, bis es braunroth geworden, worauf man es herausnimmt, und nach und nach in kochendes Wasser taucht, es mit der Drahtbürste in kaltem Wesser abkratzt, vollends abtrocknet und mit fein gestoßenem weißen Weinsteine abreibt. Auf die eben beschriebene Weise wiederholt man die nämliche Arbeit vier- bis fünfmal, die erste ungerechnet, und dann ist das Metall stark genug versilbert, welches das Ansehen eines matten Silbers hat. Mittelst des Prägens kann man die getriebene Arbeit und Verzierungen vollends ausarbeiten und durch die Bearbeitung mit dem Polierstahl eben den Glanz und die Politur geben, welche man selbst auf ganz silbernen Stücken hervorbringen kann. Man hat einige auf diese Weise versilberte Stücken durchgebrochen und bemerkt, daß das bei den verschiedenen Auflegungen gebrauchte Silber das Kupfer durchdrungen hatte und mit ihm einen Körper ausmachte, so daß, was die Dauerhaftigkeit der auf die neue Art gemachten Versilberung anlangt, sie die auf die gewöhnliche Art hervorgebrachte unendlich übertrifft. Wenn diese durch den Gebrauch abgenutzt ist, so muß man die ganze Versilberung abarbeiten, und um sie von neuem zu versilbern, die ganze Arbeit von vorne anfangen. Wird ein auf die neue Art versilbertes Stück abgenutzt, so braucht die entblößte Stelle nur allein übertragen zu werden; man setzt es dann dem Feuer aus, wodurch es eben so schön wieder wird, als es vorher war. Wenn ein solches Stück angelaufen oder schwarz geworden ist, wäre es auch gleich durch die Dünste des Schwefels, so kann man seine ganze Schönheit durch eine einzige neue Uebertragung mit dem Teige unter Nr. 2 wieder herstellen; auch kann man diese Versilberung auf die dünnsten Metallblätter bringen, welches sich bei der gewöhnlichen

Art in Feuer zu versilbern nur sehr schwer thun läßt, vorzüglich wenn die Arbeit erhaben oder vertieft ist. — Jetzt nun die wesentlichen Stücke des ganzen Geheimnisses:

Nr. 1

Die Zusammensetzung des Pulvers zu dem ersten Auftrage. Man löset Silber in Scheidewasser auf, und schlägt das Silber durch die Eintauchung einiger Kupferblättchen aus der Auflösung nieder. Von diesem vorher abgetrockneten Niederschlage nehme man einen Theil, abgesüßtes und getrocknetes Hornsilber, einen Theil, gereinigten, calcinirten und zu Pulver gestoßenen Borax zwei Theile. Man mische das Ganze genau in einem gläsernen Mörser, worin man es völlig zu einem unfühlbaren Pulver, macht, und treibe es dann durch ein feines Haarsieb.

Nr. 2

Die Mischung des Teiges zu dem zweiten Auftrage. Man nehme von dem gemischten Pulver unter Nr. 1, gereinigtes Ammoniaksalz, Glasgalle, Steinsalz, Eisenvitriol oder schwefelsaures Eisen, von jedem gleichviel, mache es in einem gläsernen Mörser zu Pulver, welches man dann auf einem Reibsteine unter dem Zugießen eines dünnen Gummiwassers so lange gerieben, bis man einen Teig erhält, der sich mit einem Pinsel auseinander treiben läßt. Es sollen, wenn alle diese Ingredienzen nach chemischen Grundsätzen in Ansehung ihrer Anwendung und des Verhältnisses ihrer Mischung untersucht worden, gewiß einige Abkürzungen in dem Verfahren Statt finden, indessen bleibt dieses jedem Künstler selbst überlassen, wie er in der Ausübung Verbesserungen anbringen will.

Kupfer-Versilberung. Man nimmt 1 Quentchen Kapellen- oder ganz reines Silber, löset es in einer Unze Scheidewasser oder Salpetersäure auf und gießt eine Auflösung von einem Quentchen Küchensalz in Wasser darüber. Das Silber wird hierdurch als ein weißes Pulver niedergeschlagen und verbindet sich mit der Säure des Kochsalzes, welche ihre Grundlage verläßt

und sich mit dem Silber vereiniget, während die Salpetersäure das Silber verläßt und sich mit der Grundlage des Kochsalzes verbindet, dieses niedergeschlagene Hornsilber wird zerrieben und mit einer halben Unze Glasgalle, einem Quentchen Salmiak und einer halben Unze Steinsalz vermischt, welches Alles zu einem Pulver gut untereinander gerieben wird. Hierauf löset man in 6 Pfund Wasser ½ Unze Kochsalz und eben so viel Weinstein auf, glühet das Kupfer, welches versilbert werden soll, und legt es in diese Auflösung, die man bis zum Sieden erhitzt. Dann herausgenommeu, in reinem Wasser ausgewaschen, und wenn es gut abgetrocknet worden, überall mit dem oben angeführten Silberpulver bestrichen, welches sich durch das Reiben daran hängt. In diesem Zustande taucht man es wieder in obige Salzauflösung, bis es ein gewisses Geräusch oder Geknister von sich giebt, worauf es herausgenommen und mit trocknem, wohl pulverisirten Weinstein abgerieben wird. Zuletzt wäscht man es mit reinem Wasser sauber ab, so erhält es eine dauerhafte und glänzende Versilberung.

Verschiedene Arten Kupfer, Bronze ꝛc. zu versilbern. Erste Vorschrift. Man nimmt 1 Unze feines Silber; Steinsalz, Salmiak und Glasgalle, von jedem 6 Unzen. Das Silber wird sehr dünn geschlagen und in einer Unze Scheidewasser oder Salpetersäure aufgelöset. Man wirft in die Auflösung etwas Kochsalz, so fällt das Silber als ein weißer Kalk oder Oxid zu Boden. Man gießt nun die Salpetersäure ab und frisches Wasser so lange wieder darauf, bis aller Geruch des Scheidewassers weggenommen worden, worauf man den Kalk oder das Oxid trocknen läßt. Man nimmt nun die oben genannten Salze, zerreibt sie sehr fein und vermischt sie innigst mit dem Silberoxid, indem man immer etwas Wasser zugießt, bis daß die Mischung die Consistenz eines Teiges erhalten, den man in ein reines irdnes Gefäß thut. Will man damit ver-

silbern, so muß das Metall sehr rein und glatt gefeilt sein; dann reibt man den obigen Teig auf die Oberfläche und bringt es ins Feuer. Sobald es zu rauchen aufgehört hat, so kratzt man es ab, und reibet es noch einmal mit dem obigen Teige bis zu drei Malen, so erhält es eine schöne und dauerhafte Versilberung. — Zweite Vorschrift. Durch Weißsieden. Man kalcinire in einem Tiegel 4 Unzen Silberblätter mit Kochsalz und mische hernach eben so viel weißen Weinstein darunter, worauf Alles zusammen mit Wasser in einen Topf gethan und gekocht wird. Wenn die Flüssigkeit aufwallt, taucht man das Stück, welches man versilbern will, hinein, und reibt es ab. Dieses wird so lange wiederholt, bis es eine völlige Silberfarbe erhalten. Oder man reibe gleiche Theile Weinstein, Alaun und Kochsalz untereinander, setze dann ein oder zwei Silberblättchen dazu, und wenn Alles wohl gerieben und vermischt worden, thue man es mit Wasser in einen glasurten Topf. Man tauche das Kupfer einige Mal in diese Flüssigkeit und reibe es dann jedesmal ab, bis es silberweiß geworden. — Dritte Vorschrift. Man schneidet eine halbe Unze feines Silber in dünne Blättchen, und löse sie in warmer Asche in einer halben Unze Scheidewasser oder Salpetersäure auf. Diese Auflösung gieße man in eine glasurte Schüssel, worin man vorher 1 Quentchen gereinigtes Kochsalz gethan hat; dann die Schüssel mit frischem Wasser angefüllt und Alles vier und zwanzig Stunden lang stehen lassen. Nach Verlauf dieser Zeit gießt man das Wasser wieder ab, nimmt das auf dem Boden liegende Silber und reibt es mit einer Unze Salmiak und eben soviel Kochsalz zusammen, so ist es zum Gebrauch fertig. Man muß zweitens noch 1 Quentchen Silber in einer halben Unze Scheidewasser auflösen und es nachher mit einer Unze reines Weinsteinsalz und eben so viel Kochsalz zusammenreiben, worauf man es gleichfalls in einer reinen Schüssel zum Gebrauche aufbewahrt. Wenn Alles dieses geschehen,

so läßt man ein Pfd. rohen Weinstein in einer hinlänglichen Quantität Wasser eine halbe Stunde lang sieden, welches aber erst geschieht, wenn man im Begriff ist, die Arbeit unverzüglich vorzunehmen. In dieser Lauge läßt man das Kupfer, Messing oder die Bronze zuerst absieden, reibt es nachher mit der ersten Silberbereitung ab und bringt es aufs Feuer zum Trocknen. Sobald es nicht mehr raucht, tauche man es wieder in obige Lauge, die warm seyn muß, und reibe es dann mit der Kratzbürste ab, welches dreimal wiederholt wird. Wenn das Kupfer auf diese Art ganz rein und sauber geworden, so nimmt man die zweite Silberbereitung, reibt sie mit dem Finger oder einer kleinen Bürste darauf und legt es eine Weile in die warme Lauge, worauf es herausgenommen und in kaltes Wasser getaucht wird, zuletzt wird es gleich dem Silber polirt; soll es aber gravirt werden, so darf die Versilberung erst nachher geschehen. Die beiden obigen Silberbereitungen können lange zum Gebrauch aufbewahrt werden, wenn man sie, im Fall sie zu trocken werden, mit etwas frischem Wasser und ein Paar Tropfen Salpetersäure anreibt. — Vierte Vorschrift. Zwei Quentchen Silber werden, wie vorher angeführt worden, in Salpetersäure aufgelöset, diese Auflösung in eine Schüssel mit Wasser gegossen, worin etwas Salz aufgelöset worden. Man lasse es vier und zwanzig Stunden stehen, worauf man das Wasser abgießt. Dann löset man eine Unze Weinsteinsalz, 4 Quentchen Kochsalz oder salzsaures Natron, 1 Quentchen Alaun, $1\frac{1}{2}$ Quentchen Salmiak, und etwas Borax in Wasser auf und lasse in dieser Lauge das Kupfer ein paar Minuten liegen und sieden, dann herausgenommen, mit kaltem Wasser abgewaschen und mit feinem Sande abgerieben. Man kann es nachher entweder matt lassen, oder es ganz oder zum Theil poliren, welches Letztere mit dem Blutstein geschehen kann. — Fünfte Vorschrift. Man kann auch das Kupfer mit einer starken Lauge von Potasche oder Soda,

Kochsalz oder Alaun abreiben, es dann abwischen, und mit einer Mischung von Weinstein und Salmiak abreiben, wozu man noch etwas Silberauflösung in Scheidewasser gießt. Dieses Pulver wird mit Wasser angefeuchtet und mit einem Leder auf das Kupfer gerieben, bis es eine Silberfarbe angenommen. Oder man nimmt den Silberschaum, den die Goldarbeiter von dem Golde abscheiden, und reibt ihn mit etwas Gummiwasser an, so kann er auf das Kupfer getragen werden, und nimmt dann die beste Politur an.

Dem Kupfer eine Silberfarbe zu geben. Man bringe 1 Unze Scheidewasser oder Salpetersäure und $\frac{1}{4}$ Loth gekörntes Silber über ein gelindes Feuer und wenn Alles aufgelöset worden, nimmt man das Gefäß vom Feuer, und wirft so viel weißen Weinstein hinein, als nöthig ist, die Flüssigkeit zu absorbiren. Der übrig gebliebene Teig dient dazu, dem Kupfer eine Silberfarbe mitzutheilen. Oder man zerstoße gleiche Theile Salpeter und Arsenik, thue es in einen unglasurten Topf, den man mit einem andern bedeckt und beide gut lutirt. Man setzt den Topf sechs Stunden lang an ein gelindes Feuer, legt das Letztere immer näher, so daß während der letzten zwei Stunden das Feuer den Topf berührt. Von diesem Pulver werfe man auf zwei- bis dreimal geschmolzenes Kupfer, lösche Letzteres im Wasser ab, um es zu körnen, so wird es eine ziemliche Silberfarbe erhalten. Damit bei dem Körnen von dem Kupfer nichts verloren geht, wirft man etwas Schweinfett in die schmelzende Masse, ehe man sie in das Wasser ausgießt. — Zweite Vorschrift. Man schmelze fünf Theile Kupfer mit einem Theile Zink in einem Tiegel, den man gleich nachher vom Feuer nimmt. Man rühre die Materie mit einem eisernen Stabe untereinander, und gieße sie in beliebige Formen. Oder man sublimirt Arsenik auf die gewöhnliche Art und werfe auf das fließende reine Kupfer eine Unze dieses Sublimats. Auch kann man eine Unze

Salpeter und eben so viel Arsenik mit einander verkalken, ehe man sie pulverisirt. Hierauf schmelze man ein halbes Pfund Rothkupfer in einem Tiegel, und trage zu Dreimalen von diesem Pulver hinein; wenn die Materie gut fließt, wird sie in Formen gegossen. — Dritte Vorschrift. Man muß einen guten Backsteinofen von $1\frac{1}{2}$ Fuß Höhe haben, den man in die Mitte des Herdes unter einen Kamin von 14—16 Zoll Breite setzt. Innerhalb dieses Ofens, in der Höhe von 8—9 Zollen, bringt man einen eisernen Rost an, der ringsherum eingemauert wird. Die Stäbe dieses Rostes dürfen nur einen Finger breit von einander entfernt seyn; auch muß der Ofen inwendig rund gemauert werden, weil bei der runden Form die Hitze mehr zusammengehalten und verstärkt wird, als bei jeder andern. Ferner muß er vollkommen trocken seyn, ehe man eine Arbeit darin unternimmt; ist er daher noch zu neu, so zündet man zuweilen Kohlen darin an, um ihn desto schneller zu trocknen. Auch muß man einen guten Blasebalg bei der Hand haben, um die Schmelzung der Metalle zu befördern; denn je schneller dieses geschieht, desto besser gelingt die Arbeit. Endlich läßt man vorn an dem Ofen, unterhalb des Rostes, eine runde oder viereckigte Oeffnung, welche unten 10 Zoll breit ist, damit die Luft durchstreichen und die Kohlen anfachen kann, auch um die Asche herauszuziehen. Ist Alles so vorbereitet, so setzt man auf den Rost einen Tiegel, der groß genug ist, die zu schmelzende Materie zu fassen, von der man 2, 3, 4 bis 8 Unzen nehmen kann. Der Tiegel wird ringsum mit Kohlen belegt und diese mit einer glühenden angezündet. Wenn ein Goldschmids-Blasebalg mit dem Zuge angebracht werden kann, ist es noch vortheilhafter. Man thut nun in den Tiegel 1 Unze Silber nach dem Münzgehalte, nebst 2 Pfd. feinen Kupferplatten, welche auf der einen Seite den Glanz haben und ungefähr so dick sind, als ein Achtgroschenstück. Dann nimmt man gleiche Theile recht weißen Sublimat

und Arsenik, pulverisire beides recht fein in einem eisernen Mörser und bedecke den Letztern mit einem Leder, in welchem bloß eine Oeffnung für die Keule bleibt, so daß kein Staub, welcher überdies gefährlich ist, durchdringen kann. Zur Vermeidung dieses Staubes kann man sich auch den Mund und die Nase mit einem Tuche verbinden, und wenn Alles recht fein gerieben worden, thue man es zusammen in eine gläserne Flasche, welche mit einer Blase wohl verwahrt wird. Ferner thue man in einen geräumigen Tiegel so viel Kochsalz, als das Gewicht des Sublimats und des Arseniks beträgt, setze denselben ins Feuer und bedecke ihn mit einem Ziegel, weil das Salz in der Hitze verpufft. Sobald es heiß ist, wird es aus dem Tiegel genommen, gleich andern Materien in einem Mörser zerrieben, nachher Alles zusammengemischt, und Sublimat, Arsenik und Salz zusammen in den Tiegel mit dem Silber und Kupfer eingetragen. Um die Schmelzung zu befördern, kann man, wenn die Materien glühen, etwa eine Nuß groß Borax dazu werfen, und wenn Alles gut fließt, in Formen gegossen. Wenn der Zain erkaltet, wird er noch auf Kohlen ausgeglühet, und das Feuer mit dem Blasebalge stark angefacht, bis das Metall roth glühet, worauf es aus dem Feuer genommen wird. Um dem Metalle einen schönen weißen Glanz zu geben, wirft man in einen Kessel, worein etwa drei Maaß schlechten Weins gegossen worden, ungefähr 2 Unzen Weinstein und eben so viel Kochsalz, legt den Zain hinein und läßt Alles eine Zeitlang miteinander sieden; endlich wird derselbe herausgenommen, und mit der Kratzbürste abgerieben, die man zuweilen in den Kessel taucht, wodurch das Metall eine schöne Silberfarbe erhält. Wenn es durch diese erste Arbeit nicht vollkommen weiß wird, so wird es noch einmal ausgeglühet und das angeführte Verfahren wiederholt. Am besten ist es, wenn man dasselbe noch einmal schmelzt; denn je mehr es geschmolzen

und geglühet wird, um so mehr Vollkommenheit und Glanz erhält es.

Vierte Vorschrift. Mit Branntwein. Hierzu muß man einen eisernen Topf mit einem Deckel haben, in dessen Mitte eine Oeffnung befindlich ist. Der Deckel wird dreimal darauf lutirt und jedesmal läßt man den Kütt beim Feuer trocknen. Wenn der Topf auf diese Art wohl verschlossen ist, so wird ein Trichter in die Oeffnung des Deckels gesetzt, ein Maaß Branntwein und 1 Pfund Salpeter hineingethan und die Oeffnung mit Baumwolle verstopft; dann schmilzt man in einem Tiegel $1\frac{1}{2}$ Pf. dünne Kupferbleche und gießt das geschmolzene Metall gleichfalls durch die Oeffnung in den Topf. Sobald der Branntwein gänzlich verbrannt ist, findet man das Kupfer mit einer Silberfarbe überzogen. Es wird nachher mit einer Unze Borax und zwei Unzen fein Silber in einem Tiegel geschmolzen, und sobald es fließt, 2 Unzen Arsenik zugesetzt, wobei man sich aber Nase und Mund verbinden muß, um den Dampf nicht einzuziehen. Zuletzt thut man noch 2 Unzen gestoßenes Glas dazu, bedeckt sogleich den Tiegel, und giebt eine Stunde lang starkes Feuer, worauf man das Metall in die Form ausgießt. Wenn es noch zu spröde ist, so kann man es noch einmal mit 2 Unzen geraspelten Schöpsenklauen schmelzen, und es dann wieder in die Form gießen.

Versilberung des Kupfers mit einer Verbindung des Queckſilbers und Silbers, wodurch es einen dauerhaften Glanz erhält. Das Kupfer wird vorher in einer starken Lauge rein abgewaschen und getrocknet. Dann nimmt man feine Silberblättchen oder Kapellensilber, läßt es in einem Tiegel glühen, und wenn es im Begriff zu schmelzen ist, trägt man vier bis fünf Theile warmes Queckſilber hinein, rührt Alles mit einem eisernen Haken gut um, und sobald es zu rauchen anfängt, gießt man es in kaltes Wasser, und wascht es gut aus. Das Amalgama wird hierauf durch

Leinwand oder Leder gedrückt, um das überflüssige Queckſilber abzuſondern, und in einem Glaſe aufbewahrt. Man bereitet nun folgende Lauge: 1½ Unze Schwefel, 1½ Unze Alaun, 1½ Drachmen Arſenik und eben ſo viel Spießglas werden ſorgfältig unter einander gemiſcht und zerrieben, und dann in ſiedenden Urin, welcher vorher abgeſchäumt worden, geworfen. Mit dieſer Lauge reibt man das Kupfer zuerſt und nachher mit Queckſilber ab, und trägt dann das Amalgama mit einer Haſenpfote darüber, worauf man es mit Nuß- oder Olivenöl beſtreicht, und mit Kleien zudeckt. Dann wird es in die Flamme eines hellbrennenden Feuers gehalten, bis das Oel und die Kleie verzehrt ſind, und das Gefäß ſchwarz wird. Wenn es etwas erkaltet iſt, legt man es auf glühende Kohlen, glüht es zur Röthe, läßt es wieder erkalten, und ſiedet es in einer Lauge ab, welche mit Weinſtein, dem vierten Theile Kochſalz, und verhältnißmäßigem Waſſer bereitet worden. Endlich läßt man es trocknen, bürſtet es ab, und polirt es mit einer Miſchung von Waſſer und Urin vermittelſt des Blutſteins. Das auf dieſe Art verſilberte Kupfer kommt dem Silber an Glanz und Dauer gleich, und wenn es matt wird, darf man es nur in der zuletzt angegebenen Lauge wieder anſieden. — Zweite Vorſchrift. Man löſet das Silber auf die gewöhnliche Art in Scheidewaſſer auf, dann in Waſſer gegoſſen, worin Salz aufgelöſet worden, und vier und zwanzig Stunden ſtehen laſſen, bis das Scheidewaſſer oder die Salpeterſäure gänzlich verflogen iſt. Man miſcht hierauf die ganze übrige Maſſe mit kalcinirtem Kochſalz und Weinſtein, und zwar in dem Verhältniß, daß auf drei Unzen Salz und eben ſo viel Weinſtein 6 Loth Silber kommen, die in einer Unze Scheidewaſſer leicht aufgelöſet werden können. Hierauf wird die Maſſe der Sonne oder einem gelinden Feuer zum Trocknen ausgeſetzt, und dann auf Marmor zerrieben, damit das Silber ſich gut vermiſche. Dieſe Kompoſition läßt ſich

in einem verstopften Glase lange aufbewahren. Will man sie gebrauchen, so reibt man sie mit Wasser zu einem Teige an, der weder zu dick, noch zu flüssig ist, und trägt denselben mit Leinwand auf das Kupfer.

Eine Mischung von Kupfer, Arsenik und Silber, welches eine dem Silber ähnliche Masse giebt (Argent haché). Man schmelzt 4 Unzen Kupfer und setzt eine halbe Unze durch Salpeter figirten Arsenik dazu, den man in eine fette, mit Kalkwasser angefeuchtete Erde einwickelt und daraus Kugeln macht. Man läßt Alles eine Viertelstunde mit einander schmelzen, und verhütet, daß keine Kohlen hineinfallen. Nachher wird die Mischung ausgegossen und die Farbe derselben auf dem Probiersteine probirt, auch ob sie sich unter dem Hammer strecken läßt. Ist sie nicht biegsam genug, so muß man sie noch einmal mit gestoßenem Glase oder etwas Salpeter schmelzen. Zu dieser Komposition setzt man nun die Hälfte oder ein Drittel Silber, so behält sie ihre weiße Farbe.

Versilberung mit Silberteig. Gleiche Theile Kochsalz, Steinsalz und Salmiak werden mit zwei Theilen Weinstein auf einem Marmor fein zerrieben; dann Silber in Scheidewasser aufgelöset und die Auflösung auf obige Sache gegossen, damit Alles ein Teig wird, den man auf dem Marmor fein zerreibt. Auf ein Quentchen Silber nimmt man zwei Quentchen Scheidewasser, und das Ganze wird bis zur gänzlichen Auflösung in warme Asche gesetzt. Man trägt nun diesen Teig auf das gereinigte Kupfer, bringt Letzteres über Kohlen und löscht es in einem hölzernen Gefäße ab, worin eine Lauge von Wasser, Kochsalz und Weinstein enthalten ist. In dieser Lauge läßt man es einige Minuten sieden, löscht es dann in frischem, reinem Wasser ab, und reibt es mit einer Bürste von Messingdraht. Sollte sich in dem letzten Kupfergefäße nur etwas Eisen oder Holz befinden, so würde die Arbeit sogleich roth werden. Wenn der Teig nicht sogleich gebraucht werden kann und zu trocken geworden

seyn sollte, so kann man denselben mit etwas Scheidewasser erweichen

Silberteig, um Kupfer oder Messing ꝛc. kalt zu versilbern. Man löse etwas Silber in Scheidewasser auf, und setze so viel Weinstein und Salmiak zu, bis ein Teig daraus wird, den man in kleine Kugeln zusammen knetet. Diese Kugeln werden getrocknet und zu Pulver zerrieben; dann wird der Finger mit Speichel benetzt, etwas von diesem Pulver damit aufgenommen und das Kupfer oder Messing damit angerieben, so erhält es eine schöne Silberfarbe. Auf eben diese Art kann man Figuren und Zierrathen ꝛc. versilbern.

Eine Silberauflösung um damit Kupfer zu versilbern. Man zerreibt einen Theil Salmiak Salpeter und Steinsalz, jedes einzeln, dann zwei Theile Kochsalz und Weinstein, nach dem Verhältniß der ersten Salze, worauf Alles zusammengerieben und gemischt wird. Man löse nun eine Unze Silber in zwei Unzen Scheidewasser auf, und zerreibe obige Salzmischung mit ein Paar Tropfen dieser Auflösung, bis es zu einem Teige wird. Mit diesem Teige bestreiche man ungefähr eine Linie dick das Kupfer, welches aber vorher in warmer Lauge oder Urin abgewaschen seyn muß; der Teig wird mit einem Pinsel oder einer Bürste gut überstrichen, dann am Feuer getrocknet, in reinem Wasser abgewaschen und zuletzt mit der Kratzbürste überfahren; oder man löse 1 Unze feines Silber in 4 Unzen des besten Scheidewassers auf, setze der Auflösung 4 Unzen reines Weinsteinsalz zu, und nachdem das Kupfer mit Salz angestrichen, trägt man die Mischung darauf. Soll es eine matte Versilberung erhalten, so reibt man es mit Sand ab.

Versilberung der Leisten und Stäbe der Tapeten, Rahmen der Spiegel und Gemälde und anderer in den Zimmern befindlicher Gegenstände auf Wasserfarbengrund. Die erste zweite, dritte und vierte Arbeit,

nämlich das Leimtränken, die Bereitung des weißen Kreidegrundes, das Abreiben und Ausfüllen der Löcher und das Glätten und Abreiben mit Bimsstein, ist dieselbe, welche unter Gold, Th. 19 S. 421 u. f. ist angeführt worden. Ist alles ausgebessert und geglättet, so giebt man 1) einen Anstrich von dem besten Schieferweiß, welches sehr fein mit Wasser abgerieben und mit Leim eingerührt wird. Die Farbe wird erwärmt und ganz warm mit einem feinen weichem Pinsel auf das Werk überall aufgetragen. Zu lange darf man es aber nicht bestreichen, weil dadurch der weiße Grund wieder aufgelöset und die Reparatur verschwinden könnte. Diese weiße Farbe füllt die Vertiefungen aus, worein man zuweilen kein Silber bringen kann. 2) Wird Schieferweiß sehr fein mit Wasser abgerieben und mit schwächerem Leime eingerührt. Hiervon giebt man einen doppelten Anstrich auf die Stellen, wo Glanz-Versilberung hinkommt. Dieser Anstrich dient statt des Poliments. — 3) Trägt man die Silberblätter auf das ganze Werk und polirt sie. — 4) Wenn Alles trocken geworden, nimmt man Leim, worunter etwas gemahlenes Silber gemischt ist, und überstreicht damit Alles, was matt werden soll, wie auch die feinen Vertiefungen, worein man die Silberblättchen nicht bringen kann. — 5) Sobald die Arbeit fertig ist, und man solche vergolden will, so wird sie ganz dünn mit dem Leime zur matten Vergoldung überstrichen, worunter aber ein wenig halle gemischt wird. Sobald dieser Leim trocken geworden, streicht man einen schönen Goldfirniß darüber. Die Versilberung wird leicht von bösen Dünsten angegriffen und läuft an; soll daher die Silberfarbe erhalten werden, so muß man einen Weingeist-Firniß darüber streichen.

Das Silber aus Kupfermünzen zu ziehen. Man glühe die Münze, und lösche sie in einem alaunhaltigen Wasser ab, bestreue sie nachher mit Schwefel-

blumen, und erhitze sie Stufenweise, so scheidet sich das Silber aus, sobald der Schwefel geschmolzen ist.

Silber aus den Tressen zu erhalten. Die Tressen in kleine Stückchen zerschnitten, in einen leinenen Beutel gebunden, dieser in Wasser, worin Seifenabgänge aufgelöset worden, gelegt, und kochen gelassen, bis man eine Verminderung an dem Beutel wahrnimmt. Dieses geschieht, wenn die Menge der Tressen nicht beträchtlich ist, in kurzer Zeit. Dann wird der Beutel herausgenommen, mit kaltem Wasser abgewaschen, und stark mit der Hand ausgedrückt, oder man schlägt mit einem Hammer darauf, um die Seidenfaden auszudrücken. Endlich wird der Beutel geöffnet und man findet die metallische Substanz der Tressen rein und ganz, ohne Veränderung ihres Gewichts und ihrer Farbe. Dieses Verfahren ist leichter und bequemer, als wenn man die Tressen ausbrennt; auch ist sie nicht kostspielig, weil nur eine kleine Menge Seifensiedern, die man beim Seifenkochen gewinnt, dazu erfordert wird, obgleich man bei jeder Arbeit frische dazu nehmen muß.

Silber zu einem feinen Pulver zu zerreiben um damit zu versilbern ꝛc. Man pulverisire erstlich 1 Unze Salpeter für sich, zerreibe ihn nachher mit drei Löffeln voll Arabischem Gummi, welcher im Wasser zur Dicke eines Breies aufgelöset worden. Wenn Alles gut zerrieben ist, setzt man 1 Unze Silber dazu, und reibt Alles drei bis vier Stunden lang untereinander. Wenn die Mischung zu zähe oder zu hart werden sollte, so verdünnt man sie mit etwas Branntwein. Wenn nun das Silber hinlänglich zerrieben worden, so thut man dasselbe in eine gläserne oder auch glasirte Schüssel, gießt hinlängliches siedendes Wasser darüber, um es recht auszuwaschen, rührt es stark um, und läßt es vier und zwanzig Stunden lang ruhig stehen. Hierauf das Wasser in eine andere Schüssel sachte abgegossen, so daß kein Silber mitgeht, gießt wieder eben so viel siedendes Wasser

darüber, als das erste Mal, läßt es drei bis vier Stunden stehen, und gießt es abermals ab. Dieses Ab- und Zugießen wird so oft wiederholt, bis daß das Wasser ganz klar abgeht. Das auf diese Art präparirte Silber wird hierauf in ein großes Glas gethan, um es ganz von allem Wasser zu trennen, und nur das feinste zurück zu behalten, welches man in kleinen porzellanenen Schälchen trocknen läßt, und zum Gebrauch aufhebt.

Geschwefeltes Silber zu feinen Abgüssen. Das Verhältniß bei dieser Mischung ist: drei Theile Schwefel gegen einen Theil Silber. Man läßt das Silber in kleinen Stückchen in einem Tiegel gut glühen, trägt nachher Schwefel dazu, und erhitzt die Materie nach und nach bis Alles in den Fluß kommt. Es wird hierzu ein geringerer Feuersgrad erfordert, als zur Schmelzung des reinen Silbers, weil der Schade hier, so wie bei andern streng flüssigen Metallen, auf die er Wirkung hat, den Fluß befördert. Das Verhältniß der Mischung ist nicht gut zu ändern, wenn man ein anderes Metall oder Halbmetall hinzusetzt, wie z. B. Arsenik, wodurch das Gemisch eine dem Rothguldenerz ähnliche Farbe annimmt. Die Mischung des Silbers und Schwefels ist ein spröde, brüchige, schwarze Masse, die man zum Anschiessen in nadelförmige Krystallen bringen kann. Im Gießen nimmt sie sehr feine und saubere Eindrücke an und wird daher zu Abgüssen geschnittener Steine gebraucht. Will man den Schwefel wieder von dem Silber trennen, so darf man die Mischung nur eine Zeitlang der Wirkung des Feuers mit dem Zutritte der freien Luft aussetzen oder auch das geschwefelte Silber mit Salpeter verpuffen. Man färbt dann das Silber völlig so wieder, wie es vorher war.

Scheidung des Silbers vom plattirten Kupfer. Wenn man von plattirten Schnallen, Knöpfen ꝛc. das Silber ablösen will, so darf man sie nur in einer Mischung von 3 Pfd. Schwefelsäure oder Vitriolöl,

1½ Unzen Salpeter und einem Pfunde Wasser kochen, bis sich das Silber aufgelöset hat, welches nachher durch Kochsalz niedergeschlagen und ausgeschmolzen wird. Das hierbei gewonnene Hornsilber wird gewogen und mit Potasche ausgeschmolzen, das Silber wieder abgewogen und mit Bley auf der Kapelle abgetrieben. Der Abgang des Gewichtes zeigt die Menge des Zusatzes, und also den Grad der Feinheit an.

Auf Silber Gold und Kupfer zu emailliren. Man nimmt Venetianisches Emailpulver, von welcher Farbe man will, zerreibt es auf Marmor oder Glas, feuchtet es mit Oel an, und schmelzt es in einem Tiegel auf glühenden Kohlen, so wird es sehr schön ausfallen, wenn sonst die Verzierungen, die damit emaillirt werden sollen, gut gearbeitet sind.

Grüne Glasur auf Silber oder Gold. Man zerreibt Grünspan mit Nußöl auf einem Marmor, bringt es in eine Muschel und thut etwas guten Firniß dazu. Mit dieser Mischung glasirt man die Stellen auf Gold- oder Silbergeschirren, so werden sie eine schöne bleibende grüne Glasur erhalten. Wenn unter den Figuren Blätter oder Früchte vorkommen, so reibt man sie mit einem spitzigen Stöckchen ab. Ueberall, wo die Spitze hinfährt, wird das Gold oder Silber mit seinem ganzen Glanze zum Vorschein kommen.

Bereitung einer Silberfarbe um auf Glas zu malen. Man nimmt einen Theil kalcinirtes und klein zerriebenes Silber, zwei Theile gut gepulvertes Spießglas, und so viel pulverisirten Schwefel, als beides zusammen wiegt. Letzterer wird zuerst mit dem Spießglase zusammen gemischt; dann nimmt man einen Löffel von gehöriger Größe, der noch zu keiner andern Sache gebraucht worden, und trägt zuerst eine Schicht Spießglas in Schwefel, dann eine von Silber, und so fort hinein, bis Alles eingetragen ist. Die letzte Schichte muß wieder von Spießglas und Schwefel seyn. Ist dieses

geschehen, so bringt man den Löffel auf Kohlenfeuer und wenn die Materie recht brennt, rüttelt man den Löffel über dem Feuer, damit sich das Silber nicht anhänge. Sobald die Flamme verschwunden ist, so gieße man die ganze Masse in eine Schüssel mit reinem Wasser und kratze auch den Löffel in demselben aus. Das Wasser wird nun abgegossen und die Masse eine gute Stunde lang auf einer Kupferplatte zerrieben, dann aber auf ein Stück glatter Kreide zum Trocknen ausgebreitet. Hierauf theilt man die ganze Masse in neun Theile und vermischt jeden mit einem Theile Ocher. Hat man aber schon gebrauchten Ocher, so wird das Ganze nur in sieben Theile getheilt. Man reibt zuerst einen Theil Ocher und vermischt ihn dann mit einem Theil Silber, damit Alles gut untereinander gemengt wird. So oft man nun einen Theil zerrieben und vermischt hat, trägt man ihn in einen bleyernen Topf, in welchem etwas Wasser eingeschlagen worden, und wenn Alles darin ist, wird es mit einem Stocke gut durcheinander gerührt, Wasser zugesetzt, um die Farbe gehörig flüssig zu machen. So oft man sich dieser Farbe bedienen will, muß man sie mit einem Stocke tüchtig durcheinander rühren, damit das Silber mit dem Ocher gut vermischt bleibt. Diese Farbe wird auf Glas von der Seite getragen, welche nicht bearbeitet ist.

Insekten in Silber abzuformen. Man nimmt eine Spinne, Fiege oder ein anderes beliebiges Insekt, bedeckt es über und über mit angefeuchtetem Thon, und läßt eine Oeffnung nach aussen, worauf der Thon im Feuer getrocknet und verhärtet wird. Der Körper des Thieres verbrennt zu Asche, die man mit Wasser aus der Oeffnung herausspült und dann gießt man durch die letztere geschmolzenes Silber hinein. Wenn das Metall kalt geworden, und dann die Thonform zerschlagen, so findet man die Figur des Thieres ziemlich genau in Silber abgeformt. Ueber die Figuren ꝛc. in Silber, s. auch unter Silberarbeiten.

Silberliquor, dem Silber eine weiße Farbe zu geben. Man löset in einem Kessel gleiche Theile rohen Weinstein und Kochsalz in Wasser auf, und erhitzt das Silber, welches man bleichen will, bis zum Glühen, jedoch nicht bis zum Schmelzen; dann wirft man es in die eben angeführte Lauge und läßt es unter beständigem Umrühren mit einem kupfernen Löffel darin kochen. Nehme nun ein eisernes Instrument dazu, so würde das Silber Flecken bekommen. Von Zeit zu Zeit nimmt man das Silber heraus, um zu sehen, ob es schon weiß wird, reibt es mit feinem Sande ab, und wirft es wieder in die Lauge. Diese Arbeit wird so lange wiederholt, bis es eine vollkommene Weiße erhalten hat. Man kann auch das Silber mit Seifenwasser abreiben, ohne es zu sieden, desgleichen auch mit gepulvertem Gyps, oder mit Os sepiae, oder Kreide und Weinessig.

Ein Gefäß zu treiben, dessen eine Seite von Gold, die andere von Silber ist. Man nimmt ein Stück feines Silber, schlägt es zu einer viereckigen dünnen Platte, feilt selbige auf der einen Seite etwas rauh und bearbeitet sie mit dem Grabstichel. Dann nimmt man ein Stück Gold, welches der Dicke des Gefäßes, welches man treiben will, angemessen ist, und macht daraus gleichfalls eine viereckige Platte, welche vollkommen dieselbe Größe und Breite hat, als die silberne. Man paßt sie nun beide genau aufeinander, schlägt mit einem hölzernen Hammer leicht darauf, damit sie fest zusammenhangen. Wenn sie auf diese Art vereiniget sind, kann man dem Gefäße eine beliebige Form geben, so wird die eine Seite von Gold, die andere von Silber seyn.

Verschiedene Wasser, um dem Silber eine schöne Goldfarbe zu geben. Man löset eine Unze Queckſilber und eben so viel Scheidewasser in einem Glase auf, und wenn das Queckſilber aufgelöset ist, setzt man 5 Unzen frisches Wasser zu, erwärmt die Flüssigkeit, und bedient sich derselben, um dem Silber eine Gold-

farbe zu geben. — Eine zweite Vorschrift. Man löse 2 Quentchen Queckſilber in einer Unze Scheidewaſſer in einer Phiole auf, und gieße dann Flußwaſſer hinzu. Die Flüſſigkeit wird lauwarm gemacht, worauf man das Glas verſtopft und ruhig ſtehen läßt. Auch dieſes Waſſer giebt dem Silber eine ſchöne Goldfarbe. — Eine dritte Vorſchrift. Man gieße guten Weineſſig über Kupferplatten und ſetze gleiche Theile Alaun und Kochſalz zu. Die Flüſſigkeit läßt man über dem Feuer ſieden, bis ſie auf den vierten Theil reducirt iſt, ſo wird das hinein geworfene Metall eine Kupferfarbe erhalten. Läßt man ſie aber länger ſieden, ſo erhält es eine Goldfarbe.

Silberloth, ſ. unter Löthen, Th. 80, 745. Hier noch einige Vorſchriften zu einem Silberlothe. Erſte Vorſchrift. Man vermiſche gleiche Theile Meſſing und Silber, ſchmelze beides in einem Tiegel und ſetze Borax und etwas Glasgalle zu. Wenn Alles geſchmolzen iſt, gießt man es in eine Form aus und ſchlägt es zu dünnen Blättchen, welche in dem oben beſchriebenen Silberliquor ausgewaſchen worden. Wenn dieſe Blättchen unter dem Hammer gehärtet worden, müſſen ſie noch im Feuer geglühet werden. Dieſes Silberloth läßt ſich ſehr gut unter dem Hammer ſtrecken, iſt aber ſchwer zu ſchmelzen, daher die Gold- und Silberarbeiter das ſchmelzbare Loth vorziehen, welchem ſie dieſe Eigenſchaft geben; indem ſie mehr Silber, als Kupfer dazu nehmen. — Zweite Vorſchrift. Man vermiſche und ſchmelze gleiche Theile Silber und Meſſing zuſammen, und ſetze den achten Theil des Silbergewichtes Zink zu. Dieſes Loth wird bloß zu kleinen Arbeiten gebraucht, welche nicht wieder ins Feuer kommen. — Dritte Vorſchrift. Man ſchmelze zwei Theile Silber und ſetze einen Theil dünngeſchlagene Glockenſpeiſe hinzu; man darf aber die Maſſe nicht zu lange im Feuer laſſen, weil ſich ſonſt die Glockenſpeiſe verflüchtigen möchte. Man kann auch 2 Unzen Silber mit einer Unze Glocken-

speise schmelzen, eine halbe Unze weißen Arsenik zu setzen, worauf man die Mischung schnell ausgießt. Man schmelze ferner 1 Unze feines Silber mit einer Unze dünngeschlagener Glockenspeise, und wenn Alles geschmolzen, werfe man 1 Unze weißen Arsenik dazu, rühre während des Schmelzens Alles wohl unter einander und gieße die Masse schnell aus. — Loth zum groben Silber. Man nehme 4 Unzen Silber, 3 Unzen Glockenspeise und $\frac{1}{4}$ Unze Arsenik, schmelze Alles zusammen und gieße es schnell aus. — Loth zu silbernen Ketten. Drei Theile feines Silber werden mit einem Theile Glockenspeise geschmolzen, und während des Schmelzens setze man etwas gelben Arsenik zu. Oder man nimmt einen Theil gelben Arsenik und einen Theil Kupfer, schmelze beides und körne die Masse. Dann setzt man vier Theile feines Silber zu, läßt Alles schmelzen und gießt es aus. Wenn die Masse erkaltet ist, wird sie zu einem zarten Pulver gefällt.

Silberloth der Klingenschmiede. Man bereitet dasselbe mit drei Theilen gutem Silber und einem Theile Gelbkupfer, welches beides in einem Tiegel geschmolzen wird, und gießt es hernach in Formen. Sobald es erkaltet ist, wird es auf dem Amboß mit Behutsamkeit breitgeschlagen. Wenn der geringste Riß entstehen sollte, muß es wieder ins Feuer gebracht und etwas geglühet werden. Warm darf man es gar nicht hämmern, weil es sonst ganz zerreissen würde, man wartet, bis es erkaltet ist, oder taucht es ins Wasser, um das Erkalten zu beschleunigen. Diese Arbeit muß so oft wiederholt werden, als es nöthig ist, um das Loth zur Dünne eines Kartenblatts zu schlagen. Dieses Loth wird auch Drittelloth genannt. Man verfertiget auch welches zu einem Viertel und zum Sechsstel. Wenn aber der Künstler eilflöthiges Silber dazu genommen, so muß er das Loth zum Viertel wählen. Das Drittelloth besteht aus drei Theilen Silber und einem Theile Kupfer;

das Viertelloth hat vier Theile Silber und einen Theil Kupfer, und das Sechsstelloth hat sechs Theile Silber und einen Theil Kupfer.

Muschelsilber zu bereiten. Man nimmt hierzu reinen Salmiak und reibt ihn mit einem dicken oder hellen Gummiwasser zur Syrupsdicke ab. Dann setzt man eine beliebige Menge Silberblättchen zu und reibt es ein paar Stunden lang so zart, als möglich. Hierauf thut man die Mischung in ein reines Glas und gießt filtrirtes Wasser darüber, rührt Alles mit einem hölzernen Spatel gut um, und wenn sich das Silber gesetzt hat, wird das Wasser ab- und frisches darauf gegossen, damit es recht ausgewaschen werde. Wenn aller Salmiak und das Schleimigte des Gummis gut ausgezogen, und das Silber rein liegen bleibt, so trägt man es Häufchenweise mit einem Pinsel in kleine Muscheln, wo man es trocknen läßt. So oft man sich dieser Silberfarbe bedienen will, feuchtet man sie mit leichtem Gummiwasser an. Was das Abreiben der Silberblättchen mit Honig betrifft, so ist davon schon unter Gold, Th. 19, S. 558, gehandelt worden.

Silber auf Fayance zu inkrustiren. Man bestreiche die Stelle der Fayance, so versilbert werden soll, mit Knoblauchsaft, trage dann die Silberblätter darauf und lasse die Arbeit trocknen.

Mit Silber auf Glas zu zeichnen. Man wähle ein Stück weißes, durchsichtiges Glas, welches keine Blasen, noch Faden hat und ein zweites Stück blaues Glas von demselben Geiste, auf welches das Silber getragen wird. Man hat oder bedient sich hierzu zweierlei Mittel. Das erste besteht darin, daß man es mit Silberblättern belegt, welches am besten geschieht, wenn man das Glas mit einer Knoblauchstaude reibt, und das Silber ganz glatt darauf legt, so daß es weder Falten noch Runzeln bekommt, auf dieses Silberblatt zeichnet man nachher beliebige Figuren; hebt hiernach mit dem

Grabstichel alles Silber heraus; welches nicht mit zur Zeichnung gehört, und schraffirt die Stellen, welche den Schatten umgeben halten. Diese Methode soll aber die Unbequemlichkeit haben, daß sich die Silberblätter nicht so ganz fein abscheiden lassen, und immer zerrissen ausfallen. Die Methode das Glas mit einem Silberpulver zu belegen ist daher vorzüglicher. Zu dem Ende reibt man Silberblätter sehr fein mit Honig oder Syrup an, und probirt sie, ob sie fein genug sind, indem man einen Tropfen auf den Nagel fallen läßt, und nichts Blättriges mehr darin bemerkt. Hierauf wird die Mischung in ein Glas gethan und Wasser darüber gegossen, um allen Syrup auszuziehen, und wenn es eine Zeitlang ruhig gestanden wird die Flüssigkeit sachte abgegossen. Das Silberpulver, welches auf dem Boden liegen bleibt, kann noch einmal mit Wasser ausgewaschen werden, wo es dann zum Gebrauch getrocknet wird. Man kann auch Silber mit Queckssilber amalgamiren, und auf das Glas tragen, so wird das Queckssilber beim Erhitzen des Glases davon gehen. Will man nun das oben angeführte Silberpulver auftragen, so nimmt man zur Beitze etwas dickes Spieckol, giebt damit dem Glase einen gleichen Anstrich, und trägt das Pulver mit einem langhaarigten weichen Pinsel sauber darauf, so daß es gut in die Beitze eingreift. Wenn alles trocken geworden, so wird darauf gezeichnet wie oben angeführt worden. Will man diese Arbeit mit Gold und Silber zugleich verzieren, so hebe man nach der Vergoldung das Gold an den Stellen auf, wo das Silber hinkommen soll, und trage dieses nachher sauber auf. Wenn die Zeichnung fertig ist, kann das weiße Glas darauf gelegt werden. Vorher muß aber aller Ueberrest der Beize sorgfältig weggenommen werden, weil sie sonst zwischen den beiden Gläsern eingeschlossen, die ganze Arbeit verdunkeln und verderben würde. Dieserhalb wird das versilberte Glas vorher in die Muffel eines Emaillirsteins gebracht, und man läßt bei gelindem Feuer die

Beize ganz verdunsten, auch erwärmt man das Glas so stark, als es nöthig ist, um das Silber recht darauf zu befestigen, welches um so nöthiger ist, weil ausserdem, wenn man hernach das weiße Glas darüber legt, die ganze Arbeit verdorben werden könnte. Man bringt das Glas folgendermaßen in die Muffel. Man nimmt eine Tafel geroſtetes Eisenblech und überstreicht sie mit Spanischem Weiß, welches mit Wasser zerrieben worden, worauf man die Feuchtigkeit am Feuer verdunsten läßt. Hierdurch erhält man eine Unterlage, welche verhindert, daß sich das Glas nicht an das Eisen anhängt. Sobald das Glas aus der Muffel herausgenommen wird, so ist das Silber vollkommen darauf fixirt, und wenn man gewisse Stellen polirt, so kann man eine Zeichnung von mehreren Silberfarben herausbringen. Nachher wird das gemalte Glas mit dem Weißen überlegt. Man legt sie nämlich wieder auf das Eisenblech und paßt sie genau auf einander; bringt sie nachher unter die Muffel, und erhitzt beide so stark, daß sie sich zusammen löthen können. Man nimmt sie zuletzt aus dem Feuer, und sollten sie etwas trübe geworden seyn oder Luftblasen erhalten haben, so bereitet man noch ein anderes Eisenblech auf die oben erwähnte Art, und preßt sie zwischen diese beiden erhitzten Bleche. Zuletzt läßt man sie allmählig erkalten, damit sie bei dem schnellen Uebergange von der Hitze zur Kälte nicht springen.

Versilberung des Papiers. Man bereitet zuerst eine Mischung, von Gummi, Kandiszucker und etwas Honig und läßt Alles im Wasser zergehen, welches mit etwas Kornbranntwein versetzt worden. Diesen Liquor trägt man nun mit einem Schwamme auf das Papier, legt die Silberblätter darauf und drückt sie mit Baumwolle an. Wenn Alles trocken geworden, wird das versilberte Papier unter dem Hammer geschlagen, wie es mit den Büchern geschieht. Es erhält dadurch den Glanz, wie mit dem Polierstahle. Damit aber das Papier beim

Schlagen keinen Schaden leidet, so schlägt man immer ein Dutzend zusammen, und legt sie zwischen zwei starke Pergamenttafeln.

Das Papier auf den Schnitt zu versilbern. Man überziehe den Schnitt einmal mit Eyweiß, welches mit dreimal so viel Wasser zu einem Schaume geschlagen worden. Ueber dieses trägt man ein Poliment, welches aus weißem Bolus und Salmiaksalz, das mit Seifenwasser angerieben worden, besteht; wenn nun dieses trocken geworden, so trägt man das Blattsilber auf und polirt es mit dem Zahne. Das beste Poliment zur Schnittvergoldung ist folgendes: Man nimmt feinen weißen Bolus und Cremnitzer- oder auch Bleyweiß, reibt jedes besonders mit nachfolgendem Gummiwasser und läßt es einzeln stehen, bis man es zum Gebrauche vermischt. Bereitung des Gummiwassers. Man thut in einen glasurten Topf, der 1 Quart hält, Quittenkerne, Gummi-Traganth und Arabisches Gummi, und setzt ein Stück weißen Leim, am besten Leim von Pergamentspänen, und eben so viel Venetianische weiße Seife dazu, und läßt Alles zwölf Stunden lang im Wasser weichen. Wenn Alles zergangen, filtrirt man die Auflösung durch Leinwand, ohne es auszudrücken, und zerreibt das Zurückgebliebene mit dem Liquor. Wenn dieses geschehen, thut man weißen Bolus hinein, zerreibt ihn hernach mit Eyweiß, und setzt ein wenig Lichttalg und eine kleine Kruste verbranntes Brod, welches mit dergleichen Talg zerrieben worden, dazu. Zuletzt vermischt man Alles, und zerreibt es anhaltend und stark, damit das Poliment desto zarter werde. Man kann den Schnitt auch versilbern, wie es unter Gold, Th. 19, S. 443 mit dem Golde geschehen, nur daß man hier Silber nimmt.

Den Silberblättern oder versilberten Blättern eine Goldfarbe zu geben. Man zerreibe 3 Unzen Gummilack in granis oder Körnerlack zu einem feinen Pulver mit einem Quarte rectificirten Weingeiste,

ſetze das Gefäß vier und zwanzig Stunden lang in gelinde Wärme, und rühre es oft um, bis ſich ein Theil des Lackes aufgelöſet hat; dann gießt man den braunroth gefärbten Weingeiſt von dem noch aufzulöſenden Lack ab und läßt ihn ein bis zwei Tage ruhig ſtehen. Das Gefäß, welches dazu gebraucht wird, muß eine weite Oeffnung haben, und ſo vermacht werden, daß der Weingeiſt nicht ausdunſten kann. Der nicht aufgelöſete Lack erweicht ſich zu einer ſchleimichten zähen Maſſe, die durch eine enge Oeffnung nicht leicht herausfließen kann. Hierauf löſet man etwas Gummigut und Drachenblut in verſchiedenen Portionen in der obigen Auflöſung auf, die man klar abgegoſſen und durchgeſeihet hat. Das Gummigut theilt dem Weingeiſte eine gelbe und das Drachenblut eine rothe Farbe mit. Man miſcht nun beide Auflöſungen zuſammen, und gewahrt man, daß ſich die Farbe zu ſehr zum Gelben oder Rothen hinneigt, ſo ſetzt man von einer oder der andern Auflöſung mehr zu, bis die wahre Goldfarbe zum Vorſchein kommt. Auch durch Safran und Drachenblut kann man die Farbe herausbringen. Wenn man nun das Silberblatt vermittelſt einer Beize auf einen Gegenſtand aufgetragen hat, ſo überzieht man es mit obigem Firniß. Iſt der erſte Anſtrich trocken, ſo giebt man einen zweiten, dritten ꝛc., bis die Farbe hoch genug ausfällt. Man kann auch das Silber ſparen, wenn man ſtatt deſſen ein Blatt Zinnfolie nimmt, es mit Leim auf die Arbeit trägt, glättet, zuerſt mit Schmirgel und Leinwand, und nachher mit Zinnaſche polirt. Zuletzt giebt man demſelben fünf bis ſechs Anſtriche mit Firniß, ſo erhält man eine ſehr goldähnliche Farbe.

Silberne Figuren auf kleine Mobilien, als Käſtchen, Theebretter, Schirme ꝛc. zu tragen. Man nimmt hierzu Silberpapier nach Gefallen, entweder ganze Bogen oder in Stücke, Figuren oder Zierrathen zerſchnitten. Man weicht ſie vorher eine Viertelſtunde

in Weineſſig ein. Die Arbeit wird nun an den Stellen, wo Silber hinkommen ſoll, mit Firniß beſtrichen, und das eingeweichte Papier ſo darüber gelegt, daß die Seite des Silbers unten zu liegen kommt, worauf man auf der Rückſeite mit einem Federmeſſerhefte oder Falzbeine hin und her fährt. Hebt man nachher das geweichte Papier geſchickt und vorſichtig auf, ſo bleiben die Figuren oder Zeichnungen von Silber eben ſo auf dem Firniſſe ſitzen, wie ſie vorher auf dem Papiere waren, und auch mit demſelben Glanze. Wenn Alles trocken geworden, ſo wird es zweimal mit Firniß überzogen, der nachher mit Bimsſtein geglättet wird.

Verſilberung auf Holz. Man zerreibt Silberblätter mit Waſſerbley und Gummiwaſſer, und kann es nach Belieben heller und dunkler machen. Dieſe Compoſition wird wie das Gold oder Silber aufgetragen, und nachher mit dem Wolfszahne polirt.

Holzverſilberung mit gemahlenen Silber. Zu dieſer Arbeit iſt das ſchwarze oder ſchwarz gebeitzte Holz am tauglichſten. Man löſet etwas Traganthgummi in vielem Waſſer auf und rührt das Silber ſehr dünn mit dieſem Waſſer ein, worauf man es mit einem feinen Pinſel auf die hellen Stellen trägt, ohne die Schatten zu berühren. Die Schattirung wird mit Indianiſchem Holze gegeben, welches mit ſehr ſchwachem Gummiwaſſer zerrieben worden, weil es ſonſt Flecken verurſachen würde. Nachher überzieht man die Arbeit mit einem trockenen Firniß, der aus Spieköl oder Terpentinöl und Sandarakharz bereitet worden. Iſt der Firniß zu dick, ſo muß er in dem Grade erwärmt werden, daß man die Hand daran leiden kann. Man gießt dann etwas Oel hinzu. Auf dieſelbe Weiſe macht man es mit dem Golde. — Eine zweite Vorſchrift zu Gold. Man koche Avignonskörner oder Kreuzbeeren in etwas Alaunwaſſer und gebe damit dem Holze einen leichten Anſtrich. Hierauf bereitet man mit denſelben Körnern ein etwas ſtärkeres Waſſer,

in welches man vor dem Kochen noch etwas Alaun thut. Zu den Schattirungen nimmt man Ruß oder Lampenschwarz mit Wasser eingerührt. Wenn das Werk trocken geworden, so reibt man es mit starker Leinwand ab, bis das Holz glatt wird; dann breitet man einen Bogen Papier darüber, und polirt es mit dem Wolfszahne, um dem Holze den Glanz wieder zu geben, den es durch das Wasser verloren hat. Hierauf giebt man wieder einen Anstrich mit Avignonskörnertinktur und noch einen mit Pergamentleim. Ist die erste Tinktur Alaunhaltig genug, so saugt das Holz nicht so viel ein. Das beste Mittel, um das zu viele Einsaugen zu verhindern, ist, wenn man das Holz nach dem ersten Anstreichen mit der Tinktur mit Pergamentleim überzieht, wodurch es das Ansehen eines Malergoldes mit braunem Grunde erhält. — Will man versilbern, so tränkt man das Holz vorher mit Pergamentleim, zeichnet nachher mit Bleystift die Stellen, welche Licht oder Schatten erhalten sollen, und schattirt mit Rußwasser; dann wird das Silber aufgetragen und überfirnißt.

Versilberung der erhaben gearbeiteten Figuren. Man nimmt Silberschaum, zerreibt ihn mit etwas Gummiwasser und trägt ihn auf die Figur, welche wie zur Glanzvergoldung, s. unter Gold, Th. 19, zubereitet seyn muß, worauf man sie, wie gewöhnlich, polirt. Diese Versilberung hat ein sehr schönes Ansehen.

Versilberung mit Malersilber auf erhaben gearbeitete Figuren, welche weder röthet, noch schwarz wird. Nachdem man, wie gewöhnlich, die Arbeit, sie mag von Holz oder Stein seyn, mit Leim getränkt, und mit Weiß angestrichen hat, so giebt man derselben noch drei Anstriche mit zerriebenem weißen Bolus, der mit etwas Seifenwasser und Wasserbley versetzt worden. Das Blattsilber wird nun aufgetragen, geglättet und mit feiner weicher Leinwand abgerieben. Hierauf überzieht man die Stelle, wo das Silber matt bleiben soll, mit

geriebenem Schieferweiß, welches mit Leim angerührt worden, und trägt nachher das Malersilber mit einem feinen Pinsel darauf. Das Malersilber wird mit weißem Weingeistfirniß oder auch mit aufgelöseter Hausenblase oder gekochtem Pergamentleim eingerührt. Die Mischung in heißer Asche erwärmt, und mit etwas Römischen Alaun versetzt. Man giebt damit zwei bis drei Anstriche.

Versilberung kupferner Figuren, Zierrathen ꝛc. Man nimmt hierzu Salmiak, Steinsalz, Kochsalz oder salzsaures Natron, Potasche und Silberkrystallen, von jedem 2 Quentchen, und macht daraus mit Wasser einen Teig. Mit diesem Teige überzieht man die Figuren, und legt sie auf glühende Kohlen, bis sie nicht mehr rauchen.

Der Glanzversilberung eine grüne Farbe zu geben. Man zerreibe Grünspan mit Terpentinöl, thue ihn nachher in einen glasurten Topf oder in eine gläserne Flasche, und gieße Firniß darüber, der aus Terpentinöl und Burgunderharz bereitet worden ist. Wenn der Grünspan mit diesem Firniß eingerührt worden, so kann man ihn über Glanzsilber streichen. Von dieser Komposition bereitet man nicht mehr, als man auf einmal braucht, weil sie sonst dick und schleimicht wird. Man kann diesem jedoch abhelfen, wenn man etwas weniges Terpentinöl zugießt und die Mischung in heißer Asche erwärmt.

Der Glanzversilberung eine Violettfarbe zu geben. Diese Farbe kann nur auf Glanzsilber getragen werden, welches vorher einen leichten Anstrich mit aufgelöseter Hausenblase, Pergamentleim oder durchgeseiheten Knoblauchssaft erhalten. Wenn dieser Anstrich trocken geworden, nimmt man feines Emailglas und vermischt dasselbe mit feinem Lack, mehr oder weniger, je nachdem die violette Farbe erhöhet werden soll. Man kann auch Indigo dazu nehmen, den man mit etwas Weiß vermischt, um die blaue Farbe zu erhöhen. Wenn der

Anstrich trocken geworden, so wird die Arbeit leicht mit Leim überzogen und hernach die Farbe darauf gesetzt.

Matte Leimversilberung. Wenn die Arbeit, wie beim Vrrgolden, weiß gegründet, abgerieben und getrocknet ist, so giebt man derselben einen starken Anstrich mit heißem Pergamentleim. Wenn dieser trocken ist, so zerschneidet man Silberblätter und trägt sie auf die mit einem Pinsel befeuchtete Stellen, welche aber durchaus mit Silber belegt werden müssen. Wenn Alles trocken geworden, streiche man mit einem weichen Pinsel darüber hin, um das herumfliegende Silber abzukehren. Nachher erwärmt man schwachen Pergamentleim und versetzt ihn mit etwas Gyps, der mit Wasser zerrieben worden, welches bloß geschieht, um dem Leim eine weißliche Farbe zu geben, daher man auch nur wenig Gyps dazu nimmt. Von diesem warmen Leim giebt man der Versilberung einen leichten Anstrich und läßt ihn trocknen. Diese Art Versilberung schwärzt niemals.

Queckſilber in Silber zu verändern oder umzuwandeln. Man löse einen Theil gekörntes Kapellensilber in vier Theilen gut rectificirten Salpetergeist auf, und kohobire es so lange, bis das Silber in Krystallen anschießt. Diese Krystallen werden pulverisirt und in destillirtem, dephlegmirtem Weinessig in einem gläsernen Gefäße in warmer Asche aufgelöset. Diese Auflösung wird bis zum Salze abgeraucht und über Letzteres destillirtes Regenwasser gegossen; ein blinder Helm auf das Gefäß gesetzt und Alles zwei Stunden lang im Sandbade bis zur völligen Auflösung sieden gelassen. Wenn diese Auflösung noch einmal im Sandbade abgeraucht worden, so bleibt die Materie hell und rein liegen. Man trocknet sie nun bei gelindem Feuer oder an der Sonne, und theilt sie in zwei Theile, wovon man den einen besonders aufbewahrt, den andern aber in ein gläsernes Gefäß thut. Ueber diesen letztern gießt man eine hinlängliche Menge rectificirten Weingeist, digerirt die Mischung

acht Tage lang im Sandbade, und destillirt sie hernach bei gelindem Feuer, so geht der Weingeist zuerst, nnd der Silbergeist zuletzt über. Beide werden zusammen in den Kolben zurück gegossen und noch einmal im Sandbade destillirt, so bleibt das Silberöl im Grunde des Gefäßes zurück. Dieses Oel gießt man auf den zurückgelegten Theil der Materie in ein gläsernes Gefäß, und digerirt es auf warmer Asche, bis Alles die gehörige Vollkommenheit erhalten hat. Diese Vollkommenheit erkennt man daran, wenn man etwas von der Materie auf ein glühendes Kupferblech gießt; fließt sie hier wie Wachs und behält die Weiße des Silbers, so ist sie gehörig bereitet. Wirft man einen Theil dieses Pulvers auf hundert Theile erwärmtes Queckſilber, so wird letzteres fixirt und erhält das Ansehen eines vollkommenen Silbers. Wenn nun Alles so weit fertig ist, so pulverisirt man 6 Unzen Weinstein, eben so viel Salpeter, nebst 6 Unzen Glas, schmelzt alles zusammen in einem Tiegel und löset es nachher in Wasser auf. Nachdem das Wasser abgeraucht worden, bleibt ein Salz zurück, welches man unmittelbar nach dem obigen Pulver auf das Queckſilber wirft. — Zweite Vorschrift. Man sublimire Arsenick mit gleichen Theilen verpufftem Kochsalze, und nehme nun davon die mittlere krystallinische Materie, die sich sublimirt. Das feine Mehl, welches oben auf liegt, und den Bodensatz werfe man weg; diese krystallische Materie wird so oft sublimirt, bis sich kein feines Mehl mehr erhebt. Zugleich verkalke man ein Amalgama von Silber und Queckſilber besonders, treibe das Queckſilber im Feuer ab, und wasche das Silber so lange mit Wasser aus, bis dieses rein und hell bleibt. Jetzt wieder 1 Unze verkalktes oder oxidirtes Silber und 4 Unzen sublimirter Arsenick zusammengemischt und so lange mit einander sublimirt, bis sich nichts mehr erheben kann. Diese Sublimation geschieht am bequemsten in einer Phiole, die man auf die Seite legt, und so wie sich etwas auf der einen Seite

sublimirt, sie auf die andere umwendet. Auf diese Art braucht man das Gefäß nicht zu zerschlagen, wie es sonst geschehen müßte. Wenn die Materie endlich steinartig geworden, so zerreibt man sie und digerirt sie im Sandbade, bis sie sich gänzlich in ein fixes Oel verwandelt hat, welches man erkennt, wenn das Gefäß durchsichtig wird. Hieranf bringt man vier Theile Queckſilber in einen Theil dieſes fixen Oels in einen Tiegel, giebt Gradweis Feuer, bis Alles zu einer Masse wird, welche sich am Tiegel anhängt. Diese wird heraus genommen, auf der Kapelle abgetrieben, so erhält man sehr gutes Silber. — Von der Amalgamation des Queckſilbers mit dem Silber, s. unter Queckſilber, Th. 119, S. 433.

Um das Silber vom Zinn zu unterscheiden, wenn solches bei Feuersbrünsten durch Zufall mit zinnernen Geschirren zusammengeschmolzen worden, macht man es, wie folgt. Man sucht das geschmolzene Metall zusammen, wäscht es rein, und legt so viel, als möglich, Silber und Zinn, jedes besonders, das Zinn wird zuerst in einer großen eisernen Kelle geschmolzen, jedoch anfangs nicht zu heiß, damit es nicht glühend werde, und man das Silber, welches sich etwa darunter befinden sollte, herausnehmen kann. Wird das Zinn in der Kelle glühend, so nimmt es das Silber in sich, als wenn es in das Bley ginge. Weil nun das Silbererz, wenn das Zinn nicht glühend wird, darin nicht schmilzt, so kann man es leicht herausnehmen und von dem Zinne scheiden. Das Zinn wird hierauf in einen Gießbuckel allein ausgegossen. Was an Silber ausgeschieden worden, thut man anfangs in eine große Kelle und setzt dieselbe ins Feuer. Ist noch Zinn darin, so schmilzt solches gleich, daß man darunter ausgießen kann, und damit das Zinn rein davon komme, kann man es glühend werden lassen. Das Silber thut man hernach in einen Tiegel, schmilzt es im Windofen mit scharfer Hitze, und gießt es hernach in eine Barre aus. Sollte es sich treffen, daß das Sil-

ber nicht geschmeidig ist, so ist es ein Zeichen, daß noch Zinn darin vorhanden; es muß dann wieder in den Tiegel, salzsaures Kali hinzugethan und im Windofen mit starker Hitze geschmolzen werden, so verbrennt darin das Zinn und das Silber wird geschmeidig. Ist es geschehen, daß Zinn mit dem Silber beim Schmelzen in Feuersbrünsten durcheinander gemischt worden, indem das Zinn ganz glühend geworden, so ist die Scheidung beider Metalle sehr schwer, das Zinn geht dabei verloren und kann nicht erhalten werden. Damit man aber wisse, ehe dieses Scheiden vorgenommen wird, wie viel Silber in dem Zinne stecke, und ob es auch die Mühe verlohnt, die Arbeit des Scheidens zu unternehmen, so muß solches erst probirt werden. Wenn es dann der Mühe werth ist, so wird ein Topf von Glas und Ziegelmehl gemacht; dieser in einen Brennofen gesetzt, und wenn er erglühet, das gemischte Metall darauf getragen, und im Feuer stehen gelassen, damit das Zinn zu Asche kalzinire. Die erste Asche davon ist weiß, und so lange solche weiß bleibt, ist nicht viel Silber darin, wenn die Asche aber grau wird, so ist sie reich an Silber, und muß besonders aufgehoben werden, von dieser Asche wird ein Theil mit drei Theilen Alkali wohl unter einander gemischt, dann in einem Hessischen Tiegel fest gestoßen und im Windofen mit starkem Feuer geschmolzen. Wird aber das Silber nicht rein und ist spröde, so muß es noch einmal mit Alkali geschmolzen oder auf einem Aschenrost mit Bleyzusatz fein gebrannt werden. So lange nun das Zinn, worin Silber befindlich ist, im Feuer steht, brennt Alles zu Asche, und es bleibt nichts übrig. Will man aber nicht so lange Zeit darauf verwenden, daß Alles in Asche kalzinire, so kann man, so bald die Asche grau wird, das übrige Zinn mit dem Silber herausnehmen und mit drei Theilen Alkali in einen Hessischen Tiegel setzen. Das Salz wird erst mit einem runden Holze auf dem Boden des Tiegels fest gestoßen, dann das Zinn mit dem Silber oben dar-

auf, mit einem irdenen Deckel bedeckt und in den Windofen gesetzt. Anfangs läßt man es mit einem gelinden Feuer, hernach aber mit starker Hitze ungefähr 2 Stunden fließen, dann den Tiegel kalt werden lassen und entzwei geschlagen, so findet man das Silber in dem König. Ist es noch nicht rein genug, sondern spröde, so wiederholt man das Schmelzen.

Plattiren des Silbers auf Kupfer, s. unter Plattiren, Th. 113, S. 407; — das Plattiren mit Silberblättchen, s. daselbst S. 409. — Wie die messingenen Knöpfe versilbert werden können, s. Th. 41, S. 624 u. f. — Wie die Knopfgießer die zinnernen Knöpfe versilbern; s. daselbst. — Das Versilbern des Leders, s. Th. 68, S. 681 u. f. — Was die silbernen Glokken betrifft, s. unter Glocke, Th. 19, S. 95. — Massiv silberne Knöpfe, s. Th. 41, S. 617 und 630. — Silberschnellloth und Silberschlagloth, s. unter Löthen, Th. 80, S. 745. — Das Silber vom Golde zu scheiden, s. unter Gold, Th. 19, S. 342 u. f. — Das Probieren des Silbers, s. unter Probieren, Th. 117. — Mit Malsilber auf Velin, Pergament, Papier, Pappe zu versilbern, s. unter Pergament, Th. 108, S. 511. — Versilberung des Zinnes, s. unter Zinn, in Z. — Versilberung mit Wismuth, s. unter Wismuth, in W. — Verschiedenes, was das Versilbern, die Bereitung von Silber-Compositionen ꝛc. betrifft, s. auch den Art. Gold und dessen Zusammensetzungen, als Goldarbeiter, Gold- und Silberfabrik, Goldschläger ꝛc. Th. 19; auch weiter unten Silber-Arbeiter, Silber-Arbeiten, Silbererz ꝛc. ꝛc.

Die verschiedenen Schriften über das Silber und Silbererz, s. am Schlusse des Art. Silbererz.

Silber, (After=), ein sehr armes Silbererz, eigentlich das geringste, das man hat.

— (ameisensaures), s. oben, unter Silber, S. 128.

— (angeflogenes), im Bergwerke, gediegenes oder gewachsenes Silber, welches aus kleinen Blättchen oder Blätterchen besteht, die auf verschiedenen Steinen so nahe beisammen liegen, daß der Stein wie übersilbert aussieht.

— (apfelsaures), s. oben, unter Silber, S. 128.

— (arsenikſaures), s. daselbst.

— (ästiges), dasjenige gediegene Silber, so in den Steinen, im Erze ꝛc., wie die Aeste und Zweige an den Bäumen gestaltet ist.

— (ätzendes), s. oben, unter Silber.

— (ausgesüßtes), abgesüßtes Silber, s. das.

— (benzoesaures), s. das., S. 128.

— (bernsteinsaures), s. das.

— (Blatt=), s. unter Goldschläger, Th. 19, S. 579.

— (blausaures), s. oben, unter Silber, S. 128.

— (Blick=), s. unter Silbererz.

— (Bliß=), s. Silber (Knall=).

— (boraxsaures), s. oben, S. 128.

— (Brand=), s. unter Silbererz.

— (Bruch=), s. daselbst.

— (chromsaures), s. oben, S. 128.

— (citronensaures), s. daselbst.

— (derbes), massives Silber, s. Silbererz.

— (echtes), s. daselbst.

— (essigsaures), s. oben, unter Silber, S. 128.

— (Faden=), zu Faden gesponnenes Silber, mit Silber überzogene Faden, noch mehr aber Silber, welches aus alten Tressen oder Spitzen ausgebrannt worden.

— (feines), s. oben, S. 114, und unter Silbererz.

— (fettsaures), s. oben, unter Silber, S. 128.

Silber, (Flitter=), Silber, aus welchem die Flittern geschlagen werden.
— (flußspathsaures=), s. oben, unter Silber, S. 128.
— (gediegenes), s. das., S. 114, und unter Silbererz.
— (gefrornes), s. daselbst.
— (gemünztes), s. das., S. 114.
— (geschlagenes), s. daselbst.
— (geschwefeltes), s. oben, unter Silber, S. 169.
— (gesponnenes), s. das., S. 114., und oben, Silber (Faden=).
— (gestempeltes), s. unter Silberarbeiten.
— (gewachsenes), s. unter Silbererz.
— (Glanz=), Silber, welches nach dem Auftragen polirt worden.
— (güldisches), s. weiter unten, unter Silbererz.
— (Hennen=), s. Th. 19, S. 79.
— (Horn=), s. daselbst.
— (kaltes), s. oben, unter Silber, S. 114.
— (Kapell=), Kapellensilber; s. oben, unter Silber, und unter Capelle, Th. 7, S. 632.
— (Katzen=), s. unter Glimmer, Th. 19, S. 79.
— (kleesaures), s. oben, unter Silber, S. 128.
— (Klein=), s. unter Goldschläger, Th. 19, S. 577.
— (Knall=), Schlagsilber, Platzsilber, Blitzsilber, s. oben, S. 129 u. f.
— (kohlensaures), s. das., S. 128.
— (legirtes), s. das., S. 120.
— (Maler=), s. das., S. 147.
— (massives=), s. Silber (derbes).
— (Metall.), s. oben, unter Silber, S. 121, und unter Goldschläger, Th. 19.
— (molybdänsaures), s. oben, unter Silber, S. 128.

Silber, (Muschel=), s. oben, untec Silber, S. 175, und unter Goldschläger, Th. 19, S. 558.
— (Musiv=), s. Th. 98, S. 649.
— (ordinäres), s. unter Goldschläger, Th. 19, S. 577.
— (phosphorsaures), s. oben, unter Silber, S. 118.
— (Platz=), s. Silber, (Knall=).
— (Probe=), s. Th. 117, S. 498.
— (Queck=). s. Th. 119, S. 381 u. f.
— (rohes), Silber, welches noch nicht verarbeitet worden.
— (salpetersaures), s. oben, unter Silber, S. 125.
— (salzsaures), s. das., S. 128.
— (Schlag=), s. Silber, (Knall=).
—(schleimsaures), s. oben, unter Silber, S. 128.
— (schwefelhaltiges), s. das., S. 118.
— (Schwerdfeger=), s. unter Goldschläger, Th. 19, S. 577.
— (Spießglanz=), s. oben, unter Silber, S. 120.
— (verarbeitetes), s. unter Silberarbeiten.
— (vererztes), s. unten, unter Silbererz.
— bei dem Wildhandler, wird der Schimmel an dem Wilde genannt, welcher seine Güte anzeigt.
— (weinsteinsaures), s. oben, unter Silber, S. 128.

Silberader, Silberadern, im Bergwerke, die Erzgänge in den Gebirgen, die gediegenes Silber bei sich führen. Man findet sie größtentheils in der Tiefe.

Silberaffinerie, eine Anstalt, worin das legirte Silber auf das Feine abgetrieben und gereiniget wird. Man findet dergleichen Anstalten in den großen Handels- und Hauptstädten, in welchen sich Münzstätten befinden. Auch in den großen Gold- und Silbermanufakturen

großer Städte. Eine solche Anstalt ist mit Schmelz- oder Seigerherden, Treibherden, und den noch dazu gehörigen Geräthschaften ꝛc. versehen; s. unter Probieren, Th. 117. Die Affinirung geschieht auf folgende Weise: Das Silber wird in dem Silberbrennofen und auf dem Treibherde auf die in den Hütten übliche Art geschmolzen und getrieben. Durch eine lange Erfahrung hat man gefunden, daß um einen Centner Kupfer zu zerstören und aus dem Silber zu scheiden, man 16 Centner Bley nöthig hat. Wenn man daher 200 Mark oder einen Centner Krudosilber (8löthig) affiniren wollte, so wurden ehemals zur Zerstörung der darin enthaltenen 50 Pfund Kupfer 8 Centner Bley erfordert und dennoch erhielt das Silber noch nicht die gehörige Feine, es war nur Blicksilber, welches in dem Silberbrennofen noch ferner fein gebrannt werden mußte. Es ist zwar ausgemacht, daß 16 Centner Bley 1 Centner Kupfer verzehren, allein dieses geschieht nur, wenn das Kupfer allein ist; denn sobald das Kupfer sich bei dem Silber befindet, so beschützt das Silber das Kupfer vor der Zerstörung, und 16 Centner Bley sind noch nicht hinlänglich. Wenn auf diese Art das Krudosilber auf den Treibherd gesetzt wird, so geht das zu zerstörende Kupfer theils in die Glätte, theils in den Herd, theils verfliegt es mit dem rauchenden und dampfenden Bley in der Luft. Die Glätte macht man gewöhnlich durch das Frischen wieder zu Bley; es setzt sich dann ein Theil von dem darin befindlichen Kupfer oben auf, und weil das Kupfer in einer mäßigen Hitze gewinnt und hart wird, in welcher das Bley noch flüssig bleibt, so können einige Scheiben Kupfer oben abgerissen werden. Der Herd und das in demselben eingegangene Bley und Kupfer, wird auf den Hütten als Zuschläge und Schmelzungsmittel bei den schwerflüssigen Erzen gebraucht. Man probirt den Herd nach dem darin

befindlichen Bley und hat gemeiniglich auf das darin befindliche Kupfer gar kein Augenmerk. Bei dieser Art zu reinigen ist man genöthiget auf der Affinerie entweder eine Art von Hohenofen oder von Krummofen anzulegen, um Herd und Glätte wieder durchzusetzen und zu gut zu machen. Hierdurch war aber noch nicht alle Schwierigkeit gänzlich aufgehoben; wenn man auch von dem Frischbley bei der Erkaltung auf die gedachte Art einige Scheite Kupfer abriß; das Bley blieb dennoch stark mit Kupfer vermischt und dieses kupferige Bley kann bei der folgenden Affinirung nicht so gut gebraucht werden, als reines Bley; denn da es einen guten Theil Kupfer noch bei sich hat, so kann es nach diesem Verhältniß um so weniger von dem bei dem neuen aufgesetzten Krudosilber befindlichen Kupfer in sich nehmen, und man muß daher bei den fernern Affinirungen um so mehr Bley zusetzen. Dieses Alles und noch mehr Ursachen machen diese Art zu reinigen nicht vortheilhaft. Man hat daher seit 1762 eine andere Art eingeführt. Man macht nämlich von eben der Größe und Schwere Seigerstücke, wie man sie auf den Schmelzhütten gewöhnlich macht, nämlich $3\frac{1}{2}$ Centner schwer, die aus einem Theile Krudosilber und drei bis vier Theilen Bley bestehen. Man setzt diese Seigerstücke auf die gewöhnliche Art auf den Seigerofen. Das Bley und Silber seigert sich ohne alle Mühe von dem Kupfer ab, welches auf dem Seigerherde stehen bleibt. Eine Seigerung ist indessen nicht hinreichend das Silber von dem Kupfer vollkommen zu reinigen; denn wenn die Seigerung nicht zu hitzig geht, welches nicht gut ist, so bleibt allemal der 26ste oder 27ste Theil Bley bei dem Kupfer; da also das Silber nur vermittelst des Bleyes aus dem Kupfer geseigert werden kann, so muß nach eben diesem Verhältnisse der 26ste oder 27ste Theil Silber bei dem Kupfer bleiben. Wenn

daher das in den Seigerstücken befindliche Krudosilber 4löthig, wie z. B. von den eingeschmolzenen Sächsischen Groschen, so bleiben nach der ersten Seigerung dennoch 28 Loth bis 1 Pfund Silber bei dem Kupfer. Es muß also eine zweite Seigerung vorgenommen werden, und nach derselben bleiben nach eben dem vorhergehenden Verhältnisse $1\frac{1}{4}$ Loth Silber in dem Kupfer übrig, welches weiter in keine Berücksichtigung kommt. Das auf diese Art erhaltene Reichbley hält nichts von Kupfer oder Halbmetall in sich, auf welche bei dem Abtreiben Betracht zu nehmen wäre, um zu deren Zerstörung hinlängliche Bleyschweren auf den Treibherd zu bringen. Wenn daher das in dem Reichbley befindliche Silber probirt und abgerechnet wird, so kann man mit eben diesem Bleye noch so viel Krudosilber auf dem Treibherde affiniren, wie es die Proportion von 16 Centner Bley gegen einen Centner des in dem Krudosilber befindlichen Kupfers zuläßt. Dieser Vortheil darf nicht außer Acht gelassen werden, und wenn man 16 Centner Reichbley nach Abzug des darin befindlichen Silbers auf den Treibherd setzt, so können noch 260 Mark 4löthiges Krudosilber und Barren mit auf den Treibherd gesetzt, und daselbst ohne alle Mühe zu gutem Blicksilber affinirt werden. Es wird zwar auf diese Weise ein Centner Kupfer zerstört, welcher theils in den Herd, theils auf die Glätte geht und theils in die Luft verfliegt, welches aber gar kein Nachtheil ist; man kann auf diese Art mit eben dem Bleye mehr, als doppelt so viel Silber affiniren, als nach der alten Art möglich war, und man erspart ein Bedeutendes am Bleyverbrande. Die kupfrige Glätte und Herd kann man gebrauchen, um die Seigerstücken zur zweiten Seigerung zu machen, das darin befindliche Kupfer macht das von der ersten Seigerung zurückgebliebene Kupfer an Silbergehalt ärmer, und das Silber wird auf Kupfer desto reiner ausgeseigert werden können, der-

gestalt, daß der Centner Garkupfer nur noch drei Quentchen bis höchstens 1 Loth Silber halten wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bei dem Abtreiben, wenn das Feuer gut regiert und nicht zu heiß getrieben wird, doch jedesmal der fünfte Theil Bley verbrennt. Geht aber das Werk zu heiß, oder fallen sonst Fehler dabei vor, so wird der Verlust des Bleyes allemal den vierten Theil und zuweilen noch mehr ausmachen. Wenn man daher nach der alten Art zu affiniren, aus 800 Mark 4löthiges Krudosilber 200 Mark fein Silber darstellen will, so braucht man dazu 48 Centner Bley, wovon 12 Centner verbrennen, die übrigen 36 Centner aber sehr kupferig sind. Nach der neueren Art kann man aber aus 25 Centner Bley bei der ersten Seigerung 9 Seigerstücken machen, wenn man nämlich $2\frac{3}{4}$ Centner Bley und 130 Mark 4löthiges Silber zusammensetzt. Diese 9 Seigerstücken enthalten nun 1620 Mark löthiges Krudosilber, und also 405 Mark fein Silber, wenn das Silber von dem Kupfer abgeseigert ist, die übrigen 23 Center Bley werden zur zweiten Seigerung verwendet, und durch beide Seigerungen werden diese 405 Mark feines Silber in das Bley gebracht. Von diesen 48 Centnern Reichbley können aber auf dem Treibherde noch 3 Centner Kupfer zerstört werden, weil das in dem Bley befindliche Silber bei dieser Wirkung des Bleyes wenig oder gar kein Hinderniß verursacht. Diesen 3 Centnern Kupfer sind ein Centner oder 200 Mark fein Silber beigemischt, womit man 4löthiges Krudosilber vorausseßt. Folglich können nach dieser neuen Art, mit eben diesem Bleyverbrande und mit eben diesen Kosten 605 Mark feines Silber dargestellt werden, statt 200 Mark nach der alten Art. Dieser Vortheil ist schon beträchtlich, obgleich er noch nicht das Ganze umfaßt; denn die Erhaltung des Kupfers ist ein eben so ansehnlicher Vortheil. Wenn man zum Beispiel nach der alten Art 200 Mark fein Silber affinirt, so muß man schon 3 Centner Kupfer zerstören. Von diesen

drei Centnern Kupfer wird durch den Bleyverbrand der 4te Theil auf eine unwiederbringliche Art in der Luft verflüchtigen, wenn 75 Pfund Kupfer sind, die übrigen 225 Pfund gehen in den Herd und in die Glätte. Bei dem Frischen dieser letztern und des Herdes verbrennen bei den besten Anstalten 25 Pfund Kupfer. Hat man schlechte Anstalten, oder frischt man gar mit Torf, so verliert man an 50 Pfund, welche theils verbrennen, theils in den Schlacken bleiben. Setzt man also nach der alten Art die allerbeste Einrichtung voraus, und seigert man nach dem Frischen des Herdes und der Glätte das Bley von dem Kupfer ab, so geht doch bei der Affinirung von 200 Mark feines Silber jedes Mal ein Centner Kupfer verloren. Um also 600 Mark feines Silber zu machen, werden nach der alten Art 3 Centner Kupfer vernichtet. Nach der neueren Art aber, bei gleicher Quantität Silber, nur 1 Centner; man gewinnt also nach dieser Art der Affinirung 2 Centner Kupfer. Eine noch neuere Art der Feinmachung des Silbers, findet man im Art. Münze und Münzwissenschaft, Th. 97, S. 728 u. f.; auch sehe man die Art. Probieren, Th. 117, und Kupfer, Th. 56.

Silberahorn, Acer dasicarpum, eine Benennung des rothen Ahorns, s. unter Acer, Th. I, S. 240. Ein Mehreres über diesen Baum, wird unter Ahorn im Supplement vorkommen.

Silberamalgama, in den Bergwerken, ein seltenes Produkt in der Natur, welches auf dem Stahlberge bei Waldgrünweiler im Zweibrückischen, und zwar ehemals auf dem Erzengel, in neuern Zeiten auf dem frischen Muth daselbst, in dem Schloßberge bei Ober-Moschel aber kommt es nur selten vor; man soll es auch ehemals bei Mörsfeld gefunden haben. Es giebt von diesem natürlichen Silberamalgama drei Hauptabänderungen, als: 1) derbes Silberamal-

gama, welches eine silbergraue, derbe, spröde Masse ist, die dem Weißgulden, öfters aber ausserhalb und auf dem Bruche auch dem Kupferglaserz gleicht. Zuweilen ist es krystallinisch und hat auswendig eine vollkommene Queckſilberfarbe, wo es denn leicht für einen vieleckigen krystallinischen Glanzkobold gehalten werden kann. Dieses Erz hält zuweilen mehrere Mark fein Silber. — 2) Ein musigt, flüchtiges, natürliches Silberamalgama, welches in der Feuerprobe mehr oder weniger Silber zeigt, und von diesem Zusatze mehr oder weniger musigt ist. Das silberreichste ist zuweilen an einigen Stellen erhärtet, an andern noch zähe und weich, so daß es dem Eindrucke eines festen Körpers nachgiebt. 3) Diese eben zu beschreibende Sorte ist eigentlich kein wahres Silberamalgama mehr, sondern bloß der Ueberfluß des in demselben enthalten gewesenen Silbers. Es kommt in sehr dünnen, kaum merkbaren Ablösungen eines weißen, sehr fein anzufühlenden Steinmarks vor, in dessen Ritzen es in Gestalt derber, zuweilen biegsamer Silberblättchen erscheint. Was die künstliche Silberamalgamation betrifft, so sehe man solche oben, unter Silber nach.

Silberamalgamation, in der Metallurgie, s. oben, unter Silber und unter Silbererz.

Silberameisensalz, s. unter Salz(Silber), Th. 134.

Silberanbrüche, im Bergwerke, auf Gängen der Erde diejenigen, welche der Erfahrung nach, vor reichen Silbererzen hergehen, und also von denselben die Vorboten sind, aber noch nichts Ergiebiges vorstellen. Zum Beispiel die Gänge, wo Wismutherz, Kobalde und andere arsenikalische Kiese gebrochen werden; denn wenn diese sich auf den Gängen sehen lassen, so sind gemeiniglich reiche Silbererze dahinter; nur in dem Falle, daß solche in dergleichen Werken von

Natur nur eine Vorbereitung zu Silbererzen auf solchen Gängen machte.

Silberapfelsalz, s. unter Salz (Silber-), Th. 134.

Silberarbeit, beim Silberarbeiter, Goldschmid, Geschirre oder Geräthe von Silber, so wie überhaupt alle Arbeiten, welche aus Silber verfertiget werden. Man macht sie auf dieselbe Weise, wie die Goldarbeiter die goldenen Sachen verfertigen, entweder durchs Schlagen und Schmieden, oder durchs Gießen. Da in den Artikeln Gold, und Goldarbeiter, Th. 19, wenig über das Handwerkzeug und die Arbeiten des Silber- oder Goldschmids, Goldarbeiters, gesagt worden, so wird hier das Nöthige darüber zu sagen seyn. Da in der Werkstatt dieses Künstlers das Silber der Gegenstand der gewöhnlichsten Arbeiten ist, so wird dasselbe daher in der Werkstatt in dem gewöhnlichen Windofen und Schmelztiegel zum Gießen, ohne Zusatz und innerhalb einer Viertelstunde, geschmolzen; dann wird dasselbe in den eisernen, heiß gemachten, mit einem flammenden Kienholze geschwärzten Barreneinguß, oder in den heißen und mit Talg geschmierten Planschen- und Zaineinguß ausgegossen, indem man in den Tiegel mit einer krummen Gießzange eingreift. Das Silber wird dann noch warm in kaltem Wasser abgelöscht. Was die Werkzeuge betrifft, so kommt zuerst vor: das Bechereisen oder der cylindrische Amboß, um darauf Becher mit dem Hammer in die Höhe zu treiben; s. unter Kaffee-Kanne, Th. 32, S. 267. Der Sperrhaken von spitzen Enden, macht das Silberblech eckig oder rund im Schmieden. Andere dergleichen Eisen sind ebenfalls mit einem spitzen Fuße versehen, mit dem sie in einem Kloße stecken; s. Daumeisen, Th. 32, S. 267. Der größte Hammer, den der Silberarbeiter gebraucht, ist der Planschenhammer, s. unter Hammer, Th. 21,

S. 329, der auch den Namen Spannhammer führt; er ist an 20 Pfund schwer, und dient die gegossenen Silberplanschen auf dem Amboß, nach einigen Zwischenglühungen, dünne zu schmieden. Es giebt auch dergleichen Hammer von 10 Pfund und Einige wollen zwischen dem Planschen- und dem Spannhammer noch einen Unterschied machen, und letzterer soll die auf den Amboß gelegten Silberplatten gleichmäßig ausstrecken und ihnen einerlei Steifung geben. Der Zainhammer, s. Th. 21, S. 329. Die übrigen Hammer sind der Tiefhammer, der Aufziehhammer, der Planirhammer, um geschmiedete Bleche glatt zu schlagen, der Knopfhammer, der Bunzel- oder Treibehammer und der Schärfhammer. Sowohl diese Hammer, als auch ihre Namen ändern sich nach der Absicht des Künstlers. Sowohl die Beschreibung dieser Hammer, als auch ihre Anwendung und ihre Abbildung, findet man unter Hammer, Th. 21, S. 329 u. f. Mit der großen Bestoßfeile, s. unter Feile, Th. 12, S. 480, feilt der Künstler die Nahten der gegossenen Sachen gerade, und auch hier, wie in allen Schmieden gebraucht man flachrunde, und dreiekkige Feilen, Hohlfeilen, Vogelzungen und Nadelfeilen; s. unter Feile, Th. 12, S. 480 u. f. Man fängt mit den groben Feilen Sachen zu befeilen an, und geht dann zu den feinern, ja sogar bis zur Politur über. — In dem hohlen Aushauerstempel, s. unter Stempel, haut man runde Platten zu Kleiderknöpfen aus dem geschmiedeten Silber heraus; diese Schalen werden in die runde Gruben der Anke, welches eine Formplatte von Messing ist, gelegt, und durch den runden Knaufstempel, s. unter Stempel, mit dem Hammer zu tiefen Schälchen geschlagen, die man zusammenlöthet, mit einem Haken aus Draht versieht, verlöthet, befeilt, weißsiedet und polirt. Eben so bekannt ist auch das Schraubenblech mit eingeschnittenen Schrauben-

gewinden von allerlei Größen, und deren Bohrern, um einen Silberdraht, den man in einen Handschraubenstock fest schraubt, in einem solchen Gewindeloche umzudrehen und zu einem Schraubenbohrer zu machen, so wie man das dazu gehörige Gewinde der Mutteschraube mit dem eisernen Gewindebohrer; s. unter Bohrer, Th. 6, S. 165, in eine dicke Silberplatte einwindet — Der Planscheneinguß besteht aus zwei dicken vierseitigen Tafeln von Eisen, zwischen denen ein Ring von Eisen, der die Tafelseite ausmacht, unten am Boden zu ist. Das Silber wird darin zu viereckigen Tafeln gegossen. Von aussen ist dieser Einguß mit zwei starken eisernen Reifen umspannt, zwischen die man flache Bolzen eintreibt. Die Fugen werden mit Lehm zugeschmiert. Die Goldschmiede nennen dieses auch die Taschenform, und man schlägt nach dem Gusse die Reifen und Bolzen herab, um das Silber noch heiß in Wasser abzulöschen. Den Zaineinguß, Fig. 8712, den eine Platte bedeckt, hält man im Gießen schief an seinem Stiele. Die schwarzen Schmelztiegel, welche die Form der gewöhnlichen Schmelztiegel, Th. 117, S. 534, und ferner, haben, halten länger aus, als die weißen. In einer halben Stunde fließt das Silber ohne allen Zusatz, mit hellem Blicke, und wird in die Form ausgegossen. Wenn das Silber mit dem Planschenhammer heiß und bis zur Dicke eines halben Messerrückens geschmiedet worden, so wird mit dem Schrotmeissel so viel abgeschrotet, als das bestimmte Geschirr bekommen soll.

Zur Ziehbank des Silberdrahtziehers, Fig. 8713, worauf man Silberdraht zieht, gehört eine grobe Ziehzange, die den Draht fest hält, s. unter Zange; der Ring, der ihre Arme zusammendrückt, der Haken oder der Anfang zu einer ausgezackten Stange Eisen, die sich durch das eiserne Gehäuse einer Winde und ihres Rades hindurchbewegt. Das Zieheisen wird durch oder vor zwei Bolzen gestellt, und man läßt den

Draht, der immer feiner werden soll, durch die großen und kleinen Löcher des Zieheisens, vermittelst der umgedrehten Kurbel durchgehen. Bei der Arbeit des Drahtziehens beobachtet man überhaupt Folgendes: Erstens kommt das Silber selbst in Berücksichtigung, ob es feines Silber ist, oder bloß plattirt, das heißt, ob bei dem Letzteren das Silber über Kupfer gezogen worden, welches man Lionisches oder unächtes Draht nennt. Bei dem ächten Silberdrahte werden die Silberstangen dazu auf folgende Weise bereitet. Wenn das feine Silber bei wachsenden Graden der Hitze im Schmelztiegel flüssig geworden und einige Minuten lang getrieben hat, so schüttet man nach und nach geläuterten Salpeter auf, um die Schlacken, welche man mit einem Schaumlöffel voller Löcher abschöpft, zu verdünnen und zu verzehren. Der Schmelzer hält nun seinen Test in Bereitschaft, der aus gesiebter, oft ausgelaugter, langsam getrockneter und mit dünnem Biere angemachter Büchenasche besteht, und in einem flachen Testscherben, der 1 Fuß weit und 5 Zoll hoch ist, und mit einer hölzernen Keule geschlagen wird. Die Höhlung wird rund ausgeschnitten, mit einer Eisenkugel dichter gerollt, und weiße Asche von gebrannten Schafsknochen aufgeschüttet. Hierauf läßt man den Test langsam trocknen, und in einem Windofen unter der Muffel ein paar Stunden lang abathmen. Man trägt nun nach und nach gekörntes Bley in den heißen Test ein und setzt zuletzt das Silber bei schwacher Hitze zu. Dieser sich rund ballende Kuchen bekommt zuletzt schärfere Hitze, bis der Regenbogen, der Blitz und der Stillstand des Kampfes aufeinander gefolgt sind, und man das gut geflossene Silber in einen heißen, mit Talg geschmierten Einguß ausgießt, und noch heiß in kaltem Urin ablöscht. Es werden nun daraus Stangen gegossen, die etwa zwei Spannen lang und wie ein Besenstiel dick sind. Diese Silberstangen werden nun von Schmieden, die eine besondere Geläufigkeit darin haben, an den

Ecken rund geschlagen, und dazwischen braun geglühet, weil sie über diesen Grad erhitzt, auf dem Amboß zersplittern. Einige schmieden die Stäbe nur kalt. Um ihnen eine vollkommnere Rundung zu geben, als es der Hammer im Stande ist, so werden sie einige Male durch die größten Ziehlöcher hindurch gelassen, welches man Schlichten heißt. Die erste und gröbste Ziehmaschine hat ein Getriebe, in welches ein Kammrad oder ein Stirnrad mit seinen Zähnen eingreift; auch eine Schraube ohne Ende kann die Stelle des Getriebes vertreten, die nebst dem Stirnrade aus dickem Messing gegossen ist. Das große Rad wird von mehreren Personen oder eine stehende Welle von einem Pferde zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt. Indem man nun den Stab durch ein Loch hindurchführt, so wird er um so länger gestreckt, als sich seine Dicke im Loche vermindert.

Die Zieheisen des ersten und groben Zuges sind 8 Zoll lang, halb so breit, und 2 Zoll dick, und wie alle Zieheisen, deren man ungefähr 60 beisammen findet, vierseitig. Die Mitte dieser Eisen ist Stahl, in den man runde Löcher, groß oder klein, bohrt. Das größte Loch oder die erste Nummer des groben Zieheisens, ist 2 Zoll, und das letzte $\frac{1}{4}$ Zoll groß. Jedes grobe Zieheisen hat nur ein einziges Loch, weil sich eine Ziehplatte mit mehreren Löchern zu sehr erhitzen würde. Die Löcher in die Zieheisen bohren sich die Drahtzieher vermittelst zugespitzter Griffel von Englischem Stahle, welche sie Bohrspitzen nennen. Jede Bohrspitze ist mit derselben Nummer, wie das Loch, numerirt, welches sie in der Ziehplatte macht. Von dem 2zölligen Loche an durchwandert der Silbercylinder sechszig immer engere Löcher, bis derselbe $\frac{1}{4}$ Zoll oder wie der kleine Finger dick geworden. Die Löcher bohrt sich jeder Drahtzieher selbst; sie müssen vollkommen glatt, rund und ohne Furchen seyn, die der Drahtzieher hineinschneidet. Jedes Loch aller Zieheisen ist an einer Seite, wie ein kleiner Kessel

(der Mund des Loches) für den Spielraum ausgetieft, das eigentliche Loch aber der andern Seite ist der Zug, den man mit den Bohrspitzen ausschmergelt. • Die oben genannten Bohrspitzen sind von Stahl, wie eine Schreibfeder dick, gehärtet, und es gehören zu den großen Löchern drei für jedes Loch, und sechs Bohrspitzen für ein kleines. Jedes nach seiner Nummer gebohrte Loch wird mit einem Holze, Baumöl und feinem Schmergel glatt gerieben, so wie man die Bohrspitze mit der Sehne des Bogens gleichsam geigend in dem Loche spielen läßt; es ist gleichsam ein Drillbohrer oder es bildet einen Drillbohrer. Zuletzt wird der Draht nach und nach drei Ellen lang auf der Stockrolle durch drei Männer, die sie mit der Brust und den Armen am Handgriffe umdrehen, und die Zange, welche den Draht hält, trägt an ihren Armen ein Strick, welches auf dem Kreuzhaspel der Rolle von den drei Männern scharf angezogen wird, indem die vierte Person die Zange zudrückt. Wenn die Stockrolle voll gezogen ist, so legt man den Draht um den Hut, und zieht ihn durch immer engere Löcher auf die Stockrolle, bis daß der Draht die Dicke einer Stricknadel bekommt. So oft der Draht in den großen Löchern weich, warm und flach wird, so läßt man dem Zieheisen Zeit sich wieder abzukühlen, und die eiserne Welle, woran der Handgriff ist, steckt anfangs nur ein wenig in der Achse der Stockrolle. — Der Wechselzug oder das feine Drahtziehen durch eine einzige Person und durch dieselben, nur kleinere, Werkzeuge, geschieht wie folgt. Die runde Drehscheibe ist 8 Zoll hoch, läuft auf einer eisernen Spindel herum, die in einer eisernen Pfanne liegt. Die Scheibe trägt eine lange Ziehstange, die entweder frei auf dem Werktische steht, oder oben im Balken der Stube in einem Holze spielt. Gegenwärtig spielt diese Stange in einem Querholze, welches an einer Säule oder einem Pfosten befestiget ist, einer Art Galgen, wie Fig. 8714, b zeigt. Man ergreift die Mitte dieser Stange, und führt

dadurch die Scheibe in der Runde herum, während man den Draht, der feiner gezogen werden soll, um die Trage-scheibe herumlegt. Eine stufenweise feinere Zange, und immer engere Nummern der Zieheisen, die hier ungefähr 6 Zoll hoch, $1\frac{1}{2}$ Zoll breit und 2 Linien dick sind, bringen den Draht von der Spule auf die Scheibe. Das Zieh-eisen steckt in einer hölzernen Gabel, der Quere nach, fest, so wie die hölzerne Drahtrolle in einem eisernen Bogen, den man niederschrauben kann, eingeklemmt wird. Die Löcher werden in diesem Zieheisen neben einander gebohrt, so daß in jedem Loche sechs bis acht Löcher in einer Reihe der Quere nach stehen. Um die Dicke eines Drahtes zu untersuchen, hat man eiserne dicke Probe-ringe, die auf einer Kette stecken oder aufgereihet sind. Man hat eilf Nummern Draht, also auch eilf Probe-ringe, die aber nicht immer alle gebraucht werden, weil zu gewissen Arbeiten, die besonders stark gehen, auch nur besondere Nummern Draht gebraucht werden. Die Ringe, Fig. 8715, haben Einschnitte oder Kerbe, das heißt, es geht ein Schlitz, Spalt oder Ritz durch die eine Seite des Ringes, durch welche engere oder weitere Spalte der Draht gedrängt durchgehen muß, oder worein der Draht gesenkt wird; hiernach bestimmt man also die Nummer, die der Draht haben soll. Damit keine Nummer der Löcher verfehlt oder ausgelassen werden soll, hat man das Zängelmaaß, welches eine Messingplatte ist, deren eines Ende man von beiden Seiten zu fünf ungleichen Stufen, als eine kleine Treppe ausgeschnitten, woran man mißt, um wieviel der neue Draht in dem letzten Ziehloche von Stufe zu Stufe länger geworden; alle fünf Stufen (Zängel) betragen einen Zoll. Die Zängel-Parthie macht den vierten Theil der Messingplatte aus, die unge-fähr 4 Zoll hat. Auf diese Weise wird der Draht von der Dicke einer Stricknadel, von der Rolle, deren Achse der federhafte Eisenbogen festhält, durch ein gefalztes Löschpapier, an welchem sich das überflüssige Wachs

abstreift, vermittelst der feinen Zangen auf die Scheibe aus freier Hand durch die Zieheisen geführt, indem man die Drehstange in der Runde herumführt, und den neuen Draht durch ein Spuhlrad wieder auf die Spule bringt. Zuletzt wird der feinste Draht auf eine kleine Rolle von Blech, die ein Loth wiegt und 16 Loth oder 1 Mark Draht tragen kann, gespult, und so dem Plätter übergeben. In Fabriken, worin das Silber nicht seinen rechten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, und daher in den Ziehlöchern spröde und brüchig wird, glüht man den Draht auf hohlen Spulen von Kupfer, in deren Bauch man glühende Kohlen wirft, bis daß das Wachs auf dem Drahte zu rauchen anfängt. Der Silberdraht wird auf dergleichen Rollen im Flammenfeuer erhitzt, jedoch ohne Wachs, weil dieses fleckt; er wird dann ins Wasser geworfen, und die zu weiten Löcher der Zieheisen werden enger gehämmert; siehe auch den Art. Drath, Th. 9, S. 468 u. f., und Gold- und Silber-Fabrik, Th. 18, S. 486. Fig. 8714 zeigt den Werktisch ader Silberdrahtzieher im Kleinen; b ist der Träger der Ziehstange; c ist die runde Drehscheibe, die durch die Ziehstange in Bewegung gesetzt wird; d ist die Spule, von der der Draht durch die Löcher der Zieheisen oder Streckeisen e auf die Scheibe gebracht wird; f ist eine Stellage, worauf die verschiedenen Bohrspitzen g zum Bohren der Löcher in die Zieh- oder Streckeisen stecken. h ist ein Kasten unter der Platte des Werktisches, um das übrige Handwerkszeug, als Zangen, Hammer, Meßspindel ꝛc. aufzubewahren. Den Meßspindel zeigt Fig. 8716; die Streckzange, s. unter Zange, in Z. Dann hat der Gold- und Silberdrahtzieher noch einen kleinen Handamboß, einen Spitzhammer, einige kleine Schnabelzangen, Wetzsteine ꝛc. nöthig.

Der oben angeführte Silberarbeiter, dessen Arbeiten durch die Beschreibung des Silberdrahtzie-

hens hier unterbrochen worden, hat nun zu seinen Werkzeugen noch nöthig den Stoßtriel, einen Bohrspindel mit Riemen, um Löcher zu bohren; die Pechkugel, welche sich auf einem Kranze von Lappen wenden läßt und auf einer eisernen Granate liegt. Auf diesem Peche wird das Silberblech vermittelst der Bunzen und Treibhammer zu Figuren, die im Pech hohl liegen, aber auf der rechten Seite erhaben erscheinen, getrieben, nach der Zeichnung des Gegenstandes. Diese getriebene Arbeit wird ciseliren genannt. Die Bunzen sind kleine Stahlgriffel, welche am Ende erhaben oder schief, glatt oder matt geschliffen, und von allerlei Größen sind. Man setzt diese Spitzen auf das Silber und schlägt mit dem kleinen Treibhammer auf die Bunzen. Zu den hohlen Figuren bedient man sich der Grabstichel der Kupferstecher. Die Kratzbürsten von Messingdraht dienen zum Bekratzen der silbernen Gefäße. Der Betragestift mit der kupfernen Klinge dient das verquickte Gold von dem Vergolder auf das Silber zu tragen. Der lange Polirstahl wird im Poliren an die Schulter angelegt. Das Ringenmaaß ist ein Biegel mit Fingerringen von allerlei Größen von Messing, jeder mit seiner Nummer, damit der Käufer wählen kann. Alle glatte Arbeiten der Silberschmide entstehen auf die Art, daß man eine gegossene Silberplansche auf dem Amboß dünne schmiedet, nach dem Augenmaaße ein Stück so groß, als das Geschirr werden soll, abschrotet, das Stück aus dem Ganzen durch verschiedene Hämmer und auf allerhand Eisen, vom Boden an heraustreibt, bis Hals und Seiten entstehen, und zuletzt die Figur nach der im Profil gezeichneten Patrone herausgebracht wird. Oft werden die Sachen Stückweise durch das Löthen aneinander gefügt. Dann folgen die Feilen nach ihrem Range, das Schleifen mit Bimsstein und Wasser, das Sieden in Weinstein und Wasser, um den Glühschmutz fortzubringen, und dann das Poliren mit dem Polirstahle. — Um Sachen zu löthen, die nicht mehrmals

ins Feuer kommen, bedient man sich des weichen Schlagelothes. Es besteht aus einer Mark Silber zu 3 Loth Spiauter. Sachen, die oft ins Feuer gebracht werden müssen, verbindet man zuerst mit dem harten Schlageloth und hernach mit dem weichen. Mit dem harten Schlagelothe löthet man Formhälften zu einem Ganzen; es wird aus einem Theile Messing und zwei Theilen Probesilber gemacht. Der Fluß ist Borax.

Um eine Sache von Silber abgießen zu können, muß man erst eine Patrone von dem Modelle selbst haben, welche das Wachsbossiren nach einer Zeichnung liefert. Das Bossirwachs besteht aus Wachs, Zinnober, Schweinschmelz und Harz, welches zusammen geschmolzen und durch Leinwand gepreßt wird. Man klebt davon etwas auf einen von Holz gedrehetenLeuchter, wenn man die Patrone von einem bunten Leuchter haben will, und man drückt das Wachs nach der Zeichnung an den Stellen nieder oder hinauf, die es verlangen. Die Bossirgriffel zu diesem Behufe sind von Holz und von allerlei Spitzen, nachdem es die Züge nöthig machen. Mit diesen Griffeln, welche man im Munde anfeuchtet, drückt man das Wachs, nach der Vorschrift der Zeichnung, zu Blättern, Laubwerk aus einander und nach allen Seiten fort, bis die Adern, z. B. in einem Blatte, sichtbar zu werden anfangen. Dieses mit dem Bossirwachse belegte Modell, z. B. eines Leuchters, wird in dem Formsande abgedruckt, und eine bleyerne Patrone davon abgegossen, weil das wächserne bossirte Metall kaum einen einzigen Abdruck im Sande auszuhalten vermag, und jede einzelne gegossene Figur nach ihrer besonderen Patrone gegossen werden muß.

Der Formsand der Silberarbeiter ist, wie bei allen Gießern, ein zarter, weißlicher, trockner, durch ein Haarsieb geworfener Sand, mit Kienruß vermischt, der in der Formlade oder auf einem Tische mit schwachem Biere gut durchgeknetet wird, bis er nicht mehr auseinander

fällt. Man drückt die beiden Hälften des viereckigen Formrahmens mit diesem Sande ganz voll, rollt den schwarzen Sand mit einer schweren Granate, und drückt die Hälfte der Bleypatrone in jedem Rahmen halb ab. Man nimmt dann die Patrone heraus und überbeutelt beide Formenhälften mit Kohlenstaube. Statt der hohlen Röhre des Leuchters wird ein Kern von gebranntem Lehm eingelegt und man schneidet eine Gußrinne bis zur Patrone in den Sand. Jede Hälfte der Form bekommt ein Brett zum Boden, und außerdem passen die vier Zapfen der Form in ihre Löcher ein, und zuletzt wird diese Formflasche mit einer viereckigen Klammer von Holz, die einige Keile zum Schlusse bringen, umgeben. Man stellt die Formfläche auf die Erde aufrecht neben den Windofen, und gießt durch die Gußrinne das geschmolzene Silber ein. Auf diese Art werden Schnallen, Messerschalen, Leuchterröhren ꝛc. aus Silber gegossen. Andere Sachen, die unter sich Vertiefungen machen, werden in einer Gypsform hohl gegossen, indem man um die Wachspatrone einen Damm von Thon macht, und zwischen Damm und Patrone über die ganze Patrone dünnen Gyps gießt. Man schneidet nun die Gypsform in so viel Stücke, als hohle Stellen vorkommen, bindet die hohle Gypsform mit geglühtem Drahte, nachdem man die Wachspatrone herausgenommen, und gießt sie voll Wachs. Die Mitte des Wachses wird, weil sie noch flüssig ist, aus der Gypsform abgegossen; und wenn man die Stücke der Gypsform nach einander behutsam von dem zerlassenen oder geronnenen Wachse losgemacht, so bekommt man jetzt, statt der bossirten Wachspatrone, eben dieselbe in Wachs abgegossen. Wenn diese neue Wachsfigur 2 Loth wiegt, so wird sie, in Silber gegossen, 10 Loth wiegen; klebt man nun endlich an das eine Ende der Wachsfigur massive Wachsstückchen, wo der Einguß hinkommen kann, und steckt man noch hier und da durch die Wachsfigur Eisendraht hindurch, wovon sie gestachelt

aussieht, so wird um das Wachs ein Zoll breiter Damm von Thon oder dünnem Bleybleche gezogen, und Gyps mit Ziegelmehl und Wasser über die Wachsfigur von aussen und innen gegossen, so daß die Gußröhren frei bleiben; die Form wird, sobald der Gyps erstarrt ist, über einem langsamen Feuer umgekehrt, da denn das Wachs aus dem Gypse abtröpfelt. Hierauf bringt man dem Gyps die Kohlen näher, bis er glüht und man das flüssige Silber durch die Gußrinne eingießen kann. Zuletzt findet man in der zerschlagenen Gypsform das abgegossene Silber. Die erste dicke Gypsform kann mehrere Male gebraucht werden, und wenn man Spath statt des Sandes gebraucht, so fällt der Guß viel feiner aus; s. auch unter Form, Th. 14, S. 474, und unter Gießen, im Supplement.

Das Ziseliren oder Treiben von erhabenen Figuren geschieht auf einem Pechklumpen von 1 Pfd. Pech und 4 Pfd. Ziegelmehl, den man auf eine hölzerne Halbkugel kittet, die auf Lappen ruht, und nach allen Seiten gedrehet werden kann; im Winter wird noch etwas Talg hinzugesetzt. Die auf dem Papiere vorgezeichnete Figur wird auf die rechte Seite des Silberblechs mit Bleystift nach kopirt; man schlägt den Umriß der Figur mit dem aufgesetzten Schrotbunzen und dem Treibehammer nach, bis die Züge der Schläge auf der linken Seite des Bleches durchscheinen. Hierauf wird das Blech umgekehrt, die Höhen mit dem Bunzen eben so herausgeschlagen, wie vorher; dann wird es wieder umgekehrt, und auf diese Weise treibt man das Laubwerk, die Früchte, historischen Gegenstände ꝛc., nach dem Vorriß oder der Zeichnung bis zu einem Zoll hoch erhaben. Den fehlerhaften Stellen an gegossenen Sachen hilft man ebenfalls mit dem Bunzen (Verschneiden) nach. Um die Gegenstände in Silber glücklich auszuführen, gehört eine gute Uebung im Zeichnen und Bossiren, eine leichte Hand, und ein gleichförmiger Schlag auf den Bunzen, der von einer Stelle

auf die andere fortgeht. Man erhält auf diese Weise aus dem Umriß eine egale Linie ohne Höcker und Absätze. Um die Mühe, die das Ziseliren verursacht, abzukürzen, oder um die Figuren zu vervielfältigen, bedient man sich einer Zoll dicken gegossenen Stampfe von Messing, deren Figuren hohl geschnitten sind. Man nagelt darauf ein Silberblech, hält ein dickes Stück Bley darüber, und schlägt mit dem Hammer auf das Bley, um das Silber in der Stampfe wie ein Petschaft abzudrücken; man erhält auf diese Art Leuchterfüße, und flache Waaren, die man nachbunzt; s. die Art. Treiben und Ziseliren, unter T. und Z.

Beim Graviren schneidet man an dicken Silberplatten aus freier Hand die Figuren erhaben herauf, so daß die linke Seite gerade und nicht hohl erscheint. Man verrichtet dasselbe mit Grabstichеln oder Zeigern, womit der Goldschmid, wie der Kupferstecher, jedoch rechts seine Figuren mit dem Schatten in die Tiefe schneidet; s. unter Kupferstecher, Th. 56, wo auch die Grabstichel beschrieben worden. Der Riß wird nämlich mit einem feinen Grabstichel nachgezeichnet; man hebt dann die Linien der Figur mit dem flachen Grabstichel in die Höhe, zu kleinen Erhabenheiten, und das Feld der Historie bleibt flach liegen. Es folgen nun verschiedene Grabstichel und der Mattbunzen endiget das Ganze. Die gravirten Waaren werden dann gefärbt, das Matte matt gelassen und der Glanz polirt. Um nun eine Form von einer solchen Gravirung zu bekommen, drückt man eine Zinnfolie, womit man Spiegel belegt, in alle Fugen der getriebenen Sache mit einem feinen Hölzchen genau hinein, und in dieses Zinn, welches einen Rand hat, gießt man feinen Alabastergyps, der mit Wasser angemacht worden, so erhält man die linke Form, und durch neuen Gyps wieder in diese auch die rechte Form, welche Formen den Namen Gravirformen erhalten. Man

macht dergleichen Formen nur von einer kleinen Waare, z. B. von Tabaksdosen ꝛc.

Was die Vergoldung der Silbergefäße im Feuer betrifft, so verfährt man dabei auf folgende Weise. Wenn man die Gefäße durch die Hämmer und Eisen zu ihrer Figur gebracht, durch die verschiedenen Feilen halb glatt gefeilt, mit einem Stücke Bimsstein und an krausen Stellen mit den zu dünnen Streifen zerschnittenen Pragersteinen geschliffen, geglüht, in Weinstein und Salz wieder weiß gesotten, mit der Kratzbürste von gebundenem Messingdrahte gekratzt, an den Stellen, die Silber oder weiß bleiben sollen, mit einem starken Leimwasser und Kreide bestrichen worden, so ist man mit der Vorbereitung zu dem Vergolden fertig. Zum Vergolden selbst nimmt man Gold von 23 Karat und 11 Gran, und auf jede Mark des Silbergeschirrs, wenn solches nur schwach oder einblättrig vergoldet werden soll, rechnet man ein Viertel eines Dukaten, auf eine Doppelvergoldung von aussen und innen für die Mark Silber einen ganzen Dukaten, in so fern das Geschirr, als Terrinen oder Becher, dick ist. Man nimmt ein zerschnittenes Goldblatt, eine umgebogene Goldrolle von der Kapelle oder ein Goldoxid aus dem Königswasser, süßt es in Wasser aus; dann geglüht, und von einem der genannten Golde, es sei, welches es wolle: 1 Quentchen schwer genommen, und mit 2 Loth Queckſilber in einem Schälchen vermischt, in einem glühenden weißen Schmelztiegel hin und her bewegt, und dann in ein glasirtes Wassergefäß ausgegossen. Dieses giebt den weißen Brey oder das Amalgama, in welchem sich das Gold versteckt. Die Arbeit geschieht unter einem Schornsteine, der einen guten Zug hat, weil der Dampf des Queckſilbers, eingeathmet, ein Gift ist. Ueber die weitere Prozedur des Vergoldens siehe den Art. Gold, Th. 19, S. 407 u. f. — Galanterie-Waaren von nur geringem Werthe, sie mögen Silber oder Messing seyn, erhalten nur eine kalte Ver-

goldung, s. diese, in dem vorher erwähnten Theile, S. 407.

Um feines Silber zu emailliren wird die Waare geglüht und rein gesiedet; dann streicht man das mit Wasser fein geriebene Schmelzglas und Quittenschleim mit einem Eisenspatel auf das Metall; setzt es nach der Trocknung unter eine Muffel auf ein dünnes Eisenblech über die Kohlen, und läßt die Emaille fließen. Nachher wird sie mit ihren Metallfarben bemalt, die man auf dieselbe Weise einbrennt. Wie die Emaillen bereitet werden; s. den Art. Email, Th. 10, S. 771. Die fertigen, gegossenen oder geschlagenen, glatten und krausen Arbeiten werden zuletzt mit den Feilen fein gefeilt, mit einem Stücke Bimsstein oder den Pragersteinen über einer Schüssel mit Wasser geschliffen, mit Baumöl und geschlämmten Bimsstein vermittelst eines Spans von Lindenholz, hernach mit geschlämmten Tripel durch Leder glatt gerieben; jetzt folgt das Reiben mit dem Pulver von gebranntem Hirschhorn oder Schafknochen auf Leder, welches Glanzschleifen man polizen nennt. Nach dem Schleifen mit Bimsstein wird das Silber geglühet, dreimal in einem kupfernen Kessel in Weinsteinwasser, jedes Mal eine halbe Stunde gesotten, mit der Drahtbürste gekratzt, und zuletzt mit dem Glanzblutstein und Seifenwasser oder mit dem Polirstahl blankgerieben, indem man dazu Venetianische Seife und Regenwasser gebraucht. Während des Polirens muß man den Blutstein oder den Polierstahl auf Leder mit feiner Zinnasche streichen und dadurch blank erhalten. Im Poliren wendet man das Geschirr mit leinenen Lappen. Unter den Waaren der Silberschmiede kommen vor: Becher, Pokale, Zuckerbüchsen, Plats de Menagen mit dem Fußbleche und einem Absatze zu Citronenbüchsen, Essig- und Oelflaschen ꝛc.; Mostrichkannen, Kaffee- und Milchkannen, Theebüchsen, Teller, große Terrinen mit Deckeln, Füßen und Griffen, Schüsseln mit und ohne Glocken oder Stürzen, Frucht-

Körbe, Aufsatzgallerien zu Fruchtmuscheln, Büchsen, Kannen, Flaschen; Kaffeebretter, Terrinen-, Eß- und Kaffeelöffel, Sahnenlöffel, Punschlöffel; Kronenleuchter von vier und mehreren Armen, an seidenen Schnüren über die Tafel zu hängen; Wandleuchter; Armleuchter von zwei, vier und mehreren Armen; einfache Leuchter; Altarleuchter auf drei Füßen mit vielen Armen; Rauchfässer, Lampen, Monstranzen, Kelche, Weinkannen, von Silber abgegossene Apostel, Damentoiletten ꝛc. An kleineren Waaren hat man: Messer und Gabeln, Wachsscheeren, Dosen mit und ohne Spielwerk, Kinderklappern, Schnallen, Gürtel, Haarnadeln, Kämme, Knöpfe, Bücherbeschläge, Armbänder und Kniebänder, Pfropfenbeschläge mit Griffen oder Ringen und viele andere Luxuswaaren, welche die Mode eingeführt. Dann hat man auch eine Menge Waaren in Silberdraht und sogenannter Filegrainarbeit. Viele von den oben genannten Silberwaaren hat man in getriebener Arbeit, z. B. mit zierlichen Fruchtgehängen und Blumengewinden, Laubwerken, Landschaften, geschichtlichen Gegenständen, Bildnissen ꝛc. In diesen Zweigen haben zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, und auch noch bis in die Mitte desselben, besonders die Augsburger Gold- und Silberschmiede sich sehr hervorgethan; jetzt werden in allen großen Städten Deutschlands, z. B. zu Berlin, Wien, München, Dresden ꝛc ꝛc. auch sehr schöne Arbeiten dieser Art geliefert, die den Augsburger Arbeiten in Silber nichts nachgeben.

Um den Betriegereien mit dem Silber vorzubeugen, haben überall die Regierungen in den Landesgesetzen besondere Verordnungen dieserhalb erlassen, um das Publikum dagegen sicher zu stellen. Die Verfälschung durch Neusilber oder weißes Tombach hält auf dem Probirsteine zwar ihren Silberstrich, verbrennt aber auf der Kapelle; auch läßt sich das weiße Tombach schon, wenn man es glüht, auf dem Amboß durch einen weißen Beschlag von Spiauter entdecken, und alle unechte Tressen

verbrennen am Lichte, da ein Silberfaden zum Kügelchen zerfließt. Die gegossenen Silberbarren probirt die Kapelle durch gekörntes Bley; der Wardein bemerkt dann auf dem beigefügten Probirzettel den Gehalt der ganzen Planschen oder Barren in Loth und Grän, so wie die Nummer der Planschе und seinen Namen. Nach der Verordnung eines jeden Landes, muß der Gold- oder Silberschmid auf dem Boden des verfertigten Gefäßes oder Geschirres seinen Namen völlig ausschreiben, und durch einen Stempel völlig ausprägen, und der Altmeister der Innung schneidet daneben mit dem Grabstichel eine Zickzacklinie (Schwiebelirstrich) als ein Vidimus ein, und diesem fügt oder zeichnet er noch das Stadtwappen bei. Die ausgestochenen Späne werden von jedem Gold- oder Silberschmid besonders in einer Büchse aufbewahrt, die er alle Monate kapellirt. Dieses Probesilber richtet sich nach der Landesherrlichen Vorschrift, und man erkennt sogleich an dem Stadtwappen den innern gesetzmäßigen Inhalt eines jeden silbernen Gefäßes. Der Berlinische Silberstempel ist ein aufgerichteter oder stehender Bär; Potsdam hat einen Adler; Augsburg eine Traube; Hannover ein Pferd; Frankreich ehemals drei Lilien; Holland zwei Löwen mit dem Schilde; Hamburg drei Thürme; Magdeburg drei Thürme mit einem Mädchen ꝛc. Durch ganz Frankreich, England und Holland verarbeitet man 15löthiges; in Italien eben so viel löthiges in einigen Provinzen; Strasburg, Danzig, Wien, Königsberg, Koppenhagen, Prag, Nürnberg, Augsbnrg 13löthiges; Hamburg, Breslau, Sachsen, Bremen, Brandenburg, Hannover 12löthiges, und Holland in großen Geschirren 15, in kleinen 14löthiges Silber. Da nun z. B. Berlin ein 12löthiges Silber verkauft, so stecken in jeder Mark des verkauften Silbergeschirres nicht, wie billig, 16 Loth Silber oder eine Mark, sondern nur 12 Loth feines Silber und 4 Loth Kupfer, die man auch für Silber bezahlen muß. Wenn daher ein Geschirr 6 Pfd.

schwer ist, so muß sich der Käufer schon gefallen lassen 1 Pfd. 16 Loth Kupfer, welches in diesem Geschirre steckt, kraft der Connivenz des Stempels, für gutes Silber mit zu bezahlen. — Was das Silbergewicht anbetrifft, so sehe man darüber das Nöthige unter Münz und Münzwissenschaft, Th. 97, S. 318 u. f. nach. Ferner sehe man noch den schon oben erwähnten Art. Gold und Goldarbeiter, Th. 19, und den Art. Gold- und Silber-Fabrik daselbst, so wie den Art. Silberprobe nach.

Silberarbeiter, Silberschmid, ein Künstler, der in Silber arbeitet, Sachen aus Silber verfertiget, sowohl gegossene, als geschmiedete. Obgleich das Arbeiten in Silber ein für sich bestehendes Gewerbe ist, so haben die Silberarbeiter doch mit den Goldarbeitern, Goldschmieden eine Innung, die unter dem Namen der Goldschmidsinnung bekannt ist, und daher auch Handwerksgebräuche; doch machen sie wenig von diesen Gebräuchen, besonders in der neueren Zeit, und um so mehr, da sie von jeher zu den Künstlern gerechnet wurden, und ihr Gewerbe auch wirklich ein kunstvolles ist. Die Gold- und Silberdrahtzieher hängen dagegen noch eher an einigen alten Gebräuchen, und haben daher eher etwas Zunftmäßiges, welches sie auch in der neuesten nach Gewerbefreiheit in allen Zweigen strebenden Zeit so ziemlich beibehalten, und welches sie auch besser beibehalten können, da ihre Innung oder ihr Verein nur in den größten Städten aus wenigen Mitgliedern besteht, so z. B. besteht die Anzahl der Meister, Gesellen und Lehrlinge in Berlin nicht über 19 Köpfe. Die Lehrlinge müssen fünf Jahre lernen und erhalten nicht eher einen Lehrbrief, als bis sie diese Zeit überstanden haben. Da nur wenige dieses Gewerbe erlernen, so können die Drahtziehermeister auch eher die Preise unter sich für ihre Fabrikate feststellen, so daß sie den Fabriken nicht

wohlfeiler arbeiten, als ſie unter ſich überein gekommen; auch kann nicht Einer oder der Andere den Preis willkührlich herabſetzen, weil er ſonſt auf ihre Unterſtützung in andern Fällen dann nicht rechnen darf. Die Geſellen oder Gehülfen dieſes Gewerbes, alſo die Gold- und Silberdrahtzieher können auf ihren Wanderungen folgende Oerter, um ſich zu vervollkommnen, beſuchen, als Achen, Allersberg, Altona, Augsburg, Bayreuth, Berlin, Breslau, Dresden, Freyberg in Meiſſen, Frankfurth a. M., Goslar, Hamburg, Iſerlohn, Kölln, Leipzig, Lüttich, München, Morau in Oberſteyermark, Naumburg, Nürnberg, Salzburg, Schwabach, Stollberg, Suhla, Wien. In Frankreich: Paris, Lyon. In den Niederlanden: Amſterdam, Brüſſel; in der Schweiz: Genf; in Rußland: Petersburg: in Schweden: Stockholm. Ein Mehreres über dieſe Gewerbetreibende, ſ. unter Draht, Th. 9, S. 468 u. f., und unter Gold- und Silberfabrik, Th. 19, S. 502; auch oben den Art. Silberarbeit. — Was die Silberarbeiter betrifft, ſo ſehe man darüber die Art. Goldarbeiter, Th. 19, S. 459 u. f.; Gold- und Silberfabrik, daſelbſt, S. 484 u. f. und oben den Art. Silberarbeit nach. — Die beſten Wandrungsplätze zur Vervollkommnung der Silberſchmiede ſind: Aſchaffenburg, Augsburg, Berlin, Cöthen, Dresden, Frankfurt a. M., Freyberg, Gmünd, Hanau, Kaſſel, Manheim, Offenbach, Prag, Pforzheim, Pyrmont, Strasburg, Stuttgard, Wien.

Silberarſenikſalz, ſ. oben, unter Silber.

Silberarten, Geſteine und Bergarten, die zwar auf die Erzeugung des Silbers, auf den Prozeß, welchen die Natur an dieſen Orten auf dieſes Metall vor hat, weiſen, und denen im weiteren Nachſuchen wohl etwas Gutes folgen könnte, die aber immer noch nicht bauwürdig ſind. Es finden ſich auf Gebirgen, die zu der

Erzeugung dieses Metalls Anlagen haben, dergleichen Arten aussen am Tage, zu einer sichern Anzeige, daß diejenigen Gesteine, welche sich von aussen auf einem Gebirge zeigen, dasjenige Metall ankündigen, welches darunter in den Gängen der Erde verborgen seyn kann; denn ein jedes Metall führt in den Bergarten eine gewisse Anzeige, welches man die Signatur nennen könnte, auf die es weiset, und mit der es bezeichnet ist. Obgleich man darin nicht erkennen kann, wo die Gänge von solchen Orten zu erschürfen sind, warum man sich weiter bemühen muß. — Unter Silberarten versteht man auch die verschiedenen Silbersorten nach ihren fremden Beimischungen; s. oben unter Silber, und den Art. Silbererz.

Silberätzstein, s. oben, unter Silber; Silberstein, Höllenstein, S. 125.

Silberauflösung, die Auflösung des Silbers in Salpetersäure; s. Salpeter (Silber-), Th. 131, S. 609.

Silberauge, der Argusschmetterling, Papilio Argus, s. unter Tagfalter, in T.

Silberausbringung, die Erlangung des Silbers aus dem Erze durchs Schmelzen ꝛc., s. unten, unter Silbererz.

Silberaventurin, s. Aventurin, im Supplement.

Silberband, Papilio Cytherea, ein Tagfalter, s. diesen Artikel; auch zwei Nachtfalter, Phalaena Bergmanniana, und Ph. de Geerella, so wie eine zu den Häringen gehörende Fischart, Clupea Atherinoides, führen diesen Namen.

Silberbarre, Silberbarren, Fr. Barres d'argent, große Stücken unverarbeitetes Silber, in Stangen, Kuchen und Klumpen, welche vor der Trennung der Süd-Amerikanischen Kolonien von Spanien, dem Mutterlande, mit der Silberflotte nach Spanien kamen; s. unter Silbererz.

Silberbarsch, Perca nobilis, eine Art ausländischer Barsche, s. unter Barsch, im Supplement.

Silberbaum, Schillerbaum, Protee, Protea, s. Protea, Th. 117, S. 774 u. f. — In der Chemie ist der Silberbaum, Dianenbaum, Arbor Dianae, Arbor mineralis philosophica; Fr. Arbre de Diane, das Werk eines chemischen Prozesses, einer chemischen Operation, durch welche man eine baumförmige Zusammenfügung der Silbertheilchen veranlaßt, die anfänglich in der Salpetersäure aufgelöset waren. Die Chemiker haben ihm den Namen Dianenbaum wegen des Silbers beigelegt, welches sie Luna oder Diana nennen. Nach Lemery geschieht die Anfertigung dieses Baumes auf folgende Weise: Man nimmt 1 Unze feines Silber, löset es in einer genugsamen Menge Salpetergeist, der recht rein und mäßig stark ist, auf, vermischt diese Silberauflösung in einer Phiole oder in einem Becher mit ungefähr 8 Unzen Wasser, setzt dazu 2 Unzen Queckfilber, und läßt dann Alles ruhig stehen. In ungefähr 40 Tagen wird sich auf dem Queckfilber eine Art von Silberbaum mit Zweigen bilden, die mit ihren Aesten einem natürlichen Gewächse sehr nahe kommen. — Ein kürzeres Verfahren, nach Homberg, ist folgendes: Man mache ein kaltes Amalgama aus 4 Quentchen Silberfeilstaub, oder noch besser Blattsilber, und 4 Quentchen Queckfilber, löse dieses Amalgama in 4 Unzen oder in einer hinlänglichen Menge von reinem oder mäßig starkem Salpetergeiste auf; verdünne diese Auflösung ungefähr mit $1\frac{1}{2}$ Pfd. destillirtem Wasser; schüttle diese Vermischung und hebe sie in einer zugestopften gläsernen Flasche auf. Bedient man sich dieser Bereitung, so nimmt man eine Unze davon, gießt sie in eine Phiole oder in einen Becher, setzt einer Erbse groß von einem Gold- oder Silberamalgama, das so weich wie Butter ist, dazu, und läßt das Gefäß ruhig

stehen. Man sieht darauf sogleich aus der kleinen Kugel des Amalgamas kleine Fäden hervorkommen, welche sich geschwind vergrößern, nach allen Seiten zu Zweigen werden und die Gestalt kleiner Sträuche annehmen. Um den Dianenbaum auf noch eine sicherere Weise zu erhalten, darf man nur eine gesättigte Silberauflösung nehmen, solche mit Wasser verdünnen, und auf Queckſilber gießen. Die Produkte sollen aber nach Pörner sehr verschieden ausfallen. Nimmt man z. B. einen Theil von der Silberauflösung und verdünnt dieselbe mit drei Theilen Wasser, so erhält man eine andere Gestalt, als wenn man sechs, acht oder zehn Theile nimmt. Auch bei viel oder wenig Queckſilber erscheint ein Unterschied; auch fällt dann das Produkt wieder anders aus, wenn man das Queckſilber mit der Silberauflösung vermischt hat, und ehe dieselbe verdünnt und einige Zeit darauf das Wasser zugegossen worden. — Hier noch einige Verfahrungsarten von Chemikern. Man gieße die recht concentrirte salpetersaure Auflösung von Silber und von Queckſilber zusammen, verdünne die Mischung mit Wasser und setze ein Silberamalgam oder auch nur Queckſilber hinzu. — Man dicke die Silberauflösung bis zur Consistenz einer dicken Schmiere ein, verdünne und schüttle sie dann mit Wasser, setze so viel Queckſilber, als das Silber wog, hinzu, und lasse die Vermischung stehen. Marggraf bemerkte, daß in der mit etwas Queckſilber vermischten Auflösung des Silbers in flüchtigem Alkali oder Salmiakspiritus in kurzer Zeit ein Dianenbaum entstand. Verschiedene Prozesse zur Verfertigung des Dianenbaumes hat George Frank von Frankenau angegeben. Am merkwürdigsten ist die Erfahrung Gmelins, der nicht nur mit der starken Salzsäure, die er in eine Silberauflösung goß, nach Art eines Mooses Zweige verbreitende Kegelchen erhielt, sondern auch ohne alles Queckſilber bloß durch

Kupfer und einer kupferhaltigen Silberauflösung zu wiederholten Malen schöne Dianenbäumchen aussprossen gesehen. Ein bis zum Häutchen abgerauchte und mit Queckſilber übersättigte salpetersaure Queckſilberauflösung kryſtalliſirte ſich, und nach einigen Monaten waren aus der Oberfläche der Kryſtallen kleine, den ungeöffneten Ranunkeln ähnliche Bäumchen hervorgewachſen. Schon Condamine bemerkte, daß die Silberauflösung auch ohne Queckſilber durch andere Metalle, als Eiſen, Kupfer, Meſſing, Zink, Bley, Spießglaskönig, Zinn und Wismuth auswächſt. Mit den beiden vorletzten am kleinſten, mit dem letztern, dem Wismuthe, am ſchönſten. — Lichtenberg brachte in einer inwendig mit Silberauflösung angefeuchteten Glaskugel durch einen ſpiral gewundenen Kupfer- oder Meſſingdraht einen Silberbaum zuwege, der deutlich erſchien, wenn man das Glas innerlich ſchwarz anlaufen ließ. Obgleich die Darſtellung des Dianenbaumes nur zum Vergnügen zu geſchehen pflegt, ſo gründet ſich dieſelbe doch auf verſchiedene weſentliche Eigenſchaften der Subſtanzen, die man dazu gebraucht. Da das Queckſilber mit der Salpeterſäure näher verwandt iſt, als das Silber, ſo nöthiget es dieſes Metall, ſich von dieſer Säure zu ſcheiden und niederzuſchlagen. Man muß bei dieſem Niederſchlagen aber zwei weſentliche beſondere Umſtände merken; der erſte iſt die Farbe des niedergeſchlagenen Silbers, welches bei der gegenwärtigen Gelegenheit in ſeiner natürlichen Geſtalt und mit ſeinem metalliſchen Glanze verſehen wieder erſcheint, welches daher rührt, weil das Silber von der Salpeterſäure vermittelſt einer metalliſchen Subſtanz geſchieden wird. Dieſes ſoll nach einigen Chemiſten allen Metallen wiederfahren, ſo oft ſie durch ein anderes Metall von einer Säure getrennt werden, da ſie im Gegentheil jederzeit in der Geſtalt eines Oxides oder Kalkes, oder

eines erdigen oder salzartigen Niederschlages erscheinen, denen alles natürliche Ansehen fehlt, wenn man sie durch jedes andere Mittel niederschlägt. — Der zweite Umstand betrifft die besondere Stellung des Dianenbaumes, welche die Silbertheile, so wie sie von der Salpetersäure geschieden worden sind, auf der Oberfläche des Queckſilbers neben einander annehmen. Die anziehende Kraft oder Verwandschaft, welche die gleichartigen Theile oder die Grundmassen einer oder zweier ähnlicher Substanzen zu einander haben, ist bei dieser Erscheinung nicht zu verkennen; denn nur durch die Kraft der Verwandschaft, welche die ersten von der Salpetersäure abgesonderten Silbertheilchen mit dem Queckſilber haben, kann es, nach Macquer, geschehen, daß sie sich vom Anfange an jederzeit lieber an die Oberfläche dieser metallischen Substanz, als an jeden andern Ort des Gefäßes oder der Feuchtigkeit anzusetzen suchen, und vermöge des Bestrebens, welches die Silbertheilchen selbst gegen einander haben, geschieht es, daß diejenigen, welche sich in der Folge von der Salpetersäure trennen, sich auch hernach lieber aneinander, als an anderes ansetzen. — Um den Silberbaum sehr gut darzustellen, haben einige Chemiker angerathen, daß das Silber, die Salpetersäure und das Wasser sehr rein seyn sollen, weil die mehrsten von den fremden Materien, womit diese Substanzen vermischt sind, das Silber niederschlagen können, welches in diesem Versuche durch nichts anders, als durch Queckſilber niedergeschlagen werden darf. Dann ist noch nöthig die Silberauflösung mit vielem Wasser zu verdünnen, um 1) die Erzeugung der Salpeterkrystallen zu verhindern, welche Statt finden würde, wenn diese Auflösung zu concentrirt wäre, die Silbertheilchen in gar zu großer Menge und auch zu geschwind niederzuschlagen, welches ihnen die Freiheit rauben könnte, sich regelmäßig aneinander anzusetzen,

und sie nöthigen würde, unordentlich, wie ein unförmlicher Niederschlag zu Boden zu fallen. Zuletzt ist noch nöthig, daß die Salpetersäure mit Silber gesättiget sei, ehe sie mit Wasser verdünnt worden, sonst muß der freie Theil der Säure sich mit Silber oder Queckſilber zu sättigen anfangen, ehe das Niederschlagen Statt finden kann, welcher Umstand den Versuch um so langweiliger machen würde, je mehr Ueberschuß von Säure die Auflösung enthält.

Um einen elektrischen Dianenbaum darzustellen, bedient man sich einer etwas großen Glaskugel, die mit einer messingenen Einfassung und einem Wechselhahne am Halse versehen ist. In diese Kugel gießt man ungefähr ein halbes Pfund gereinigtes Queckſilber und macht die Kugel mittelst einer Luftpumpe luftleer. Hierauf bringt man diese luftleere Kugel in ein finsteres Zimmer, und setzt dieselbe dergestalt auf den Kopf eines sehr stark elektrisirten Conductors, daß die metallene Einfassung an die oberste Stelle kommt, wo man sie mit der Hand hält, so befindet sich an der untersten das eingefüllte Queckſilber. Wenn es sich nun in dieser Lage befindet, so wird man plötzlich ein sehr schönes Schauspiel erblicken, welches nur irgend das elektrische Licht gewähren kann. Man gewahrt nämlich eine Menge zackiger Streifen, die innerhalb ringsherum in der Kugel an den Wänden hinaufrepetiren und sich in der metallenen Einfassung verlieren, so wie sie nämlich unten aus dem Queckſilberklumpen auslaufen. Es bilden sich die schönsten dendritischen Figuren; sie bleiben sich aber nicht gleich, sondern wechseln beständig auf die angenehmste Weise mit neuen Zweiggruppen ab. Diese sonderbare Erscheinung, daß nämlich die Wurzeln und Stämme dieser Bäumchen aus dem Queckſilber schnell und auf den Augenblick erwachsen, ist eine Wirkung der positiven Elektricität. Wenn man dagegen diese Kugel in eben der Stellung auf

den Knopf eines negativen Conductors setzt, so zeigen sich ganz unverkennbar diese Bäumchen in einer ganz umgekehrten Stellung; es zeigen sich nämlich die Wurzeln und Stämme oben an der metallenen Einfassung, und die Aeste erstrecken sich nach unten herab in der Queckſilbermasse.

Wallerius, physikalische Chemie, Th. 2, Abth. 4, S. 418.

Gehler, in den Anmerkungen zu Baumé, S. 43.

Marggrafs chymische Schriften, Th. 1, S. 120.

Crell's chemisches Journal, Th. 2, S. 3, 4.

Memoires de Paris, 1731. p. 655.

Crell's neues Archiv, III. p. 196, — dessen Annalen, 1786 II, p. 521.

Macquers chemisches Wörterbuch, 3te Auflage, 2r Theil, Leipzig, 1788, S. 49 u. f.

Göttling's Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, Jahrg. 1786, S. 138, 1789, S. 59.

Fortgesetzte Magie oder Zauberkräfte der Natur, von Joh. Sam. Halle, 6r Theil. Berlin, 1794, S. 130.

Silberbenzoesalz, s. oben unter Silber; benzoesaures Silber.

Silberbergkork, silberartiger Bergkork, s. unter Kork.

Silberbergwerk, Silberbergwerke, s. unten unter Silbererz.

Silberbergzunder, s. Bergzunder.

Silberbernsteinsalz, s. oben, unter Silber, S. 128.

Silberbezahlung, der festgesetzte Preis, um welchen das in den Erzen befindliche Silber in den Schmelzhütten angenommen wird.

Silberblatt, Silberblätter, beim Goldschläger, das gleich dem Golde in sehr feine Blätter geschlagene Silber. Diese Blätter dienen zur Versilberung verschiedener Sachen von den Metallarbeitern, Vergoldern ꝛc.; s. den Art. Goldschläger, Th. 19, S. 577.

Silberblättlein, s. oben Silber (Blatt-).

Silberblausalz, s. oben unter Silber, blausaures Silber, S. 128.

Silberblech, beim Silberarbeiter, das aus einem Silberzain durch das Hämmern und Glühen verwandelte Blech, welches die Metallarbeiter zu verschiedenen Arbeiten gebrauchen.

Silberblende, eine schöne glänzende, jedoch leere und faule Bergart von brauner und gelber Farbe, die an sich keine metallischen Proben von sich giebt, indem sie nichts anders, als eine ausgewitterte Bergart in ihrem ganzen Wesen vorstellt, nur mit der Ausnahme, daß die Natur in einer darin besonders bestimmten Mutter (Matrix), wie oft zu geschehen pflegt, eine metallische Generation vorgenommen hatte, weil die Bildungen hierin sehr verschieden sind, und diese sich aus einer besonderen Matrice bilden.

Silberblick, Fr. Éclat d'argent, im Hüttenwerke, eine Erstattung der Oberfläche des auf dem Herde im Fluß stehenden Silbers, da es vom Bley, welches dasselbe noch im Fluß erhalten, durch den Rauch und den Herd befreiet worden, und nicht mehr treiben kann, welches ein Zeichen ist, daß das Silber rein sei, wie das Silber vom Herde zu sein pflegt; s. auch den Art. Silber (Blick-).

Silberblume, im Hüttenwerke, eine Art Blasen, die sich bei dem Abtreiben des Silbers auf einem Silberblick sehen lassen, und schön untereinander spielen, weil das Silber bald blicken will; es heißt dann der Blick geht in Blumen.

Silberbodian, Bodianus argenteus, eine Fischart, welcher zu den Bodianfischen, die Stacheln ohne Zacken an ihren Kiemendeckeln haben, gehört; s. Bodianfisch, im Supplement.

Silberbogen, Phalaena Goedartella, ein Nachtfalter, ein Nachtvogel.

Silberborax, eine Verbindung der Boraxsäure mit Silber, die nur durch eine doppelte Verwandschaft geschehen kann; sie ist staubartig und schmelzt im Feuer.

Silberbote, im Bergwerke, ein Bergbote; s. unter Hüttenoffizianten

Silberbranderz, s. unten, unter Silbererz.

Silberbräune, ein Silbererz von brauner Farbe. Es gehört, wie die Silbergilbe, unter die Silbermulme; s. diese.

Silberbrennen, Fr. Raffiner l'argent, wenn das auf dem Herde abgetriebene Silber, welches noch einige Unreinigkeiten bei sich hat, wieder auf dem Teste geschmolzen und nach dem Erfordern entweder ganz rein, oder zum Vermünzen auf 15 Loth 3 Quentchen 2 bis 3 Pfund gebrannt wird; s. auch unten, unter Silbererz.

Silberbrenner, Fr le Raffineur d'argent, im Hüttenwerke, derjenige Arbeiter, welcher das Queckfilber auf dem Teste zu mehrerer Reinigkeit brennt.

Silberbrennerjunge, s. weiter unten.

Silberbrennherd, im Hüttenwerke, ein Herd, worauf die Blickfilber von dem Gebläse fein gebrannt werden. Hierzu wird eine Esse von Mauerwerk angelegt, die oben einen Bogen und Rauchfang hat; unten hat sie ein kleines Gewölbe; darunter sind zwei Herde zu zwei Testen. Jeder Herd ist 4 Fuß lang und $3\frac{1}{2}$ Fuß breit. An der einen Seite ist eine Mauer, wodurch messingene Röhren von dem Gebläse gehen, und oben darauf ruht der Rauchfang. Zwischen dieser Mauer und der Esse ist eine Oeffnung, damit man zu den messingenen Röhren gelangen kann, weil in diesen Ventile sind, womit der Wind auf die Teste gestellt wird, indem zwei Teste vor dem Gebläse stehen, worauf die Silber nach einander verbrannt werden. Der Blasebalg ist von Holz, wird von einem Mann getreten, und liegt in einem hölzernen Gestelle, worein der

Wind in eine Lutte, und aus dieser in die zwei messingenen Röhren geht. Eine jede Röhre geht auf einen Test, und da jedesmal ein Test in der Arbeit ist, so wird unterdessen die andere messingene Röhre zugestellt, daß durch dieselbe kein Wind kommen kann. S. auch unten, unter Silbererz.

Silberbrennjunge, Siberbrennerjunge, ein Junge, so im Blasegewölbe auf einem Schwengel sitzt, und mit den Füßen sich mit dem Schwengel zurück stößt, daß der Blasebalg in die Höhe geht.

Silberbrennknecht, Fr. Aide à raffineur, ein Arbeiter, welcher die Arbeit, die im Brennhause vorfällt, verrichten, und dem Silberbrenner zur Hand gehen muß, die Asche zu Testen bereitet, die Blicksilber zerschlägt, abkühlt, beklopft, die Teste stößt ꝛc.

Silberbrennofen, im Hüttenwerke, eine Art Windofen, der einen schmalen Windfang hat, der gleich an der Sohle angeht, und mit dem Fuße vom Ofen 3 Fuß hoch aufgeführt wird, worauf denn der Ofen angelegt wird. Da nun mehrere Brennöfen gemeiniglich aneinander liegen, so wird von einem Windfange die Luft in zwei Oefen geführt; denn aus jedem Windfange gehen zwei Luftröhren an der Seite in einen Brennofen; daß also ein Brennofen vier Luftröhren aus zwei Windfängen hat, und hinten aus dem Ofen geht ein Zugloch, welches über dem Ofen an der Mauer seinen Ausgang hat. Sowohl der Fuß, als auch die Oefen selbst, werden von Mauersteinen aufgemauert. Unten ist ein Brennofen 1 Fuß 8 Zoll weit, 1 Fuß 8 Zoll lang, wenn der Ofen vorne mit Mauersteinen zugelegt ist, 2 Fuß hoch, und läuft oben an, daß er daselbst 4 Zoll weit und 1 Fuß 3 Zoll lang bleibt, die Vorderseite bleibt offen, bis der Test und die Muffel eingesetzt sind; dann wird dieselbe mit losen Mauersteinen zugelegt, und nur das Mundloch gelassen. Vor dem Brennofen liegen eiserne Platten,

damit es reinlich gehalten werden kann, und zwischen zwei Oefen ist allemal ein gemauerter Pfeiler. In diesen Oefen braucht man Testpfannen von gegossenem Eisen und irdene Muffeln. — Der Silberbrennofen zum Flammenfeuer wird mit Holz gefeuert. Er ist, gleich den andern Oefen, von Mauersteinen aufgeführt, und 3 Fuß hoch von der Sohle an, an der einen Seite liegt der Windfang, der so hoch mit aufgeführt ist. Ueber dem Windfange sind eiserne Traillen, worauf gefeuert wird. An der andern Seite steht der Test. Oben über dem Ofen ist ein Bogen geführt und geschlossen, daß also keine Muffel hier nöthig ist. Vor dem Teste ist eine Oeffnung, worüber eiserne Stäbe liegen, woselbst der Test aus- und eingebracht ist. Ist der Test eingesetzt, so wird die Oeffnung mit Mauersteinen zugesetzt, und nur ein kleines Windloch gelassen. Zum Einfeuern bedient man sich eines Schürlochs vor den Traillen mit einer Thür von Eisenblech. Vor dem Ofen liegt eine Platte von gegossenem Eisen neben dem Teste, an der Seite des Ofens ist ein Zug- oder Flammenloch, damit die Flamme von der Feuerstelle über den Test und da herausgehen kann. Das auswendige Mauerwerk von dem Ofen ist 5 Fuß lang, und mit der eisernen Platte 3 Fuß 4 Zoll breit. Inwendig ist der Ofen 2 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Fuß breit; der Rost ist 9 Zoll breit und $1\frac{1}{2}$ Fuß lang; der Bogen über dem Ofen ist 15 Zoll hoch, der Windfang über demselben noch 9 Zoll hoch und eben so weit. Ueber den Bau dergleichen Oefen s. man den Art. Kupfer, Th. 56, Probieren, Th. 117, und Ofen, Th. 104 nach.

Silberbuckel, Phalaena Roesella, eine Art Nachtfalter.

Silberbürste, beim Bürstenmacher, kleine Bürsten, die zum Reinmachen verschiedener silberner Geräthe gehören. Sie bestehen aus Borsten, die in ein

metallenes Rohr eingesetzt werden. Man bindet zu diesem Behufe die Haare dieser Bürsten zusammen, gleich einem Pinsel, und pecht sie hernach in das Rohr. Sie werden aus Ziegenhaaren verfertiget.

Silberbusch, Anthyllis Barba Jovis, s. unter Wollblume.

Silberchromsalz, s. oben, unter Silber, chromsaures Silber, S. 128.

Silbercitronensalz, s. daselbst, citronensaures Silber, S. 128.

Silberdiener, ein Hofbedienter, welcher das Silbergeschirr unter seiner Aufsicht hat, und es durch die Silberwäscher reinigen läßt.

Silberdraht, s. oben, unter Silberarbeit.

Silberdruck, mit silbernen Lettern gedruckte Schrift. Nach Adelung soll es ein altes Vorurtheil seyn, welches von dem irrigen Vorgeben herstammt, daß man in Holland mit silbernen Lettern zu drucken pflegt.

Silberdruse, Silberdrusen, Silbernieren, im Bergwerke, eine Art sehr reicher Silbererze, deren metallischer Gehalt sehr austräglich ist, die aber nicht auf ordentlichen streichenden Erzgängen, sondern nur in milden, weichen und lettigen Gesteinen, oder in Sandgebirgen in Stücken zu 5 bis 10 und mehreren Pfunden gefunden werden. Man kann keinen sicheren Bergbau darauf machen, weil man nicht so leicht einsehen kann, wie sich dieselben in ihrer Zeugung erhalten werden. Der Farbe nach, sehen sie braun, gelb und auch schwärzlich aus.

Silberente, s. unter Ente, im Supplement.

Silbererz, Minerae argenti; Fr. Mines d'argent; Engl. Ores of silver; Ital. Miniere d'argento. Man findet das Silber, nach dem Golde, unter allen Metallen am öftersten in metallischer Gestalt oder gediegen. Das gediegene Silber ist selten ganz rein,

sondern enthält 0,03 bis 0,05 von andern Metallen, welche meistentheils Gold oder Arsenik sind. Das gediegene Silber führt auch den Namen Bauererz, Silberglas, Argentum nativum s. Argentum virgo; Fr. Argent natif ou argent vierge; Engl. Virgin or native silver; Ital. Argento nativo o Argento virgine. Das gediegene Silber nimmt regelmäßige Gestalten von Faden oder von mancherlei Zweigen an. Man findet es nun förmlich derb, körnicht, zahnförmig, baum- oder moosförmig, blättrig, haarig, in vierseitige Zweige oder dreiseitige Pyramiden oder Würfel angeschossen. Man findet sehr schöne Stücke dergleichen Silber in den fürstlichen Mineraliensammlungen ꝛc. Meistentheils ist es mit etwas Gold versetzt; aber noch weit öfterer findet man dasselbe, so wie die übrigen Metalle, durch Schwefel und durch Arsenik vererzt. Man kennt drei eigenthümliche Silbererze, die alle drei sehr reich, aber auch sehr selten sind. Es sind: 1) Das güldische Silber, Rothgüldenerz, s. S. 233, 2) das Glaserz, 3) das Hornerz. Das güldische Silber, welches nur selten angetroffen wird, findet man zu Konsberg in Norwegen und im Schlangenberge in Sibirien vor. Fordyce, welcher ein Exemplar davon untersucht hat, fand in 100 Theilen: 72 Silber, 28 Gold. In dem güldischen Silber vom Schlangenberge in Sibirien fand Klaproth 64 Gold, 36 Silber.

Das Glaserz, Glanzerz, Minera argenti vitrea; Fr. Mine d'argent vitrée ou sulfure d'argent natif; Engl. Vitreous silver-ore; Ital. Miniera d'argento vitrea. Dieses Silbererz besitzt keine bestimmte Gestalt und hat beinahe die Farbe, die Weiche und die Schmelzbarkeit des Bleyes. Der Farbe wegen nannten es die Alten Mineram argenti plumbeam. Es ist sehr schwer, läßt sich schneiden, einprägen und hämmern. Im Bruche ist es uneben und springt in unbestimmte eckige Stücke. Es hält drei Viertel seines

Gewichtes reines Silber, zuweilen auch noch mehr. In Hundert 72—77 Theile Silber. Scopoli behauptet sogar Glanzerz gefunden zu haben, welches im Centner 93 Theile Silber hielt, und das Silber ist in demselben bloß durch den Schwefel vererzt. In einem Exemplare dieses Erzes, welches Klaproth untersucht hat, waren die Bestandtheile: 85 Silber; 15 Schwefel. Manchmal enthält es auch noch als Beimischung einiges Eisen. Einige geschickte Arbeiter ahmen dieses Erz ziemlich gut dadurch nach, daß sie Schwefel und Silber in einem Schmelztiegel zusammenschmelzen. Kunkel lehrt es durch das cämentiren von gefeiltem Silber und Schwefel, die man zusammenschichtet, in mäßiger Wärme bereiten, und Joh. Gottl. Lehmann durch das cämentiren von ausgesüßtem Silberoxid, vorzüglich aber von einem solchen, der durch die Verquickung erhalten worden war, Zinnober und halb so schwer, als das Silberoxid gewogen, von weißem Arsenik, die zusammen schichtweise in einer gläsernen Retorte zwei Tage mäßig angewärmt, endlich aber so stark erhitzt wurden, daß das Queckſilber aufstieg; auch wohl der Arsenik, nach der Bemerkung eines Chemikers. Nach Wallerius durch Eintragen von sechs- bis achtmal mehr Schwefel zu dem schmelzenden Silber. Man findet dieses Erz in den Silberbergwerken Deutschlands und Ungarns. — Man hat übrigens noch eine Art Glanzerz, welches man in Sachsen bruchiges oder sprödes Glaserz, oder in Ungarn Röschgewächse, Fr. Mine d'argent vitreuse fragile, nennt, welches eigentlich ein Zwischenart zwischen dem Glas- und Rothgüldenerz ist, und soll aus diesem in jenes übergegangen seyn; denn es enthält noch etwas, obgleich weit weniger Arsenik, als das Rothgüldenerz. Es ist mehr oder weniger dunkelbleyfarbig oder schwärzlicht; giebt einen schwärzlichen, meistens noch ins Röthliche spielenden Strich, und ist im Bruche glänzend und uneben. Auch unter dem Wasser nimmt es einen Glanz an, läßt sich aber nicht so

gut schneiden, noch weniger prägen und hämmern. Vor dem Löthrohre fließt es ebenfalls nicht so leicht, als das eigentliche Glaserz; auch dampft es nicht so stark. Mit Lebensluft oder Sauerstoffgas vor dem Löthrohre kann man, wenn man nicht ein vom Gesteine freies und körniges genommen hat, ohne Borax kein zusammenhängendes Silberkorn erhalten. Das Rohr und die Kohle beschlagen nach Ehrmann gelbbraun.

Das Hornerz, Minera argenti cornea; Fr. Mine d'argent cornée ou Muriate d'argent natif; Engl. Horny or corneous silver ore; Ital. Miniera d'argento cornea, welches den Namen von seiner Farbe und seiner Halbdurchsichtigkeit, vermöge welcher es dem Horne oder dem Geigenharze gleicht, hat. Die Farbe dieses Silbererzes ist verschieden. Man findet weißes, grünes gelbes und violettes; auch purpurfarbenes und dunkelbraunes, welches Letztere, der Krystallisation nach, zuweilen kreuzförmig ist; auch schwarzes und erdförmiges. Die reinste Art desselben, die aber auch zugleich die seltenste ist, erscheint in würflichter Gestalt. Meistens erscheint es blätterig; auch ist es gewöhnlich geschmeidig, weich, biegsam und merklich schwer; man findet auch brüchiges. Wird dieses Erz geschwinde erhitzt, so spritzt es, wie beinahe alle Erze zu thun pflegen, und schmelzt bei einer gelinden Wärme, z. B. am Lichte wie Wachs und kocht dabei mit einem dicken, weißen Dampfe, der unangenehm und von dem brüchigen violetten Hornerze noch schwefelartig riecht. Die nämliche Hitze, bei welcher der Borax kocht, bringt das Hornsilber in Fluß. Eine stärkere Hitze verursacht eine Verflüchtigung desselben. Die Salpetersäure kann dasselbe nicht auflösen. Vor dem Löthrohre auf der Kohle geschmolzen giebt es viele kleine Silberkügelchen. Das schmelzbare Harnsalz macht es, indem es sich darin auflöset, undurchsichtig, und mit dem Boraxe wird es, wenigstens zum Theil, vor dem Löthrohre zu Metall hergestellt. Nach Kirwan soll es

leicht ohne Rauch schmelzen. Ehrmann sahe würflichtes weißgraues Hornerz vor dem gemeinen Löthrohre mit Dämpfen zu kleinen Silberkügelchen fließen, und vor dem Sauerstofflöthrohre eine violette Flamme, einen nach Safran riechenden Dampf, einen gelben Beschlag an die Kohle, und ein zur Hälfte mit schwarzer Schlacke überzogenes hellglänzendes Kügelchen binnen wenigen Secunden geben. Dunkelbraunes Hornerz floß dagegen nach Ehrmanns Versuchen und gab einen Rauch, der wie Geigenharz roch, eine minderbeträchtliche violette Flamme, einen gelbbraunen Beschlag des Rohres und der Kohle; ohne Borax, zerstreute, mit Borax in ein einziges vereinigtes Silberkügelchen, nebst einer dunkelbraunen glasigen Schlacke.

Man unterscheidet überhaupt vier Arten des Hornsilbers: muschliges, strahliges, gemeines und erdiges Hornerz. Das muschlige Hornerz aus Peru enthält nach Klaproth: Silber 76,
Sauerstoff 7, 6,
Salzsäure 16, 4,

Im gemeinen fand derselbe Schriftsteller:
Silber 67, 75,
Sauerstoff 6, 75,
Salzsäure 14, 75,
Eisenoxid 6,
Alaunerde 1, 75,
Schwefelsäure 0, 25.

Nach Macquer enthält es zwei Drittel seines Gewichtes an Silber.

Das erdige Hornerz, sogenanntes Buttermilcherz, ist nach demselben Schriftsteller zusammengesetzt aus: Silber 24, 64,
Sauerstoff 2, 464,
Salzsäure 5, 816,
Alaunerde nebst einer Spur von Kupfer
67, 08.

Man findet das Hornerz vorzüglich zu Johann Georgenstadt in Sachsen und in den Amerikanischen Silberbergwerken. Man findet es zuweilen mit kohlensaurer Kalkerde und pulverförmigem Silber zu einer vollkommenen gleichförmigen grauen Masse gemengt. In einem von Proust untersuchten Exemplare fand derselbe:

30 Silber,
32 Kohlensaure Kalkerde,
und 38 Salzsaures Silber.

Lehmann, Cronstedt, Sage und Monnet haben in diesem Erze das Silber mit der Salzsäure vereiniget gefunden, so daß es folglich dem künstlichem Gemische ähnlich ist, welches man Hornsilber nennt. Nach Woulfe und Bergmann ist es, außer der Salzsäure, auch mit Schwefelsäure vererzt; auch enthalten die brüchigeren Gattungen von Hornsilber Schwefel, wie schon der Geruch desselben bewährt, wenn sie an einem Lichte geschmolzen werden. Außerwesentliche und zufällige Bestandtheile desselben sind der Arsenik, welchen der Knoblauchsgeruch seines Dampfes verräth; den Schwefel erkennt man an der blauen Flamme und dem Schwefelgeruche; Eisen, welches nach Monnet zum Theil sogar mit Salzsäure verbunden ist, und eine alkalische Erde. Laxmann hielt das Siebierische Hornsilber für Salzsäureleer und für ein des Namens weißes Glaserz würdiges schwefelhaltiges Silbererz; es soll daher nach dem Urtheile anderer Chemisten gewiß kein ächtes Hornerz gewesen seyn. Das oben erwähnte sogenannte Buttermilcherz wird nach Gmelin auf dem Andreasberge am Harze, und zu Wittichen im Fürstenbergischen gefunden. Nach Bergmann's Untersuchungen soll dieses Erz ein in Schwerspath verwebtes und mit Spießglaskönig verbundenes gediegenes Silber seyn. Es raucht im Feuer ohne Knoblauchsdampf. Das Fürstenbergische besteht aus unordentlich zusammengehäuften, gelblich metallisch glänzenden und auf Schwer-

spath aufsitzenden Körnern. Es läßt sich einigermaßen strecken, dasjenige vom Harze, welches von einigen Mineralogen als das einzige ächte Buttermilcherz angesehen wird, ist nach dem Herrn Berghauptmann von Veltheim, es mag nun weiß oder bräunlich aussehen, zwar sehr reich an Silber, aber doch kein gediegenes, sondern ein verkalktes Silber. Es liegt auf Kalkspath in Gestalt eines dünnen Häutchens. Kirwan nennt es durch Schwefel vererztes Silber mit Spießglaskönig und Schwerspath.

Das Rothguldenerz oder Rothgültigerz Minera argenti rubra; Fr. Mine d'argent rouge, Rossiolaire, Sulfure d'argent arsenical native; Engl. Red silver ore, Rosiclare; Ital. Miniera d'argento rosso. Die Farbe dieses Silbererzes ist mehr oder weniger roth, daher es auch von einigen Chemikern in zwei Arten unterschieden wird, nämlich in lichtes Rothgültigerz und in dunkles Rothgültigerz. Im Ganzen genommen ist das Rothgültigerz zuweilen krystallisirt, sehr schwer, und eben so schmelzbar, als die vorigen Silbererze. Das Silber ist in solchem durch den Arsenik und durch den Schwefel vererzt, der Arsenik hat jedoch die Oberhand. Es enthält auch etwas Eisen und giebt zwei Drittel seines Gewichtes Silber. Die Grundfarbe ist karmoisin; sie verläuft sich aber ins Blut- und Morgenrothe, auch sehr oft ins Bleygraue. Die rothe Farbe soll es entweder von dem wenigen Eisengehalte oder von der Vermischung des Schwefels und Arseniks, oder auch von der besonderen Verbindnng des Silbers und Arseniks haben, wovon man ein Beispiel an dem rothen Niederschlage hat, welches das Silber mit dem arsenikalischen Mittelsalze giebt. Man trifft dieses glänzende Erz fast immer im Bruche uneben, meistens undurchsichtig und wenn es krystallisirt ist, zuweilen durchsichtig an. Beim Schaben ist es stets röthlich, zuweilen strahlicht oder gestreift, welches man

dann Rothguldenblüthe nennt. Im Feuer prasselt es anfangs wie ein Schiefer entzwei, fließt aber sodann, sobald es anfängt roth zu glühen, mit einem Arsenikdampfe. Mit Salpeter verpufft es. Beim Rösten unter einer Muffel sahe Sage das durchsichtige krystallinische Rothgüldenerz anfangs sich schwärzen; dann spürte er einen starken Knoblauchsgeruch, worauf ein Schwefelgeruch folgte. Das nun sogleich in seiner Röstung unterbrochene Erz glich nach dem Erkalten dem Glaserze. Die wieder erneuerte Oxidationsarbeit vertrieb den Schwefel ganz und das Silber blieb als Hornsilber zurück. Ehrmann sah das Rothgüldenerz vor dem Löthrohre, mit Lebensluft beschickt, mit starker weißblauer Flamme unter einem Schwefel- und Arsenikgeruch wallend zu einer mit schwarzen, magnetstrebenden Schuppen bedeckten Kugel, und bei erneuerter Feuerung nach verbrannten Schuppen mit Kreisbewegung zu einem glänzenden Korne fließen, welches sich im anhaltenden Feuer zum Theil verflüchtigete. Die Kohle und das Rohr beschlug anfangs gelb und zuletzt roth, auch verglasete es gelb. Dieses Erz scheint verschiedene Grade von Zerstörung im Schooße der Erde zu erleiden. Mit seinem Anschußwasser verliert es seinen Glanz, und was es an Durchsichtigkeit besaß, erhält es durch bloßes Anhauchen wieder. Verfliegt der größte Theil des Arseniks, so geht es in Röschgewächse, verfliegt er ganz, in Glaserz über. Im lichten Rothgüldenerz fand Vauquelin: 56,6748 Silber,
16,1300 Antimonium,
15,0666 Schwefel,
12,1286 Sauerstoff.

Klaproth fand in 100 Theilen des dunklen Rothgüldenerzes:

60 Silber,
20,3 Antimonium,

14,7 Schwefel,
5 Sauerstoff.

Nach Proust giebt es rothgüldige Erze, welche antimoniumhaltig, andere, welche arsenikhaltig sind. In 100 Theilen des von ihm untersuchten arsenikhaltigen Rothgüldenerzes fand er:

74,35 schwefelhaltiges Silber,
25,00 schwefelhaltiges Arsenik,
0,65 Sand und Eisenoxid.

In 100 Theilen des Spießglashaltigen:

58 schwefelhaltiges Silber,
33 schwefelhaltiges Antimonium,
3 rothes Eisenoxid,
3 Sand,
3 Wasser.

Vauquelin fand in einigen Rothgüldigen Erzen, neben dem Antimonium auch Arsenik.

Scopoli fand in 100 Theilen Rothgüldenerz:

32 Silber,
25 Schwefel,
14 Arsenik,
26 Eisen und einen geringen Antheil einer alkaschen Erde.

Bergmann fand in durchsichtigen Rothgüldenerzkrystallen im 100;

60 Silber,
27 Arsenik,
13 Schwefel.

Das Eisen soll nach ihm nur zufällig darin seyn. Man hat das Rothgüldenerz auf mancherlei Weise nachzuahmen gesucht. Henkel leugnet zwar die Möglichkeit der künstlichen Bereitung desselben; allein Lehmann versichert aus gleichviel Schwefel, Arsenik, Spießglas und wohl abgesüßtes Silberoxid mit Zusatz $\frac{1}{4}$S von einem recht sorgfältig bereiteten Eisensafran durch Schmelzen in einem Glaskolben innerhalb dem Sandbade dergleichen

bereitet zu haben. Wallerius bestätiget diese Nachahmung und schreibt dazu vor: Pyrmensanstein und Silberoxid zu gleichen Theilen mit $\frac{1}{8}$ Eisensafran bei mäßiger Hiße zusammenzuschmelzen; auch behauptet derselbe, daß man etwas Aehnliches durch Zusammenschmelzen vom Spießglase, Salpeter und Silberoxide erhalte, mit Arsenikkiese aber nie ein dergleichen Erz nachbilden könne. Scopoli empfiehlt gleichviel Hornsilber und röthlichen Schwefel, oder auch gleiche Theile Hornsilber, rothen Queckſilberniederschlag und Schwefel in einer Retorte zusammenfließen zu lassen.

Außer den oben genannten Silberarten hat man nun noch einige Unterabtheilungen oder andere Abtheilungen Silberhaltiger Erze, welche sich durch den Gehalt, den sie an Silber und anderen Materien enthalten, unterscheiden. So hat man noch Spießglanzsilber, welches Bergmann zuerst bemerkte oder vielmehr war er der Erste, der in einem Silbererze die Gegenwart des Antimoniums oder Spießglanzes zeigte. Klaproth fand in drei von ihm untersuchten Exemplaren 84—77—76 Silber; 16—23—24 Antimonium; auch 89 Silber und 11 Antimonium. — Spießglanzerz, welches man in den Bergwerken Ungarns und Sachsens antrifft. Einer Analyse von Klaproth zufolge, sind die Bestandtheile desselben: 66,5 Silber; 20,0 Schwefel; 10 Antimonium; 5 Eisen; 1 Kieselerde und 0,5 Arsenik und Kupfer. — Kohlensäurehaltiges Silber. Dieses Silber hat man bisjezt nur auf der St. Wenzelsgrube im Fürstenbergischen angetroffen; es enthält nach einer von dem Herrn Bergrath Selb damit vorgenommenen Analyse 72,5 Silber, 12 Kohlensäure und 15,5 kohlensaures Antimonium. Man gewahrt hier leicht, daß diese Silberarten nur Abtheilungen der oben genannten sind, indem sie durch irgend eine fremde Beimischung in einem geringern oder höhern Grade geschwängert sind. — Es giebt auch noch verschiedene andere Erze, denen

man sehr oft den Namen Silbererz beilegt, den sie aber gar nicht verdienen, weil sie von andern Metallen mehr, als von dem Silber enthalten. Hierher gehört das Weißerz, welches nach Macquer nichts anders, als ein silberhaltiges Bleyerz seyn soll, und das Fahlerz, welches ein silberhaltiges Kupfererz ist; auch hat man silberweiße Kobalte. Das sogenannte Weißerz, welches von Monnet den Namen Mine d'argent blanche erhalten, soll nach andern Chemikern kein silberhaltiges Bleyerz, sondern ein durch Giftkies oder Mispickel, das ist, durch Eisen und Arsenik vererztes Silber seyn. Es ist hart, feinkörnig, sehr glänzend, fast silberweiß, ganz kupferfrei; schlägt am Stahle Feuer, verbreitet im Feuer einen Knoblauchsgeruch, und hält an Silber von $\frac{1}{400}$ bis $\frac{10}{1000}$, das übrige ist aber Arsenik und Silber. Nach Kirwan ist es ein eisenhaltiges Arsenikssilber. Man hat auch noch andere Arten von Arsenikssilber, die Weißerz genannt, oder zu dem Weißerze gezählt werden. Man findet sie bei dem Quadanalkanal in Spanien. Dasjenige weiche, leicht schmiedbare, im Schnitte metallisch glänzende, und aus muschlichten Blättern bestehende sogenannte Arsenikssilber von dort her und von dem Andreas-Berge am Harze, ist kaum des Namens eines Silbererzes werth, da es im Hundert nur $\frac{1}{400}$ bis $\frac{3}{800}$ an Silber enthält, und auch dieses nur zufällig. Auch das sogenannte Weißgüldenerz, Mine d'argent blanche sulfureuse, soll kein silberhaltiges Bleyerz seyn, sondern ein durch geschwefeltes Kupfer, geschwefeltes Eisen und Arsenik vererztes Silber. Es ist schwer, weich, undurchsichtig, feinkörnig oder schalig, von weißgrauer Farbe 5000 bis 5,300 eigner Schwere und von mancherlei Krystallengestalt. Man findet es in Spanien, Elsaß, auf dem Harze, in Sachsen, Böhmen, Ungarn, in welchem letztern Reiche es sogar goldhaltig angetroffen wird. Scopoli fand im Centner 8 Mark Silber, 24 Kupfer, 15 Spießglaskönig, 5 Arsenik, 27 Schwefel,

und 11 Eisen; auch zuweilen etwas Gold, welches aber nicht zum Erze, sondern zum Quarz, als der Gangart, gehört, in der es in Cremnitz bricht. Eine Art des weißgüldischen Erzes kommt auch nach Scopoli zu Cremnitz ziemlich reich an Silber, in lauter, theils einzelnen stehenden, theils zusammengehäuften schwarzen dunkeln Nieren vor, an welchen, vorzüglich unter dem Vergrößerungsglase, ein Beschlag von sehr kleinen, leichten prismatischen Spießglaskrystallen erschien. Scopoli nannte es schwarzes Silbererz. Es gränzt hiernach an das Dalische Fahlerz. Das von den Spaniern Nigrillos genannte Schwarzerz, (Silberschwärze, schwarzgülden oder schwarzgültiges Erz, Silbermulm, Minerra argenti nigra; Fr. Mine d'argent noire, ist dem Weißguldenerze in Rücksicht der Bestandtheile an Silber, Kupfer, Eisen, Arsenik und Schwefel ebenfalls gleich, schwarz oder dunkelbraun von Farbe, schwammicht, löcherig oder staubartig an Gewebe, und 25 bis 50 und mehr Theile Silber im Centner führend, meistens ein Beschlag anderer Erze. Nach dem Wallerius soll das Weißgüldenerz etwas Bley führen können. Nach Demeste soll der Bleyglanz, wenn er reich an Silber ist, das ist, im Centner wenigstens eine Mark führt, von einigen Chemisten den Namen des weißen Silbergypses, Fr. Mine d'argent blanche des mineurs, erhalten. Nach Linke soll alles Weißgüldenerz vom Harze etwas bleyhaltig seyn, ohne Bleyglanz zu führen. Die Reichhaltigkeit des Fürstenbergischen Bleyglanzes rührt von häufig eingesprengtem, spießglasigem, gediegenen Silber her, so auch von Fahl-, Glas- und Rothgüldenerz. Klaproth fand im Centner Weißgülden vom Andreasberge an:

Silber 2,25,
Kupfer, 16, 25,
Spießglanzmetalle, 16,
Bley, 34, 5,

Eisen, 13, 75,
Schwefel, 10 Theile;
so wie im Centner Cremnitzer Weißgülden an:
Silber, 14, 77,
Kupfer, 31, 36,
Spießglaskönig, 34, 09,
Eisen, 3, 3,
und Schwefel, 11, 5,

Das Fahlerz, auch Silberfahlerz genannt, Minera argenti grisea; Fr. Mine d'argent grise, ist gleichfalls ein durch geschwefeltes und arsenicirtes Kupfer vererztes Silber, und erhält, wenn es auch Spießglas bei sich führt, den Namen des Dalischen Fahlerzes. Das Silberfahlerz ist hart, mehr oder weniger dunkelgrau und glänzend, und hält im Centner von 1 bis 12 Theile Silber und von 12 bis 24 Kupfer, das übrige Schwefel und Arsenik. Je mehr es Kupfer hält, desto weniger führt es Silber, und so umgekehrt. Nach Bergmann hält das Dalische Fahlerz $\frac{5}{100}$ Silber und $\frac{24}{100}$ Kupfer, das übrige ist Schwefel und Arsenik. Es ist dunkelgrau oder röthlichbraun und führt auch den Namen braunes Silbererz oder Lebererz. Gleich dem Silberlebererz ist auch das Silberfedererz, welches ein durch Schwefel und Spießglas vererztes Silber ist. Letzteres ist bloß in der Gestalt von dem ersteren verschieden; es enthält selten mehr als $\frac{1}{100}$ an Silber. Was die silberhaltige Pechblende, Argentum zincosum; Fr. Blende tenant argent, anbetrifft, worin das Silber mit Schwefel und Zink verbunden ist, so führen die Chemnitzer auch etwas Gold.

Von den Silberbergwerken in Amerika sind die reichsten in den jetzigen Süd-Amerikanischen Freistaaten, ehemaligen Spanischen Kolonien, wozu Peru, Chili, Rio de la Plata gehören, und dann Neu-Spanien oder der jetzige Mexicanische Freistaat. Vom Jahre 1593 bis zum Jahre 1775, also in 182 Jahren, gingen allein

in Spanien und Portugal 6422 Millionen Piaster oder über 8000 Millionen Rthlr. ein; ganz Amerika liefert jetzt jährlich für 7,319,760 Pfd. St., nämlich Mexico 4,945,340, Peru 1,292,480, Potosi ꝛc. 1,019,070, Chili 62,820; dagegen nur Europa 484,580, und Nord-Asien 169,630 Pfd. St.

Die Bergwerke von liefern von 1800—10 jährl. und nach 1810 jährlich.

Mexico	. . .	30,000,000	12,000,000
Peru	. . .	5,480,000	2,740,000
Chili	. . .	866,000	866,000
Buenos Ayres	. . .	3,640,000	1,820,000
Brasilien	. . .	4,340,000	4,340,000
Neu-Granada	. . .	2,735,000	2,735,000
		47,061,000 Dollars.	24,501,000 Doll.

In den Mexicanischen Staaten, besonders in der Provinz Mexico, sind über 1000 Silberminen, $2\frac{1}{2}$ Millionen Mark, deren Werth an Silber 22 Millionen Piaster betragen; allein wegen Mangel an Queckſilber, wegen des Seekrieges oder eines andern Zufalls wechselt die Zahl der Mark Silber, die in der Münze von Mexico zu Piastern geprägt werden, sehr unregelmäßig. Die Bergwerke von Neu-Spanien haben vom Jahre 1690 bis 1810 1,488,318,147 Dollars geliefert. Seit 113 Jahren hat die Ausbeute der Bergwerke, die Zeit von 1760—1767 allein abgerechnet, unaufhörlich zugenommen. Guanaxuato, dessen Bergwerke, obgleich nur bis zum achten Theile ihres Umfanges im Betriebe, vom Jahre 1770 bis 1810 1356 Millionen Franken geliefert haben, und 1818 lieferten sie 150,000 Mark Silber vor der Revolution mehr, als Peru, das ist 600,000 Mark Silber; dann Zacatecas und Catorce sind jetzt die reichsten Bergwerke, zu deren Bearbeitung sich 1824 in London vier Gesellschaften vereiniget haben. In der Münze zu Mexico, wohin alles in Neu-Spanien gewonnene Silber und Gold gebracht wird, belief sich in den neununddreißig Jahren von 1772 bis 1810 das ausgeprägte Silber auf 782,603,440 Dollar.

Die Republik Peru oder das ehemalige Vice-Königreich Peru gewinnt Silber in 184 Gruben, deren Ausbeute im Jahre 1790 412,117 Mark betrug. Nach von Humboldt ist der jährliche Werth des Goldes und Silbers an 6 Millionen Piaster. Im Jahre 1818 fand man 4 Meilen von Torna eine neue Silbermine, die monatlich $\frac{1}{2}$ Million Piaster Ausbeute giebt; die Bergwerke im Distrikte Pasco haben Schachten, die 15,800 Fuß über der Meeresfläche liegen, und von den 29 Silbergruben in den Distrikten Pasco und Huanto werden 21 nicht bearbeitet; der jährliche Ertrag ist 2 Millionen Dollar. Seit dem Jahre 1818 sind hier Dampfmaschinen eingeführt worden, durch deren Hülfe

wöchentlich 1500 Ladungen Metall zu Tage gefördert werden, vormals monatlich nur 2000. Wie schon oben bemerkt worden, waren in Peru im Jahre 1791, 784 Silbergruben oder Werke im Gange, und 588 Silberbergwerke verlassen worden; vom Jahre 1780 bis zum 31sten Dec. 1789, also in zehn Jahren, war der Gewinn dieser Bergwerke 3,739,783 Mark Silber, die Mark zu 8 Piaster. Seit der Eroberung Perus bis zum Jahre 1740, also in 248 Jahren zog Spanien aus Peru an 9000 Millionen Piaster in Gold und Silber.

In der General-Hauptmannschaft, jetzt der Republik Chili beträgt der Gewinn an Silber jährlich 29,700 Mark. — In dem Vicekönigreiche Rio de la Plata, seit dem Jahre 1825 die vereinigten Staaten am Laplata-Strome, sind die vorzüglichsten Silberbergwerke zu Potosi. Der Berg Potosi, an dessen Fuß die Stadt gleiches Namens liegt, war in der ganzen Handel treibenden Welt wegen des Silbers, wodurch sie bereichert ward, bekannt und berühmt. Die Entdeckung dieser unerschöpflichen Silber-Mine geschah im Jahre 1545 durch einen Zufall. Ein Indianer, den Einige Gualca, Andere Gualga nennen, kam, wie er auf dem oben genannten Berge wilden Ziegen nachjagte, an einen steilen Ort, den er nicht zu erklimmen vermochte; er ergriff deshalb ein kleines Gesträuch, um sich dadurch in die Höhe heben und hinaufklettern zu können; allein der Strauch riß mit sammt der Wurzel aus, und unter demselben entdeckte Gualca eine Masse von feinem Silber, von dem auch an der Wurzel, zwischen der Erde, verschiedene Stücken hingen. Der zu Porco wohnende Indianer eilte mit den ersten Früchten seiner Entdeckung nach Hause, wusch das Silber ab und benutzte es. Nachdem er eine Zeitlang sich des Produktes seiner Entdeckung erfreuet hatte, bemerkte einer seiner Freunde, Namens Guanca, die glückliche Veränderung seiner häuslichen Umstände, und drang mit Hef-

tigkeit in denselben, ihm die Ursache davon zu entdecken, so daß Gualca ihm solches nicht abschlagen konnte. Beide Freunde gingen hierauf eine Zeitlang gemeinschaftlich nach dem Berge und holten sich Silber, so oft ihr Vorrath davon erschöpft war. Dieses seltene Glück, welches sie auf längere Zeit hätten gemeinschaftlich genießen können, wurde auch bald der Störer ihrer Freundschaft; denn da Gualca seinem Freunde nicht die Art das Silber zu reinigen eröffnen wollte, so entdeckte Guanca seinem Herrn Villoront, einem Spanier, der auch zu Porco wohnte, das ganze Geheimniß, welcher sich darauf am 21sten April 1545 zu dem Berge begab, und diese ergiebige Mine in Augenschein nahm. Hierauf wurden Anstalten zur Bearbeitung derselben gemacht, welche bis auf die jetzige Zeit mit dem größten Nutzen fortgesetzt werden. Die erste Mine bekam den Namen des Entdeckers, weil sie Anlaß gegeben, andere reiche Minen in dem Inneren des Berges zu entdecken; denn einige Tage darauf wurde eine andere eben so reiche Mine entdeckt, der man den Namen die Zinnmine gab, welches aber erst geschah, als man eine gefunden, die man die Reiche nannte, weil sie die ergiebigste unter allen war. Zu dieser kam nachher noch eine, die Mendita genannt. Diese hier genannten Gruben sind die vornehmsten von Potosi; man findet aber noch verschiedene kleinere an allen Seiten des Berges. Die Lage der erstern, der oben angeführten Gruben, ist an der nördlichen Seite des Berges und läuft nach Süden, lenkt sich aber ein wenig westlich. Nach der Meinung der erfahrensten Bergwerkskundigen dieses Landes sollen diejenigen Gänge, welche dergleichen Lauf halten, die ergiebigsten seyn. Gleich nachdem diese wichtige Entdekkung bekannt wurde, zogen viele Leute von allen Gegenden nach Potosi, insbesondere aber die Einwohner von der Stadt la Plata, die ungefähr 25 Englische Meilen davon entfernt ist, welches auch die Ursache ist, daß Po-

tosi jetzt beinahe zwei Englische Meilen im Umfange hat. Die Einwohner derselben sind sehr reich, und es befinden sich unter denselben viele adeliche Familien, die an den Minen ihren Antheil haben. Der Handel ist hier sehr bedeutend und außer den gewöhnlichen Kaufleuten giebt es zu Potosi noch eine Art Leute, welche man Ariodores nennt, welche ihre Rechnung dabei finden, daß sie den Herren der Kuren zur Bestreitung der Unkosten geprägtes Geld vorschießen, und sich solches in rohen Klumpen oder Stangen wieder bezahlen lassen. Der Handel mit Queckſilber, dessen man sich zum Silber reinigen bedient, ist gleichfalls sehr wichtig und deshalb hat sich die Regierung solchen vorbehalten. Man kann den großen Absatz dieses Halbmetalls aus der Menge des Silbers, welches diese Bergwerke hervorbringen, sich ungefähr vorstellen; denn ehe man die Kunst wußte, mit wenigerem Queckſilber mehr Silber zu reinigen, so mußte man zu einem Pfunde feinen Silber auch jederzeit ein Pfund Queckſilber haben, ja man brauchte wohl noch mehr, wenn die Arbeiter unwissend waren. Die große Menge des Queckſilbers, welche hier verbraucht wird, und die Reichthümer, so diese Bergwerke ausliefern, wird sich aus folgendem ergeben: Alonso oder Alonzo Barba, vormaliger Priester in der Hauptstadt Potosi hat, in einer 1637 herausgegebenen Schrift von den Metallen (on metals) behauptet, daß von 1574 an, wo man zuerst zur Reinigung des Silbers sich des Queckſilbers zu bedienen angefangen, bis zu der Zeit, da er sein Buch herausgegeben, die Königliche Niederlage mehr als 204,700 Centner Queckſilber verkauft habe; wozu dasjenige, was durch den Schleichhandel verkauft worden, und welches auch sehr ansehnlich ist, nicht mitgerechnet worden; und da man dieses in 63 Jahren verbraucht hat, so wird der jährliche, nach dem Durchschnitte gerechnete Vertrieb sich auf 3,249 Centner belaufen. Don Gaspar de Escolana in seinem Gazophilacio Perubico auf dem

193. Blaffe, wo er aus bewährten Quellen anführt, daß die öffentlichen Rechnungen bewiesen, daß vor 1638 an Silber an 395,619,000 Piaster geliefert worden wäre, welches, wenn man den Durchschnitt mit 19, als die Zeit der Jahre, seitdem es zuerst entdeckt worden, bis auf das oben angeführte, jährlich die Summa von 41,255,043 Piaster beträgt. In dem ganzen Staate Rio de la Plata giebt es 27 Silberbergwerke. Nach Humboldt beträgt der jährliche Werth der beiden edlen Metalle 4,300,000 Piaster, größtentheils in Silber; im Jahre 1790 prägte die Königliche Münze zu Potosi 468,609 Mark Silber, werth 3,983,176 Piaster.

In den Reichen oder Staaten Asiens ist das Silber nicht in großen Quantitäten anzutreffen. Persien hat nur wenig Silber; in dem Reiche Afghanistan findet man es in kleinen Massen, im Lande der Kaffern. In China giebt es Silbergruben, welche aber nicht benutzt werden dürfen. Von den Silbergwerken in Japan, s. Th. 29, S. 107. Auch in Ostindien und Hinterindien giebt es Silbergruben. In den andern Provinzen Asiens ist gleichfalls nur wenig Silber anzutreffen; s. weiter unten. Rußland und die Türkei sind unter den Europäischen Reichen die einzigen, welche daselbst Silbergwerke besitzen.

In Afrika findet sich Silber in vielen Gegenden; allein es wird nur wenig auf dergleichen Minen gebauet. Die edlen Metalle, die man in der Berberei und in dem Reiche Fez und Maroko findet, dürfen nicht benutzt werden; denn die Regierungen erlauben nicht Gold- und Silberminen aufzusuchen und ordentlich darin zu arbeiten, theils damit die Einwohner nicht zu reich werden, theils damit die Christen nicht dadurch angereizt werden, diese Länder zu erobern. Die Einwohner dieser Länder verstehen sich daher auch nicht auf die Bergwerkskunst; denn wo sie zum Beispiel auf andere Metalle, als Kupfer, Eisen, Bley ꝛc. arbeiten, da verfolgen sie nur die entdeckte

Aber, indem sie so lange graben, bis die Löcher zusammenfallen und öfters die Arbeiter lebendig begraben. Aus den meisten übrigen Ländern dieses Weltheils werden Goldstaub und Stangengold in den Handel gebracht, Silber aber nicht, wenigstens findet man nichts von den Schriftstellern erwähnt, welche über Afrika geschrieben haben. —

In den Staaten Europas findet man in Rußland Silberminen bei Kolywan und Nertschinsk, welche die Kolywanischen und Nertschinskischen Gruben genannt werden, und dann am Berge Altai in Sibirien. Zu Messerschmidts Zeiten *) waren die Nertschinskischen der Krone gehörigen Silberbergwerke nur unbedeutend; denn die Ausbeute ging nie über zwei Pud Silber; als Gmelin sie besuchte, kam man schon jährlich bis sieben Pud; seitdem sind diese Werke sehr ergiebig geworden, haben viele Bergwerke im Umgange und schmelzten im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in fünf Hütten. Der Ertrag war jährlich 400 Pud fein Silber, von beträchtlichem Goldgehalte, und eine große Menge Bley, dessen sich vorzüglich die noch weit reicheren Kolywano-Woskresenskischen Gold- und Silberwerke zum Verbleyen ihrer Metalle bedienen. Die Bleyglanzadern, welche in den Nertschinskischen Gruben das Silbererz ausmachen, laufen im Quarz und anderm Gesteine von sehr verschiedener Stärke und Länge; auch ist das Erz von sehr ungleichem Gehalte. Das Erz wird mit Haspeln aus dem Schacht gefördert und am Tage zerstuft und sortirt. Die zuerst erbauete Nertschinskische Silberhütte wurde zu Ende des verwichenen

*) Daniel Gottlieb Messerschmidt, welcher im Jahre 1685 geboren wurde, studirte in Halle und ward daselbst im Jahre 1707 Doctor der Medicin. Er ging nach Rußland und machte die Reise nach Taurien im Jahre 1724. Er beschreibt die Silberbergwerke von Argun. K.

Jahrhunderts noch immer für die vornehmste gerechnet. Sie nahm im Jahre 1704 ihren eigentlichen Anfang, unter der Direction der Nertschinskischen Woewodenkanzley, wovon sie auch ihren Namen erhielt. Sie lief in einem schmalen Thale zwischen zwei Reihen von Osten nach Westen laufender Gebirge, worunter der im Norden gelegene Berg, den die Mongolen Kultuk, die Russen aber Troizkaja nennen, der höchste ist, und sich senkrecht auf 80 Lachter über das Thal erhebt. Von dem Gränzfluß Argun ist diese Hütte nur 12 Werste entfernt. Das Ober-Kommando über die Taurischen Silberbergwerke hält sich allemal hier auf, und ausser der Kanzley befindet sich ein Hospital, eine Apotheke, eine Schule, eine Markscheiderstube und Probierkammer daselbst, und ein zum Bergdepartement gehöriges Bataillon liegt da zur Garnison. — Das Kolywaner Silberbergwerk mit fünf Silberhütten. Barnaul ist der Hauptort der Kolywaner-woskresenskischen Hüttenwerke, welche jährlich 1007 Pud 36 Pfd. Silber, ausser den übrigen bedeutenden Hüttenprodukten, liefern. — Die Silbermine von Zawof am Berge Altai in Sibirien, seit dem Jahre 1745 auf Kosten der Krone ausgefördert, liefert jährlich 1,200,000 Pud Erz; der Ertrag war von 1747—95 34,441 Pud Silber. Die im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts am Altai-Gebirge entdeckte Tscherepanoffsche Silbergrube, nicht fern vom Schlangenberge, ließ sich im Frühjahre des 1781sten Jahres schon so ergiebig an, daß man innerhalb acht Tagen 3450 Pud ausgeschiedene Erze gewonnen hat, deren allgemeiner Gehalt sich auf $20\frac{3}{4}$ Solotnik Silber im Pud belief. Die Gänge ließen sich aufs Beste an um in die Tiefe zu gehen. Es ist auch von der Tscherepanoffschen Grube, zwei Werste näher zum Schlangenberge, ein silberhaltiges Erz aufgeschürft, aber noch nicht gehörig belegt worden, dessen Stufengehalt von 3 bis 15 Solotnik im Pude seyn soll. Die Tscherepanoffschen Erze

halten hingegen noch Stufenproben, abwechselnd von 2 bis 50 Solotnik, ja wohl 2 Mark und darüber Silber, vom Pud. Ueberhaupt gewinnt Rußland an Silber 1250 Pud; die Kolywanischen und Nertschinskischen Gruben geben jährlich über 4 Millionen Pud Erze. In dem ersten und einen Jahrhundert des Russischen Bergbaues bis zum Jahre 1810 haben alle Bergwerke Rußlands ausgebracht 61,859 Pud, 25 Pfd. 92 Sol. Silber. Seit Peter dem Großen ist die Regierung Alexanders, der auch das Meiste und Wesentlichste für den Bergbau gethan hat, am günstigsten der Silberausbeute gewesen. Denn vom Jahre 1803 bis 1807 war der jährliche Durchschnitts-Ertrag der Silberbergwerke 1,250 Pud 18 Pfd. 30 Sol., an Werth 1,136,347 Rubel nach dem Münzfuße. Nach Sjäblowsky betragen die jährlich ausgeschmolzenen Metalle an Gold und Silber, nämlich Gold 600,000, Silber 1,300,000 Rubel. Die Sibirischen Bergwerke haben 1822 an Gold 74 Pud 7 Pfd. 66 Solot., in baarer Münze. 4,035,552 goldne Rubel, an Silber 1225 Pud oder 4,702,000 Silberrubel geliefert.

In der Türkey findet man Silbergruben bei Kostandil am Fuße des Orbelos und bei Karatowa, indessen scheint die Bearbeitung derselben eben nicht sehr fleißig zu geschehen. Der Bergbau der Türken ist im Ganzen genommen nur unbedeutend; sie lassen sich ihre mehrsten Metalle aus Ungarn, Rußland, England, Frankreich, Deutschland und Schweden zubringen, während ihre reichhaltigen Gebirge unbearbeitet liegen. So hat auch die Moldau und Wallachey viele Spuren von Gold- und Silberminen, und vor dem Jahre 1778 waren daselbst auch einige Kupfer- und Eisengruben im Gange. Auch in den übrigen Provinzen und auf den ihnen zugehörigen Inseln enthalten die Gebirge verschiedene Erzarten; allein theils verhindert die Unwissenheit der Türken und ihre Verdrießlichkeit bei der Arbeit, theils auch

die übermäßigen Auflagen auf den Gewinn der Metalle, und hin und wieder der Mangel an nöthigen Hülfsmitteln des Bergbaues die rechte Benutznng dieses Theils der Oekonomie. Die reichen Silberbergwerke im Distrikte von Erzerum, welche vormals sehr ergiebig waren, können gegenwärtig beinahe für verloren gehalten werden, weil es in dieser Gegend ganz an Holz fehlt, um sie bearbeiten zu können, und der Transport des Holzes zu kostbar wird. Eben so liefern auch die Bergwerke von Dürbekir jetzt nur sehr wenig Gold, welche sonst unerschöpflich daran waren, indem es dort an Arbeitern fehlt.

In Deutschland sind die wichtigsten Silbergruben und Minen im Erzgebirge und auf dem Harze; den wichtigsten Antheil daran hat das Königreich Sachsen; denn das Freiberger Bergwerkrevier brachte im Jahre 1822 49,992 Mark Silber aus, wozu die obergebirgischen Bergamtsvereine nur 1936 Mark beitrugen. Das Schneeberger Revier, welches jetzt auch das Voigtland einschließt, brachte 857 Mark 4 Loth Silber aus. Von dem Freiberger Reviere hat vom Jahre 1770 bis 1779 die Ausbeute gegen 107,145 Mark feines Silber geliefert, und die Zubuszechen 166,270. Gediegenes Silber wurde im Jahre 1750 aus der Grube der Himmelsfürst zu Freiberg eine 3 Ctr. schwere Stufe reines Silber ausgeschlagen; und ein Jahr früher, 1749, wurde zu Erbisdorf im Freibergischen Amts-Reviere, aus der Himmelsfürsten Fundgrube ein Silberstück von $1\frac{1}{4}$ Ctr. schwer gebrochen, das 2866 Rthlr. 16 Gr. à Loth 14 Gr. an Werth enthielt. — Im Preußischen Staate wird an 20,000 Mark Silber gewonnen, namentlich bei Mansfeld, Tarnowitz, Rudolstadt und Siegen. Aus den benachbarten 6 Rohhütten der Stadt Hettstädt im Mansfelder Gebirgskreise, die an 8000 Centner Rohkupfer liefern, werden wöchentlich 40 Mark Silber geliefert, und in den Bley- und Silbergruben bei Tarnowitz werden jährlich über 60,000 Ctr. silberhaltiges Bleyerz

und über 6000 Mark Silber geliefert. — Im Königreiche Hannover sind im Clausthaler Reviere 45 gangbare Silber- und Kupfergruben, und im Cellerfelder-Reviere 17 Bley- und Silbergruben; dann noch 11 Rammelsberger Gruben, welche jährlich 35,754 Mark Silber und 2682 Centner Kupfer liefern. Die Silbergruben im Clausthaler-Reviere liefern jährlich 120 Ctr. Silber. Die Silberhütten um St. Andreasberg, besonders Catharina Neufang und Samson, sind die reichsten des Harzes. Die Silberhütte zu Altenau an der Ocker liefert jährlich an 9000 Mark Silber, und 20,000 Ctr. Bley und Glätte. — Bayern hat Silberhütten im Obermainkreise; Baden gewinnt jährlich an 589 Mark Silber; das Kurfürstenthum Hessen hat Silbergruben zu Biber und zu Frankenberg, die jährlich 44 Mark Silber liefern. — Das Großherzogthum Hessen gewinnt Silber im Amte Itter. — Das Herzogthum Braunschweig gewinnt jährlich 1530 Mark Silber. Zum Communalbergbau gehören die Silberhütten zur Ocker, Langelsheim und Astfeld. — Das Herzogthum Nassau gewinnt jährlich an 3500 Mark Silber. Die Silberhütte bei der Stadt Holzapfel bringt jährlich an 1750 Mark Silber und 6000 Ctr. Bley. Die Remysche Silberhütte bei der Stadt Nassau lieferte im Jahre 1819, 480 Mark Silber und 1450 Ctr. Bley. Auch bei Weier und Weilmünster sind Silberbergwerke. Auch in den übrigen kleineren Deutschen Staaten und in dem Königreiche Würtemberg sind hin und wieder Silbergruben anzutreffen. Ueberhaupt gewinnt Deutschland, mit Einschluß der Oestreichischen Deutschen Staaten, jährlich 123,000 Mark Silber. — In den Oesterreichischen Staaten giebt es auch ansehnliche Silberminen. Die wichtigsten sind in Ungarn, welches jährlich 92,000 Mark Silber liefert; Siebenbürgen, 3000 Mark; Böhmen, in den Silberbergwerken Przibram, Joachimsthal, St. Amalienzeche bei

Tepl und dem Fürstlich Schwarzenbergischen Ratiborschitz, an Werth der Gewinne in den genannten Werken im Jahre 1823, 13,873 Mark 8 Loth Silber; in Mähren, zu Iglau; in Steiermark 800 Mark; in Ober-Oesterreich bei Ramingstein, Gastein ꝛc. 3000 Mark; in Illyrien, jährlich an 200 Mark; die Bukowina, zu Kirlibaba 800 Mark feines Silber; bei Schwaz jährlich 2000 Mark. Der Werth des aus dem Salzburgischen Gold und Silber geprägten Geldes beträgt jährlich 93,000 Gulden. Ueberhaupt beträgt der Gewinn an Silber jährlich 108,000 Mark.

In Frankreich findet man auch hin und wieder Silber, als Beisatz im Bley; z. B. im Jurade-partement, bei Lons le Saulnier, im Departement Oberrhein, St. Marie aux mines. Das Silberbergwerk im Lober- oder Hagenthal bei Furtelbach ist im 16. Jahrhunderte reicher gewesen, als im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, da aus den Markirchischen Gruben jährlich ungefähr nur 1500 Mark Silber gewonnen werden. Auch im Weilerthal giebt es Silbererze. Nach der Grafschaft Burgund zu, sind im Rosenberger-Thale, welches zum Amte Belfort gehört, bei Giromany und Ober-Auxelles auch einträgliche Silberbergwerke. Die Silbergruben im Rosenberger-Thale liefern jährlich bei 1660 Mark Silber.

In Italien findet man Silbergruben in vielen Gegenden. Das Königreich Sardinien gewinnt jährlich $8\frac{1}{6}$ Centner Silber; in den übrigen Staaten, wie z. B. in dem Großherzogthum Toskana und im Königreich Neapel ist der Gewinn an Silber nicht beträchtlich. Ueberhaupt legt man sich nicht sehr auf die Gewinnung der edlen Metalle in Italien, wahrscheinlich weil dieses schöne Land eine so reiche Ausbeute an andern Produkten liefert, die den Eingebornen der Mühen in Bearbeitung der Mineralien überhebt.

In Spanien giebt es viele Gold- und Silberminen; allein es wurde wenig darin gearbeitet; denn bis zur Loßreißung der Spanischen Besitzungen in Amerika, holten die Spanier lieber ihre edlen und andern Metalle, außer Eisen, welche Bergwerke stark bearbeitet werden, aus Amerika; auch Platina, welches sie bei Sierra Morena, aus dem Silbererze der Minen zu Quadalcanal in Estremadura gewinnen, wird benutzt. — Portugal hat gleichfalls Silberminen, die aber auch wenig benutzt werden. Die neueste Zeit, in welcher sich so ziemlich alle alte Kolonien in Amerika von den Mutterländern los zu reißen suchen und eigene Staaten bilden, werden die reichen Bergwerke in Spanien und Portugal wohl Bearbeiter finden; wenigstens wird die Regierung dieser Länder diesen Schatz nicht mehr unbenutzt lassen. — Die Schweiz hat Silber in Bleyerz. — In Großbritannien hat man in Cornwallies, 1819, eine Silbermine entdeckt, die 1700 Unzen Silber gegeben; sonst findet man kein Silber weiter angeführt. In Irland findet man auch Silberminen. — Schweden hat nur unbedeutende Silberminen; denn aus dem Bergwerke zu Fahlun gewinnt man jährlich 300 bis 400 Mark Silber, und aus dem Bergwerke bei Sale giebt der Centner Erz ungefähr 4 Loth Silber. Ueberhaupt gewinnt Schweden in der neuesten Zeit in 3 Hütten 2081 Mark Silbers. — Dänemark hat auch Silberminen, sie sollen aber nicht wichtig seyn.

Was nun die nähere Kenntniß des Silbers in den verschiedenen Silbergruben und Gängen, oder die verschiedenen Gestalten, Beschaffenheiten und Bestandtheile der Minen und ihrer Mütter betrifft, so wird hier noch das Nöthige zu sagen seyn. Schröter theilt hierbei das Silber in gediegenes, angeflogenes und vererztes ein. Das gediegene findet sich in sehr vielen Veränderungen, die aber nicht für eine Mutter beständig sind. Man findet das gediegene Silber 1) in

Bäumchen, welche sich von dem dendritisch gewachsenen Silber durch die Größe unterscheiden. Es kommt ohne Bergart und im Spath vor. 2) Wie Aestchen oder kleine Reiserchen: dendritisch gewachsenes Silber. Man findet es im Quarz; in der Naturalienkammer zu Dresden wird eine 9 Mark 8 Loth schwere Peruvianische Schaustufe aufbewahrt, deren quarzige und eisenschüssige Gangart sehr reich mit dendritisch gewachsenem Silber und weißem Glanzerze versehen ist. — Im Spath, mit kleinen Aestchen durchdrungen, in dem Himmelsfürsten zu Freiberg, von Schneeberg, von der alten Wohlfau im Kitzingerthale. Der Spath, worin es sich befindet, ist weiß, röthlich und auch fleischfarben; zuweilen mit einigen Nebenästen mit Kies, Quarz und Amethystflüssen versehen; zuweilen ist auch Glaserz eingesprengt. Im Gneuß vom Himmelsfürsten zu Freiberg. Im Bruche der Mutter gleicht das Silber den eigentlichen Dentriten. — Ohne Bergart, von Schneeberg. Aus einem gediegenen Stück Silber ragt ein Ast hervor.

3) Wie Stifte, welche das Ansehen haben, als wenn kleine Stifte in die Mutter geschlagen wären. Im Quarz. Quarz mit Hornstein und etwas eingemischtem Weißgüldenerz. Das Silber sticht durch den Quarz, wie kleine Stiftchen hindurch, vom Brande bei Freiberg. In einem weißen krystallisirten Quarze von St. Georgenstadt. — Im Spath und Schwarzerz vom Brande bei Freiberg in Sachsen. — 4) Wie Draht, welches sich von den Stiften durch seine Größe und Stärke unterscheidet, so auch von den Fäden. Man findet es im Quarz vom Brande bei Freiberg. Die Drahtfäden sind schnecken- und knäulförmig zusammengewunden, zugleich befindet sich angeflogenes und schwarz angelaufenes daran. Im grauen Quarze mit Hornsilber von Johann Georgenstadt. Im grau und weißen Quarze von Norwegen. — Im Schwarz- und Fahlerz mit einem röthlichen Stein

mit Quarzarstein vermischt. Das Drathsilber ist bald stärker, bald schwächer in sich gewunden, und die ganze Stufe ist mit Silber durchsetzt. Vom Brande bei Freiberg. Im Gneuß. Man findet hierin das Drahtsilber im Harze fast alle gebogen. — Ohne Bergart findet man Silberzähne, welche bisweilen einzelnen zusammengeschmolzenen Drahtfäden gleichen, welches nach der Vermuthung einzelner Mineralogen, Zähne sind, welche aus der Mutter ausgebrochen worden. In dem Dresdner Naturalien-Kabinett wird ein starkes Drahtsilber von Schneeberg vorgezeigt, welches in Form eines Kreuzes zäunig durcheinander gewunden ist.

5) Wie Haare oder Faden, die sich vom Drahte durch ihre Schwäche unterscheiden. Sie haben gemeiniglich nur die Stärke eines Haars und werden gefunden: a) Im Quarz mit weißgülden-, Schwarz- und Fahlerz in Freyberg. Das Silber sitzt häufig wie kleine Haare im Quarz in Nestern; man findet auch hin und wieder angeflogenes Silber. Man findet es ferner noch in diesem Zustande in verschiedenartigem Quarze und mit andern Erzen eingesprengt, wie z. B. Fahlerz, Spießglanz, Kobalt ꝛc. in der Klingelschlägel Zeche zu Ehrenfriedensdorf in Sachsen, in der Elisabeths-Weisheitszeche, und in dem ganzen Jacob Spathgange in 58 Lachter Teufe auf dem Gesellschafterzuge zu Schneeberg, in den Zechen von Johann Georgenstadt ꝛc. — b) Im Krystall. Die Krystalldrüse hat gewachsenes Haarsilber und Arsenikalkies von Johann Georgenstadt. — c) Im Spath vom Brande bei Freiberg. Das Silber sitzt darin in einigen theils schwarzen, theils weißen Fäden, theils ist ein kugelrunder einer Haselnuß großer Körper so gebauet, als wenn lauter Fäden übereinander gewunden wären. Im weißen Flußspathe mit Fahlerz, Bleyglanz und eingesprengtem Kupfererz von Freiberg. Das Silber sitzt hier größtentheils im Fahlerz in Nestern, und besteht aus runden, übereinander gesponnenen Kügel-

chen. — d) Im Hornstein mit eingesprengtem Roth- Schwarz- und Weißgüldenerz, auch aufsitzenden Krystallen von Schneeberg in Sachsen. — e) In mulmigter Erde von grünlicher und brauner Farbe von der Klingelschlägelszeche zu Ehrenfriedensdorf in Sachsen. Das Silber fällt in das Röthliche und besteht aus lauter in einander gewirrten Fäden, wie etwa ausgebranntes Silber. In festern Mulm findet man dasselbe auf Quarz mit Wolfram vermischt in der vorigen Zeche. Die Fäden sind sehr fein und liegen häufig in ihrer Mutter. In lehmigter Erde findet man es in Johann-Georgenstadt. — f) Im Schwarz-Erz von Johann-Georgenstadt. Das Haarsilber sitzt hier in Nestern. — g) Im Glaserz und Glasschwärze vom alten Morgenstern zu Freyberg. Das Silber liegt hier in den Stufen größtentheils in verwirrten Haaren oder Fäden. — h) In Bleywürfeln oder krystallisirtem Bleyglanze von der Adolphus Grube und Stollen zu Johann-Georgenstadt. Das Silber sitzt zwischen den Bleywürfeln in strotzenden Fäden. — i) Ohne Bergart. Eine Quantität Fadensilber von goldgelber Farbe, welches aber einen guten Strich hält, in Johann Georgenstadt. Das goldgelbe Silber ist im Mineralreiche eben so selten, als das weiße Gold.

6) Wie Körner findet man es a) im Quarz; es sitzt hier in Körnern, wie kleine Schroten. Diese Gattung von gediegenem Silber ist eine der seltensten. — b) Im Spath, in weißem Flußspathe aus dem Kitzinger-Thale. Das gediegene Silber setzt nicht nur durch die ganze Spathmasse und ist sehr reichhaltig, sondern es sitzt auch auf der ganzen Spathmasse wie kleine Körnchen. — c) Im Hornstein, von rothbrauner, horniger und quarziger Gangart, mit durchwachsenem, an den Flächen aber körnigt gewachsenem Silber von Johann-Georgenstadt.

7) Wie Blättchen. Es ist von dem angeflogenen Silber, welches oft zarten Blättchen gleicht, durch seine

Stärke unterschieden, kommt aber selten vor. Es kommt vor a) im Schiefer vom Römischen Adler zu Johann-Georgenstadt.

8) Wie Wolle, a) Im Quarz, von der Silberschnur-Zeche auf dem Brande. Das gediegene Silber, welches zwischen den Krystallstrählchen häufig liegt, gleicht der feinsten, gekrämpelten Wolle, und hat eine schwarzgraue glänzende Farbe.

9) Wie Würfel. Unter dem Röschgewächse, einem Silbererze, welches in den Ungarischen Bergwerken, und besonders zu Chemnitz gefunden wird. Sie scheinen Kieswürfel zu seyn, sind aber ein gelbangelaufenes, gewachsenes Silber, welches durch das Glühen schön weiß wird, und jetzt als gediegene Blättchen erscheinen.

10) Wie Krystalle. Man findet sie selten. Nach dem Herrn von Cronstedt soll man sie zuweilen in Kongsberg finden.

11) Wie gestrickter Kobald. Dieses Silber findet man häufig in Potosi; sehr selten aber in Kongsberg und Sachsen. Die Oberfläche des Silbers sieht einer groben Leinwand ähnlich, oder dem in Sachsen sogenannten gestrickten Kobald, wonach es auch den Namen erhalten.

12) Von unbestimmter Gestalt. Es wird hierunter Silber verstanden, welches seiner Bildung nach, unter keine der vorzüglichsten Gattungen gebracht werden kann. Es findet sich a) Im Quarz mit einem gesprengten Weißgüldenerz in der Zeche Jacobsglück zu St. Andreasberg am Harze, mit einer schwarzen schiefrigen Steinart mit sprödem Glaserze vermischt, vom Brande bei Freiberg; mit Weißgülden-, Rothgülden- und Glaserz von der Zeche Catharina Neufang zu Schneeberge und an andern Orten mehr. Ferner im Spath, Hornstein, Kalkstein, Gneuß, Katzensilber, Steinmark, Glaserz, gänseköthig Erz, Steinkohlen, und ohne Bergart, mit verschie-

denen Erzen vermischt. — Angeflogenes Silber. Das Wort angeflogen muß hier in seiner engsten Bedeutung genommen werden; es bedeutet daher hier dasjenige Silber, daß sich in den dünnsten Blättchen an die Fläche des Steines gelegt hat, wie man etwas zu übersilbern pflegt, oder wo sich kleine Flämmchen oder Körnchen angesetzt haben, die nicht durch den Stein sezzen. Man findet das angeflogene Silber im Quarz, Spath, Hornstein, Jaspis, Granat, Schiefer, Kobald, Fahl- und Schwarzerz in den Silbergruben zu Johann-Georgenstadt, Braunsdorf, Freiberg, Schneeberg und zu Wolkenstein in Sachsen.

Vererztes Silber, wo das Silber erst durch das Feuer und durch die Scheidung gewonnen werden kann. Hierher gehören die schon oben, S. 228, angeführten Erzarten, als Glaserz, Rothgüldenerz, Hornerz, Schwarzerz ꝛc.; dann die vermischten Erze, worin sich Silber befindet, und die silberhaltigen Erden. Das Glaserz findet man sowohl ohne Bergart, als mit Bergart. Ohne Bergart findet man dasselbe in den Bergwerken Sachsens, Ungarns, Böhmens ꝛc., mit Bergart, als mit Quarz, Hornstein, Bergleder, Letten, Schwefelkies, Zinnober, Blende, weißen Arsenik, Kobald ꝛc.; in den eben genannten Bergwerken. Das angeflogene Glaserz findet man auf Quarz, Spath, Hornstein, Schiefer, Gneuß ꝛc. in Sachsen. Eingesprengtes Glaserz mit Quarz, wo das Glaserz mit Roth- und Weißgüldenerz in Quarz eingesprengt ist; auch mit Bleyglanz und Kies, mit Kies und Glimmer ꝛc., in Sachsen ꝛc.

Das Rothgüldenerz findet man drusigt und krystallinisch, und auch derb und angeflogen. Das drusigte Rothgüldenerz findet man sowohl ohne, als mit Bergart. Ohne Bergart findet man dasselbe von rubinrother Farbe und durchsichtig zu St.

Joachimsthal und Johann-Georgenstadt. Die Krystallen, welche die Stufen zum Theil ausmachen, sind 4 bis 6 eckig, zum Theil prismatisch. Der Centner hält bis 60 Mark. Mit Bergart findet man es mit Quarz und Spath vermischt zu St. Annaberg am Harze. In weißem Quarze, theils angeflogen, theils krystallisirt. Ein Stückchen Erz von der Größe einer Erbse besteht wohl aus hundert kleinen Krystallen zu Freiberg. Drusigt gewachsenes Rothgüldenerz mit aufliegendem, gediegenem Golde auf Glaserz, Quarz und Kies in Ungarn. — Im Spath von Ehrenfriedensdorf in Sachsen; dann auch in Freiberg, Chemnitz, Marienberg ꝛc. Der Spath ist theils weiß, theils fleischfarbig, und das Rothgüldenerz ist sparsam eingestreut. — In markigten Gebirgen in kleinen bleyfarbigten Krystallen von Johann Georgenstadt. — Dann in Letten, Kalkstein, Schiefer, Schwarzerz und Kupferkies, zu Sachsen und Ungarn. S. auch oben, S. 233.

Derbes Rothgüldenerz findet man im Quarz, Spath, markigen Gebirgen, Hornstein, Gneuß, Schwarzerz, Weißgüldenerz, Kobald und Bley, in Sachsen, Ungarn und Böhmen, und an andern Orten.

Weißgüldenerz kommt vor ohne Bergart und mit Bergart. Ohne Bergart mit Kupferkies aus Ungarn. Es hat hier die Farbe des weißen Kieses. Auch mit Fahlerz und Bleyglanz in Sachsen. — Mit Bergart im Quarz, im Spath, in markigtem Gebirge, im Sande, Hornstein, Asbest, Blende, Bleyglanz und Eisenstein. In allen diesen Bergarten mit andern Fossilien durchsetzt, z. B. mit Glimmer, Schwefelkies, Kupferkies, Arsenikalkies ꝛc. ꝛc. in Freiberg, Johann Georgenstadt, St. Andreasberg am Harze, St. Annaberg, Schneeberg, Clausthal, Braunsdorf, Zellerfelde am Harze, in Siebenbürgen, Böhmen und Ungarn. S. auch oben, S. 237.

Fahlerz, s. S. 239, ohne und mit Bergart. Ohne Bergart zu Johann Georgenstadt mit Kupfererz und Kupfernickel reich durchsetzt, mit Kupfergrün überzogen und oft ein rothbraunes Gebirge im seiner Vermischung. Mit Bergart im Quarz, Spath, markigem Gebirge, Hornstein; Sand, Wacke, Gneuß, Glimmer, Letten, Schiefer, Blende, Ocher, Kobald, Bleyglanz und Kupfer, in Sachsen, Ingermannland, Arragonien ꝛc.

Schwärzerz oder Silberschwärze, ohne und mit Gebirge. Ohne Gebirge mit eingesprengtem Fahlerz und Bleyglanz in Freiberg und zu Joachimsthal in Böhmen. Mit Gebirge im Quarz, Spath, markigem Gebirge, Hornstein, Sand, Bleyglanz, zu Freiberg, Johann Georgenstadt, Schneeberg ꝛc. S. auch oben, S. 238.

Gänsekothiges Erz. Dieses Erz gehört zu den seltensten Silbererzen. Man hat lockeres, mulmigtes und derbes gänsekothiges Erz, Ersteres mit und Letzteres ohne gediegenes Silber. Ersteres findet man zu Ehrenfriedensdorf in Sachsen mit Hornsilber ohne weitere Bergart, und Letzteres kommt vor in blassem Quarz mit schwarzgräulicher Farbe, fast wie Serpentinstein; in einer röthlichen mit Quarz vermischten Steinart, beides zu St. Annaberg.

Hornerz und Federerz, beides ohne und mit Gebirge. Ersteres ist schon oben, S. 230, zur Genüge angeführt worden, und Letzteres ist arsenikalisch, und daher wie ein Spiesglas strahlicht und faserdicht, von weißgrauer und schwärzlicher Farbe. Es enthält 4 bis 8 Loth, bisweilen eine Mark Silber; man trifft es aber auch von einem kleinen Gehalte an. Ohne Gebirge. Federerz mit etwas Bley vermischt, strahlicht aus Ungarn. Es hat die Farbe eines reinen Bleyglanzes. Mit Gebirge. Eine drusigte quarzigte Gangart, mit

einliegender schwarzer Blende und aufliegendem Federerze vom gelobten Lande zu Freiberg.

Vermischte Silbererze, worunter man die Silbererze rechnet, welche mit andern Erzen sehr stark übersetzt worden, nämlich mit Kupfer-, Bley- und andern Erzen, denen man von aussen ihren Silbergehalt nicht ansieht, oder welche man in keine der vorigen oben angeführten Klassen bringen kann. Hierher gehören Silbererze im Quarz. Das Silber ist theils eingesprengt, theils verwittert. Im Spath. Das Silbererz ist mit Kupfergrün und Lasur, und spathigem Gebirge versetzt. Ein mit Hornstein und Bleyglanz vermischtes Silbererz. — Mit Sand, Quarz und Kiesel vermischtes Silbererz. Silberhaltiger Glanz im bläulichten Gneuß. Silbererz mit Lasur in einem braun und weißen markigten Gebirge. Weißer silberhaltiger Sinter und auch gelber. Silberschiefer. Silberhaltiger schwarzer Glimmer; horniger Glimmer mit Spath vom Erzstollen bei Saalfeld, welcher 4 Loth Silber und 2 Pfund Kupfer hält. Silberhaltiges Bergleder. Silberhaltige Blende. Silberhaltiger Galmey mit Kobald und Kupfer aus Ungarn. Eisenschüssiges Silbererz. Silberhaltiger Schwefel. — Silberhaltige Erden findet man verschieden. So findet man Silber in Kalkerde, in Ocher und in andern Erden.

Was das Verfahren betrifft, um das Silber aus seinem Erze auszuscheiden, so ist solches nach der Verschiedenheit des Erzes auch verschieden. Aus dem gediegenen Silber scheidet man das Silber auf zweierlei Arten ab. Zu Kongsberg schmelzt man das von seiner Gangart möglichst befreite Erz mit ungefähr gleichen Theilen Bley zusammen, in welchem Zustande es Werkbley oder auch Werk genannt wird, und trennt durch Abtreiben das Silber vom Bleye. Das Abtreiben geschieht hier, damit große Massen abgetrieben werden können, im Treib-

ofen, der die Gestalt eines Cylinders hat. Der Herd, welcher eine Kapelle im Großen vorstellt, wird von gut ausgelaugter Knochenasche geschlagen. Man muß die Asche nicht stärker anfeuchten, als eben erfordert wird, daß sie zusammenbacke, weil bei einer großen Menge Wasser, durch die sich bildenden Wasserdämpfe der ganze Herd aufgehoben werden, und die Arbeit verunglücken kann; man muß daher den Herd recht feste stampfen. Der Herd ist rund, und wird so geschlagen, daß er in der Mitte vertieft ist, damit das Metall, wenn es abnimmt, immer in der Mitte bleibt. Der Ofen selbst ist mit einer eisernen Kuppel bedeckt, welche abgehoben werden kann. Neben dem Treibofen steht ein oben ebenfalls bedeckter Windofen, der mit Holz geheitzt wird. Die den Treibofen und Windofen trennende Mauer hat eine große Oeffnung, durch welche die Flamme in den Treibofen schlägt, und über das treibende Metall hinspielt. Der Wind zweier Blasebälge, der über das fließende Metall hinbläßt, dient dazu, die Oxidation zu befördern. Die sich bildende Glätte findet vermittelst einer im Herde angebrachten Rinne, Abfluß. Bei jedem neuem Treiben muß ein neuer Herd geschlagen werden. Ueber die Treiböfen, Treibherde und Blasebälge, s. unter Kupfer, Th. 56. S. 78 u. f., das Nöthige nach.

Nach Scopoli wurden in Nieder-Ungarn die Silbererze, ehe von Born's Amalgamations-Anstalt eingeführt worden, auf viererlei Art ausgeschmolzen. Die erste Art betraff das Rohschmelzen, wodurch das Silber mit dem Rohsteine vereiniget wird; die zweite das Anreichern, wodurch der Rohstein reiner und silberhaltiger wird. Die dritte das Verbleyen, wo das im Rohsteine befindliche Silber in das Bley gebracht wird, und die vierte ist die Scheidung des Silbers vom Bleye. Im Rohschmelzen werden arme Silbererze mit Kies geschmolzen, der durch seinen Schwefel auch die strengflüssige Berg- oder Gangarten auflöset und durch

Verbindung seines Schwefels mit Eisen und Kupfer den Rohstein liefert, welcher zur Aufnahme des Silbers geringhaltiger Erze, so wie das Bley zur Aufnahme des Silbers reichhaltiger Erze dient, und auch zugleich das Silber der zugeschlagenen Schlacken und der Kiese selbst in sich nimmt. Je besser und schwefelreicher die Kiese sind, um so silberreicher wird auch der Rohstein; s. auch den Artikel Rohschmelzen, Th. 126, S. 613 u. f.

Die zweite Schmelzung oder das Anreichern bringt beim Silberschmelzen mancherlei Vortheile; denn man verschmelzt 1) darin alle Silberoxide, die zum Rohschmelzen zu reich und zum Frischschmelzen zu geringhaltig sind; 2) gewinnt man einen Rohstein, welcher acht bis zehn Loth Silber im Centner enthält und sich daher zum Verbleyen schickt; 3) ist dieser Rohstein viel reiner und von allen solchen fremden Stoffen gesäubert, welche bei der dritten Schmelzung zu viel Bley- und Silberabgang veranlassen würden. Diese Schmelzung ist demnach an allen den Orten nicht nur möglich, sondern auch nöthig, wo man eine beträchtliche Menge Erz findet, welche im Centner 3 bis 5 Loth Silber halten. — Der Unterschied zwischen einem Roh- und einem Anreicherofen besteht 1) in der Form, deren Höhe 16 bis 17 Zoll, der Fall aber 7 bis 8 Grad beträgt; 2) im Stübbeherd, welcher weit schwerer ist; 3) darin, daß er zwei Augtiegel (formoli) hat, und 4) mit fünf Feuern geheizt wird. Das aufzutragende Gemenge besteht gemeiniglich aus gleichviel geröstetem Rohsteine, und aus Silberschlich, dem man Kalk und Anreicher- und Frischlacken zusetzt. In einer Woche wurden 12 bis 13 Centner angereichertes Lech erhalten. Die Schlacken von dieser Schmelzung enthalten im Centner $\frac{1}{2}$ Quentchen Silber, welches so gut als verloren ist, weil sie so viel Silber, als sie dem Rohsteine mittheilen, auch wieder von ihm abnehmen. Scopoli forschte nach, wie viel Rohstein erfordert würde, um eine bestimmte Menge Silber aufzunehmen; er untersuchte

demnach die Anreicherungsschmelzungen von 25 Wochen, welche zusammen 3784½ Centner verröfteten Rohstein und 3803 Centner 7 Pfd. Silber betrugen. Aus diesen wurden 3450 Ctr. angereicherter Stein erhalten, welche 1568 Mark 15 Loth und 3 Quentchen Silber lieferten. Der Silberabgang machte 80 Mark 15 Loth und 1 Quentchen. Es sollte demnach nach diesem Verhältnisse bei dem Anreicherschmelzen 124½ Pfd. Rohstein 1 Loth Silber aufnehmen. Da man aber so viel Rohstein, der alles Silber in sich nehmen könnte, nicht hat, so würde der oben erwähnte Verlust nicht zu vermindern seyn. Man muß daher, um ihn so viel, als möglich, zu verhindern, wenigstens beim Anreicherschmelzen für jedes Loth aufzunehmendes Silber 15 Pfd. Rohstein rechnen. Nach dem oben erwähnten Schriftsteller läßt sich nicht aller Verlust vorbeugen; indessen suchte er hierdurch die Schmelzarbeiter zu ermuntern, durch wiederholte Versuche die Menge des Rohsteines ausfindig zu machen, welche ein Loth Silber bequem anziehen kann, und dann die Menge der Materialien der Schicht oder des Vormaaßes, dem gemäß, zum allgemeinen und besondern Nutzen, mit Abstellung des alten Verhältnisses, einzurichten.

In der dritten Schmelzung wird das Silber des Rohsteins ins Bley gebracht, welches man das Frischen oder Verbleyen nennt. Sie ist unter allen Schmelzarbeiten die wichtigste; denn ein einziger Fehler, der dabei vorgeht, kann sehr großen Schaden, ein erfahrener und fleißiger Arbeiter aber vielen Nutzen bringen. Das Silber wird auf eine doppelte Art aus dem Rohsteine geschieden, entweder im Ofen selbst, oder ausserhalb desselben, auf dem Stichherde. Die erste Art wird wieder in das arme und reiche Verbleyen eingetheilt, je nachdem viel oder wenig Silber mit dem Bleye vereiniget ist; wenn man nämlich nicht so viel Silber, als man gern wollte, mit Nutzen ins Bley bringen kann, so ist dieses das arme Verbleyen. Beim reichen aber wird

so viel Silber ins Bley gebracht, daß es die Abtreibekosten trägt, und daß der Centner Bley 6 bis 7 Mark Silber trägt oder hält. Man bedient sich bei dieser Arbeit nicht des Bleyes, sondern bloß der Glätte und des glätthaltigen Herdes, womit das Bley theils im Schmelzofen bis 40 Prozent verlieren, theils aber schneller durch den Ofen gehen würde, ohne alle das Silber in sich aufzunehmen, welches es bei seiner Wiederherstellung aus Herd und Glätte wirklich aufnimmt. Aus diesem Grunde scheidet man daher in Nieder-Ungarn das Silber aus dem Rohsteine nicht im Ofen, sondern nur auf dem Stichherde mit Bley, nachdem sich dieses in dem Ofen vermöge der zugesetzten andern Silbererze sehr stark mit Silber bereichert hat. Was zusammen verschmolzen wird, besteht aus dem gerösteten Reicherſteine, aus Frischlech, zuweilen auch aus Rohlech oder Rohstein, aus Erzen, die im Centner 5 bis 20 Loth Silber halten, aus den Anreicher- und Frischlacken, aus Fluß- oder Kalksteinen, und aus den Rückständen aller Schmelzungen. Die Schmelzung wird in einem gewöhnlichen Schmelzofen, jedoch mit dem Unterschiede veranstaltet, daß ein schwerer Stübbeherd geschlagen, und bloß beim Stechtiegel leichter Stübbeherd angebracht wird, daß die Höhe der Form 18 Zoll, und ihr Fall 5 bis 6 Grad beträgt; daß ferner der Ofen mit zwei Augtiegeln versehen ist, davon jeder 1 Fuß und 2 Zoll weit ist, und davon der eine von sechs Feuern, der andere aber mit den noch flüssigen Schlacken des nämlichen Ofens geheizt wird. Auch erfordert diese Schmelzung eine mäßig bedeckte, das ist, weder zu leichte, noch zu dunkle Form, und wo diese nicht vorhanden ist, läßt sich die Sache leicht dadurch ermitteln, daß man bald die Nase an der Form wachsen läßt, bald dieselbe nach Erfodern mit einer unmittelbar an die Form gehaltenen glühenden Kohle wieder abkürzt.

Die Menge des Bleyes, welche in den Stechtiegeln schmelzt, ist nicht immer dieselbe, und beträgt in dem einen z. B. 390, in dem andern 340 Pfd. Sobald das Bley geschmolzen ist, sticht man das Auge des Ofens auf, und läßt den geschmolzenen Stein auf das Bley herausfließen und sich mit diesem vermischen; hebt nach dem Erstarren die Frischlacken und das Frischlech so, daß man die erste Scheibe davon wieder in den Ofen bringt, die letzte aber auf die Erde stürzt, damit das Bley, davon sie vor andern sehr viel in sich enthält, wenigstens zum Theil in den Tiegel abfließt. Man kellt sodann das Bley mit einer großen eisernen Kelle aus, wirft es in ein inwendig mit Kalk überstrichenes eisernes Gefäß, und nimmt an drei verschiedenen Orten kleine Stückchen zum Probieren davon weg. Da sich aber der Tiegel immer mehr erweitert und das Bley, nachdem es eine bestimmte Menge Silber aufgenommen, wenig oder nichts mehr davon annimmt, so fängt man, wenn nach zehn Stunden der erste Tiegel zu weit und unförmlich geworden ist, auf ähnliche Weise mit dem zweiten Tiegel zu arbeiten an.

Nachdem nun Scopoli zu Schemnitz in seinen öffentlichen Vorlesungen dargethan hatte, daß das Silber aus reicheren Silbererzen durch das bloße Ansieden auf dem Teste mit geschmolzenem Bley geschieden werden kann, so versuchte man auch zu Crennitz das Silber aus den reichhaltigen Erzen zu scheiden, daß man es gepocht zu der Zeit, wenn der Stein aus dem Ofen auf das Bley herausfloß, mit demselben in dem Tiegel vermischte, und diese neue Art des Silbers aus den oben erwähnten Erzen auszuziehen, half den anfänglichen Hindernissen, die sie fand, ungeachtet, manchem zu höhern Stellen, der sie nicht erfunden, sondern nur in Ausübung gebracht hatte. Die bei dieser Schmelzung zu beobachtenden Regeln sind folgende: 1) Im Ofen stets genugsam Steine zu erhalten, davon aber 2) nichts in die Schlocken gehen darf. 3) Wenn sich der Ofen irgend wo versetzt,

ihn vermittelst des Rohsteins wieder in den Gang zu bringen. 4) Den Tiegel stets rund und gut zugerichtet zu erhalten. 5) Den Stein von dieser Schmelzung, nach dem Verrösten aufs Neue und zwar so lange zu schmelzen, bis der Centner 36 bis 50 Pfd. reines Kupfer hält. 6) Die Rückstände zu verwaschen und wieder mit zu verschmelzen. 7) Auch das Gestübbe, wegen des Metallgehaltes, zu verwaschen, und 8) die Schlacken so silberrein, als möglich, zu machen.

Es giebt auch noch eine andere Art das Silber aus dem Rohsteine und aus reichen Erzen vermittelst des Herdes zu scheiden, die man in Nieder-Ungarn das Reichfrischen nennt. Das zum Verschmelzen bestimmte Gemenge hält gewöhnlich im Centner 28 bis 30 Loth Silber und besteht z. B. aus 6200 Pfd. Frischlech, 9366 Pfund reichhaltigen Erzen, 7392 Pfund Herd, 1562 Pfd. Bley, 2400 Pfd. Fluß- oder Kalkstein, wovon man bekommt 6129 Pfd. ziemlich silberreiches Bley, 2400 Pfund Stein und 287 Ctr. Schlacken. Nach dieser Arbeit werden die Schlacken, die davon entstehen, mit ihrem Steine und andern Silbererzen, die im Centner 6 bis 7 Loth Silber halten, zugleich verschmolzen. Gegen 4000 Pfd. Schlacken und eben so viel Silbererz werden 2000 Pfd. Stein und 400 Pfd. Kalk genommen. Der Zweck dieser Arbeit besteht in der Ausziehung des Bleyes aus den Schlacken, und aus diesem Grunde muß die Nase der Form immer leicht, und das Gebläse stets im lebhaften Gange erhalten werden. Da indessen das aus den Schlacken ausgezogene Bley nicht alles Silber annehmen kann, welches sich in dem Gemenge befindet, so werden, so oft die metallische Substanz aus dem Ofen abgestochen wird, ihm allezeit im Tiegel 150 Pfd. Bley zugesetzt.

Die vierte Operation, das Ausscheiden des Silbers aus dem Bleye oder die Scheidung des Silbers von dem Bleye; s. oben, S. 261.

Durch den daselbst angeführten Treibeofen wird das Bley, welches im Silber steckt, zu einer leichteren Glätte verschlackt, und gezwungen, das schwere Silber fallen zu lassen. Das Gebläse bläset diese Glätte vom Silber herab und gegen die Gosse zu. Die harte Frischglätte wird nachher umgeschmelzt oder zu Frischbley gefrischt. Sobald die Glätte vom Silber abfließt, so blickt das Silber mit einer weißen Haut und wird nun Blicksilber genannt. Ein Theil der Glätte sinkt in den Herd herab, der aus Asche gestampft ist, wie oben angeführt worden, wird zuletzt zerschlagen und den Erzen künftig wieder beigesetzt. Wird der Herd aus Büchenasche gestampft, so muß diese vorher ausgelaugt werden, weil sie sonst verglasen würde. Das fertige Silber blickt unter dem Hute und wird mit warmen Wasser abgelöscht. Der Rest vom Verbleyen heißt Bleystein, er ist ein Mengsel vom Silber, Bley, Kupfer und vielem Schwefel, der vielmals geröstet und auf dem hohen Ofen zu Kupferstein verschmelzt wird.

In andern Orten wird die Verschmelzung der Silbererze, nach ihrer Beschaffenheit und nach dem örtlichen Hüttenhaushalte, wieder auf eine andere Art eingerichtet; so werden z. B. reiche Silbererze, als Rothgülden, Glaserz oder gediegenes Silber zu Andreasberg beim Treiben, wenn sich das Bley zu verglätten anfängt, auf den Ofen, so wie zu Joachimsthal in Böhmen das Glaserz, zu 6 bis 7 Pfd. auf einmal auf einen wohl abgeathmeten und mit zwölf Pfund bis zum Treiben gebrachten Bleye, beschickten Test gesetzt, und wenn nach abgezogenen Schlacken das Bley wieder zu treiben anfängt, vom Erze noch 6 bis 9 Pfund aufgetragen, und das mit dem Silber geschwängerte Bley, welches zurückbleibt, abgetrieben, das erhaltene Silber aber fein gebrannt. — Nach Jars behandelt man bergische Silbererze in England und Niederbretagne grobzerstoßen in einem Cupolo- oder Englischen Reverberirofen zu 20 Centnern die ersten sechs Stunden,

um sie bloß zu rösten, unter fleißigem Umrühren bei schwachem Feuer; denn um sie zu schmelzen mit zugesetztem Kalke, der an der Luft zerfallen ist, und den überflüssigen Schwefel einsaugt, und klein geschmolzenen Steinkohlen, funfzehn Stunden lang mit stärkerem Feuer; da denn nach Maaßgabe des Grades der Hitze und der Bewegung der geschmolzenen Masse schneller oder langsamer das silberhaltige Bley in den Tiegel des Ofens tropfenweise abfließt; nach den ersten neun Stunden aber der reichste Guß, der auch nachher abgetrieben wird, drei Stunden darauf ein silberärmerer und nach den letzten drei Stunden der geringhaltigste erlangt wird. Daß die mehr Arsenik, Eisen, Kupfer und Kobald, als Bley haltende arme Silbererze am liebsten auf die Roharbeit genommen werden, ist schon unter Rohschmelzen, Th. 126, S. 616 u. f., angeführt worden. Mit dem auf einem oder zwei Feuern gerösteten Rohsteine werden solche dürre Erze, die im Centner 6 bis 12 Loth Silber führen, wegen ihrer bleyraubenden Art, zu einem reichhaltigen Rohsteine verschmolzen, den man Anreicherstein nennt, zu dessen Gewinnung man auch zuweilen ungerösteten Rohstein oder Kies anwendet. Er hält außer dem Eisen, Schwefel und Arsenik, 10 bis 15 Loth Silber, 16 Pfund Bley und 3 bis 5 Pfund Kupfer. Die bei dieser reichen Roharbeit erhaltenen Anreicherschlacken, die im Centner $\frac{1}{4}$ Loth Silber bei sich führen, werden, wie gewöhnlich, bei der Roharbeit als Schmelzmittel, so wie das Geschirr und der Ofenbruch wegen ihres 3 bis 5 löthigen Silbergehaltes wieder auf die Schicht geworfen.

Was das Seigern oder die Scheidung des Silbers von dem Kupfer durch die bloße Schmelzung anbetrifft, so geschieht solches nur im Großen in den Seigerhütten. Wenn das Kupfer und das Silber entweder durch Fleiß zu besonderen Nutzungen gemachte Legirung, wie z. B. zu Münzen oder durch

die Natur selbst, wie z. B. in den silberhaltigen Kupfererzen vermengt worden sind, und man will diese Metalle, um das Silber rein zu erhalten, von einander absondern, so giebt es, nach Maaßgabe des Verhältnisses, in welchem sie vereiniget sind, zwei verschiedene Hülfsmittel, deren man sich hierzu zu bedienen pflegt. Ist nämlich das Silber in größerer Menge, als das Kupfer vorhanden, so ist es das beste und vortheilhafteste Mittel zur Erlangung des Silbers, daß man das Metallgemenge mit einer gehörigen Masse Bley versetzt und auf die Kapelle bringt: s. weiter unten, Feinbrennen des Silbers.

Dieses Feinmachen auf der Kapelle würde aber im entgegengesetzten Falle sehr nachtheilig seyn, wenn nur eine geringe Menge Silber mit einer großen Menge Kupfer vereiniget ist; denn man würde hierbei nicht nur das Kupfer verlieren, welches man doch bei der Arbeit im Großen zu erhalten sucht, sondern auch eine große Menge Bley brauchen, viel Zeit mit der Operation verschwenden, und einen zu beträchtlichen Aufwand an Brennmaterialien machen müssen. Alles dieses würde die Kosten so vermehren, daß sie den Werth des Silbers bei weitem überstiegen. Man muß daher in diesem Falle entweder die Scheidung des Silbers aufgeben, wie es auch stets geschehen ist, bis die Seigerung erfunden worden, oder man muß zu dieser letzt gedachten Operation seine Zuflucht nehmen, die in dem Hüttenwesen eine der besten Arbeiten ist; s. Seigern, Th. 130, S. 622 u. f. Ein reichhaltiges Seigerstück muß 9, allerhöchstens $9\frac{1}{2}$ Unzen Silber halten; hielte es mehr daran, so würde die vorgeschriebene Menge Bley, die man nicht vergrößern darf, nicht hinreichend seyn, die völlige Ausscheidung des Silbers von dem Kupfer zu bewerkstelligen, und man würde daher, im Fall die Menge des rückständigen Silbers die Mühe und Kosten bezahle, diese Operation zweimal anstellen müssen. Das Verhältniß, in welchem man das Bley und das Kupfer zusammenschmelzt, ist nach

Beschaffenheit der Menge des Silbers, welche das Kupfer bei sich führt, wenigstens von dem Bleye 250 bis 275 Pfd. gegen 75 Pfd. Kupfer; denn wenn das Seigerstück diese Menge Kupfer nicht enthielte, so würde es das Feuer nicht aushalten, und das Kupfer eben so gut in Fluß kommen, als das Bley. Von dem Bleye nimmt man aber deshalb so viel, damit sich das Kupfer sattsam ausbreiten, und das Bley alles Silber gehörig angreifen kann.

In den Silberbergwerken zu Potosi bedient man sich zur Abscheidung des gediegenen Silbers der Amalgamation, s. Th. 1, S. 598. Bei dem Amalgamiren in den ehemaligen Spanischen Gold- und Silberminen in Amerika geht die Hälfte Queckſilber verloren, außerdem daß der zurückbleibende Schlich immer noch das edele Metall raubt. Es geschieht auf den sogenannten Krätzmühlen von gegossenem Eisen. Man pocht die Krätze, das ist, den Abgang, der Gold oder Silber enthält, klein, wäscht ihn, stürzt den geschlämmten Schlich in das Faß der Krätzmühle aus, gießt Wasser darauf und mahlet unter zweien Trögen Schlich 40 Pfd. Queckſilber bis der Schlich zu Schlamm wird. Auf diese Art schluckt das Queckſilber alle Gold- und Silberstäubchen in sich. Die dickgewordene Verquikung wird getrocknet und das reine Queckſilber durch ein Kalbsfell wie ein Silberregen durchgepreßt. Den Rest im Leder, welches das gesuchte Gold oder Silber ist; treibt man bis zum Glühgrade aus einer Retorte ins Wasser über.

Bei den schwefelhaltigen Silbererzen ist die Behandlung verschieden, je nachdem solche arm oder reich sind. Nachdem diese Erze gepocht, gewaschen und geröstet worden, erhalten sie einen Zusatz von gekörntem Eisen. Dieses, welches dem Schwefel näher, als das Silber und Bley verwandt ist, zieht den Schwefel an sich, und geht als geschwefeltes Eisen in die Schlacken. Das Silber wird dagegen ganz ausgeschieden; auch vom Bleye

bleibt in den Schlacken viel weniger zurück, als ohne diesen Zusatz. Das Silber wird durch Abtreiben vom Bleye geschieden. Reiche Silbererze, welche kein Bley enthalten, lassen sich vortheilhaft beim Abtreiben zersetzen. Der Schwefel verläßt das Silber, tritt an das Bley, und verbrennt, indem das Bley zu Glätte wird. Das Silber des Silbererzes vereiniget sich hingegen mit demjenigen Silber, das in den Werken schon befindlich ist. Den sehr armen Erzen würde man, wenn man sie sogleich verbleyen wollte, eine so große Menge Bley zusetzen müssen, daß die Kosten den Ertrag übersteigen würden. Man beschickt daher diese Erze mit Schwefelkies, welcher sich beim Schmelzen mit den Metallen und schwefelhaltigen Metallen, welche Silber enthalten, verbindet macht sie schmelzbarer und nimmt sie mit sich, während in den Schlacken die Gangart, das oxidirte Eisen und einige andere metallische Oxide, denen das Silber, mit welchem sie verbunden waren, entzogen worden, zurückbleiben. Das Produkt dieser Schmelzung, welches Lech auch Rohlech genannt wird, enthält schwefelhaltiges Eisen, ferner das Silber und andere Metalle gleichfalls mit Schwefel verbunden. Hundert Theile Rohlech enthalten das Silber, welches in ungefähr vier- bis fünfhundert Theilen des Erzes vertheilt war. Das Rohlech wird mehrere Male geröstet, um den Schwefel fortzutreiben, auch wohl angereichert, indem es mit frischen Silbererzen zusammengeschmelzt wird. Das im Rohlech enthaltene Bley geht in diesem Falle zum Theil an den Schwefel des frischen Erzes und scheidet das in ihm befindliche Silber aus, welches sich nun mit dem Rohleche verbindet, und darin die Stelle des abgegangenen Bleyes ersetzt, wodurch das Rohlech reicher an Silber wird, indem es sein Bley dagegen vertauscht. Weniger arme Silbererze werden beim Durchschmelzen im Schachtofen mit einem Zusatze von Bleyglätte, wie auch schon oben angeführt worden, versehen, welche zum

Theil auf das Gestein als Fluß wirkt, theils auch als Bley hergestellt wird, welches das aus dem Erze sich ausscheidende Silber in sich nimmt, und als Werkbley zum Vorschein kommt, aus welchem durch Abtreiben das Silber gewonnen wird. — Wo das Hornerz in so großer Menge vorkommt, daß man es zur Aufbringung des Silbers benutzen kann, läßt sich das Silber, nach Sage, so abscheiden, daß man es in einem eisernen Kessel mit Eisenfeile und Wasser kocht; die Flüssigkeit, welche salzsaures Eisen enthält, abgießt, frisches Wasser aufgießt, und den Rückstand mit auswäscht. Das erhaltene Silberpulver wird mit etwas Salpeter und Borax zusammengeschmolzen. Man kann auch das Erz mit Bleyoxid, Kohlenstaub und etwas Kali zusammenschmelzen und dann das Silber durch Abtreiben isolirt darstellen.

Auf trocknem Wege veranstaltet man das Probieren der Silbererze auf folgende Weise: Das noch mit Gestein und Erzarten verbundene Silbererz muß durch das Ansieden oder Verschlacken davon befreiet, und in der gehörigen Menge Bley eingetränkt werden. Zu diesem Ende wird das Silbererz fein zerrieben, geröstet, und mit gleichen Theilen Bleyglas und zwölf Theilen Bley vermischt, und dann auf einen, aus gebranntem Thone bestehenden Treibscherben oder Teste so aufgetragen, daß man zuerst die Hälfte des Bleyes auf den Test schüttet, hierauf das Erz und solches dann mit der anderen Hälfte Bley zudeckt. Den Treibscherben stellt man unter eine Muffel, woselbst er unter einer gehörigen Hitze so lange erhalten wird, bis alles Gestein verschlackt ist. Wenn die Schlacken abgesonderte worden, wird der noch zurückgebliebene metallische Theil oder das Werkbley auf der Kapelle vollends abgetrieben. Auch kann man das zu probierende Silbererz, nachdem es fein gerieben und geröstet worden, mit zwei bis drei Theilen Mennige und vier bis fünf Theilen schwarzen Fluß versetzen und im Schmelztiegel zum Fliessen bringen, nach dem Erkalten wird das von Schlacken

gesonderte Werkbley abgetrieben. — Auf nassem Wege bedient man sich zum Probieren der Silbererze der reinen Salpetersäure. Das gepulverte Erz wird mit einer hinreichenden Menge von dieser Säure übergossen und die Flüssigkeit bis zum glühenden Sieden erhitzt. Wenn kein Angriff mehr erfolgt, wird die Säure abgegossen, und nachdem der Rückstand abgegossen worden, wird ein neuer Antheil Säure aufgegossen, womit so lange fortgefahren wird, bis die Säure nichts mehr in sich nimmt. Aus den zusammengegossenen Flüssigkeiten fällt man das darin befindliche Silberoxid durch eine Kochsalzauflösung als salzsaures Silber. Aus dem Gewichte des gewaschenen und getrockneten Niederschlages, läßt sich die Menge des darin befindlichen Silbers berechnen. Wenn nicht bloß der Silbergehalt in den genannten Erzen, sondern auch das Verhältniß ihrer übrigen Bestandtheile gefunden werden soll, so muß man auch nach Verschiedenheit der Erze ein verschiedenes Verfahren befolgen. Das gediegene Silber löset man in Salpetersäure auf, wenn Gold beigemischt worden, so fällt dieses als ein schwarzes Pulver zurück, welches man sammelt und dem Gewichte nach bestimmen kann. Das Silber wird durch Kochsalzauflösung gefällt. Wenn die grünlichblaue Farbe der Auflösung oder die dunkelblaue bei einem Zusatz von Ammonium die Gegenwart des Kupfers vermuthen lassen, so kann man solches durch ein hineingestelltes Eisenblech abscheiden. Wenn das Erz Arsenik enthält, so findet man die Menge desselben, wenn das Erz vor und nach dem Schmelzen gewogen wird; der Gewichts-Verlust zeigt die Menge des verflüchtigten Arseniks an. Auch kann, da bei der Auflösung des Erzes in Salpetersäure der Arsenik in Säure verwandelt wird, die Arsenikſäure durch salpetersaures Bley gefällt und aus dem Gewichte des Niederschlages die Menge derselben gefunden werden. — Das schwefelhaltige Silbererz wird mit verdünnter Salpetersäure übergossen, welche das Silber mit Zurück-

lassung des größten Theils des Schwefels auflöset. Der getrocknete Rückstand wird dem Glühfeuer ausgesetzt. Der Gewichtsverlust zeigt die Menge des Schwefels an. Wenn noch schwefelhaltiges Silber unzersetzt geblieben seyn sollte, so wiederholt man die schon beschriebene Behandlung. Man zerfällt das Silber durch Kochsalz. Wenn noch andere Metalle, als Kupfer, Arsenik zugegen seyn sollten, so werden sie durch das bereits angegebene Verfahren abgesondert; von demjenigen Theil Schwefel, welcher in Salpetersäure verwandelt wird, kann man letztere durch einen Zusatz von salpetersaurer Baryterde abscheiden. Aus dem Gewichte des Niederschlages kann man die Menge der Schwefelsäure und auch des Schwefels berechnen. Wenn das Erz aus Antimonium und Silber besteht, wie im Spießglanzsilber, so kann dasselbe mit Salpetersäure behandelt werden, wodurch man das Silber auflöset, das Antimonium aber oxidirt. Das Silber kann, wie oben angeführt worden, abgeschieden, und das Antimonium-Oxid mit den nöthigen Schmelzmitteln reducirt werden. — Nach Klaproth wird das Sprödglanzerz auf folgende Weise zerlegt. Das gepulverte Erz wird mit verdünnter Salpetersäure digerirt, das Zurückbleibende ausgewaschen, getrocknet, gewogen und dann mit salpetrichter Salzsäure behandelt. Der Rückstand, welchen das letztere Auflösungsmittel ließ, bestand aus Schwefel, den man durch Verbrennen hinwegschaffen und aus dem Gewichtsverluste, der Menge nach, bestimmen konnte. Das nach dem Verbrennen des Schwefels Zurückbleibende, verhielt sich wie Kieselerde. Die salpeterichtsalzsaure Auflösung ließ beim Verdünnen mit Wasser einen Niederschlag fallen, welcher Antimoniumoxid war. Aus der grüngefärbten salpetersauren Auflösung wurde das Silber durch Kochsalz gefällt; dann wurde die rückständige Flüssigkeit durch schwefelsaures Natrum auf Bley geprüft. Durch Uebersättigung mit Ammonium fiel ein grauer Niederschlag, welcher,

als man denselben auf glühende Kohlen streute, einen Arsenikgeruch verbreitete. Er wurde aufs Neue in Salpetersäure aufgelöset; das schwefelhaltige Kali fällte aus der Auflösung einen schmutzigbraunen Niederschlag und blausaures Kali Berlinerblau, welches nach dem Glühen einen vom Magnet ziehbaren Rückstand ließ. Um einen etwanigen Kupfergehalt zu finden, wurde die mit Antimonium übersättigte salpetersaure Auflösung mit Schwefelsäure versetzt, so daß die Säure etwas vorwaltet, und dann eine Eisenplatte in dieselbe gestellt. Es zeigte sich jedoch keine wägbare Menge Kupfer. Vauquelin beobachtete folgendes Verfahren bei der Analyse des Rothguldigerzes. Das gepulverte Erz wurde mit dem fünffachen Gewichte Salpetersäure, die vorher mit Wasser verdünnt worden, behandelt. Der Rückstand wurde mit Salzsäure digerirt, worauf nur Schwefel zurückblieb. Aus der salzsauren Auflösung wurde durch Verdünnung mit Wasser das Antimonium-Oxid niedergeschlagen. Aus der salpetersauren Auflösung fällte Salzsäure salzsaures Silber. Durch Reagentien war in dieser Auflösung kein anderer Körper zu entdecken.

Um die Bestandtheile des natürlichen salzsauren Silbers auszumitteln, wurde das Erz mit drei Theilen reinem, kohlensaurem Kali zusammengeschmolzen, die Masse in Wasser aufgelöset und die Auflösung filtrirt. Der Rückstand ließ sich bis auf ein rothes Pulver in Salpetersäure auflösen. Auch dieses wurde bei der Behandlung mit salpetrichtsaurer Salzsäure bis auf einen geringen Rückstand, welcher Salzsaures Silber war, aufgelöset. Aus dieser Auflösung fällte Ammonium Eisenoxid. Aus der salpetersauren Auflösung wurde durch Kochsalz salzsaures Silber gefällt. Aus dem Wasser, mit dem die geschmolzene Masse aufgeweicht worden, fiel bei der Sättigung das darin befindliche Alkali mit Essigsaurer Alaunerde nieder. Aus der abfiltrirten und zur Trockne verdunsteten Flüssigkeit, wurde durch Alkohol

das essigsaure Kali aufgelöset. Der Rückstand war im Wasser auflöslich. Salzsaure Baryterde verursachte die Fällung von schwefelsaurer Baryterde. Aus dem Gewichte des erhaltenen Niederschlages ließ sich die Menge der Schwefelsäure finden. Der Ueberrest der Flüssigkeit gab beim Verdunsten zur Trockne Salzsaures Kali. Aus dem Gewichte desselben ließ sich die Menge der darin befindlichen Salzsäure bestimmen.

Das Feinbrennen des Silbers geschieht in den Deutschen Hüttenwerken auf dreierlei Art: 1) im Windofen unter einer Muffel; 2) in einem Windofen ohne Muffel mit Flammenfeuer, und 3) vor dem Gebläse. Die erste Art gehört gemeiniglich für die Blicksilber. Man nimmt hierzu einen Test, wärmt ihn ab und setzt ihn in den Windofen, der so viel Asche enthält, damit der Test feststehen, und die eiserne Pfanne desselben nicht verbrennen kann. Der Test muß recht in die Mitte und nach der Schrotwage gesetzt werden, damit er gleich stehe, und vorne kann man ihn etwas geneigt stellen, weil es besser ist, wenn derselbe zu voll wird, als wenn er hinten überhängt. Die Asche im Brennofen wird dann auswendig mit der Pfanne größtentheils gleich gemacht. Ueber den Test setzt man dann die Muffel, die von Hessischer Erde sein muß, wie die Tiegel, man kann sie aber von gewöhnlichem Thone machen, die jedesmal ein Brennen aushalten. Ueber die Muffel legt man auch eine alte Muffel oder nur den Hals davon, und zwar so, daß sie über der neuen vorwärts vorstehe, damit der Raum von dem Teste an aus dem Ofen etwas länger werde. Der Ofen wird dann mit Backsteinen zugesetzt und es bleibt nur ein Loch, welches man das Mundloch nennt, offen, wodurch das Silber auf den Test gesetzt, und auch in dem Ofen beobachtet werden kann. Ueber die Muffel schüttet man schwarze Kohlen, bis der Ofen voll ist, darauf wieder glühende und setzt es auf diese Weise ins Feuer. Das Mundloch wird

auch mit schwarzen Kohlen zugelegt. Wenn der Brennofen zwei bis drei Stunden angefeuert gewesen, so können die Silber aufgesetzt werden, der Test muß aber erst durchgehends glühen. Die Blicksilber müssen zerbrochen werden, wenn man sie auf den Test setzen will. Man legt daher das Silber auf glühende Kohlen, macht es heiß, zerschlägt es dann über einen eisernen oder hölzernen Trog in Stücken, wo es denn bald bricht, wenn es erglüht ist. Es muß recht braunroth seyn; denn wenn es stärker erglühete, so könnte es schmelzen. Man trägt nun die Silber auf den Test, setzt das Mundloch mit Kohlen zu, legt auch vor dasselbe und vor den Ofen so hoch, als das Mundloch ist, Kohlen, damit das Silber mit starker Hitze einschmelze. In solcher starken Hitze muß das Silber auch erhalten werden, bis es bald blickt, welches hauptsächlich zu beobachten ist, wenn man Silber fein brennen will, woran am meisten gelegen ist, wenn man den rechten Gehalt, der 15 Loth 16 Grän fein ist, haben will, als welchen die Brandsilber haben müssen. Hat man anfangs die rechte Hitze gegeben, so kann man auch mit dem Brennen am geschwindesten fertig werden. Man trifft die rechte Hitze dadurch, wenn nach dem Einsetzen des Silbers das Mundloch voll Kohlen, und vor das Mundloch wieder Kohlen gelegt werden, wobei man in Beobachtung nehmen muß, ob viel oder wenig Silber eingesetzt worden. Hat man nur 20 Mark darin, so ist an einmal Kohlen in und vor das Mundloch zu legen hinlänglich; hat man aber 50 bis 60 Mark darin, so müssen noch Kohlen, wenn die ersten bald eingebrannt sind, nachgelegt werden, welches auf die Erfahrung des Silberbrenners ankommt, um die rechte Hitze zu treffen. Dann ist es auch nicht nöthig, daß man dem Blicksilber Bley im Brennen zusetzt, wenn hitzig genug getrieben wird, besonders denen, die aus dem Zugutemachen der Erze fallen, ingleichen denen, die aus der Seigerung erfolgen; denn wenn ein Silber im Treibofen rein geblicket,

so hat solches nichts weiter als Bley bei sich, jedoch das eine mehr, als das andere. Je weniger nun die Silber Bley bei sich haben, desto mehr muß denselben im Anfange des Breunens die rechte Hitze gegeben werden. Haben aber die Silber noch mehr Bley sich, so sind sie um so leichter in die rechte Hitze zu bringen. Wenn nun das Silber auf diese Art in der Hitze erhalten wird, so bekommt es endlich die Farben eines Regenbogens, die sich dann nach gerade auch verlieren, und wie Schnüre oder seidene Fäden spielen, welches man auf die Feine streichen heißt, und es ist ein Zeichen, wenn die Fäden sehr zart oder gar weg sind, daß das Silber seine rechte Farbe habe. Um nun darin noch gewisser zu seyn, nimmt man ein kaltes Eisen, welches aber nicht naß seyn darf, und hält solches über das Silber. Ist das Silber klar, wie Brunnenwasser, und das Eisen darin wie in einem Spiegel zu sehen, so hat das Silber seine rechte Feine. Man nimmt dann die Kohlen aus dem Mundloche, und läßt dasselbe offen, damit sich das Silber nach und nach abkühle. Das Silber muß dann auch nicht mehr gerührt werden. Während sich das Silber abkühlt, wird ein kupfernes Geschirr mit Wasser auf den Ofen gesetzt und warm gemacht. Das erkaltete Silber erhält eine Schwarte oder dicke Haut. Ist nun diese über halb oder beinahe ganz über das Silber, so wird von dem heißen Wasser durch ein kupfernes Gerinne etwas auf das Silber gelassen; jedoch anfangs nur wenig, nach und nach aber mehr und das Silber dadurch abgelöscht. Hierbei muß man aber in Betrachtung ziehen, daß bei dieser Ablöschung das Silber, wenn es gut gebraut ist, aufsteigt. Sobald dieses geschieht, muß man mit Löschen inne halten, damit das Silber seine Blumen recht auswerfen und aufsteigen kann, welches einem Brandstücke das beste Ansehen giebt. Will aber ein Silber nicht recht aufsteigen, welches gemeiniglich davon herrührt, wenn man anfangs zu viel Wasser gegossen, das eigentlich nicht gut ist, und die

Schwarte oder Haut davon zu dick geworden, so nimmt man einen eisernen Haken, und macht damit oben in das Silber ein Loch, damit es um so besser aufsteigen kann. Ist nun das Aufsteigen des Silbers geschehen, so gießt man Wasser auf, damit das Silber hart werde, macht den Ofen auf, räumt die Muffel ab, und nimmt das Silber heraus. Damit aber das Brandstück bequem in einen Tiegel gesetzt werden kann, so wird solches auf einem Amboß etwas zusammengeschlagen und dann vollends abgelöscht. Damit man nun aber wisse, ob das Brandstück seine rechte Feine habe, oder was es für eine gehabt habe, so wird es probiert; s. oben, S. 272, und unter Probieren, Th. 117.

Die beschickten Silber brennt man auf folgende Weise fein. Man sehe hauptsächlich darauf, ob solche viel oder wenig Kupfer bei sich führen, weil auf das dabei befindliche Kupfer 16 bis 18 Schweren Bley nebst vielen Kohlen verbrennt werden müssen. Sind diese Silber arm an Gehalt und ist viel Kupfer dabei befindlich, auch dergleichen Silber viel vorhanden, so ist es besser, wenn man es haben kann, daß solche in dem Treibofen in Bley getränkt, und abgetrieben werden, weil solches mit Holz, oder Wasen ohne Holz geschehen, auch in kurzer Zeit mehr durchgebracht und ausgerichtet werden kann; auch sind die Blicksilber bald davon zu trennen. Wenn aber die Silber nicht viel Kupfer bei sich haben, und wenigstens 10löthig sind, so kann man solche im Brennofen fein brennen. Nachdem solche vorher probiert worden, und nachdem die Masse groß ist, darnach wird auch der Test genommen. Bei dem Aufsetzen dieses Silbers ouf den Tiegel, muß man sich nach dem Teste richten, wie viel Asche darin befindlich ist, und wie viel solche Bley und Kupfer in sich nehmen kann; als z. B. 1 Pfd. Asche, ehe sie angefeuchtet worden, kann 2 Pfd. Bley in sich nehmen, oder um deutlicher zu seyn, auf 8 Pfd. Bley und $\frac{1}{2}$ Pfund Kupfer gehören $4\frac{1}{4}$ Pfd. trockene Asche, welches das mindeste ist; man

kann aber auch mehr nehmen. Nach dieser Ausrechnung muß man den Test untersuchen, wie viel trockne Asche zugenommen worden, und darnach ausrechnen, wie viel man Silber auf den Test nehmen kann. Das Silber wird erst dann auf den Test getragen, wenn solcher derb erglühet, und dann so viel Bley dazu gethan, damit, wenn niedergeschmolzen worden, der Test voll werde. Man lege das Mundloch mit Kohlen zu, damit es die rechte Hitze bekomme, und zu treiben anfange. Wenn es in vollem Treiben ist, nimmt man die Kohlen aus dem Windloche, damit es kalt gehe; es muß im Anfange nicht so hitzig, wie das Brennen bei dem Blicksilber gemacht werden, weil diese Arbeit, wenn das Kupfer, welches darin steckt, an sich hitzig geht, sich sehr in den Test einfrißt. Das Bley muß in einzelnen Stücken immer nachgesetzt werden. Auf diese Weise kann das Brennen immer fortgehen. Wenn nun das Bley größtentheils zugesetzt worden, so muß man etwas Kohlen vorlegen, damit es heißer gehe, und wenn es bald blicken will, muß es recht hitzig gehen, und darin erhalten werden, bis es bald fein wird; dann kann man etwas abbrechen, weil sonst das Silber, welches aus dem Beschickten gebrannt worden, zuletzt nicht rein werden will, und wenn durch Versehen nicht die rechte Beschickung von Bley darauf gegeben worden, und ein Kupferblick erfolgt, so muß Bley wieder nachgesetzt und wieder heiß angetrieben werden. Ist aber der Test voll gezogen, so daß kein Bley mehr aufgesetzt werden kann, so muß man das Silber, wenn es durch die Hitze gebracht werden kann, lassen, und wenn an der Feine noch viel fehlt, wieder auf einen neuen Test mit setzen. Hat es aber die rechte Feine erhalten, und die Zeichen, wie bei dem Brennen des Blicksilbers gegeben, so wird es gleich diesem, in allem behandelt, auch die Probe davon so genommen.

Das Feinbrennen des Silbers mit Flammenfeuer geschieht zwar auch im Windofen, aber ohne

Muffel; an dessen statt wird in dem Ofen über dem Teste ein Bogen von Mauersteinen gemauert und geschlossen, und die Teste dazu werden in gegossenen eisernen Pfannen geschlagen. Wenn der Test abgewärmt worden, so wird solcher in den Ofen gesetzt, worein zuvor etwas unreine Asche gethan worden, damit die Testpfanne um so besser stehen und nicht so sehr verbrennen kann. Die Stelle in dem Brennofen für den Test ist zur linken Seite, und zur rechten ist die Feuerstelle auf einem eisernen Roste über dem Windofen, worauf mit kurzem Holze gefeuert wird. Sobald der Test eingesetzt worden, wird die Oeffnung des Ofens mit halben Mauersteinen zugesetzt, und nur ein Mundloch, 6 Zoll weit und eben so hoch, zum Einsetzen der Silber, auch daß man solche hernach rühren und warten kann, gelassen. Das Holz dazu ist nicht länger, als 10 oder 12 Zoll. Man gebraucht dazu Tannenholz, und mit 25 bis 30 Pfund kann der Ofen in einer Zeit von zwei Stunden in völliger Hitze gebracht werden, so kann er in einer Stunde mit 12 Pfund Tannenholz unterhalten werden. Vor dem Schürloche ist eine Thür von Eisenblech, welche beständig zugehalten wird; so wird auch das Mundloch gleichfalls mit Holz geschlossen oder zugelegt. Nach dem Einsetzen des Silbers wird stark gefeuert, und so der Ofen beständig in der Hitze unterhalten; auch Mundloch und Thüre immer zugehalten, sobald man Holz nachgeschüret, weil die stärkste Hitze bei dem Einschmelzen der Silber am meisten nöthig ist. Damit das Silber im Anfange gleich in volle Hitze gebracht werden, weil in diesem Ofen das Silber nur auf einer Seite Feuer hat, so muß das Feuer auf dem Roste oder den Traillen beständig unterhalten werden. Die Direction der Arbeit wird wie beim Feinbrennen des übrigen Silbers betrieben; auch ist das Kennzeichen der Feine des Silbers dasselbe. Wenn es fein genug ist, wird es mit warmen Wasser abgelöscht, aus dem Teste gehoben und die Proben ausgeschlagen.

Hat man noch mehr Silber zu brennen, so kann man den Ofen vorne aufmachen, den gebrauchten Test aus dem Ofen mit einer eisernen Zange herausnehmen, und einen abgewärmten neuen Test einsetzen, und dann wie vorher weiter verfahren. Der Vortheil bei dieser Art das Silber fein zu brennen, besteht darin, daß dieser Ofen, wenn man viel Silber zu brennen hat, mit Flammenfeuer in beständigem Gange erhalten, und dadurch Kohlen erspart werden.

Das Feinbrennen des Silbers vor dem Gebläse geschieht beinahe auf dieselbe Art, wie das Kupfer gar machen vor dem Gebläse im Kleinen. Wenn der Test gesetzt worden, so wird das Silber warm gemacht und gebrochen, wovon ein großes Stück unten gelegt, und das übrige darauf gesetzt wird. Dann werden Kohlen umher geschüttet und mit dem Gebläse zugeblasen, damit die Silber einschmelzen. Wenn sie eingeschmolzen und in volle Hitze gebracht worden, werden sie mit einem eisernen Haken gut eingerührt und die Kohlen ganz abgezogen. Dann wird zu beiden Seiten des Testes, als auch darüber hin in die Quere Birkenholz gelegt, so daß es fest zusammenschließt, und der ganze Test bedeckt ist; darüber werden wieder Kohlen geschüttet und zugeblasen. Das Silber steht dann bloß, wie in einem Treibofen, und wird mit Flammenfeuer so getrieben, bis es hell und klar wird. Wenn es sich nun recht hell und klar zeigt und die rechte Feine hat, so wird Holz und Kohlen abgeräumt, und wenn das Silber matt geworden, so wird ein eisernes Messer mit einem eisernen Stiele hineingesetzt, das Silber allmählig abgelöscht, und dann mit dem eisernen Messer ausgehoben, zusammengeschlagen und unten und oben Proben ausgehauen. Es können aber die Silber vor dem Gebläse nicht so hoch, auch nicht so beständig auf die rechte Feine gebracht werden, wie in dem Windofen geschieht, weil die Hitze von dem Gebläse nicht gut in der Gleichheit erhalten werden kann, sondern

sich ändern muß, wenn man die ersten Kohlen abzieht oder Holz nachlegen muß.

Um das gefällte Silber ganz fein zu brennen und das in der Fällung angenommene Kupfer davon zu scheiden, muß man es bei dem Ausgießen nach dem Schmelzen in große Eingüsse thun, damit man es auf den Test setzen kann, weil es besser ist, daß es vor dem Brennen in dem Tiegel geschmolzen werde. Man kann es auch gleich auf den Test setzen, wenn die Ballen gut getrocknet sind, wozu der Test eingesetzt, der Brennofen angefeuert, und darauf der Test, wenn er abgewärmt ist, von den Silberballen voll gesetzt wird, so viel deren darauf gehen können. Sobald diese niederschmelzen, werden mehrere nachgesetzt, damit der Test voll Silber werde. Wenn Alles niedergeschmolzen und zu treiben anfängt, so muß das dazu gehörige Bley nachgetragen und abgetrieben werden, damit es die gehörige Feine bekomme; so lange aber der Test noch nicht vom Silber geschmolzen, so darf man noch kein Bley zusetzen, weil in den Silberkalkballen noch Wasser seyn und dieses Schaden thun könnte.

Ueber das Silber und die Silbererz sehe man nach:

Glück auf! de Hermundurorum metallurgia argentaria, von Erzgebirgischem Silberbergwerk in Meissen, sub praesidio L. Adami Rechenberg, ab auctore Christiano Meltzern. Lips. 1690.

Das gesegnete Markgrafthum Meissen an unterirdischen Schätzen und Reichthum an allen Metallen und Mineralien, nach der Austheilung an Ausbeuten und wiedererstattetem Verlag des Bergwerks zu Freiberg, aufgezeichnet von Aug. Beyern. Dresd. 1732. Fol. Es enthält die Ausbeute von 1529 bis 1729.

Joh. Gottf. Kießlingens Relatio theoretica uti ex aere metalla excoquantur modo Freibergensi, oder kurze, jedoch gründliche Erzählung, wie die Freiberger in Meissen die Mineralien und Erze untersuchet, Silber, Bley und Kupfer herausgeschmolzen und zu gut gemacht werden. Dresden und Leipzig, 1781. — Desselben ge-

gründete Nachricht von dem Bergbaue und Schmelzwesen der Grafschaft Mansfeld, nach der hierbei befindlichen Eißleb- und Mansfeldschen Bergordnung. Leipzig, 1747.

Gabr. Jars metallurgische Reisen zur Untersuchung der vornehmsten Berg- und Hüttenwerke in Deutschland, Ungarn, Schweden, Norwegen, England und Schottland vom Jahre 1757 bis 1769; aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Carl Abr. Gerhard. Berlin, 1777, 1785, IV Bde. mit Kupfern.

Kleine Abhandlungen einiger Gelehrten in Schweden, I, 94, 114.

Wiegleb, von der Alchymie, im Register.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, 1ster Bd., S. 454.

Chr. Hier. Lommers Abhandlung vom Hornerz, als eine neue Gattung Silbererz. Leipzig, 1776.

Klipsteins mineralogischer Briefwechsel, 2 B., 1 Heft, S. 23, 42 u. f.

Schröter's Beiträge zur Naturgeschichte, sonderlich des Mineralreichs, Th. 2, S. 200, 246. — Dessen Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte. 2r Th. Halle', 1777, S. 24 u. f.

Ferbers neue Beiträge zur Mineralgeschichte. I, S. 276.

Lempe, Magazin der Bergbaukunde, Th. 3, S. 3.

Klaproths Untersuchung der Silbererze, in dessen Beiträgen, I, 123. — Dessen und Wolff's Wörterbuch der Chemie, 5r Bd., Berlin, 1810, S. 21 u. f.

Richardson's Chemie der Metalle, S. 107, 212.

Neue nordische Beiträge, 3r Bd. Petersburg und Leipzig, 1782, S. 130, 461 u. f. — 4r Bd., 1783, S. 207.

Fischer's Handelsgeschichte, 2r Bd., S. 639.

Witt's Briefe auf einer Reise nach Sachsen, S. 52.

Bernouilli Reisen, 7r Bd., S. 45.

Neueste Mannigfaltigkeiten, 2r Jahrg., S. 414.

Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, 3r Bd., S. 102.

Schlesische Provinzialblätter, May, 1793, S. 141 u. f.

Fabri, neues geographisches Magazin, III, 243; IV, 339.

Crell's Annalen, Jahrg. 1784, 12s St., S. 519; Jahrg. 1789, 6s St., S. 518; 7s Stück, S. 3; Jahrgang 1790, 2s St., S. 150; 10s St., S. 321; Jahrgang, 1792, 3s St., S. 267; Jahrg. 1793, 1s St. S. 10 und S. 77, 2s St., S. 151; 1794, 2s St., S. 179, 6s St., S. 141, 486, 521; 7s St., S. 9.; 1795, 9s St., S. 274 — dessen neuestes chemisches Archiv, I, 2te Abth. S. 124, III, 248; IV, 164, 326, 283, 298; VI, 183. — Dessen neueste Entdekkungen, Th. I, S. 213; Th. 2, S. 40. — Dessen chemisches Journal, Th. 3, S. 139. — Dessen Beiträge, 2r Bd., S. 202.

Fränkische Mannigfaltigkeiten, 3r Bd., 3s St., S. 35.

Allgemeine Handlungszeitung II, 96, 148; Jahrgang 1789, S. 83. — Goth. Handlungszeitung, Jahrgang 1785, S. 258; 1791, S. 122.

Bergmännisches Journal, 1789, S. 937; 1790, S. 376.

Leipziger Intelligenzblatt, 1795, S. 142.

Berliner Sammlungen, IX, 604.

Physikalische Bibliothek, VI, 31.

Taschenbuch für Scheidekünstler, Jahrgang 1780, S. 22; Jahrgang 1782, S. 45; Jahrgang 1784, S. 1; Jahrgang 1788, S. 23; Jahrgang 1790, S. 54, S. 77; Jahrgang 1792, S. 22.

Journal für Fabrik ꝛc. 1793, S. 388.

Mayer's physikalische Aufsätze, II., S. 286.

Rousseaus chemische mineralogische Abhandlungen, S. 200.

Cancrinus erste Gründe der Berg- und Salzwerkskunde. Frankfurt, 1773 ꝛc. 1r Theil.

Macquers chymisches Wörterbuch; übersetzt von J. G. Leonhardi, 2te Ausgabe. 6r Theil; Leipzig, 1790, S. 79 u. f.

Ludovici und Schedel, encyklopädisches Kaufmannslexikon, 6r Band. Art. Silber.

Schedels praktisches Taschenwörterbuch der Waarenkunde, 2r Th., 1798, S. 298 u. f.

Mehrere Werke, die hier benutzt worden, sind unter

Metall, Th. 89, Probieren, Th. 117, Queckſilber, Th. 119 ꝛc. ſchon angeführt worden.

Silbereſſigſalz, ſ. eſſigſaures Silber, oben, unter Silber, S. 128.

Silberfabrik, ſ. Gold- und Silberfabrik, Th. 19.

Silberfaden, ein mit Silberlahn beſponnener Faden; ſ. Silberſpinnerey.

Silberfahlerz, ſ. oben, unter Silbererz.

Silberfarbe, eine weiße, dem Silber ähnliche Farbe. Auf Baumwolle ſtellt man dieſe Farbe auf folgende Weiſe dar. Man weicht den Baumwollenzeug in warmen Waſſer ein; dann wird er herausgenommen und in Alaunwaſſer gelegt, worin er eine Nacht über bleiben muß. Zu der Quantität Waſſer, worein der Zeug gebracht werden ſoll, iſt ½ Pfund Alaun hinlänglich. Dann ſiedet man 4 Loth Blauholz und thut 2 Pfund Kreide hinzu. Dieſe zubereitete Brühe theilt man in fünf Sode ab, wodurch man den Baumwollenzeug nach und nach durchzieht und darin ſieden läßt; dann wird er ausgeſpühlt und abgekühlt. — Auf Leinen wird dieſe Farbe auf folgende Weiſe dargeſtellt. Man nimmt auf 1 Pfd. Leinen 4 Loth Alaun, welche gut geſtoßen worden, und ſiedet das Leinen darin eine gute Stunde. Dann nimmt man 2 Loth Galläpfel, 2 Loth Salzburgiſchen Vitriol und läßt das Leinen darin ſieden; zuletzt wird noch etwas Braſilienholz hinzugethan und der Zeug hindurch gezogen. — Auf leinene Strümpfe. Man nimmt 3 Quart Waſſer, einer halben Welſchen Nuß groß Blauholz und einer Haſelnuß groß Alaun; läßt Alles eine Stunde zuſammen kochen, und zieht dann die Strümpfe durch, ſo werden ſie eine ſchöne helle Silberfarbe erhalten. Sollen ſie aber dunkel werden, ſo zerſtößt man 8 Loth Galläpfel mit einer Haſelnuß groß Vitriol und zieht die Strümpfe wiederum durch, ſo werden ſie die verlangte Farbe erhalten. — Auf Wolle nimmt man

auf 24 Pfund Waare 4 Pfd. Alaun, ½ Pfd. Weinstein, 4 Loth Salpeter, 2 Loth Salmiak und ¾ Pfd. Fernambuck; zerstößt dieses Alles recht fein, thut es, den Fernambuck besonders, in ein Säckchen, in einen Kessel, der mit hinlänglichem Wasser angefüllt worden, und läßt darin die Waare anderthalb Stunden sieden; dann wird sie ausgespühlt und ausgekühlt. Man nimmt hierauf hinlängliches reines Wasser, thut darein ¼ Pfd. Gallåpfel, 1 Pfd. Vitriol, 12 Loth Fernambuck, 4 Loth gebrannten Alaun, läßt Alles zusammensieden und thut hernach die Waare hinein, und wenn sie etwas darin gewesen, so läßt man solche über die Winde laufen und eine halbe Stunde abkühlen. Hierauf in acht Kannen oder Quart scharfer Lauge, worin 12 Loth Salz und 3 Loth gebrannten Alaune aufgelöset worden, neun- oder zehnmal auf der Winde durchgezogen, dann abgekühlt und gespühlt. Diese Silberfarbe soll sehr schön seyn. Man kann auch eine Silberfarbe mit der man Strümpfe färben kann auf folgende Weise machen. Man nimmt 4 Loth Alaun, in welcher die Strümpfe eine Stunde sieden müssen; dann nimmt man 2 Loth Kupferwasser oder grünen Vitriol und läßt die Strümpfe darin sieden, zuletzt wird ein wenig Brasilienholz hinzugethan.

Zur silberfarbenen Holzbeize nimmt man ¼ Pfd. Vitriol, 2 Loth Alaun und läßt beides in 2 Pfund Wasser in der Wärme auflösen. Die Abklärung wird in das Beizfaß gethan, und unter beständigem Umrühren tröpfelt man etliche Tropfen Gallirung hinzu. In dieser Beize werden die Hölzer in vier Tagen schwarzbläulicht.

Silberfasan, s. unter Fasan, Th. 12.

Silberfedererz, s. oben, unter Silbererz.

Silberfettsalz, s. oben, unter Silber, fettsaures Silber, S. 128.

Silberfisch, Atherina menidia, s. Aehrenfisch im Supplement.

Silberfische, Argentinae, eine Fischgattung, welche einen dickeren Kopf, als der Körper ist, hat; letzterer ist mit Schuppen bedeckt. Die Kiefer und die Zunge sind mit Zähnen versehen, die Kiemenhaut hat acht Strahlen. Der After liegt nahe am Schwanze, und die Bauchflossen sind mit zahlreichen Strahlen versehen. Die Gattung des mittelländischen Meeres (Argentina Sphyraena) hat neun Strahlen in der Schwanzflosse. Sie ist eine Spanne lang, silberglänzend, mit einem Silberbande längs den Seiten und einer Längsfurche am Bauche. Man findet diesen Fisch im Mittelmeere, besonders an der Küste von Marseille. Seine Schwimmblase enthält eine zähe Feuchtigkeit, die zur Färbung der unechten Perlen gebraucht wird. Auch die Anchovis werden kleine Silberfische genannt.

Silberfleck, Papilio Sennae, ein Tagfalter, s. diesen Artikel.

Silberflitter, s. Flitter, Th. 14, S. 268.

Silberflotte, bei den Spaniern, vor der Trennung der Süd-Amerikanischen Kolonien von dem Mutterlande, eine Flotte von Kauffahrern, die jährlich aus Spanien nach Veracrux oder Mexico in Neuspanien abgesendet wurde, und von dort wieder zurückkehrte. Sie bestand aus der Kapitana, der Admirante, der Patacha für die Rechnung des Königs, und ungefähr aus 16 Kauffahrteischiffen von 500 bis 1000 Tonnen, welche auf der Hin- und Herreise so beladen waren, daß sie sich nicht vertheidigen konnten. Die Flotte ging im August von Cadix ab, und brauchte 60 bis 70 Tage zu ihrer Hinreise. Man muß diese Flotte von den Gallionen unterscheiden.

Silberflötze, s. oben, unter Silber.

Silberflußspathsalz, s. Flußspathsaures Silber.

Silberforelle, Salmo argentinus, eine Forellenart, welche einen Silberglanz hat.

Silberfuchs, s. unter Fuchs, Th. 15, S. 405 u. f.

Silbergang, Silbergänge, in den Erzgebirgen diejenigen Quarzgesteine, die als Adern in der Erde durchzustreichen pflegen, eine glänzende Erdart bei sich führen, und im Probiren und Untersuchen fein Silber halten. Man findet diese Erzgänge nicht in allen Gebirgen, sondern nur da, wo die Natur zu der Generation dieses Metalles am Meisten geartet ist. Je tiefer diese Erzgänge in die Erde setzen, desto mächtiger und reicher werden sie auch im Metalle.

Silbergare, im Hüttenwerke, der Zustand des getriebenen Silbers, in welchem derselbe seine rechte Gare hat, das ist, von allen beigemischten fremden Metallen befreiet ist.

Silbergehalt, im Bergwerke, Erze, die beigemischtes Silber enthalten, oder vielmehr dasjenige, was ein anderer Körper an beigemischtem Silber enthält.

Silbergeld, aus Silber geprägtes Geld, zum Unterschiede von dem Kupfergelde. Man hat in Silber große und kleine Geldstücke, z. B. Thaler: Laub-, Kronen-, Spezies- und andere Thaler; dann Gulden oder Florin; $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{12}$ Thalerstücke, Groschen, Sechser, oder $\frac{1}{2}$ Groschen, Dreier oder $\frac{1}{4}$ Groschen und mehreres anderes Silbergeld, als Mark- und Schillingsstücke, Stüver, Kronen, Franken, Rubel, Scudi, Dollars, Kreuzer, Mariengroschen, Schillinge, ꝛc. Man nennt das Silbergeld auch Weißgeld zum Unterschiede des Goldes. Im Kasselschen versteht man unter dem Silbergelde eine Summe von 1000 Fl., welche die Juden daselbst jährlich entrichten müssen, statt des ehemals in die Münze gelieferten Silbers. Im Preußischen nennt man die neu eingeführte Scheidemünze, 1 und $\frac{1}{2}$ Groschen, Silbergeld. Die Stücke selbst heißen Silbergroschen und

Silbersechser und es gehen 30 von den Ersteren und 60 von den Letzteren auf einen Thaler.

Silbergeräth, s. Silbergeschirr.

Silbergerinne, ein kleines Gerinne, durch welches Wasser auf das Blicksilber gegossen wird, wenn der Blick geschehen, damit es abgekühlt werde.

Silbergeschick, im Bergwerke, wenn sich auf einem entdeckten Erzgange Bergarten finden lassen, welche die Art und das Wesen der Silbererze mit sich führen, und mit ihrer Signatur auf Silbererze weisen, da dann die Bergleute aus Erfahrung haben, daß Silbererze in der Nachfolge setzen werden.

Silbergeschirr, Silbergeräth, alles aus dem Silber verfertigte Geschirr, wie Teller, Schüsseln, Becher, Pokale, Löffel, Leuchter ꝛc., s. unter Silberarbeit, oben, S. 211 u. f.

Silbergeschmeide, alles, was zum Putz der Herren und Damen aus dem Silber verfertiget wird, als Schuh-, Gürtel-, Knie-, Hut- ꝛc. Schnallen, Kreuze, Armbänder, Halsschmuck ꝛc.

Silbergießen, s. Silberguß.

Silbergewicht, s. unter Münze und Münzwissenschaft, Th. 97.

Silbergift, s. unter Gift, Th. 18, S. 508.

Silbergilbe, ein Silbererz, welches eine gelbe Farbe hat.

Silbergitter, Phalaena geoffrella, ein Nachtfalter.

Silberglanz, eine Benennung des Bleyglanzes, wenn er Silber enthält; s. unter Glanz, Th. 18, S. 579.

Silberglas, Silberglaserz, Argentum vitreum, ein Name des Glaserzes, welches sehr silberhaltig ist, und dem Glase gleicht.

Silberglaserz, s. den vorhergehenden Artikel.

Silberglimmer, s. unter Glimmer, Th. 19, S. 79.

Silbergleich, Argent haché, uneigentlich sogenannt, ein Gemisch von Glockenmetall mit Silber.

Silberglätte, Fr. Litharge d'argent; Ecumo d'argent jaunatre, im Hüttenwerke, eine Glätte, die lichtgelb ist und in das Silberfarbene fällt. Sie ist eine wahre Bleyglätte und führt den Namen Silberglätte zum Unterschiede von der rothen Glätte, die Goldglätte genannt wird; s. unter Glätte, Th. 18, S. 575. Von ihrem Gebrauche zur Glasur des irdenen Geschirres oder der Töpferwaaren, s. im Art. Glasur, Th. 18, S. 777.

Silbergras, s. unter Schmiele, Th. 147, S. 30.

Silbergrau, s. unter Grau, Th. 19, S. 785.

Silbergroschen, eine Meißnische Münze, die im 15ten Jahrhundert gangbar war und von der ein gutes Schock aus einer Mark Silber geschlagen wurde. Der Werth derselben war 3 Groschen; sie wurde aber vom Kurfürst Johann auf $3\frac{1}{2}$ Gr. erhöhet. Dergleichen Groschen waren die Schreckenberger. Ferner führen die Kaisergroschen und die neuen Preußischen Groschen, von denen 30 auf einen Thaler gehen, den Namen Silbergroschen; s. auch oben, Silbergeld, S. 289.

Silbergrube, eine Grube, unter der Erde, wo Silbererz gebrochen wird.

Silbergrund, Silberpoliment, ein aus Thon, sogenanntem Polimentthon, Bleyweiß und Eyweiß bestehendes Gemisch, welches auf den Gegenstand getragen wird, den man versilbern will, oder auf den man Silberblätter legen will. Einen andern Grund zum Versilbern findet man unter Gold, Th. 19, S. 422 u. f. angeführt.

Silberguhr, im Bergbaue, eine Guhr, das ist, ein zarter, luftiger Glimmer, welcher wie Silberblättchen aussieht, aber kein Silber enthält.

Silberguß, ein aus Silber bestehender Guß in einer Form oder ein aus einer Form gegossenes Silberstück.

Das geschmolzene Silber gießt man nämlich in allerlei Formen zum bestimmten Gebrauche und bildet auf diese Weise die verlangten Sachen.

Silberhaltig, Silber enthaltend; Erze, welche Silber bei oder mit sich führen.

Silberhandel, der Handel nicht nur mit unverarbeitetem Silber, sondern und hauptsächlich mit verarbeitetem. Das unverarbeitete Silber kommt in Klumpen oder Stangen, besonders aus dem ehemaligen Spanischen Amerika, jetzigem Süd-Amerikanischen Freistaate, zum Handel oder in den Handel; dann kommt Bruchsilber, sowohl reines, als von verschiedenem Gehalte, welches letztere man Pagament nennt, Plansch en oder dicke viereckige Platten in Gestalt eines Buches, Zaine oder gegossene halbrunde Silberstäbe und dergleichen Silberbarren oder Stäbe in den Handel. Europa empfing ehemals sein meistes Silber aus Cadix, besonders auch geprägte Piaster ꝛc.; allein der Handel mit dieser Spanischen Stadt hat sich seit der Trennung oder dem sich Losreissen der Spanischen Kolonien vom Mutterlande, sehr verändert, und eine ganz andere Wendung genommen, und Europa bekommt durch seinen Handel mit den Süd-Amerikanischen Freistaaten das Silber jetzt aus der ersten Hand. Die Silberbarren haben gemeiniglich viererlei Stempelzeichen, nämlich das des Gewichts, des Gehaltes, der Jahreszahl und des Zollamtes, wo die Landesherrlichen Gefälle bezahlt wurden. Der Handel mit verarbeitetem Silber ist sehr bedeutend und wird in allen großen Städten von den Gold- und Silberarbeitern, Gold- und Silber-Manufakturen und Fabriken ꝛc. betrieben. Was die Silber-Arbeiten betrifft, die einen Handelsartikel abgeben, so sehe man die Art. Silberarbeit, oben, S. 211; Goldarbeiter; Gold- und Silberfabrik; Goldschläger, Th. 19, und

Gold- und Silberdrahtzieher, unter Draht, Th 9, nach. Das gemünzte Silber, s. unter Münze und Münzwissenschaft, Th. 97. Der Preis der Silberwaaren ist insofern nach dem Gesetze bestimmt, wo er sich auf das legirte Silber selbst bezieht; indessen ändert sich derselbe sehr merklich nach der Façon oder Form und der schönen Ausarbeitung mit Figuren, Blumen, Früchten, Landschaften, Arabesken ꝛc.

Silberhändler, diejenigen Gewerbtreibenden, welche sich mit der Verarbeitung und dem Verkaufe des Goldes und Silbers abgeben; s. den vorhergehenden Artikel. Der Preis des Silbers, s. Silberpreis.

Silberhärig, Silberhaare habend. Bei den Kürschnern nennt man diejenigen schwarzen Bärenfelle silberhaarig, welche mit gelben Haaren untermengt sind. Sie kommen größtentheils aus Polen.

Silberherd, der kleine Herd bei dem Idrischen Queckſilberwerke, worauf die an Jungfern Queckſilberreichen mildzeugigen Erze geschlämmt werden. Er hat gegen andere Herde eine niedrige Stellung, indem er mit dem Kopfbrette niedriger, als der Sumpf liegt, sich das Wasser an jenem sammelt, und mit der Küste vom Kopfbrette gegen den Sumpf gearbeitet wird.

Silberhorn, ein Geräthe der Einwohner auf der Insel Goree, welches von den Franzosen eingeführt wird. Dieses Horn ist 9 bis 10 Zoll, wo es am weitesten, und 7 Zoll, wo es am engsten ist. Mit einer Kette von 4 Fuß, wiegt es gewöhnlich 6 Unzen 14 Gran. Man bedient sich desselben Räucherwerk hineinzuthun.

Silberhund, Canis cinereo-argenteus, eine silbergraue Hundeart.

Silberkäfer, Curculio argentatus, eine Käferart, s. unter Käfer, im Supplement.

Silberkalk, Silberoxid, s. oben, unter Silber.

Silberkammer, ein Gemach, worin Silber oder silbernes Geräth verwahrt ward. An fürstlichen Höfen ein Collegium derjenigen Personen, welche zur Aufbewahrung und Reinigung des Silbergeschirres bestimmt sind, an der Spitze desselben befindet sich der Silberkämmerer, welcher die Silberdiener, Silbergehülfen, Silberschreiber, Silberwäscher oder Silberreiniger und Silberwäscherinnen unter seiner Aufsicht hat. Alle diese Personen machen die Silberkammer aus, und arbeiten sich gegenseitig in die Hände. Denn alles Silbergeräth wird am Hofe bei Festlichkeiten ꝛc. von dem Kämmerer, Silberkämmerer, den Silberdienern und deren Gehülfen übergeben, und von den Schreibern gezählt und nach den Gegenständen an Löffeln, Messern, Gabeln, Tellern, Schüsseln, Leuchtern ꝛc. ꝛc. aufgezeichnet. Dieses Silbergeräth wird dann nach aufgehobener Tafel den Silberwäschern und Silberwäscherinnen übergeben, die es nach dem Reinigen wieder den Silberdienern einhändigen und diese liefern es dem Kämmerer ab, der es von den Schreibern löschen läßt.

Silberkämmerer, ein Verwalter der Silberkammer, ein fürstlicher Bedienter, welcher die Aufsicht über die Silberkammer hat, s. den vorhergehenden Artikel.

Silberkämmerey, ein Kämmereyamt, welches das Silber unter sich hat; s. die vorhergehenden Artikel.

Silberkern, Papilio Libye, ein Tagfalter, s. diesen Artikel.

Silberkies, ein Arsenikalerz, welches dem Schwefelkies gleich kommt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser goldgelb, jener aber silberweiß aussieht, und in der Probe oft ein reiches Silber anzeiget. Diese Kiese beweisen auch, nach ihren inneren Bestandtheilen, daß sie mit der Zeit eine völlige Auszeitigung des Silbers

erhalten können. Sie brechen in ordentlichen Gängen im weißen Quarze, halten auch ihr ordentliches Streichen und veredlen sich in der Teufe.

Silberklang, der dem Silber eigene reine und helle Ton; s. oben unter Silber, S. 115. In der dichterischen Schreibart ein dem Klange des Silbers ähnlicher heller und reiner Klang.

Silberklippfisch, Chaetodon argenteus, eine Art Klippfisch; s. unter Klippfisch, im Suppl.

Silberklotz, s. unter Klotz, Th. 40.

Silberklumpen, ein großes unförmliches Stück Silber.

Silberkönig, im Hüttenwerke, ein König oder Kegel (Conus), den man erhält, wenn man das Silber durch das Feuer von allen beigemischten fremden Metallen scheidet, und welcher ein reines von allen fremden Theilen befreites Silber ist. Die Silberkönige, welche aus dem Niederschlage fallen, also nach der Scheidung entstehen, müssen auf einem Teste von Asche fein gebrannt werden, und diese setzt man, wenn der Brennofen angefeuert und der Test gehörig abgewärmt ist, auf den Test, damit sie einschmelzen, und der Schwefel, welcher dabei befindlich ist, verrauche. Wenn der Schwefel fort ist, so wird etwas Bley hinzugesetzt. Sind es vorher Blick- oder Brandsilber gewesen, so darf es nur wenig Bley seyn, etwa auf die Mark 2 Loth; sind es aber beschickte Silber gewesen, so ist es besser, daß die Könige vorher probiert, und das Bley dann nach dem Gehalte zugesetzt werde, damit die Silber recht fein werden können. Diese Brandsilber werden dann granulirt und im Scheidewasser wieder geschieden. Damit nun das Silber wieder in seinen Werth gebracht werde, so muß das Plachmal reduzirt und der Schwefel mit Hülfe des Eisens davon vertrieben werden. Ist nun der Tiegel gut geblieben, so kann es mit vieler Ersparung geschehen, besonders wenn man solchen von dem Cemente

an bis dahin im Stande behält, die Arbeit kann dann in einer Hitze fortgehen, und wenn der letzte König abgeschmolzen ist, so kann das Plachmal gleich im Feuer bleiben. Man setzt sogleich Eisen mit in den Tiegel, und wenn man anfangs 50 Mark Silber gehabt, so setzt man auf das Plachmal, welches davon geblieben, zu Anfange 3 Pfund allerhand altes Eisen, und wenn es damit eine Zeit lang geflossen, so setzt man immer Eisen nach, so lange das Plachmal noch dasselbe verzehren will. Der Schwefel ist vertrieben, wenn das Plachmal kein Eisen mehr verlangt. Man braucht auf 50 Mark ungefähr 4½ Pfund Eisen; dann setzt man 2 Pfd. Glätte zu, wonach die Schlacke vom Silber sich besser löset, und wenn es dann gut geflossen, wird es in Barren gegossen, wenn es braunroth geworden umgestürzt und gebrochen, damit solches auf den Test gesetzt, und fein gebrannt werden kann. Da die Schlacken noch viel Silber enthalten, so werden sie etwas klein geschlagen, und halb so viel Glätte, als Schlacken, genommen und im Tiegel geschmolzen; wenn es dann eine Stunde im starkem Feuer helle geflossen, so wird es in einen eisernen Trog gegossen, und wenn es erkaltet, die Schlacke abgeschlagen und das Werk zum andern Silber genommen.

Silberkorn, Fr. Grain d'argent; petit calot d'argent, die kleinen Klümpchen Silber, die nach dem im Werke verrauchten und in die Kapelle gezogenen Bley, auf solcher zurückbleiben. Sie sind immer erhaben und wie eine Kugel oder ein rundes Korn gestaltet.

Silberkraut, Argentina, Gänserich, s. Anserina, Th. 2, S. 238.

Silberkreide, s. unter Kreide, Th. 44.

Silberkrone, eine Münze, die mit einer Krone bezeichnet ist, dergleichen in Frankreich geschlagen worden, und etwas mehr als einen Thaler galt, zum Unterschiede von einer Goldkrone.

Silberkrystall, Silbersalpeter, salpetersaures Silber, ein in Scheidewasser oder Salpetersäure aufgelöstes, und vermittelst der Krystallisation zu Krystallen gebrachtes Silber, dessen sich die Wundärzte äußerlich als eines ätzenden Mittels oder Corrosivs bedienen; s. oben, unter Silber.

Silberkuchen, die auf dem Herde angetriebenen und wie Kuchen gestalteten Silberblicke.

Silberlahn, s. unter Lahn, Th. 59, S. 1 u. f.

Silberlasur, ein mit weißen, dem Silber ähnlichen Flecken versehener Lasurstein; der daher auch von Einigen für silberhaltig gehalten wird; zum Unterschiede der Goldlasur.

Silberlebererz, ein durch Schwefel und Spießglas vererztes Silber.

Silberletten, eine Art lehmigter, fetter und thonigter Erde, von weißer, gelber und bräunlicher Farbe, die man gemeiniglich auf dem Hangenden in Silbererzgängen findet, wo oft ein Schwarm von zwei bis drei Finger breit mit solchen Letten angefüllt ist. Bei Untersuchung in der Probe verhält es sich an Silber, nachdem die Erze darin in die metallische Exaltation getreten, und zur Zeitigung gebracht worden, ziemlich reich; daher muß derselbe nicht weggeworfen, noch auf die Halde gestürzt werden. Diese Silberlette ist nicht die Bergguhr, wie Einige dafür halten wollen, sondern wirklich eine solche generirte mineralische Lette.

Silberling, eine Münze von Silber, eine Silbermünze. Es ist in dieser Bedeutung längst im Hochdeutschen veraltet; auch scheint es ehemals nicht von besonderen Arten der Silbermünzen üblich gewesen zu seyn. Es wird von Luthern in der Deutschen Bibel sehr häufig gebraucht, eine Münzsorte der älteren Juden auszudrücken, welche mit dem Seckel gleichen Werthes war, und ungefähr 12 Groschen unseres Geldes betrug. In eben diesem Verstande kommt Silberling

schon im Tatian vor; dagegen er in andern Stellen die dreißig Silberlinge, warum Judas seinen Lehrer verrieth thrizzue Pfenningo uud thrizzue Scazo nennt. Der Argenteus der alten Franken, deren acht einen Solidum aureum galten, soll, nach Adelung, eine ähnliche Silbermünze gewesen seyn.

Silberlinie, Phalaena Aristella, ein Nachtfalter; auch die Phalaena Lecuwenhoekella führt diesen Namen.

Silberliquor, s. oben, unter Silber, S. 172.

Silberloth, s. daselbst, S. 173.

Silberlöffel, ein großer langer Löffel, der im Fall der Noth, wenn z. B. der Herd unter dem Treiben ein Loch bekommt, zum Ausschöpfen des Werkes und Zumachen eines solchen Loches gebraucht wird.

Silberlöthung. Zwei Theile feines Silber und einen Theil Flittergold werden geschmolzen; jedoch muß die Masse nicht lange schmelzen, weil sonst das Messing verrauchen möchte; oder man nimmt 8 Loth Silber, 6 Loth Messing und 2 Quentchen Arsenik, schmelzt Alles zusammen und gießt es schnell aus; oder man schmelzt 4 Loth Silber, 2 Loth Flittergold und 1 Loth Arsenik, und schmelzt es geschwind. Diese Löthung ist sehr gut. Man nimmt auch 2 Loth Silber und 2 Loth Kupferlahn und wirft 2 Loth weißen Arsenik dazu, rührt Alles gut um, und gießt es sogleich aus.

Silbermann, silberner Mann, im Bergwerke, wenn etliche Gänge sich aneinander lehnen, edle Geschicke und Fälle aus Hangenden und Liegenden dazu stehen, wovon sich die Gänge aufthun, einen Bauch werfen, und der natürlichen Wirkung einen solchen Raum geben, daß daraus ein Stockerz wird.

Silbermännchen, eine Conchylie.

Silbermeißel, Silberspieß, Fr. Baton de fer, in den Schmelzhütten, ein eisernes Werkzeug, mit

welchem der Silberblick aus dem Spor des Trübherdes gehoben wird.

Silbermanufaktur, s. Gold- und Sibermanufaktur, Th. 19, S. 484 u. f.

Silbermanufakturist, s. daselbst.

Silbermilch, eine Benennung des Salzsäure haltenden Silberkalks, so lange er die Gestalt der gelabten Milch hat.

Silbermine, s. oben, unter Silbererz.

Silbermotte, Phalaena argentella, s. unter Nachtfalter, im Supplement.

Silbermulm, im Bergwerke, ein mildes oder fettiges, auch verwittertes Silbererz, welches locker, mürbe, mehlicht, körnicht, schieferig, sandig und fast flüssig ist; es enthält öfters verschiedene Silbererze, als Federerz, Weißgülden- und Schwarzgüldenerz in sich, auch öfters gediegenes Silber. Es ist von verschiedener Farbe und besteht aus einer Bergguhr oder einem verwitterten Erze, und hält nicht selten einige Mark Silber im Centner. S. auch die Art. Silberbräune, Silbererz, Silbergilbe, oben, S. 124, 238, und 290.

Silbermund, eine zum Geschlechte der Mondschnekken, Turbo Linn., gehörige Conchylienart, wovon es mehrere Abarten giebt, z. B. der eigentliche Silbermund, Turbo argyrostomus; der dicke Silbermund, Turbo margaritaceus, s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 416 und 418. Der flache genabelte grünbunte Silbermund; der gehörnte Silbermund, Fr. la bouche d'argent cornue; der gestreckte Silbermund, Fr. la bouche d'argent epineuse; der graue gekerbte Silbermund, mit schwarzen, die Länge herabgehenden Flammen; der rinnenartige Silbermund, Fr. la bouche d'argent à rigole; der Silbermund des rothen Meeres.

Silbermünze, Münzen, das ist, Geld, welches aus Silber geprägt worden; s. oben Silbergeld, und im Art. Münze und Münzwissenschaft, Th. 97. Das valviren und devalviren der Silbermünzen, s. Th. 97, S. 598 u. f. Hier noch Einiges zur Verständigung dieses Artikels. Das Valviren einer Münze ist in verschiedenen Ländern auch verschieden, und nicht zu allen Zeiten einerlei; denn es wird, nachdem es die Umstände erfordern, geändert. So ist z. B. der Conventionsfuß von mehreren Fürsten Deutschlands angenommen worden, nach welchem aus einer Mark feines Silber 13 Rthlr. 8 Gr. geschlagen werden sollen. Ehemals war der Leipziger Fuß in vielen Kreisen der ehemaligen Deutschen Reichs-Verfassung eingeführt, nach welchem das Ausmünzen des Silbers auf 12 Rthlr. geschah, so wie nach dem älteren Zinnischen auf $10\frac{1}{2}$ Rthlr. ꝛc. Wenn man nun wissen will, wie viel eine gewisse Geldsorte z. B. nach dem Conventionsfuße werth sei, so heißt dieses valviren, wodurch man angeben kann, wie viel ein Stück mehr oder weniger werth sei, als wofür es ausgemünzt worden, welches Letztere insbesondere devalviren genannt wird. Hierbei ist erstlich zu untersuchen, wie viel ein solches Stück am Gewichte hat, welches man den Schrot heißt; zweitens wie viel darin an reinem Silber enthalten ist, welches das Korn genannt wird. Die Untersuchung des Schrots wird nach dem Richtpfennig angestellt und geschieht solches mit einer Stockprobe. Diese Probe ist aber nicht sowohl wegen des Gehaltes, als vielmehr wegen der Schwere unsicher, am Unsichersten bei kleinen Münzen, die nicht durch den Feilenstrich auf der Wage justirt werden, sondern deren Schwere nur die Dicke deren Platten und Weite der Unterlagen auf der Durchschnittsmaschine bestimmt, und welche bei dem Gebrauche leicht unrichtig wird; denn wenn die Walzen, wodurch

den Platten die Dicke gegeben wird, auch auf das genaueste gestellt sind, so verändert sich doch ihr Abstand von Stunde zu Stunde, so wie sich die Maschine erhitzt, und kommt nach geschehener Ablieferung wieder in den vorigen Stand, welches unter den einzelnen Geldstücken nothwendig einen merklichen Unterschied machen muß. Ist nun auch das Justiren mit der Feile auf das Akkurateste geschehen, so ist doch das Geld, besonders wenn dasselbe reich an Silber ist, dem Beschneiden unterworfen, zumal das Gold. Es ist demnach viel sicherer, mehrere Stücke, und wo deren genug zu haben sind; etwa $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ oder eine ganze Mark zu wagen, wobei das Leichte und Schwere unter einander kommt, und geschieht dieses auf einer akkuraten Erz- oder Goldwage, wenn das Gewicht nicht über 1 bis 2 Loth, auf einer Markwage aber, wenn es mehr beträgt. Der Schmutz vom Gelde muß aber zuvor, besonders bei den kleinsten Sorten, abgeputzt werden, welches am besten und leichtesten durch das Abreiben mit Seife und das nachherige Abspülen mit gemeinem Wasser geschieht. Hier ein Beispiel, um die Sache deutlicher zu machen. Ein gutes Viergroschenstück soll an Gewicht 1408 Theile eines Richtspfennigs haben. Man rechnet nun nach der Regeldetri aus, wie viel solcher auf eine Mark gehen. Als 1408 Theile geben 1 Stück, wie viel geben 65536 Theile, so kommen auf die rauhe Mark $46\frac{768}{1408}$ heraus; man nimmt diesen Bruch vor $\frac{1}{2}$ an. Hat man mehrre Stücke, zum Beispiel 20, welche 28160 Theile wiegen, so setzt man, 28160 Theile geben 20 Stück, wie viel geben 20 Stück, wie viel geben 65536 Theile, und kommen heraus $46\frac{15360}{28160}$ Stück, welches mit dem Ersten einerlei ist. Nach dem Schrote ist also die rauhe Mark, das ist, die Mischung des Silbers und Kupfers zusammen genommen, zu 7 Rthlr. 18 Gr. ausgemünzt. Hierauf ist nöthig zu wissen, wie viel

Silber in der rauhen Mark enthalten ist. Zu dem Ende werden von einem Stücke Geld, wenn es nicht zu dick ist, mit der Stockscheere, von sehr dicken Sorten, mit einem Meissel zwei halbe Mark zur Probe dergestalt genommen, daß die Scheere oder der Meissel quer durch die Mitte gehe. Das Justiren der Probe muß auf dem Rande oder der Fläche geschehen, und zwar, wenn viel abzunehmen ist, mit der Scheere oder dem Meissel, wenn aber wenig mit einer Feile oder scharfem Messer. Auf diese Weise behält man das vollkommene Verhältniß zwischen der inwendigen Legirung und dem auswendigen Weißsude. Im übrigen läßt man solche, nachdem sie reich oder arm sind, abgehen, wie beim Abtreiben des legirten Silbers, s. unter Probieren, Th. 117, S. 509 u. f. gezeigt worden. In diesem Falle soll nun das gute Viergroschenstück 9 Loth feines Silber halten; wenn demnach aus 9 Loth feinen Silbers $46\frac{1}{2}$ vier gute Groschenstücke oder 7 Rthlr. 8 gute Groschen geschlagen sind, so erfolgen aus der Mark fein 13 Rthlr. 18 Gr. 8 Pf., und die Mark vom Conventionsfuße ist 10 Gr. 8 Pf. zu hoch ausgemünzt, oder es sind 10 Gr. 8 Pf. mehr daraus geschlagen worden, als nach dem Conventionsfuße geschlagen werden sollte. Nach eben dieser Regel läßt sich nun berechnen, wie viel ein solches Viergroschenstück nach der Convention werth ist; wie sich nämlich 13 Rthlr. 18 Gr. 8 Pf. verhalten gegen 10 Rthlr. 8 Gr., so verhält sich das Viergroschenstück gegen den wahren Werth nach dem Conventionsfuße; es kommen heraus 3 gute Groschen $10\frac{1}{2}$ Pf.

Kunststück mit Silbermünzen, nach Pinetti. Dieser Künstler bat sich nämlich in einer Gesellschaft, die zu diesem Zwecke in einem Saale versammelt war, einige Silbermünzen aus, aus denen er sich ein Stück wählte, und dasselbe in eine Schnupftabaksdose legte, die er darauf einem Zuschauer über-

gab, und auf die Seite ging. Er bat, diese Dose ein wenig zu rütteln, da man denn das Stück noch wirklich klappern hörte. Bei dem zweiten Rütteln hörte man die Münze nicht mehr; man rüttelte die Dose zum dritten Male und man hörte sie wieder; beim vierten Male war der metallene Inhalt verschwunden, und so ließ sich derselbe durch das Geklappere entweder hören oder nicht, nachdem es die Zuschauer verlangten. Zuletzt zauberte er dieses Geldstück in den Schuh einer vornehmen Person in der Gesellschaft, von welcher nicht der geringste Verdacht eines Einverständnisses, sowohl in Hinsicht ihres Ranges, als auch ihres anerkannten unbestechlichen Charakters zu befürchten war. Dieses Kunststück wird nun auf folgende Weise aufgelöset. Man kann sich zu diesem Kunststücke mehrere Dosen reichen lassen; man muß aber stets die gewählte mit einer zu diesem Versuche selbst eingerichteten, zu vertauschen wissen. Diese vorbereitete Dose ist so eingerichtet, daß wenn man dieselbe ganz sacht auf und niederschüttelt, daß darin versteckte Silberstück gehört wird. Wenn man sie dagegen in einer Horizontallage stark rüttelt, so drückt eine kleine Feder auf das Stück und verhindert das Klappern des Silberstücks, welches glauben macht, daß Geld sei daraus verschwunden. Der Künstler berührt nun die Dose unter dem Vorgeben, als wolle er zeigen, wie man sie schütteln müsse, und zieht — selbst wenn sie verschlossen und die anfängliche Austauschung unterblieben seyn sollte, so daß man gleich die Dose zum Versuche hervorgebracht, das Geld hineingeworfen und sie verschlossen hätte — das Stück um so viel leichter heraus, da eine kleine Spalte, welche sich heimlich öffnet, daran angebracht ist. Diesen nämlichen Zeitpunkt benutzt er auch, ein falsches Stück hineinzuwälzen und überläßt dann die Dose derselben Person, welcher er die Dose zuerst in

die Hände gab, und erhält sie noch immer in dem Glauben, daß das Stück darin ist oder nicht, je nachdem die Dose mehr vertikal oder horizontal geschüttelt wird. Zuletzt läßt er das Geldstück in dem Schuh einer Person finden, welches auf zweierlei Art geschehen kann. Diese Person ist entweder mit ihm einverstanden, indem sie ihm eine Silbermünze, die er unter mehreren ausgebotenen wählt, zugesteckt hat, oder er hat sich vor der Vorstellung der List bedient, dergleichen mit Schnelligkeit auf den Boden zu legen, wo diese Person ihren Platz zu nehmen pflegt. In letzterem Falle findet man es auf der Erde, und man macht der Person glauben, sie habe das Silberstück während der Ausziehung des Schuhes fallen lassen. Diese letztere Handgewandheit läßt sich vorzüglich geheim durch einer Dritten anbringen, und wird, wenn es eine Person von Range ist, die Bewunderung der Zuschauer sehr auffallend rege machen. Hat man dazu einen Gehülfen in der Nähe, oder in dem Gefolge dieser Person, so läßt derselbe von seinem Fuße ein dazu weit gehaltenes Geldstück in dem Augenblicke fallen, wo sie den Schuh auszog, um die Täuschung auf diese Art zu vollenden.

Silbern, Bei- und Nebenwort, von Silber, aus Silber bestehend; daher silberne Gefäße, Leuchter, Teller ꝛc. Figürlich. 1. Von verschiedenen Dingen, an welchen nur ein Theil von Silber ist. Eine silberne Uhr, an welcher das Gehäuse von Silber ist. 2. Versilbert; dann auch: der glänzenden Farbe des Silbers gleich; in der dichterischen Schreibart: das kleine Fischchen spielet hier im silbernen Bache. Weiße. Silbern war sein Haar auf seiner Scheitel, Geßn. 3. Dem hellen angenehmen Klange des Silbers ähnlich; auch nur in der dichterischen Schreibart. Sie ruft die Glocke bereits mit silberner Stimme zu dem länd-

lichen Tisch, Zachar 4. Das silberne Weltalter, die silberne Zeit, da die Einfalt der Sitten und des Herzens bereits anfingen von dem Luxus und den Lastern verderbt zu werden, zum Unterschiede sowohl von dem goldenen, als ehernen Zeitalter.

Silbern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit dünnen Silberblättchen überziehen, wofür aber das zusammengesetzte versilbern üblicher ist. Einige Schriftsteller, wie z. B. Herder, haben das einfache silbern wieder hervorgesucht. Wie sie die Schatten beglänzt und silbert.

Silberne Becher, aus Silber verfertigte Becher von verschiedener Gestalt; s. oben, unter Silberarbeit.

Silberne Buchstaben, Buchstaben, welche die Buchbinder auf den Bücherdeckeln, Einbänden ꝛc. versilbern. Silberne Buchstaben ohne Silber auf Eisen und andere Metalle zu machen. Nimm Federalaun, 2 Unzen, Almicadis, 1 Unze, zerreibe diese zwei Materien in Weinessig und schreibe damit auf Eisen oder andere Metalle, so sehen die Buchstaben wie Silber aus.

Silberne Gabel und Messer, Gabel und Messer, deren Griffe von Silber oder mit Silber belegt sind; s. oben, unter Silberarbeit, und unter Gabel, und Messer, im Supplement.

Silberne Glocken, s. unter Glocke, Th. 19, S. 95, 125.

Silberne Knöpfe, s. Th. 41, S. 617 und 630.

Silberne Lampe, s. Th. 59, S. 96.

Silberne Leuchter, s. unter Leuchter.

Silberne Löffel, s. unter Löffel, Th. 80, S. 133.

Silberne Messer, s. silberne Gabel und Messer.

Silberner Ring, Ringe von Silber. Man hat dergleichen Trauringe und auch andere Fingerringe, welche übergoldet werden; s. unter Ring, Th. 125.

Silberne Sachen, alle Sachen, welche von Silber verfertiget werden; s. unter Silberarbeit, oben, S. 211.

Silberne Schnallen, s. unter Schnallen.

Silberne Schüssel, Schüsseln von Silber, s. oben, unter Silberarbeit, und unter Schüssel.

Silberne Teller, s. unter Teller, und oben, unter Silberarbeit.

Silberne Tressen, s. unter Tresse, in T.

Silberne Uhr, s. unter Uhr, in U.

Silbernagel, eine Conchylie.

Silberniederschlag, ein Niederschlag des Silbers aus dem Scheidewasser; wenn nämlich 100 Theile Silber, in Scheidewasser aufgelöset, niedergeschlagen werden 1) mit ätzendem Mineralalkali, so erhält man 112 Theile braunen Niederschlag; 2) mit mildem Mineralalkali 129 weißen; 3) mit phlogistisirtem Alkali 145 dunkelgelben; 4) mit Kochsalz 133 weißen, der in der Sonne sehr bald schwarz wird; 5) mit Glaubersalz, 124 weißen, der aber an der Sonne langsamer schwarz wird.

Silbernieren, s. Silberdruse, oben, S. 227.

Silberofen, s. oben, Silberbrennofen, S. 225.

Silberpage, an den Höfen ehemals ein junger Edelmann, welcher die Silbergeschirre unter seiner Aufsicht hatte.

Silberpapier, s. unter Papier, Th. 106, S. 840, 864.

Silberpappel, s. unter Pappel, Th. 107, S. 385.

Silberpappelholz, s. daselbst.

Silberpepping, eine Apfelart, s. unter Malus, Th. 83, S. 304.

Silberphosphorsalz, s. oben, unter Silber, phosphorsaures Silber, S. 128.

Silberpoliment, s. Silbergrund.

Silberpolitur, Silberpolieren; s. oben, unter Silber, und Silberarbeit.

Silberpreis, Silberpreise. In Berlin gilt an Barren reines Silbers die Mark von 2 bis 3löthigem Silber 13 Rthlr. 2 Gr.; von 4 bis 5löthigem 13 Rthlr. 6 Gr.; von 6 bis 9löthigem 13 Rthlr. 9 Gr.; von 12 bis 15löthigem 13 Rthlr. 11 Gr.; von 15 bis zum feinsten Silber 13 Rthlr. 12 Gr. Preuß. Cour.

Silberprobe, der von der Obrigkeit vorgeschriebene Gehalt, nach welchem die Goldschmiede ihre Arbeiten verfertigen, und solche mit einem gewissen Zeichen stempeln müssen; s. oben, unter Silberarbeit. Hier noch zur Vollständigkeit dieses Artikels Folgendes: Altenburg verarbeitet 10 und 12löthig Silber und hat zum Zeichen eine Hand; Amsterdam 14 Loth 10½ Pf., das Zeichen sind zwei Kreuze und eine Krone; Augsburg, 12 Loth, 13 Gr. es hat eine Traube; Berlin; s. oben, unter Silberarbeit; Bern, 13 Loth, den Buchstab B; Braunschweig, 12 Loth, ein Roß; Breslau, 11 Loth 10 Gr., eine Schüssel mit dem Haupte Johannis; Kassel, 13 Loth; Koppenhagen, s. oben, unter Silberarbeit; Danzig, 12 Loth 12 Pf. bis 13 Loth, zwei Kreuze mit einer Krone; Dresden, 11 Loth 12 Gr., 2 Schwerdter und ein D; England, 14 Loth 16 Gr., ein Löwe; Erfurt, 10 auch 12 Loth, ein E; Frankfurt a. M. 12 Loth 3 Gr. 3 Pf., ein einfacher Adler; Frankreich, s. oben, unter Silberarbeit; Freiburg, 11 Loth 12 Gr., zwei Schwerdter und zwei Zainhaken; Gmünd, 12 Loth 12 Gr., ein Einhorn; Genf, 10 Deniers, mit doppeltem Zeichen des Silberarbeiters; 9 Deniers, mit einfachem Zeichen; Gotha, 10, 12 bis 13löthig, und ein G, mit dem Namen des Goldschmids; Hamburg, s. oben, unter Silberarbeit; Königsberg in Preussen, 12 Loth 12 Gr., mit 2 Kronen und 1 Kreuz; s. auch den vorher angeführten Ort; Leipzig, 11 Loth 10 Gr. mit 2 Schwerdtern und einem L; Lübeck

12 Loth 3 Gr. mit einem doppelten Adler; Lüneburg, 12löthig, mit einem halben Monde und einem A. Madrid, 9 Deniers, nach dem Remedium 11½ Den. 2 Gr.; Magdeburg, s. oben, unter Silberarbeit; Nürnberg, 13 Loth und ein N.; in Draht und Tressen 15¾ Loth; Paris, 14 Loth 16 Gr., eine Krone mit P; Regensburg, 12 Loth 13 Gr.; die Schweiz, 9 Den. 18 Gr. Wien, 13 Loth, mit einem Rade mit fortlaufender Jahreszahl; Zwickau, 12 Loth und ein Z. Der auf dem Silbergeschirre befindliche Zickzack, Ziselirstrich genannt, ist schon oben, unter Silberarbeit, angeführt worden.

Silberpunkt, Papilio Palaeno, eine Schmetterlingsart, s. unter Tagfalter, auch der Papilio polycletus führt diesen Namen.

Silberpurpur, Papilio Thyra, eine Schmetterlingsart, s. unter Tagfalter, in T.

Silberrauch, Fr. Fumée d'argent, der flüchtig gemachte Theil des aus dem Herde oder Teste abgetriebenen Silbers, welcher durch die Heftigkeit des Feuers und die Hülfe flüchtigmachender Materien ausgetrieben wird, und sich am Treibehute oder an dem Gemäuer über dem Brennherde anlegt, und noch Silber enthält.

Silberregen, in der Feuerwerkskunst, ein weißer oder silberfarbener Feuerregen, zum Unterschiede vom Goldregen, der eine goldgelbe Farbe hat.

Silberreich, Bei- und Nebenwort, reich an Silber, viel Silber enthaltend.

Silberreinigung, s. oben unter Silber.

Silberrinne, s. Silbergerinne.

Silberröllchen, breite oder zu dünnem Bleche geschlagene und krumm gebogene Silberkörner, worein das Silber verwandelt wird.

Silberruf, im Bergwerke, ein Mineral, welches in den Blaufarbenwerken nebst der Speise gewonnen wird und sehr reich an Silber ist.

Silberroſtral, Phalaena Lionetella, ein Nachtfalter.

Silberrüſſel, Curculio argyreus, eine Art Rüſſelkäfer, ſ. unter Käfer, im Supplement.

Silberſalpeter, ſ. oben, unter Silber, ſalpeterſaures Silber, S. 124.

Silberſalz, Silberſalze, ſ. oben, unter Silber, S. 128.

Silberſand, eine Art Sand in den Gebirgen, der oft reich an Gold- und Silbertheilen iſt. In großen Gebirgen findet man zuweilen ziemliche Berge mit einem ſolchen Sande angefüllt, der in der Probe eine Mark Silber hält, und zuweilen auch ſtark güldiſch iſt.

Silberſanderz, Sandſtein, welcher verlarvtes Silber enthält.

Silberſchaum, eine Art unechter geſchlagener Silberblätter, welche die weiße Farbe des Silbers und einen ähnlichen Glanz haben, aber kein feines Silber ſind; ſ. unter Goldſchläger, Th. 19. — Auch die Schlacken, welche ſich auf das im Treiben begriffene Silber ſetzen und, ſo lange ſie noch flüſſig ſind, dem Schaume gleichen. Es kommt nur unter dieſer Benennung in der Deutſchen Bibel vor, dagegen wird dieſe Unreinigkeit, welche gemeiniglich aus Glätte beſteht, in den Schmelzhütten Silberſchlacken, und wenn ſie erkaltet iſt, Silberſtein genannt; ſ. dieſen Artikel.

Silberſcheere, beim Gold- und Silberarbeiter, eine Scheere, die ſtarke ſpitzige Schneiden und gekrümmte Griffe hat, womit dünnes Silberblech geſchnitten wird.

Silberſcheibe, Silber, in Geſtalt einer Scheibe.

Silberſcheuerung, Silber zu ſcheuern; ſ. oben, unter Silber.

Silberſchimmel, ein ſilberfarbenes Pferd, ein ſilberfarbener Schimmel, zum Unterſchiede von einem

Schwarzschimmel, Rothschimmel, Honigschimmel, Hechtschimmel ꝛc.; s. unter Pferd; Th. 110, und unter Schimmel.

Silberschlacken, diejenigen Schlacken, welche beim Treiben des Silbers oben abgezogen werden; s. Silberschaum und Silberstein.

Silberschlageloth, beim Metallarbeiter, ein Schlageloth, womit die beim Gebrauche im gemeinen Leben oft im Feuer gebrauchten Geschirre gelöthet werden, z. B. die Röhren an den Theekannen. Es wird aus 1 Loth feines Silber und $\frac{1}{2}$ Loth Messing zusammengeschmolzen; s. unter Schlagloth.

Silberschlagen, s. unter Goldschläger, Th. 19.

Silberschläger, s. daselbst.

Silberschlamm, s. oben, unter Silber.

Silberschlange, s. unter Schlange, Th. 145.

Silberschleimsalz, s. oben, unter Silber, schleimsaures Silber, S. 128.

Silberschmelzer, Leute, welche vom Silberschmelzen Profession machen oder das Silberschmelzen ausüben. Schon im Jahre 1383 gab es diese Profession in Nürnberg.

Silberschmidt, s. oben, unter Silberarbeiter.

Silberschnecke, eine Benennung des Riesenohrs.

Silberschnelloth, s. unter Löthen, Th. 80, S. 745.

Silberschnitt, an Büchern, bei dem Buchbinder, die versilberte Außenseite der Materie des Einbandes, also des Buches selbst, auf den dreien Seiten, oben, unten und vorne.

Silberschock, s. Silbergroschen.

Silberschreiber, an den Höfen ein Bedienter bei der Silberkammer, welcher die Verzeichnisse des Silbergeschirres in seiner Verwahrung hat, und über die dabei vorfallenden Ausgaben die Rechnung führt; s. oben, unter Silberkammer.

Silberschuppe, Phalaena Lediana, eine Art Nachtfalter.

Silberschwärze, im Bergbaue, ein schwarzer silberhaltiger Staub, welcher aus einem verwitterten weißgüldenen Erze entsteht und auch russiges Silbererz genannt wird.

Silber-Service, ein zusammengehöriges Tafelgeräth von Silber, als ein Ganzes betrachtet.

Silbersolution, eine Auflösung des Silbers in Scheidewasser. Auch in den Bergwerken erblickt man zuweilen eine weiße silberfarbene Solution, die von silberartigen Geschicken oder silberartigen Letten herkommt und auf Silbererze und Silberbrüche zeigt, besonders wenn die Gebirge zu Silbergeschicke geneigt sind.

Silberspieß, s. Silbermeissel.

Silberspinner, s. unter Draht, Th. 9, S. 473 u. f.

Silberspinnerey, s. daselbst.

Silberstein, eine Benennung der Glätte.

Silberstickerey, s. unter Sticker.

Silberstoff, ein Stoff oder künstlicher Zeug, dessen Grund aus Silberfäden besteht, worauf Blumen von Seide mit ihren natürlichen Farben gewirkt sind, zum Unterschiede von dem Goldstoffe; s. unter Stoff.

Silberstreif, Silberstrich, Papilio Paphia, ein Schmetterling, s. unter Tagfalter, in T. Auch eine Art Wels, Silurus Atherinoides, s. unter Wels, in W.

Silberstrich, s. den vorhergehenden Artikel. Silberstrich auf dem Probiersteine, s. oben, unter Silber.

Silberstück, eine Benennung einer Conchylie; die Achatdattel. — Auch ein Stück unverarbeitetes Silber. Man nennt auch den Silberstoff oft im gemeinen Leben Silberstück; man sagt daher, ein Kleid von Silberstück, statt von Silberstoff.

Silberstufe, ein Stück Silbererz, ingleichen eine jede Stufe, worauf oder worin eine beträchtliche Menge Silber befindlich ist.

Silbertalg, weißer Talg, s. unter Talg, in T.

Silbertalk, s. unter Talk, in T.

Silbertanne, Pinus abies alba, s. unter Kiefer, Kieferbaum, Nr. 4, Edeltanne.

Silberteig, s. oben, unter Silber, S. 165.

Silberthaler, eine Genuesische Münze, welche sonst den Namen Genuinen erhielt. Sie macht 7 Lire 12 Soldi, und nach Deutschem Gelde 2 Rthlr. 2 Gr.

Silbertinktur, Tinctura Lunae, eine Arzenei, welche aus aufgelösetem Silber besteht, jetzt aber nicht mehr gebräuchlich ist, also auch in den Apotheken nicht mehr vorkommt.

Silberton, in der dichterischen Schreibart, ein heller angenehmer, dem Klange des Silbers ähnlicher Ton.

Silbertreiben, im Hüttenwerke, wenn gediegene Silber in das Treiben getränkt werden, oder wenn arme Erze beim Treiben bereichert werden, welches auf folgende Weise geschieht. Das Treiben muß gut in der Glätte gehen, daß man vom Auswerfen nichts zu besorgen habe. Hat man nun viel Silber zuzusetzen, so muß das Treiben auch noch groß seyn; besteht das Silber in großen Stücken, so hält man solche auf einem Eisen in den Ofen, daß es gelinde wird, und läßt es dann in das Werk gehen; ist es aber in kleinen Stücken, so wird es in dünne Bleye gemacht und so zugesetzt. Das Wasser muß aber abgeschlagen werden, damit das Gebläse solcher Silber nicht vor dem Schmelzen in die Glätte treibe.

Silbertropf, Papilio Cupido, eine Schmetterlingsart, s. unter Tagfalter.

Silbertuch, eine Conchylie.

Silberultramarin. Man hängt Silberplatten über ein Gefäß mit starkem Essig, worin, nach der Quan-

tität des Essigs, ein Drittheil Salmiak zerlassen worden, und setzt es auf einen warmen Ofen. Ehe dieses aber geschieht, läßt man die Silberplatten vier oder fünf Stunden lang mit Queckſilber beräuchern, oder so lange, bis etwas Queckſilber daran hängen bleibt; dann hängt man das Silber über den Essig, 14 oder 15 Tage lang. Man kann den Ultramarin wieder von der Silberglätte abschaben und sie dann wieder beräuchern.

Silberverwandtschaft, s. oben, unter Silber.

Silbervitriol, s. daselbst.

Silberwagen, in den Sächsischen Erzgebirgen, ein Wagen, welcher alle vierzehn Tage von Freiberg nach Dresden geht, das Brandsilber in die Münze liefert und das daraus geprägte Gold wieder zurückfährt.

Silberwasser, F. Eau fort, Scheidewasser oder Salpetersäure; s. Salpetersäure, Th. 132.

Silberweinsteinsalz, s. oben, unter Silber, weinsteinsaures Silber, S. 128.

Silberweide, kleine, s. kriechende Matterweide, unter Weide.

Silberweiß, beim Seidenfärber, eine von den weißen Schattirungen, welche die Seide nach der Kochung, wenn es verlangt wird, erhält. Sie unterscheidet sich von dem Indianischen, Chinesischen und Zwirn- oder Milchweißen dadurch, daß die Seide einen stärkeren blauen Strich erhält, als die gedachten haben. In dieser Absicht muß der Färber in das Seifenbad dieser Schattirung nach seiner geprüften Erfahrung schon etwas mehr blaue Indigobrühe gießen, als zu jenen Schattirungen; er muß aber auch nicht zuviel dazu thun, damit sich das Silberweiße nicht in das Bläulichweiße, als die fünfte und stärkste weiße Schattirung verwandle. Um Silberweiß auf Seide zu bringen oder solche damit zu färben, nehme man zu 6 Pfd. Seide 8 Loth

Alaun, 3 Loth Galläpfel, 2 Loth Salpeter und etwas Lauge, und lasse darin das Zeug eine Stunde absieden, nach dem Absud in reinem Wasser ausspülen, anderes Wasser in den Kessel gießen, und dann eine Brühe von 2 Loth Braunholz, 2 Loth Kupferwasser und 1 Loth Indigo machen. Der Indigo muß sehr fein zerrieben werden. Man thue nun Alles untereinander in einen Topf, lasse es mit Potasche sieden, und thue hierauf von dieser Brühe auf drei- oder viermal in den Kessel und färbe damit. So oft man etwas von der Flotte in den Kessel gießt, so oft färbt es etwas das Zeug, bis daß es vollkommen wird; denn wenn man es mit einmal hineinthun wollte, so würde die Seide fleckigt werden; allein je mehr und je öfterer man hineingießt, je mehr und besser färbt es. Man kann auch 4 Loth Galläpfel, 12 Loth Weinstein und 12 Loth Alaun nehmen und die Seide darin absieden; dann mit 6 Loth Braunholz, 2 Loth Strohasche, und 4 Loth Salpeter auf eben die erwähnte Art nach und nach färben oder abmeistern; dann abgekühlt und gehörig gespült. Dieses ist eine beständige Farbe.

Silberwels, s. unter Wels.

Silberwolke, Phalaena gemella, ein Nachtfalter.

Silberwolle, Mutilla bicolor, eine Art Bienen-Ameisen; s. diese, im Supplement.

Silberzahn, Silberzain, beim Goldarbeiter, ein in einen Einguß gegossene schmale Stange Silber, die hernach, wenn sie herausgenommen, durch das Schmieden und Glühen zu allerlei Arbeiten benutzt wird.

Sild, im Dänischen, eine Benennung des Härings.

Silen, der Erzieher und Gefährte des Bacchus. Er reitet gewöhnlich im Gefolge des genannten Gottes auf einem Esel mit schwerem Haupte, von Satyren und Faunen gestützt. In den Dichtungen der Alten wird Silen als ein hohes Wesen dargestellt; es wird

ihm eine hohe Kenntniß göttlicher Dinge zugeschrieben und selbst seine Trunkenheit wurde sinnbildlich auf den hohen Taumel, worin sein Nachdenken über die erhabensten Dinge ihn versetzte, gedeutet. In Elis in Griechenland hatte derselbe einen eigenen Tempel, wo ihm eine göttliche Ehre erzeigt wurde.

Silene, s. den folgenden Artikel.

Silene, Leimkraut, Silene Linn., eine Pflanzengattung, welche jetzt unter diesem von Linnē ihr gegebenen Namen in botanischen Werken und Garten-Schriften aufgeführt wird; Krünitz hat sie unter Leimkraut, Th. 75, mit ihren vorzüglichsten Arten abgehandelt. Zu jener Zeit belief sich die Anzahl der Arten dieser Pflanzengattung schon auf 56, und in Dietrichs Lexicon der Gärtnerey und Botanik, 9r Bd. Berlin, 1809, S. 202 u. f., werden 81 Arten beschrieben, also hat sich die Anzahl in ungefähr fünfzehn Jahren schon um 25 vermehrt, und so ist diese Zahl bis auf die neueste Zeit bei den rastlosen Forschungen in den Naturwissenschaften immer noch gestiegen. In dem Linnēischen Systeme sind die Arten unter folgenden Ordnungen aufgeführt:

a) Mit einzelnen, seitenständigen Blumen (Floribus solitariis lateralibus). — b) Mit seitenständigen, dichtstehenden Blumen (Floribus lateralibus confertis). — c) Mit Blumen, die in Theilungswinkeln des Stengels entspringen (Floribus ex dichotomia caulis). — d) Mit Blumen, welche am Ende des Stengels und der Zweige entspringen (Floribus terminalibus). — Die vorzüglichsten Arten hat Krünitz, wie schon oben angeführt worden, unter Leimkraut beschrieben, und da einige Arten schöne Blumen liefern, so eigen sie sich auch zur Verschönerung der Gärten. Was nun die Kultur dieser Gattung betrifft, so lassen sich alle Arten dieser Pflanzengattung sehr leicht aus Samen ziehen, der auch in

unsern Gärten, wenn man die Pflanzen zweckmäßig behandelt, vollkommen reif wird. Den Samen von den einjährigen, in Südeuropa einheimischen, Silenen säet man an der Stelle, wo die Pflanzen bis zur Blüthe und Samenreife stehen bleiben sollen, ins freie Land, wo sich dann manche durch Samen-Ausfall selbst fortpflanzen, und verlangen in diesem Falle wenig Wartung. Die perennirenden Arten, welche auf Alpen und Gebirgen ihre natürlichen Standörter haben, kann man leicht an unsere Gartenerde gewöhnen, besonders wenn man den Samen in Töpfe, die mit leichter Erde gefüllt sind, aussäet, und hernach die Pflanzen mit den Erdballen an einem etwas schattigen Ort in lockern Boden setzt. Ueberhaupt pflanzt man alle Silenen-Arten am besten im leichten, lockern Boden und an einem beschützten Standorte fort; diejenigen Arten, welche in wärmeren Gegenden, als unser Deutsches Vaterland hat, wildwachsend angetroffen werden, wie z. B. auf dem Kap ꝛc. in Afrika, müssen in frostfreien Behältern überwintert werden.

Silentarii, bei den alten Römern, unter den Kaisern, Leute am Hofe, welche die Aufsicht haben mußten, daß Alles stille zuging und kein Lärm erregt ward, wodurch der Kaiser gestört werden konnte. Es waren deren dreißig, die wieder in die Decurien eingetheilt waren, deren jede unter ihrem Decurione stand. Es waren Leute von nicht geringem Herkommen und wurden daher auch Clarissimi und Spectabiles genannt. Man brauchte sie auch, ausser ihrem gewöhnlichen Posten, zu Gesandschaften und andern dergleichen Verrichtungen. Der Kaiser Anastasius selbst wurde aus ihrer Mitte gewählt.

Silesias, eine Gattung Schlesischer Leinwand; s. unter Leinwand.

Silesie, Façon de Silesie, ein Französischer wollener Zeug, der bloß von der Grain d'orge unterschieden

ist, weil er sowohl dem Aufzuge, als auch dem Eintrage nach, von verschiedenen Farben gemacht wird, und weil die mehr veränderten und oft mehr verwirrten Risse eine andere Ordnung in dem Durchgange der Fäden, in der Zahl der Schemel, und in der Zahl der Schäfte erfordern, welches man mit einem Worte ambrevage und lumellage nennt. Der Silesie ist derjenige gekreuzte Zeug, zu dem die allgemeinsten Materien genommen werden und der deswegen am wohlfeilsten zu stehen kommt. — Die Silesie oder das brennende Herz hat folgende Rüstung des Stuhls 16 Schemel und 10 Schäfte. Die Fäden gehen wie bei der Silesie mit gebrochenem Stabe. Man tritt 1, 2, 3, 4, ꝛc. bis auf 16. Man kommt durch 15, 14 ꝛc. bis zum ersten wieder. Die Schäfte heben 1, 2, 5, 6, 8, 9: 1, 2, 4, 7, 10: 1, 2, 3, 6, 9, 10: 1, 2, 5, 8, 9, 10: 4, 7, 8, 9: 3, 6, 7, 8, 9: 2, 5, 6, 7, 8: 1, 4, 5, 6, 7: 2, 3, 5, 6, 9, 10: 1, 4, 7, 9, 10: 1, 2, 5, 8, 9 10: 1, 2, 3, 6, 9, 10: 2, 3, 4, 7: 2, 3, 4, 5, 8: 3, 4, 5, 6, 9: 4, 5, 6, 7, 10 in die Höhe. Drei Fäden gehen durch jeden Zahn des Kammes. — Die Silesie mit gebrochenem Stabe hat folgende Rüstung des Stuhls. Man hat 10 Schemel und 10 Schäfte. Die Fäden gehen in denselben wie bei dem gestreiften Zickzack. Man tritt auf eben die Art, wie bei der Silesie in A V, und man kann die sogenannten Rebhühneraugen mit der nämlichen Veränderung machen. Der Riß ist hier viel größer, und es bildet sich ein kleiner Knoten, der sich bei dem Silesie in A V nicht findet. Die Schäfte heben 4, 5, 6, 10: 3, 4, 5, 9: 2, 3, 4, 8: 1, 2, 9, 7: 1, 2, 6, 10: 1, 5, 9, 10: 4, 8, 9, 10: 3, 7, 8, 9: 2, 6, 7, 8: 1, 5, 6, 7 in die Höhe. Vier Faden gehen durch jeden Zahn des Kammes. — Die Silesie in A V oder Zickzack, hat folgende Stuhlrüstung. 8 Schemel und 8 Schäfte. Die Fäden

gehen in denselben, wie bei dem gestreiften Zickzack. Man tritt nur mit einem Fuße 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, und fängt dann mit 1 wieder an. Die Schäfte heben 3, 4, 5, 8: 2, 3, 4, 7: 1, 2, 3, 6: 1, 2, 5, 8: 1, 4, 7, 8: 3, 6, 7, 8: 2, 5, 6, 7: 1, 4, 5, 6: in die Höhe. Vier Fäden gehen durch jeden Zahn des Kammes. Will man die sogenannten Rebhühneraugen, Yeux de perdrix, machen, so darf man nur von dem achten auf den siebenten, dann von dem sechsten, fünften Schemel ꝛc. gehen.

Silge, Selinum L., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Digynia) des Linnēischen Pflanzensystems gehört, aber keine Anwendung, so wohl in der Oekonomie, als auch in der Technologie findet. Die Pflanze hat fünf Staubfäden und zwei Staubwege, eingekerbte Blätter, und in der äußern Gestalt viele Aehnlichkeit mit der Petersilie. Linnē führt in seiner Species Plantarum davon vier Arten an, als die Wald-, Sumpf-, kümmelblättrige und Laserkrautförmige Silge, Selinum sylvestre, palustre, carnifolia und Monnieri, die sowohl in Deutschland, als auch in Frankreich zu Hause gehören. Da sie, wie schon oben angeführt worden, keinen besondern Nutzen gewähren, man sie auch nicht in den Gärten zieht, so muß die nähere Beschreibung derselben hier übergangen werden.

Silges, ein weißer Wein aus Catalonien, der zwischen Tarragona und Barcellona wächst.

Silhouette, s. Schattenriß, Th. 140.

Silicernium, war bei den Römern die Mahlzeit, welche bei der Leichenbestattung eines Verstorbenen den Manen der Todten auf das Grab gesetzt ward. Indem man in dem Wahne stand, daß die Seelen nach dem Hintritte ihrer Leiber auch noch Speise und Trank zu sich nehmen. Es wurde nicht nur als ein

Verbrechen betrachtet, wenn Jemand von dergleichen Speisen und Getränke, welche als Opfer gebracht wurden, etwas genoß, sondern man glaubte auch, daß ein solcher sich sehr dadurch verunreinige. Eine andere Art Mahlzeit war diejenige, welche gute Freunde bei dem Grabe des Verstorbenen hielten; ja dergleichen Gelage arteten manchmal in eine wahre Fresserei aus.

Silicula, Schötchen, ein trockner Samenbehälter, der aus zwei Klappen (valvulae) besteht. Diese Klappen bilden auswendig, da, wo sie miteinander in Verbindung stehen, zwei Nähte; inwendig sind sie mit einer häutigen Scheidewand (dissepimentum) versehen, die sich von einer dieser Nähte bis zur andern erstreckt, und gleichsam den Samenbehälter in zwei Fächer abtheilt. An dieser Scheidewand sind die Samen befestiget, z. B. Lunaria, Thlaspi, Lepidium, Draba, Biscutella etc.

Siliculosa, die erste Ordnung der 15ten Klasse im Linnēischen Pflanzensysteme. Die Schötchen sind meistentheils rundlich, flach, und mit einem oft bleibenden Griffel gekrönt.

Siliqua, Schale, ein Samenbehälter, welcher gleichfalls aus zwei Klappen besteht, die äusserlich zwei Nähte bilden und inwendig mit einer Scheidewand versehen sind, an welcher sich die Samen befinden. Die Gestalt der Schale ist länglich, oft sehr lang, wie z. B. Brassica, Cleome, Erysimum, Chelidonium etc.

Bei den Römern war Siliqua ein Gewicht, welches den 18ten Theil einer Drachme und den 3ten Theil eines Obols ausmachte, also 4 Gran war. Es war aber auch eine Münze, welche nach unserm Gelde ungefähr 2 Pfennige betrug.

Siliqua dulcis, s. Johannisbrod.

Siliquaticum, bei den Römern ein Zoll, der von jeder Waare gegeben werden mußte. Ein Käufer

und Verkäufer mußte von einem Aureo einen halben Siliquam oder 1 Pfennig unseres Geldes abtragen. Theodosius und Valentinian führten ihn ein, da das Aerarium ganz erschöpft war. Die Einnehmer dieses Zolles hießen Siliquarii.

Siliquosa, die 2te Ordnung der 15ten Klasse des Linnēischen Pflanzensystems. Die Fruchtknoten bilden lange Schoten, die eine festsitzende Narbe tragen.

Sill, eine Art Strömlinge.

Sillbleket, die Benennung einer besonderen Art Nebel.

Sille, beim Vogelsteller, ein ins Dreieck zusammengeschlungenes starkes Bändchen oder ein feiner Riemen von einer Nestel, daran ein kleiner Ring von Eisen- oder Messingdraht mit eingeschlungen ist, und woran ein Vogel auf dem Herde angefillet wird. — Im Friesischen heißt so eine jede Wasserleitung, eine Abwässerung, einen Graben, um das Wasser los zu werden. — Im Bergwerke benennt man die Siele mit diesem Namen.

Sillery, ein Champagner-Wein von der ersten Klasse, s. unter Champagner.

Silli, eine Art Gedichte, Satyren, worin Jemand auf eine beissende Art mitgenommen wird. Sie sollen ihren Ursprung von dem Gezänk des Thersitus mit dem Ulysses beim Homer haben. Timon und Xenophanes haben sich in diesen Gedichten ausgezeichnet.

Sillinger, ein Name der Sardellen und auch des Goldfisches.

Sillon, in der Kriegsbaukunst, eine Brustwehr, unten an dem Graben einer Festung, woraus man denselben bestreichen kann.

Silouette oder Silhouette, ein ausländischer Zeug, dessen Kette Baumwollenes Garn, der Eintrag aber Leinen ist. Man webt ihn Taffentartig. Er hält einen halben Stab, auch wohl $\frac{5}{8}$ in der Breite. Man ver-

fertigt ihn vorzüglich zu Dornik in Flandern und zu Rouen in der Normandie.

Silphie, Silphium. Linn., eine Pflanzengattung, welche in die 4te Ordnung der 19ten Klasse (Syngenesia Polygamia Necessaria) des Linnēischen Pflanzensystems gehört und folgenden Gattungskarakter hat: Der Fruchtboden ist mit Spreublättchen besetzt, die Samenkörner geändert-zweihörnig, der gemeinschaftliche Kelch sparrig.

1) Verwachsene Sylphie, Sylphium connatum Linn. Engl. Round-stalked Silphium. Diese perennirende Pflanze wird in Nord-Amerika wildwachsend angetroffen und kommt daher auch in unserem Boden gut fort. Die Wurzel treibt aufrechte, einfache, rauhe, 3—5 Fuß hohe Stengel, die zuweilen an der Basis undeutlich viereckig und ungefähr 1 Zoll im Durchmesser dick sind. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind ungestielt, eyrund-länglich, sägezähnig, schief, am Grunde verwachsen und den Stengel umfassend. Die Wurzelblätter sind gestielt, eyförmig und gezähnt. Die Blumen sind gelb, am Ende des Stengels rispenartig vertheilt, die Blumenstiele sind zweitheilig und einblümig. Die Kelchschuppen sind eyförmig, glatt, an der Spitze flach und zurückgeschlagen. Die Blüthezeit ist vom July bis October.

2) Schlitzblätterige Silphie, Silphium laciniatum, foliis alternis pinnato sinuatis Linn. Spec. plant. Tom. 2, p. 1301. Engl. Jagged-leav'd Silphium. Diese in Nord-Amerika, vorzüglich am Missisippi, wild wachsende Pflanze, welche vom July bis September blüht, perennirt auch in unseren Gärten. Sie hat einen aufrechten, einfachen, runden, ungefähr 1 Zoll im Durchmesser dicken, unten glatten, oben warzigen, mit weißen abstehenden Borsten besetzten 6—9 Fuß und darüber hohen Stengel, und wechselsweise stehende Blätter, die ungefähr

2 Fuß lang und 1 Fuß breit, scharf, fadenförmig eingeschnitten, die Einschnitte fast herzförmig, langgespitzt, die an beiden Seiten mit 4—5 abstehenden, schmalen, gezähnten Läppchen versehen sind. Die Blumen sind gelb und gestielt. Der Kelch besteht aus zehn ziemlich großen, an der Spitze pfriemenförmig stehenden Schuppen, der Strahl soll meistentheils dreißig zungenförmige Blümchen, die so lang, als die Kelchschuppen sind, und ovale, geränderte, an der ausgeschnittenen Spitze mit zwei kleinen Grannen versehene Samen hinterlassen. Die Fruchtknoten der unfruchtbaren Zwitterblümchen sind auf der Scheibe säulenförmig und viereckig.

3) Durchwachsene Silphie, hohe Silphie mit viereckigem Stengel, Silphium perfoliatum, foliis oppositis deltoidibus petiolatis perfoliatis. Linn. Spec. plant., Tom. II., p. 1301. Engl. Square stalked Silphium. Der Stengel dieser Pflanze ist aufrecht, 6—8 Fuß hoch, durchaus viereckig, eben, ungefähr 1 Zoll im Durchmesser dick, die an der Wurzel und an dem untern Theile des Stengels stehenden Blätter sind eyförmig, ziemlich groß, ungleich gezähnt, gestielt, die obern am Blattstiele herablaufend, an der Basis verwachsen, deltaförmig, die obersten ungestielt, am Grunde zusammengewachsen, den Stengel scheidenartig umfassend. Die Blumenstiele entspringen am Ende des Stengels in den oberen Blattwinkeln, und jeder trägt eine gelbe Strahlenblume mit glatten Kelchschuppen. Diese in unsern Gärten ziemlich gemeine, in Nord-Amerika einheimisch gewordene Pflanze, blüht vom July bis September, und wird wegen der hohen Stengel und gelben Blumen zur Verschönerung der Naturgärten benutzt.

4) Sternblumenartige Silphie, Silphium Astericus, foliis indivisis sessilibus oppositis

inferioribus alternis. Linn. Spec. plant. Tom. II., p. 1302. Engl. Hairy-stalked Silphium. Der Stengel dieser Pflanze ist aufrecht, 2—3 Fuß hoch, cylindrisch und mit kurzen, steifen Haaren besetzt. Die untern Blätter stehen wechselsweise, die obern einander gegenüber stehenden sind ungestielt, länglich-lanzettförmig, ungetheilt, wie die Blumenstiele mit Borstenhaaren bekleidet. Die Blättchen des gemeinschaftlichen Kelches sind gefranzt, die zungenförmigen Strahlenblümchen gelb, die Scheidenblümchen purpurroth, wohlriechend. Diese Art, welche in Virginien wildwachsend angetroffen wird, perennirt in unsern Gärten im Freien und blüht vom July bis September.

5) Rothstenglige Silphie, Silphium atropurpureum, Retz in Hoffm. phys. Blättern; Engl. Red-stalked Silphium. Die Wurzel dieser in Nord-Amerika wildwachsenden Pflanze ist perennirend, der Stengel ungefähr 4 Fuß hoch, cylindrisch, glatt und schwarzpurpurroth. Die untersten Blätter stehen wechselsweise zu drei, die mittleren zu vier beisammen um den Stengel, die ganz obersten zerstreut; sie sind lanzettförmig, scharf gezähnelt, am Stiele gefranzt, und auf der Unterfläche mit dunkelrothen Rippen versehen. Die Blumen sind kurz gestielt und in zweitheilige Rippen geordnet.

6) Dreiblättrige Silphie, Silphium trifoliatum, foliis ternis. Roy lugdb. p. 181. Chrysantemum virginianum. Moris. hist. 3. sect. 6. t. 3. f. 68. Engl. Three leav'd Silphium. Der Stengel dieser Pflanze ist aufrecht, sechseckig, glatt, 4—6 Fuß und darüber hoch. Die Blätter stehen zu dreien quirlförmig um den Stengel, die untern auf Stielen, welche am Grunde den Stengel umfassen, die obern sitzen fest. Die untersten und obersten Blätter sind lanzettförmig, die mittleren ey-lanzettförmig, alle gezähnt-gesägt und scharf.

Die Blumen bilden dreitheilige Rispen. Man findet diese Art in Virginien und Karolina an Bergen; sie blüht von July bis October und perennirt in unsern Gärten im Freien.

Ausser den hier angeführten Silphien-Arten, giebt es noch mehrere, die aber hier übergangen werden müssen; sie sind sämmtlich in Nord-Amerika zu Hause, und da die meisten sehr zierliche und große Strahlenblumen, die sich vom July bis zum Herbste entwickeln, besitzen, so werden diese in unseren Gärten zur Zierde der Rabatten gezogen, in welcher sie fast in jedem Erdreiche gedeihen, am besten in gut bearbeitetem Mittelboden. Sie lassen sich leicht durch Samen und durch Zertheilung der ältern Pflanzen vermehren.

Dietrich's Lexicon der Gärtnerey und Botanik, 9r Bd., S. 239 u. f.

Silurus, s. unter Wels.

Silveret, ein Französischer Zeug, der hier und da in Frankreich, besonders zu Brive la Gaillarde gewebt wird. Er ist geköpert, die Kette von Seide, der Einschlag aber von Wolle, oben Baumwolle. Man gebrauchte ihn ehemals zu Mannskleidern. Er hält 21 Franz. Zoll in der Breite.

Silvester-Indigo, in Nord-Amerika, die schlechteste Sorte Indigo von Karolina; s. unter Indigo, Th. 29, S. 552, 569.

Sima, nach dem Vitruv, in der Baukunst das wesentliche Glied des Karnisses, welches von Goldmann der Rinnleisten benannt wird; jetzt aber von den Architekten den Namen Karniß führt, s. Karniß, Th. 34, S. 751. Wenn dieses Glied zuweilen in dem Fuß, und Schaftgesimse und daher verkehrt gebraucht wird, so heißt es, nach Goldmann die Sturzrinne.

Simatrona, s. unter Vanille, in V.

Simaruba, s. den folgeden Artikel.

Simaruba, Simarube, Simarubabaum, Simarube-Quaſſie, Quassia Simaruba; Bursera gummifera; ſ. unter Quaſſie, Th. 119, S. 342 u. f.

Simarubabaum, ſ. den vorhergehenden Art.

Simarubaholz, ſ. Th. 119, unter Quaſſie.

Simaruba-Quaſſie, ſ. oben, Simaruba.

Simaruba-Rinde, ſ. unter Quaſſie, Th. 119, S. 343.

Similargent, ein zuſammengeſetztes Metall, welches wie Silber ausſieht, daher es auch den Franzöſiſchen Namen erhalten hat. Man verfertiget davon allerhand Geſchirre. Boſſand in Paris hat eine Vermiſchung erfunden, welche eine gute Politur annimmt und nicht ſpröde, ſondern biegſam iſt, und von welchem Metalle man Meſſer, Gabeln, Löffel und Leuchter hat. Dergleichen Zuſammenſetzungen beſtehen aus Kupfer, Zink und Silber, oder aus Glockenmetall mit Wismuth oder Silber verſetzt, oder auch mit $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{6}$ Arſenik verſetztes Glockenmetall ꝛc.; ſ. oben, unter Silber.

Similor, Semid'or, ſ. dieſen Artikel, Th. 153, S. 174.

Simmer, Simri, ein nur im ſüdlichen Deutſchland übliches Maaß trockner Dinge, beſonders des Getreides, welches aber nicht überall gleich iſt. In der Pfalz und in Franken hält ein Simmer 2 Metzen, 4 Sechter oder 16 Geſcheid, 4 Simmer machen daſelbſt ein Malter oder Achtel. Im Wirtembergiſchen hält 1 Simmer oder Simri 4 Vierlinge oder Unzen, und acht Simmer machen daſelbſt einen Scheffel. Es ſcheint urſprünglich ein Gefäß, einen hohlen Raum zu bezeichnen, und mit Zimmer eines Geſchlechts zu ſeyn; ſ. auch 4. Saum, welches auch als ein Maaß flüſſiger Dinge gebraucht wird. In den Süd-Deut-

schen Provinzen kommt es in allen drei Geschlechtern vor. Das ungewisse soll aber das gangbarste seyn.

Simonie, in dem kirchlichen Rechte, ein Verbrechen, indem man geistliche Aemter durch Gaben oder Geschenke an sich zu bringen sucht. Diese Benennung soll von Simone dem Zauberer, Apost 8, entlehnt seyn, der die Gaben des heiligen Geistes mit Geld erkaufen wollte.

Simeonskraut, s. Alcea, Th. 1, S. 486.

Simpel, aus dem Französischen Simple oder dem Lateinischen Simplex, ein Wort, welches nur im gewöhnlichen oder gemeinen Leben üblich ist, und sowohl einfach, ungekünstelt, als auch einfältig bedeutet. Ein simples Kleid, ohne Tressen und andere Verzierungen. Ein simpler Mensch, ein einfältiger, welcher nur mit geringen Geistesgaben ausgestattet worden.

Simplicien, Simplicia, Fr. Simples, in den Apotheken, oder in der Pharmacie einfache Mittel, die noch nicht mit andern ähnlichen zum Gebrauche vermischt worden, sondern noch in ihrer Natürlichkeit ohne weitere Zubereitung bestehen.

Simplum, ehemals in dem Nieder-Rheinischen Kreise, eine einfache Lieferung der Landesfürstlichen Steuern.

Simri, s. Simmer.

Sims, s. Gesims, Th. 17, S. 559 u. f. Man versteht überhaupt unter Sims, einen sich in die Länge erstreckenden und zugleich hervorragenden Theil eines Dinges, wofür jedoch Gesims üblicher ist. So wird in den gemeinen Bürger- und Bauerstuben ein Brett, welches in der Höhe um die Stube herumgeht, etwas darauf zu legen, das Sims oder Gesims genannt. In engerer oder gewöhnlicherer Bedeutung ist der Sims, noch mehr aber das Gesims ein zierlicher hervorstehender Rand, welcher den obern Theil der Säulenordnung ausmacht; s. Gesims.

Simshobel, beim Zimmermann, s. Orthobel, Th. 24, S. 37.

Simskachel, beim Töpfer, Kacheln, die zu den Gesimsen der Stubenöfen gebraucht werden; sie haben eine runde, auch nur halbgebogene Gestalt und sind mit Stäbchen und Platten nach den Regeln der Baukunst versehen. Das Blatt dieser Kacheln muß aus zwei Theilen zusammengesetzt werden. Jeder Theil wird in der dazu bestimmten Form gebildet; jeder wird in der Zusammenfügung an einem Triangel der Ecklade schräg abgeschnitten und dann werden beide Theile mit Thon zusammengesetzt. Der Rumpf erhält die Bildung wie bei den andern Kacheln, und wird eben so angesetzt; s. unter Ofen, Th. 104.

Simson, der Name eines Käfers.

Simsstein, Simssteine, Gesimsstein, zierlich geformte oder gehauene Steine, Simse damit zusammenzusetzen.

Sina, Sinaseide, eine Gattung Sinesischer Seide, die vorzüglich zur Gage gebraucht wird. Sie ist weiß und von sehr feiner Natur. Diese Seide wird von den Holländischen und Englischen Handelsgesellschaften in Menge zum Verkauf gebracht. Sie besteht aus verschiedenen Sorten, z. B. sogenannter Nanquinseide, Tannyseide und Extrasorte; die Letztere heißt bei den Franzosen Avantagée und gilt 30 bis 40 Sols das Pfund mehr, als die gemeine.

Sinam, s. Sinau.

Sinaopel, s. Zinnopel.

Sinaapfel, s. Apfelsine.

Sinaseide, s. unter Sina.

Sinau, s. Sinnau.

Sinauvogel, der Alchemist, Phalaena Alchemillata, ein Nachtfalter.

Sinchirin, eine Art kleiner Wurfspieße, deren sich die Jaloffen in Nigritien bedienen, und welche sie mit

einem Stricke, der in der Mitte fest gebunden ist, darein sie die Finger stecken, überaus gerade und mit großer Geschwindigkeit zu werfen pflegen.

Sinesisch, Alles, was uns aus China oder Sina zugeführt und nicht zugeführt, sondern nur nachgeahmt wird, und das diesem Lande eigenthümlich, entweder als Produkt der Natur oder der Kunst, angehört, als: Chinesischer Kampherbaum, Chinesisches Bier, Chinesischer Firniß oder Lack, Chinesisches Papier, Chinesische Pomeranze, Chinesisches Porzellan, Chinesischer Thee, Chinesische Tinte ꝛc. ꝛc.; s. Th. 8, S. 68 u. f.

Sinesischer Kangam, ein grober dünngewebter Zeug von Baumwolle, den die Sinesen in verschiedenen Gegenden von Ostindien absetzen. Er ist 19 Englische Zoll breit und 6 Yards lang, und wird an einigen Orten in walzenförmig gerollten Bündeln, die versiegelt sind, und 24 Stück enthalten, zu Markte gebracht, welche man in der Landessprache Gandange heißt.

Sinesischer Thon, Argilla Chinensis, Fr. Terre rouge de Montmartre. Diese Thonart findet man um Montmartre bei Paris und in Sina oder China auf Hügeln. Sie ist nur mager, dabei eisenschüssig, und hat einen Fuchs- oder hochrothen Grund, viele blasse, gelbliche Flecken, und ist strengflüssiger, als anderer eisenhaltiger Thon. Im Feuer verwandelt er sich in eine schwarze oder stahlgraue Masse. Man kann Ziegel daraus brennen, und in China säet man Reis und andere Produkte darein.

Singebar, Bei- und Nebenwort, was gesungen werden kann, oder was sich leicht mit Anmuth singen läßt; daher ein singbares Stück, eine singebare Arie.

Singebaß, in der Musik, der Baß, in so fern er gesungen wird, und die Noten, nach welchen derselbe gesungen wird. Die singenden Bässe sind in viel-

stimmigen Sachen überaus schwer; denn weil der Baß, um die Fehler gegen die Harmonie zu vermeiden, meistentheils steigen muß, wenn die obern Stimmen fallen, und so auch umgekehrt, so kann man sehr leicht gegen den Ausdruck anstoßen. Von zwei Menschen, die einerlei Empfindung ausdrücken, muß der eine die Stimme erheben, wenn der andere sie sinken läßt. Daher ist ein guter Gesangsbaß oder singender Baß immer für ein Meisterstück zu halten; s. auch unter Sänger, Sänger (Baß-), Th. 136, S. 377.

Singechor, ein Chor singender Personen, ein Chor Sänger, s. unter Sänger, Th. 136, S. 368 u. f. Hier noch Einiges über die Singechöre zur Ergänzung jenes Artikels, von dem Herrn Musikdirektor Dr. Forkel in Göttingen, aus seiner Abhandlung: Etwas über die Singechöre an den Lateinischen Schulen Deutscher Städte.

Der Herr Verfasser beklagt sich am Eingange seiner Abhandlung über die Theilnahmlosigkeit der Deutschen an diesen so wohlthätigen Singe-Instituten. Man hat derselben jetzt weniger, als in vorigen Zeiten, weil viele dieser Chöre, selbst in großen und reichen Städten aus Mangel an hinlänglicher Unterhaltung wieder eingegangen sind. Der Verfall, worin man sie in einigen Orten hat gerathen lassen, hat ebenfalls das seinige zu ihrer Verminderung beigetragen. Die Absicht ihrer Errichtung war vortrefflich und der Nutzen derselben mehrere Jahrhunderte hindurch, sowohl für die Kirchenmusik, als auch für die wissenschaftliche Bildung und das Fortkommen junger Leute, die nicht reich genug waren, auf eigene Kosten sich den nöthigen Schulunterricht zu verschaffen, unverkennbar. Durch Hülfe dieser Singechöre sind von den Zeiten der Reformation an Männer in großer Anzahl gebildet worden, die dem Staate und der Kirche auf mancherlei Weise Ehre gemacht haben, und die sich ohne eine so wohlthätige Einrichtung wohl

nie aus ihrer Armuth zu Kenntnissen, Ehren und Würden empor gehoben haben würden. Selbst Luther benutzte in seiner Jugend eine solche Anstalt zu Eisenach, deren wohlthätigen Einfluß er in der Folge seines Lebens nie vergaß. In seinen Schriften sagt er irgend wo: „Verachte mir einen solchen Gesellen nicht, ich bin auch ein solcher gewesen. Das sind die rechten, die in geflickten Mänteln und Schuhen gehen, und das liebe Brod vor den Thüren sammeln, das werden oft die besten, gelehrtesten und vornehmsten Leute. O, verzagt nicht ihr guten Gesellen, die ihr jetzt in die Currende geht, andern famulirt, und mit im Chor seid: manchem unter euch ist ein Glück bescheert, dahin ihr jetzt nicht gedenkt; allein seid fromm und fleißig.“ Da es in den protestantischen Ländern wenig Städte giebt, deren Kirchen reich genug sind, um sich ihre Sänger auf eigene Kosten zu halten, so war die Errichtung solcher Singechöre in der Art und Weise, wie sie an den meisten Orten noch bestehen oder bestanden haben, das wohlfeilste Mittel, Kirchensänger zu erhalten. Einige Stiftungen ausgenommen, die sich noch an wenigen Orten für sie finden, haben sie im Staate im Ganzen nichts zu genießen. Sie unterhalten sich von der Wohlthätigkeit einzelner Bürger, die entweder an ihrem Singen auf der Straße ein Vergnügen finden, oder ihre Dienste beachten, welche sie der Kirche durch ihren Gesang leisten, wenn nicht auch die menschenfreundliche Gesinnung hinzu kömmt, junge Leute durch diese Beisteuer in den Wissenschaften fort zu helfen; doch dieses Letztere findet wohl weniger eine Betrachtung. In den früheren Zeiten waren die Arten, wie sich diese Chöre unterhalten, mannigfaltiger, als in den jetzigen. Der Eifer für Kirchen und Schulwesen, so wie überhaupt für Wohlthätigkeit und für Beförderung alles dessen, was man für gut und der Beförderung werth hielt, war so groß, daß wohlhabende Bürger ansehnlicher Städte nicht nur keine Bedenklichkeiten hatten, solchen Chorschülern wöchentliche Freitische in ihren Häusern zu geben, sondern sich sogar beeiferten, in dieser Art von Wohlthätigkeit einander zuvor zu thun. Selbst Privatpersonen, deren häusliche Einrichtung nicht verstattete, die Schüler selbst an ihren Tisch zu nehmen, entzogen sich darum der Ausübung

einer so nützlichen Wohlthätigkeit nicht, sondern gaben den Schülern wöchentlich ein bestimmtes Tischgeld, um sich dafür anderwärts zu beköstigen. Die Kasse des sogenannten Chorgeldes, welches für das Singen vor den Häusern der Bürger bezahlt und vierteljährig unter die Schülern vertheilt wurde, verminderte sich nicht dadurch, denn jeder Bürger, der einen Tisch gab, ließ auch singen, und bezahlte dafür besonders. Diese Wohlthätigkeit von der einen und diese Art und Weise des Fortkommens von der andern Seite, ist nicht bloß für die wissenschaftliche Bildung, sondern auch für die Humanität von außerordentlichem Nutzen; denn der Bürger sieht einen solchen Schüler als seinen Hausgenossen an; nimmt fast väterlichen Antheil an allem, was ihm in seinem künftigen Leben hindurch Gutes oder Böses wiederfährt, freut sich inniglich, wenn er zu Amt, Brod und Ehren kommt, und darf sich den erhebenden Gedanken denken, er habe zum Glück dieses Menschen auch seinen Theil beigetragen. Der Schüler auf der andern Seite wird mit verschiedenen Menschenklassen genauer bekannt, als er es unter andern Umständen werden könnte, lernt die gerade, schlichte, menschenfreundliche Denkungsart und Handlungsweise derselben kennen und schätzen, wird zum lebhaften Dankgefühle für so uneigennützige Unterstützung bewirkt, trägt dergleichen Gefühle in ein späteres Leben auf seine Nachkommen über, und thut wieder an andern, was an ihm geschah. Auf diese Weise erzeugen sich die schönsten Tugenden, die menschenfreundlichsten Gesinnungen auf beiden Seiten, und so bilden sich die besten Menschen. Wer nie Wohlthätigkeit und Unterstützung bedurfte oder genossen hat, wird manche schöne Herzenseigenschaft kaum kennen lernen und wird vielleicht nie auf eine gute und nützliche Art wohlthätig werden; eben so wird seine Menschenkenntniß nie einen solchen hohen Grad erreichen; denn die wahre Rechtschaffenheit, der gerade Sinn, die Treuherzigkeit und das allgemeine Wohlwollen für alle seine Nebengeschöpfe, und ähnliche Tugenden des nützlichen, aber nicht glänzenden Bürgers werden ihm vielleicht auf immer verborgen bleiben, bloß weil er nie Gelegenheit gehabt hat, diese achtungswürdige Eigenschaften in der Nähe kennen zu lernen.

Zu den Vortheilen solcher Singechöre kam in frühern Zeiten noch ein anderer, dessen sich wohlhabende Bürger häufig und sehr gern bedienten. Man nahm nämlich solche Choristen ins Haus, gab ihnen freie Wohnung, freien Tisch ꝛc., wofür sie die Kinder des Hauses unter ihrer Aufsicht in die Schule und wieder nach Hause führen; dann das in der Schule Gehörte mit ihnen repetiren und so überall zu guter Ordnung anhalten mußten; eine solche Stelle wurde Hospitium genannt. Die Chorschüler konnten sich hierdurch ungemein nützlich machen, und man hat auch Zeugnisse, daß sie es wirklich gethan haben; auch soll, so lange diese Hospitia dauerten, die gute Zucht und Ordnung in den Schulen sehr befördert worden seyn. Der große Nutzen dieser Singechöre kann daher nicht in Zweifel gezogen werden; denn ohne dieselben muß in den meisten Städten die Kirchenmusik ganz eingehen. Das Studium der Kirchenmusik ist im Verfall gerathen, von dem sie die eigentlichen Pflanzschulen sind, in welchen seit undenklichen Jahren nicht nur alle Cantoren und andere Kirchensänger, sondern auch sogar größtentheils die Kapellsänger an großen Höfen gezogen worden sind. Ohne sie würde sogar der Choralgesang der Kirche nach und nach schlechter werden, weil nur sie es sind, welche sowohl auf der Straße, als in der Kirche die Art und Weise, wie er gesungen werden muß, im Gedächtniß der Zuhörer erhalten. Man muß sich daher wundern, daß man eine so nützliche Anstalt in der neuern Zeit verfallen läßt, und der Nutzen derselben selbst von Schullehrern so häufig verkannt wird, daß von Einigen schon mehrere Male auf ihre gänzliche Abschaffung angetragen worden ist. Die Gründe, die man anführt, um eine so nützliche, für die Kirchenmusik völlig unentbehrliche Anstalt, eingehen zu lassen, sind nicht haltbar. Man muß sie von den dabei eingeschlichenen Mißbräuchen zu reinigen suchen, sie wieder in die Verfassung setzen, worin sie so lange Jahre gewesen, und worin sie dem Staate so viele Dienste geleistet.

Die Gründe die man gegen diese Anstalt anführt, sind folgende: 1) Es gehe durch das Singen auf den Straßen zu viel Zeit verloren, und der Chorschüler werde dadurch an den Fortschritten in den Schulwissen-

schaften gehindert. — 2) Das Singen auf den Straßen zerstöre die Gesundheit. — 3) Es befördere das Gesangstudium nicht, sondern hindere es vielmehr, weil sich die Schüler das Schreien angewöhnen, und besonders bei schlechter Witterung zu sehr dabei eilten. — 4) Es befördere nicht die Erbauung, weil die Schüler genöthiget sind, schlechte Lieder, sogenannte Gassenhauer, zu singen, um das Wohlgefallen der Zuhörer und dadurch ihre Wohlthätigkeit zu erregen. — 5) Es verderbe die Sitten der Schüler und verleite zu Müßiggang und zu Mißbrauch der erhaltenen Wohlthaten.

Wären diese Beschuldigungen gegründet, und nicht bloß zufällige Mißbräuche, als nothwendige Folgen dieser Anstalt überhaupt, so müßte allerdings jeder wohldenkende Mann wünschen, sie abgeschafft zu sehen. Ihr Nachtheil wäre viel zu groß, als das er durch einiges Gute, was ihnen selbst bei den vielen Mängeln Niemand ganz absprechen kann, aufgewogen oder hinlänglich vergütet werden könnte; allein wer diese Anstalt genau kennt und sie unbefangen in Beziehung aufs Ganze betrachtet, wird bald finden, daß sie nicht so schlimm ist, und daß alle die Beschuldigungen die man denselben macht, entweder übertrieben oder doch nicht derselben an sich selbst, sondern dem unrechten Gebrauche derselben beizumessen sind. Einige wenige Anmerkungen über die erwähnten Beschuldigungen werden dieses näher zeigen. Was die erste Beschuldigung betrifft, so ist sie nicht ganz ungegründet; daß sie aber in ihren wissenschaftlichen Fortschritten nothwendig gehindert werden müssen, ist aller Erfahrung entgegen; denn man würde sonst nicht eine so große Anzahl der gelehrtesten Männer im geistlichen und weltlichen Stande nennen können, deren wissenschaftliche Laufbahn durch Benutzung der Singechöre erleichtert worden ist. Alles, was dabei zugegeben werden kann, ist, daß sie langsamer und später zu einem gewissen Ziele kommen können, als andere Schüler, deren Vermögens-Umstände ihnen erlauben, alle ihre Zeit auf eigene Bildung zu verwenden, und dann ist es noch eine unentschiedene Frage, ob der längere oder kürzere Weg zu der wahren gründlichen Bildung der Bessere sei. Rousseau sagt: Un des meilleurs préceptes de la bonne culture est, de tout retarder tant qu'il est

possible. Rendez les progrès lents et surs. Man kennt mehrere wahre große Gelehrte, die in ihrer Jugend genöthiget waren, einen großen Theil ihrer Zeit auf den Erwerb ihres Unterhalts zu verwenden, als solche, denen es vom Schicksale so leicht gemacht wurde, daß sie zu ihrem Ziele auf dem allergeradesten und bequemsten Wege gelangen konnten. Der Verlust des einen Theils der Zeit, lehrt den andern desto besser schätzen und nützen, und der Kampf mit Schwierigkeiten einer Art, stärkt die Kräfte zur Bekämpfung der Schwierigkeiten anderer Art. Es giebt nun aber andere Gesichtspunkte, woraus sich die Sache betrachten läßt und woraus sie betrachtet werden muß. Die Bestimmung der jungen Leute, die eine Schule besuchen und zugleich in das Chor gehen, ist mancherlei. Sie können, sollen und wollen nicht alle Gelehrte von Profession werden. Obgleich es nun Niemandem schaden kann, in der Schule etwas mehr gelernt zu haben, als er in dem Stande, den er sich künftig erwählet, braucht, so giebt es doch auch Stände, die zwar nicht ganz ohne wissenschaftliche Bildung seyn dürfen; allein noch Manches von dem, was in der Schule gelehrt wird, entbehren können. Hat nun der Schüler nichts durch Nachlässigkeit versäumt, sondern ist bloß durch seine Vermögens-Umstände genöthiget worden, einen Theil der vorhandenen Lehranstalten unbenutzt zu lassen, wie dieses vorzüglich bei vielen Chorschülern der Fall ist, die entweder durch Singen, oder wenn der Ertrag desselben nicht hinreichen will, durch andere Nebenbeschäftigungen ihren Unterhalt verdienen müssen, so läßt sich nicht absehen, wie ihnen dies zu einem Vorwurfe gereichen kann und worin der Schaden eigentlich besteht, der daraus überhaupt für die Schulen erwachsen soll. Soll denn Derjenige, dessen Umstände nicht erlauben, Alles zu lernen, was er vielleicht gern lernen möchte, darum gar nichts lernen? Ist er nicht noch immer zu loben, wenn er nur so viel thut, als seine Lage ihm verstattet? So und nicht anders wird hoffentlich jeder billigdenkende, jeder menschenfreundliche Mann, der seine Forderung am Menschen nicht übertreibt, sondern sie nach den Lagen bestimmt, worin sich ein jeder befindet, gewiß diese Sache beurtheilen müssen, sobald er auf den wahren Gesichtspunkt

geführt ist. Man hat aber seit mehreren Jahren diesen Gesichtspunkt häufig verfehlt. Man findet es zwar hier und da bedenklich, die Chöre ganz eingehen zu lassen, aber man will den Schülern die zu den damit verbundenen Geschäften erforderliche Zeit nicht gönnen. Man weiß es, daß die Wohlthätigkeit der Bürger abgenommen hat, so daß der Ertrag des Chorsingens allein zum Unterhalt der Choristen nicht mehr hinreichen will; aber man will nicht erlauben, daß die Choristen irgend eine Schulstunde versäumen, um durch ein Nebengeschäft, als durch Unterricht einiger Bürgerkinder, durch Abschreiben ꝛc. ihren Mangel abhelfen zu können. Kurz, man weiß, daß keine Stiftungen, keine freien Tische, keine Hospitia für die Choristen vorhanden sind, daß sie selbst einen Theil ihrer Zeit auf Uebung der Kirchenmusiken verwenden und sie aufführen müssen, ohne dafür von irgend einer Kirche die mindeste Belohnung zu erhalten, und dennoch verlangt man, daß sie eben so, wie jeder andere Schüler, der kein Nebengeschäft hat und braucht, alle Schularbeiten verrichten, auch alle Schulstunden besuchen sollen. Wovon sollen sie nun leben? Dieses ist der geradeste Weg zur Zerstörung der Chöre, und wenn diese einmal zerstört sind, auch der Kirchenmusik. Denn wie soll ein Chor bestehen, wenn man die Choristen nicht entweder so bezahlen kann, daß sie nothdürftig leben können, oder ihnen nicht so viel Zeit gönnen will, ihren Unterhalt durch Nebengeschäfte zu verdienen.

Daß zweitens das Singen auf der Straße, vorzüglich bei schlechter Witterung, die Gesundheit der Schüler zerstört, ist eine ganz grundlose Behauptung, die allen Erfahrungen widerspricht. Sie wird dadurch gestärkt und befestiget, aber nicht zerstört; denn solche Strapazzen härten Geist und Körper ab, und gerade solche Abhärtungen sind es, die den Choristen von jeher geschickt machten, die größeren Anstrengungen auszuhalten, die er in seiner Lage und bei dem Verluste eines großen Theils seiner Zeit für seinen bloßen Unterhalt anwenden mußte, wenn er etwas rechts lernen wollte. Selbst das Schreien aus vollem Halse ist ihm nicht nachtheilig; es stärkt seine Lunge, macht den Ton seiner Stimme klar und helle, und hindert den bessern, mäßigern Gesang, den man in der Kirche von ihm erwartet, nicht im mindesten,

wenn er nebenher durch guten Unterricht darauf geführt wird. Wer darauf achtet, wird finden, daß diejenigen Prediger, die in ihren jüngeren Jahren in Chören gewesen sind, allemal eine bessere und vernehmlichere Stimme haben, als andere, die diese Gelegenheit nicht gehabt oder nicht genutzt haben, ihre Stimme auf eine solche Art zu bilden, sie gleichsam auszuschreien. Anstatt also aus diesem Umstande, dem Singen auf der Straße bei allen Arten von Witterung, einen Bewegungsgrund zur Abschaffung der Chöre herzunehmen, sollte er vielmehr ein Bewegungsgrund seyn, sie nach aller Möglichkeit zu befördern, weil sie, außer so vielen andern Vortheilen auch den Nutzen haben, die Gesundheit der jungen Leute so zu befestigen, daß es ihnen hernach ihr ganzes Leben wohlthut. Der Verfasser eines Aufsatzes über die Singechöre in der Lausitz, im neuen Magazin für Schullehrer, Göttingen 1792, irrt daher, wenn er im Ernste glaubt, daß zwei solcher Choristen blos vom Chorsingen gestorben sind. Vom Chorsingen stirbt gewiß Niemand; so wie überhaupt auch die andern angeführten Gründe für die Abschaffung der Chöre nicht stark genug sind, sie zu verdrängen, sie werden nach diesen hoffentlich noch lange bestehen.

Was den dritten Grund anbetrifft, daß das Gesangstudium durch das Chorsingen nicht befördert, wohl aber verhindert werde, weil sich die Schüler das Schreien dabei angewöhnen, ist zum Theil schon in dem vorhergehenden Artikel widerlegt, wo bewiesen wird, daß das Singen auf der Straße die Stimmen stark, rein und biegsam macht. Das Gesangstudium wird daher durch die Choranstalten befördert; die Choristen lernen darin die Anfangsgründe des Gesanges, sie werden, wenn der Kantor sie gehörig zu üben weiß, gute Treffer, schreien ihre Stimmen aus, und kommen dadurch auf den Weg, in der Folge, wenn Geschmack und Urtheil hinzukommt, gute Sänger zu werden. Wenn dieses in unsern Tagen weniger geschieht, als es ehedem geschehen ist, und auch jetzt geschehen könnte und sollte, so liegt die Schuld nicht an der Anstalt, sondern an dem schlechten und ungeschickten Gebrauch derselben, so wie es gewiß oft nicht an den Schulanstalten überhaupt liegt, wenn die Schüler nichts lernen, sondern an andern Dingen. Der feinere

ausdrucksvolle Gesang ist von Chorschülern noch nicht zu verlangen; aber einen gewissen Grad von Reinheit der Stimme und Intonation kann er schon erlangen, welches von dem guten Unterrichte des Cantors abhängt und gerade zum Kirchenstyl, dessen Haupteigenschaft edle Simplicität sein soll und muß, hinreichend ist. Wenn also auch der Chorschüler während seines Chorlebens noch nicht im Stande ist, sich zum vollkommensten Sänger zu bilden, so kann er doch immer ein erbaulicher Kirchensänger seyn, und in so fern den Hauptzweck der Choranstalten vollkommen erfüllen. Beweise davon können zwar nicht in vielen, doch in einigen Städten Deutschlands gefunden werden. Die Cantore dieser wenigen Orte haben ihre Chöre so gebildet, daß sie solche nicht nur in der Kirche, sondern auch außer derselben in öffentlichen Conzerten mit Ehren gebrauchen können, so wie auch mancher dieser Choristen, dem die Natur vorzügliche Anlagen zur Musik gegeben hatte, aus dem Chore in die fürstliche Kapelle befördert worden ist.

Daß Viertens das Chorsingen auf der Straße die Erbauung nicht befördere, weil die Choristen genöthiget sind, schlechte Lieder oder Gassenhauer zu singen, um sich ihren Kunden gefällig zu machen, ist ein Vorwurf, der ebenfalls nicht der Anstalt an sich selbst, sondern dem Mißbrauche derselben beizumessen ist. Dieser Unfug muß nicht geduldet werden. Hier haben die Vorsteher dergleichen Anstalten sehr mangelhafte Begriffe von dem eigentlichen Zwecke des Chorsingens, daß sie den Chören gestatten, nicht nur weltliche Lieder überhaupt, sondern auch Gassenhauer, und wohl gar schlüpfrige Gesänge aus komischen Operetten zu singen. Sie haben vergessen, daß die Einrichtung der Chöre ursprünglich die Verbreitung des Geschmacks an erbaulichen Kirchengesängen, an geistlichen Motetten und die gute Besetzung der Kirchenmusiken zur Absicht hatte. Die Nachtheile dieses erst seit ungefähr vierzig Jahren allmählig eingerissenen Unwesens, dieses unbegreiflichen Mißbrauches sind sehr mannigfaltig und von ausgebreiteteren Folgen, als vielleicht mancher glaubt. Denn dadurch ist

a) der Geschmack an geistlichen Musiken fast ganz vernichtet worden. Die sogenannten Gassenhauer aller

Art, selbst die schlüpfrigen Operettengesänge nicht ausgenommen, sind gewissermaßen als musikalisches Unkraut zu betrachten, welches von selbst emporschießt und das Herz des Menschen so erstickt, daß daneben keine bessere Frucht gedeihen kann; dieses Unkraut muß ausgerottet werden, wenn bessere Früchte gedeihen sollen. Das musikalische Gute, Schöne, Wahre, Würdige und Erbauliche ist in dieser Rücksicht mit anderen guten Früchten aller Art in einerlei Verhältniß; es muß auf gutes, reines Land gesäet und gepflügt werden, wenn es Wurzel schlagen und gedeihen soll, und dieses kann nur geschehen, wenn der Same des Guten und nicht das Unkraut gesäet und gepflanzt wird.

b) Dieser Mißbrauch verdirbt auch den Geschmack der Choristen, und ist ihrer musikalischen Bildung sehr hinderlich. Die sogenannten Gassenhauer sind, ihrem Style nach, niedrig und gemein, also dem Style der heiligen Musik, der in einer erhabenen, edlen Einfachheit besteht, gerade entgegen gesetzt. Der Chorist kann daher nicht zum Vortrage des edlen Styls in der Musik gebildet werden, wenn ihm verstattet wird, Gassenhauer oder andere Gesänge niedriger und gemeiner Art häufig zu singen. Ferner sind die Gassenhauer in Rücksicht auf ihren schlechten Inhalt nicht bloß als musikalisches Unkraut zu betrachten, sondern sie sind in Rücksicht auf ihren armseligen Inhalt eigentlich gar keine Musik. Diese zweite Eigenschaft macht es möglich, daß sie Jedermann singen kann, ohne erst singen gelernt zu haben, und eben dieser zweiten Eigenschaft wegen sind sie auch der musikalischen Bildung der Choristen hinderlich, weil sie nicht die mindeste Bildung erfordern, sogleich auswendig gesungen werden können, und das Notenlesen, Pausiren und Treffen unnöthig und entbehrlich machen; und daher kommt es, daß es in unseren noch vorhandenen Chören so wenig Treffer giebt; und wie ist unter solchen Umständen an die gute Besetzung und Aufführung einer Kirchenmusik zu denken, die, so einfach sie auch seyn mag, doch nicht auswendig, sondern nur nach den vorgeschriebenen Noten gesungen werden kann *). — Endlich ist

*) Hier geht der Herr Verfasser wohl zu weit, daß er die sogenannten Gassenhauer, als aller Musik entbehrend, zu den

c) dieser Mißbrauch auch Ursache an der Verminderung der Choreinnahme, folglich dadurch schon allein der wichtigste Grund des Verfalls der Chöre in den neueren Zeiten. Man bringe daher nur das Chor auf einen guten Weg, so wird das Publikum auch bald auf den rechten seyn. Man kann die Menschen eben so, wie in vielen anderen Dingen, auch in der Musik durch schlechte und geschmacklose Stücke leicht irre machen; allein man lasse sie das Bessere, das Schicklichere auf eine gute, interessante Weise hören, so werden sie es bald zu schätzen und dem Schlechteren vorzuziehen wissen, welches Alles bloß von tüchtigen Vorstehern abhängt. Endlich soll

5) das Chorsingen auch die Sitten der Schüler verderben, und sie zum Müßiggang und zum Mißbrauch der erhaltenen Wohlthaten verleiten. Diese Beschuldigung ist eine der wichtigsten, und könnte schon allein hinreichend sein, wenn sie wirklich gegründet wäre, den Stab über das Chorwesen zu brechen; allein eine nähere Betrachtung der Quellen, woraus sie gewöhnlich entspringt, kann jeden Wohldenkenden überzeugen, daß sie theils übertrieben, theils auch völlig ungegründet ist. Denn

---

musikalischen Unkräutern rechnet. Sehr oft ist freilich der Inhalt nicht der guten Tonsetzung werth, aber sehr oft übertrifft auch der Inhalt die Tonsetzung. Ueberhaupt muß man zwischen Gassenhauer und Gassenhauer einen großen Unterschied machen; denn wie manche berühmte Dichtung ist nicht mit der Tonsetzung zum Gassenhauer geworden; wir dürfen hier nur an Schiller's: Freude schöner Götterfunken erinnern, ist sie darum schlecht, weil sie von dem Volke auf der Gasse gesungen wird, gerade dieses sollte mit für ihren Werth sprechen, indem sowohl die Dichtung, als auch die Tonsetzung Eingang beim Volke gefunden. Denn Alles, was mit Begeisterung vom Volke aufgenommen wird, wird volksthümlich, das heißt, es findet bei allen Ständen des Volkes Eingang; sollte es darum schlecht seyn, weil es aus allen Kehlen gehört wird? Ist eine Musik darum schlecht zu nennen, weil sie wegen ihres leichten, gefälligen Charakters, auch leicht von dem nicht musikalisch Gebildeten aufgefaßt und gesungen werden kann? Wahrlich, es wäre für alle Komponisten und Dichter traurig, wenn ihre Produktionen nur den kleinen Kreis der wirklich dazu Gebildeten ergötzte, und nicht darüber hinausginge, nicht in das eigentliche Volk käme; auch bin ich überzeugt, daß kein Dichter und Komponist, wie hoch er auch steht, dieses wünschen wird; denn nur daß seine Sachen volksthümlich geworden, sichert ihm den Kranz der Unsterblichkeit zu, dem kleinen Kreise der wahren Verehrer und Kenner bleiben sie es dann, wenn sie wahren Kunstwerth besitzen, für jede Zeit. Kth.

es giebt — a) keinen Stand, keine Klasse von Menschen, worin neben vielen guten, nicht auch viele verdorbene Glieder gefunden werden könnten. „Ihr seid rein, aber nicht alle.“ Dieses ist besonders der Fall bei der Jugend aus allen Klassen, und ein Sprichwort sagt: Jugend hat nicht Tugend; sie muß daher erzogen werden. Wo ist nun die Schule, die auch, außer den Choristen, nicht noch eine Menge ungesitteter, ungezogener Knaben aufzuweisen hat? Wer würde daher wohl so unbillig seyn, diese Sittenlosigkeit für eine Folge der Schulwissenschaften auszugeben, wie man es bei den Choristen von denen im Chorgehen herleiten will. Selbst denn, wenn sich unter den Choristen mehrere Ungesittete finden sollten, als unter den übrigen Schülern einer Schule, so folgt noch nicht daraus, daß es eine Folge des Chorsingens an sich sey, sondern es kann ebenfalls aus dem verkehrten Gebrauche des Chorsingens, besonders aber aus dem Mangel gehöriger Aufsicht von Seiten der Vorsteher entstehen. Es kann aus vieljährigen Erfahrungen dargethan werden, daß nach Verhältniß wenigstens eine eben so beträchtliche, wenn nicht beträchtlichere Anzahl von Choristen für den Staat zu brauchbaren Männern gebildet worden ist, als aus solchen Schülern, die es nicht nöthig hatten, die Vortheile der Choranstalten zu benutzen: folglich kann das Chorsingen an sich selbst auf keine Weise als ein Hinderniß der sittlichen Bildung junger Leute angesehen werden. — b) Die Lage des Chorschülers ist von einer solchen Beschaffenheit, daß Alles, was er thut, theils mehr bemerkt, theils strenger beurtheilt wird, als bei andern Schülern. Als ein Gegenstand der öffentlichen Wohlthätigkeit, obgleich er es sich sauer dafür werden lassen muß, glauben wenigstens die Wohlthäter ein Recht zu haben, über seine Handlungen zu wachen und zu urtheilen, welches um so leichter geschieht, da er durch das Singen auf der Straße zugleich der öffentlichen Bemerkung häufig ausgesetzt ist. Auch liegt die eigentliche Quelle aller dergleichen Beschuldigungen, die man den Choristen macht, in einer gewissen Neigung der meisten Menschen, ärmeren Kindern überhaupt weniger Nachsicht zu beweisen, als den Kindern reicher Aeltern. Alle Welt weiß es, daß man der Jugend viele Fehler zu gut halten muß, weil

mit der Aeußerung jugendlicher Fehler eine Uebung im Guten verbunden ist, die zu künftiger Vermeidung der Fehler geschickt macht; aber nur wenige Menschen sind billig genug, diese vernünftige Nachsicht auch der ärmeren Klasse junger Leute zu gut kommen zu lassen. Ein Fehler von geringer Art, der vielleicht kaum bemerkt zu werden verdient, und bei der reicheren Jugend auch nicht bemerkt wird, wird dem ärmeren jungen Menschen schon als ein Verbrechen angerechnet und vielleicht mit schwerer Strafe belegt. Warum soll die ärmere Jugend fehlerfreier seyn, als die reichere? und warum sollen gerade die Choristen schon vollkommen gebildete, fehlerfreie Menschen seyn, da sie doch ihre Laufbahn eben deswegen betreten, um erst sowohl wissenschaftlich, als auch moralisch gebildet und erzogen zu werden? Man beurtheile also die Choristen mit eben der Billigkeit, womit man andere junge Leute beurtheilt, so wird man finden, daß das Chorsingen keinen nachtheiligen Einfluß auf ihre Sittlichkeit hat und haben kann, und daß sie vielmehr dieser vermeinten nachtheiligen Veranlassung ungeachtet, meistens gesetzter, ordentlicher, fleißiger und gesitteter sind, als sehr viele andere Schüler, die ihrer bequemern Lage und der ihnen erwiesenen Nachsicht wegen, bei weiten nicht so starke Antriebe zur Ordnung, zum Fleiß und zur Sittlichkeit haben. Aus ähnlichen Ursachen ist es auch nicht möglich, daß das Chorsingen an sich selbst zum Müßiggange verleiten kann; denn Armuth ist schon selbst Sporn zur Thätigkeit, und wird daher mit Recht die Mutter der Wissenschaften und Künste genannt. Da nun der Chorschüler außer der Zeit, die er auf das Chorsingen und auf die Uebungen und Vorbereitungen zur Kirchenmusik zu verwenden hat, auch noch manche Stunde auf Nebengeschäfte zum Erwerb seines völligen Unterhaltes verwenden muß, und daneben nicht weniger seine Schulstunden besuchen soll, so läßt sich's kaum begreifen, wie er unter solchen Umständen sich an Müßiggang gewöhnen, oder durch irgend etwas verleitet werden könnte. Wenn daher unter den Chorschülern Müßiggänger gefunden werden, so ist dieses nicht die Schuld der Anstalt, sondern der Vorgesetzten, die es an gehöriger Aufsicht fehlen lassen.

Was endlich den Mißbrauch der Wohlthaten betrifft, dessen sich viele Choristen schuldig machen sollen, so fällt es von selbst weg, sobald es mit den vorhergehenden Punkten seine Richtigkeit hat; denn dieser Mißbrauch ist nur eine Folge jener Mißbräuche. — Man sehe auch den Artikel Singekunst.

Singedrossel, Gesangdrossel, Sangdrossel, Turdus musicus, s. unter Drossel, Th. 9, S. 641 u. f.

Singefliege, Grillus Tettigonia L. Die Benennung einer Art Grillen; auch eine Art Fliegen, mit kurzen borstenähnlichen Fühlhörnern, die im Fliegen einen singenden Ton von sich hören lassen, Musca pipiens, führt diesen Namen.

Singefuge, in der Musik, eine Fuge, welche gesungen wird, zum Unterschiede von einer Instrumentalfuge.

Singekunst, Tonkunst, die Fertigkeit, nach den Regeln der Kunst zu singen; sie ist ein Theil der Musik und schon sehr alt, wenigstens findet man den Gesang schon bei den ältesten Völkern der Erde; s. unter Sang, Th. 136, S. 281 u. f., und unter Musik, Th. 98; auch die Art. Vokalmusik, und Volksgesang unter V. — Die Singekunst, Tonkunde, Tonkunst; Musica; Fr. l'art de chanter, ist eine Kunst oder Wissenschaft, die natürliche Stimme des Menschen durch Tonleitern, die nach gewissen Regeln harmonisch gestellt werden, so zu erhöhen und zu dämpfen, daß sie, durch diese künstlichen Fügungen, die lieblichsten Töne vernehmen läßt, gleichsam durch ihre Wohllaute die Zuhörer begeistert, entzückt. Wie schon oben bemerkt worden, ist sie eine sehr alte Kunst; denn schon David hatte eine Singeschule angelegt, wie man aus dem 1sten Buche der Chronik, Kap. 16. sehen kann, und den Chenanja, den Obersten der Leviten zum Singmeister bestellt, daß er die Sänger im Sin-

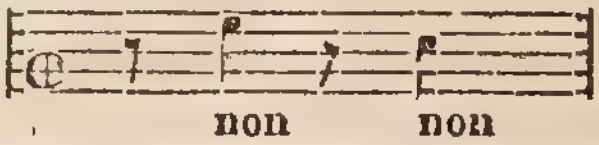
gen unterweisen sollte. Ueberhaupt haben die Alten der Singekunst einen göttlichen Ursprung beigelegt, indem Einige sie von dem Apollo, Andere von dem Mercurius ꝛc. herleiten; auch ist dieselbe zu allen Zeiten hochgehalten und von Königen, Helden und Geistlichen geübt worden. Man hat sie bei allen feierlichen Handlungen, bei dem Gottesdienste, bei Hochzeiten, Trauerbegängnissen, Krieg und Frieden, im Hause und im Freien, bei Hohen und Niederen gebraucht. Die Singekunst ist das wichtigste und wesentlichste Werk der Musik, gegen welches alles Uebrige, was sie hervorbringt, nur eine Nebensache ist. Die ganze Kunst der Musik ist bloß eine Nachahmung der Singekunst; denn ohne Sprach- und Redetöne, ohne die Modulationen der menschlichen Stimme bei gewissen Affecten, wäre der Sang oder Gesang, und nach diesem nicht die Instrumente erfunden worden; denn nur sie hat gewiß eine Anleitung gegeben, Instrumente zu erfinden, auf denen man die Töne der Stimme nachzuahmen suchte. So wie jeder Mensch sich durch die Sprache, durch Rede vernehmen läßt, so kann auch jeder Mensch singen, jedoch singt Einer vor dem Andern, wie seine Reden, besser, je nachdem die Stimme des Einen vor dem Andern an Annehmlichkeit und Leichtigkeit einen Vorzug hat, und nachdem sie mehr geübt ist, auch der Sänger einen besseren Vortrag hat; daher ist aus dem Singen eine weitläuftige Kunst geworden, die die Regeln eines guten Vortrags an die Hand giebt. Die Wirkung dieser Kunst übertrifft Alles, sie ist ergreifend, bezaubernd; sie kann das Gemüth zur Freude und zur Traurigkeit stimmen, und indem sie von der einen Seite ergötzt und in eine fröhliche, oft ausgelassene Stimmung versetzt, kann sie von der andern bis zu Thränen rühren, also ganz die entgegengesetzten Empfindungen herborbringen. Daß sie bis zur Raserei führen kann, beweiset die Geschichte Sauls und des Dänischen Königs Erich; auch Farinelli verscheuchte,

oder vielmehr milderte durch seinen hinreißenden Gesang die Melancholie Ferdinands des Sechsten auf Augenblicke. Die Singekunst, überhaupt die Tonkunst, kann daher mit Recht als eine Zuchtlehre angesehen werden, weil sie sich bei den Gemüthsneigungen der Menschen als sehr wirksam erweiset: die nützlichen und guten erregt, die bösen und schädlichen dagegen lindert und dämpft. Rollin sagt daher mit Recht: die Tonkunst macht die wilden Geister zahm, erweicht das harte und unbiegsame Wesen der Gemüther, polirt die Sitten, macht die Menschen fähiger zur Geselligkeit, verbindet die menschlichen Herzen auf eine sanfte und angenehme Art, und bringt einen Abscheu vor allen solchen Lastern zu Wege, die zur Strenge, Unmenschlichkeit und Frechheit führen, mit einem Worte, der Gesang mildert die rauhen Sitten, und macht empfänglich für edlere Gefühle, die zum Wohle der Menschheit gereichen. Was vom Orpheus, dem Thracischen Sänger, und vom Amphion gedichtet worden, daß sie Thiere, ja Steine und Bäume durch ihre Gesänge oder ihr Saitenspiel beweget hätten, deutet nur auf die außerordentliche Wirkung der Musik im moralischen Verstande. Orpheus wird in der Fabellehre der Alten, als ein vom Himmel gesandtes Wesen dargestellt, der zuerst die Sterblichen auf die harmonischen Töne lauschen lehrte, indem er das Lob der Gottheit sang und der Stifter geheimnißvoller Weisen wurde. S. auch, Th. 105, S. 510. Daß verschiedene Thiere durch den Gesang und Klang einiger Instrumente angezogen werden, ist schon unter Musik, Th. 98, S. 583 und unter Sang, Th. 136, S. 283 angeführt worden.

Was nun die Singekunst, als Kunst betrifft, so ist dieselbe entweder Choralis oder Figuralis. Das Eigentliche des Chorals besteht in seinen Tonarten; denn nicht nur die Härte im C und die Weiche im A nimmt er zu Haupttönen an, sondern alle andere vier Töne der Leiter, die weichen Tonarten D und E; die harten F und

G, und schließt nur den siebenten in harter, in der weichen Leiter den zweiten Ton von dieser Herrschaft aus, der keine große Fünfte besitzt. Das harte C und weiche A im Choral sind von jenen Tonarten in der Figuralmusik unendlich verschieden, weil die Modulation, das ist, die Ausweichung, eine ganz andere ist; denn das C im Choral weicht ins F ohne b, ins G ohne ♯ aus, welches in der Figuralmusik nie vorkommt. — Der Figural-Gesang oder figurirte Gesang unterscheidet sich vom Choralgesang durch den verschiedenen Werth und Geltung der Töne, durch die hierbei angebrachte gewisse Eintheilung der Schläge und des abgemessenen Tempos. Im gewöhnlichen Recitative des Senza rigor del tempo, das ist, willkürlich deklamirt wird, hat man zwar kein gewisses Zeitmaaß; allein die kurzen und langen Sylben sind deutlicher bestimmt; auch sucht man es in gewisse Schranken des Tactes hineinzuzwängen, bloß würde man anmerken können, wie die Baß- oder begleitenden Töne dazu passen sollen. Durch das Wort Figuren versteht man im allgemeinen Verstande alle musikalische Zeichen, im eigentlichen und eingeschränkteren die Noten, und alles, was metrisch ist. So nennt man im contrapunktischen Style oder in der gebundenen Schreibart, die verlängerten und verkürzten Figuren (Slargare stringere lo sogetto), wenn das nämliche Fugenthema, das z. B. in halben Noten zuerst vorkam, jetzt in ganzen Noten und einmal gar in Vierteln oder Achteln wieder erscheint. Man versteht aber auch unter figurirtem Gesange jene Schule, worin man gegen eingegebenen Gesang, den man hernach in alle Stimmen verlegt, contrapunktirt oder notam contra notam setzen lernt. Man nennt figurirten Choral jene musikalische Stelle, wo der einfache Choralgesang il canto fermo (cantus firmus) meistens zum Grunde liegt, und hierüber besonders auf der Orgel contrapunktische Sätze angebracht werden. Figura bedeutet diejenigen Zeichen in dem Figuralgesange,

womit man die Pausen bemerkt; bombilans, wenn lauter schwärmende Figuren zusammengesetzt werden; corta besteht aus drei geschwinden Noten, von welchen die eine so lang ist, als die übrigen beiden; muta sind die Pausen; suspirans ist eben das, was figura muta ist, nur daß sie, anstatt der vordern längeren Note, eine halb so große Pause und darauf eine den andern beiden gleiche Note hat. Man nennt sie sonst auch soupir, und die alten Schulmeister sagten eins non, eins non, ꝛc. wenn z. B. Folgendes vorkam:



Choralis ist also nach der Erklärung alter Sangmeister oder Gesangmeister, wenn eine oder mehrere Stimmen zusammen in schlichter und ungekünstelter Weise geführt, und dazu einerlei Noten und Zeichen gebraucht werden, welche die Alten nur auf einer Linie geschrieben haben; und Figuralis ist, wenn eine oder mehr Stimmen auf verschiedene Weise eingeführt werden, und daß immer eine Note mehr, als die andere gilt, auch ihre Zeichen nicht gleich sind, welche man jetzt auf fünf Linien verzeichnet. Eine solche Figuralmusik lehrt, wie man den angegebenen Gesang recht zierlich, künstlich und lieblich mit der Stimme singen oder mit einem Instrument begleitet singen soll. Er besteht vornehmlich in sechs Stücken: 1) in den Schlüsseln und verschiedenen Figuren, welche in dem Singen vorkommen; 2) in den Noten; 3) in Pausen; 4) in Tripeln; 5) in Benennung der Noten, und 6) in Intervallen oder wie weit eine Note von der andern steht. Was diese Stücke betrifft, so sehe man darüber die einzelnen Artikel, wie Schlüssel, unter Schlüssel, Th. 146, S. 461; unter Noten, Th. 102, S. 683 u. f.; Pausen, s. unter Pause Th. 108, S. 172 ꝛc. nach, und den Artikel Vokalmusik, in V.

Daß besondere Musik-Institute sehr wichtig zur Ausbildung des Gesanges sind, ist nicht abzuleugnen, daß aber auch das Singen in gewissen Stunden in jeder Schule betrieben werden müßte, ist eben so wenig zu bestreiten. Alle Schüler einer Schule, ohne Ausnahme, müssen an dem Unterrichte im Singen Theil nehmen; weil das Singen für alle Stände und für jedes Lebensalter brauchbar ist, statt daß die meisten andern Kenntnisse, Künste und Geschicklichkeiten immer nur für gewisse Stände und Lebensweisen passen; denn es macht den Menschen fröhlich, und wie Luther sagt, zu allen Dingen geschickt. „Wenn nun, sagt der Dr. Forkel, ein fröhliches Herz ein Schatz ist, der dem Menschen in allen Angelegenheiten des Lebens, in allen Schicksalen, die ihm auf seinem Wege durchs Leben begegnen können, sehr zu statten kömmt, so verdienen gewiß die Mittel, wodurch man sich diesen Schatz erwerben kann, nicht vernachläßiget zu werden. Die Jugend, welche noch nicht weiß, was derselben für das künftige Leben nützlich und gut seyn kann, und deshalb erst zu allem Guten angetrieben werden muß, sollte daher auch zur Erwerbung dieses Mittels, wodurch das menschliche Leben verschönert und heiter gemacht wird, mit mehrerem Ernste ermuntert werden, als es in unseren Tagen geschieht. Unsere Vorsteher haben es an solchen ernstlichen Ermunterungen nie fehlen lassen. Alle ältern Schulordnungen können dieses beweisen. Hier nur eine Stelle aus einer der ältesten, nämlich aus der Lübeckschen vom Jahre 1531, welche den berühmten Bugenhagen zum Verfasser hat: „Um 12 Uhr alle Tage, heißt es darin, soll der Cantor alle Jungen, große und kleine, singen lehren; nicht allein den langen Gesang (Choral), sondern auch in Figurativis. Ihm sollen die vier Pädagogi, die in den Kirchen singen müssen, wechselweise nach Gelegenheit in der Schule helfen, daß also die Kinder, in der Musik lustig und wohl geübt werden, wodurch sie auch wackere und

geschickte Kinder werden, andere Künste zu lernen. Denn die Musik ist eine von den freien Künsten, die man die Kinder von Jugend auf fein tüchtig lehren kann, und die man zum Besten auch wohl brauchen kann, so gut wie andre Künste. Wenn sie aber allein gelernt wird (heißt es beim Schlusse) und nicht andere Künste dabei, so macht sie Müssiggänger und wilde Leute. Unsern Kindern wollen wir solchen Mißbrauch verhindern, und sie auch andre Künste lernen lassen, Gott zu ehren." Die besten neuern Schulordnungen führen sämmtlich die nämliche Sprache; in einigen derselben wird sogar bestimmt verordnet, daß der Cantor aus den sämmtlichen Schülern, wenn sie hinlänglich im Gesange geübt worden, die besten aussuchen, nach den vier Stimmen rangiren, und diese dann zu den Chören und zur Kirchenmusik brauchen soll.

Auch in neuester Zeit hat man wieder angefangen, auf den Singe-Unterricht in Schulen ein wachsames Auge zu haben, damit er darin nicht vernachläßiget werde. Wie solches bei uns im Preußischen damit gehalten werden soll, s. Schule (Gesang-), Th. 149, S. 325, 326. — Durch den allgemeinen Unterricht im Singen, werden nach Forkel, selbst diejenigen Schüler, welche nicht Anlage genug haben, den Figuralgesang gut zu lernen, doch wenigstens in den Stand gesetzt in der Kirche einen reinen Choral mit singen zu können, besonders ist dieses der Jugend der gebildeten Klassen sehr zu empfehlen, welche sich diesem Unterrichte, als ihnen nicht nothwendig erscheinend, häufig zu entziehen suchen. Die Verpflichtung dazu ist um so größer, je weniger Schwierigkeiten mit der Erwerbung dieser Geschicklichkeit verbunden sind, und je nothwendiger es besonders in unsern Tagen geworden ist, der immer mehr überhand nehmenden Kälte und Lauigkeit in Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes durch alle mögliche äußere Verschönerungen desselben entgegen zu arbeiten. Der öffentliche Gesang, der jetzt an so vielen Orten, in ein wahres Choral-

geschrei ausgeartet ist, bedarf dieser Verschönerung vorzüglich, und jedes Glied der christlichen Gemeinde, jung oder alt, sollte dazu beitragen. Auch wird die Kirche, beim allgemeinen Gesang-Unterricht in den Schulen mehr besucht werden, wenn jeder Knabe und Jüngling mitsingen kann, als wenn er bloß einen stummen Zuhörer abgeben muß. Le Beuf macht in seiner historischen Abhandlung vom Kirchengesange die wichtige Bemerkung, daß alle Kinder gern in die Kirche gingen; allein diese Neigung mit zunehmendem Alter oder Jahren verlören, wenn sie nicht singen gelernt hätten *).

Die Singekunst ist die beste Vorbereitung zur Erlernung eines musikalischen Instruments; denn beim Gesange lernt man Töne und Intervallen sich deutlich vorstellen und denken, ohne alle äußere Hülfsmittel; man prägt gleichsam dadurch dem Gedächtnisse das musikalische Wörterbuch ein, wodurch man erst fähig wird, eine jede Musik zu verstehen. Beim Spielen eines Instrumentes sind es weit weniger die Töne und Intervallen, als die Tasten oder Griffe, die wir uns einprägen. Daher kann Jemand Jahre lang ein Instrument spielen, ohne dadurch fähig zu werden, eine Musik bloß durch das Gehör zu verstehen. Man hört wohl Töne, aber keine Musik; man fühlt wohl, ob diese Töne rauh oder sanft, stark oder schwach, langsam oder geschwind ꝛc. sind, aber man begreift ihren Zusammenhang und ihre innere Bedeutung nicht, weil man nicht im Stande ist, Töne und Tonreihen in allen

---

*) Quoique les enfans (dieses sind seine Worte) aiment assez naturellement à frequenter les Eglises; ils cessent d'avoir cette inclination, lorsqu'ils avancent en age, à moins qu'ils n'aient appris à chanter. La connaissance du Plainchant les rendra donc de bons Paroissiens, qui assisteront à l'Office divin, et qui contribueront à la faire célebrer avec decence. Outre cela cette connaissance les mettra en état de s'exercer chez eux, et par consequent de s'entretenir de choses utiles, et de s'abstenir des chansons profanes, qui portent la corruption dans le coeur.

ihren Verhältnissen und Verbindungen sich im Geiste deutlich vorzustellen und sie in ihrer Folge so zusammen zu halten, wie man eine ganze Reihe einzelner Wörter zusammenhalten muß, wenn man eine Rede verstehen will. Daher lernen viele Personen in ihrer Jugend das Fortepiano, die Violine, die Flöte oder Harfe spielen und sind doch nicht im Stande, über den Werth einer musikalischen Komposition, über die zweckmäßige Anwendung derselben, über den Grad von Geschicklichkeit eines Künstlers, in der Ausführung, und über manche andere musikalische Dinge ein richtiges Urtheil zu fällen. Alles dieses lernt man am besten durch die Singekunst, die uns die deutlichste Vorstellung von Tönen und ihren verschiedenen Verhältnissen zu einander giebt. Sie ist daher nicht nur die beste, sondern eine völlig unentbehrliche Vorbereitung zur Erlernung eines musikalischen Instrumentes; wenn man nämlich die Absicht hat, sich dadurch wirkliche Kunstkenntniß und wahren Kunstgenuß zu verschaffen. Es ist daher durchaus nöthig den Musik-Unterricht mit dem Singen anzufangen. Es war daher auch bei den älteren Musiklehrern eine allgemeine Meinung, daß Niemand gut spielen könne, der nicht singen gelernt habe. Tanto perfectior organicus est musicus, quanto plura in vocali confecit spatia. Jo. Lippii Disp. II. de Musica. Eben die Lehrmethode, welche die Geschicklichkeit des Musikers von Profession befördern, erhöhen und besserer Art machen kann, muß auch beim Liebhaber, obgleich in geringerem Umfange, anwendbar seyn, muß auch seine Kenntniß erhöhen und besserer Art machen können. Forkel sagt: der Nutzen des allgemeinen Musik-Unterrichts ist besonders für solche Städte sehr groß, die entweder gar keine, oder nur sehr schwache Chöre haben können, und daher nicht anders, als durch den Beifall geschickter Liebhaber im Stande sind, eine Wochenmusik gehörig zu besetzen. Welcher gut gesinnte Jüngling wird nicht mit Vergnügen zur Verschönerung des öffentlichen

Gottesdienstes beitragen, wenn er in der Schule so viel gelernt hat, als dazu erforderlich ist. In den früheren Zeiten war es selbst in den größten und reichsten Städten Deutschlands üblich, daß nicht nur die Kinder der angesehensten Familien, sondern selbst Männer in öffentlichen Aemtern an der gottesdienstlichen Musik Theil nahmen, wenn sie sich die Geschicklichkeit dazu in den Schulen erworben hatten. Wer hat sich auch einer solchen Handlung zu schämen? Macht sie nicht auf doppelte Weise, als vorzüglichste Geschicklichkeit, und als die würdigste Anwendung derselben, zugleich Ehre? Karl der Große ließ sich's nie nehmen, selbst Vorsänger in seiner Kapelle zu seyn, und das Amt eines Musikdirectors in Rücksicht seiner Sänger und Spieler zu verwalten. Man hat auch einen Holzschnitt, auf welchem er sogar selbst als Lehrer seiner Kapellknaben vorgestellt ist. Von Nürnberg rühmt ein alter musikalischer Schriftsteller And. Herbst in der Vorrede zu seiner Anweisung nach Italienischer Art zu singen, ausdrücklich, daß die Musik daselbst von allen Ständen hoch geachtet werde, und daß sich Niemand, weß Standes er gewesen sei, geschämt habe, sie sowohl publice, als privatim zu Gotttes Lob und Ehre anzuwenden. — Der Professor Phil. Scherbius zu Altorf bemerkt sogar in seinem Commentar über die Politik des Aristoteles, daß die Senatoren Nürnbergs gute Musiker gewesen seyen *). Daß der Musik-Unterricht in den Schulen dieser Stadt allgemein betrieben wurde, bezeugt Wagenseil in seiner Beschreibung der Stadt Nürnberg. Er sagt; Specialem commemorationem meretur, quod, Musices nemo apud Norimbergenses rudis est, quodque hanc ante alpha et beta, aut certa juxta cum literarum elementis pueri omnes, et plerumque etiam puellae addiscunt. (Comment. de Civit. Norimberg. p. 156.) Der

*) Senatores Norimbergenses sunt boni Musici.

Nutzen des allgemeinen Musik-Unterrichts in den Schulen, soll nach Forkel nirgends mehr erkannt werden, als in Thüringen und Franken, wo nicht nur in kleinen Städten, sondern sogar auf allen Dörfern die Kirchenmusik größtentheils durch Liebhaber bestellt wird; wenigstens war dieses noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts der Fall, und auch noch in dem ersten Lüstrum des gegenwärtigen. Es soll einen sehr angenehmen Genuß gewähren, in einer solchen Dorfkirche alle Sonn- und Festtage eine Musik mit lauter Dorfeinwohnern besetzt zu sehen, die die Woche hindurch in den Freistunden vom Schulmeister geübt werden und dann im Kirchenchor auftreten, und oft ihre Sache besser machen, als es in den Städten anderer Gegenden geschieht. Dieses Alles könnte nicht seyn, wenn nicht die sämmtliche Schuljugend in der Musik unterrichtet würde. Der Kapellmeister Schulz sagt in seiner Abhandlung: Gedanken über den Einfluß der Musik auf die Bildung eines Volkes und über deren Einführung in den Schulen der Königlich Dänischen Staaten Folgendes:

Die Musik wirkt auf den reizbarsten Theil des Menschen, auf seine Sinnlichkeit, deren Leitung doch eine der ersten Zwecke der zur Bildung eines Volks anzuwendenden Mittel ist. Aufklärung des Verstandes allein wirkt darauf oft nur langsam, oft nur schwach, oft gar nicht; die Musik hingegen allezeit, und oft so gewaltsam, daß sie zu unbegreiflichen Thaten entflammt — Wenn ein Volk gegen die Vergnügungen des edelsten Sinnes des Menschen, das Gehör, noch in dem Grade gleichgültig ist, das Schreien und Singen, falsch und rein, einerlei sind; wenn ein Volk die Musik nur dem Namen nach oder höchstens nur die unterste Stufe ihrer Zauberkraft kennt und von dem Eindrucke, den sie auf seine Gefühle machen mußte, keine weitere Erfahrung hat, als den sein rohes Geschrei oder seine falsch gespielten Instrumente darauf hervorbringen, so kann man annehmen, daß die sittliche Bildung bei diesem Volke

noch keine bedeutenden Fortschritte gemacht habe; wenigstens sind ihm viele der angenehmen Gefühle, die den Genuß des Lebens erhöhen, noch unbekannt, und es fehlt ihm daher ein großer Theil seiner Glückseligkeit. Man mache es aber Stufenweise mit den höheren Kräften der Musik bekannt, und zwar nur mit solchen, die seiner Fassungskraft und seiner Gefühle immer angemessen bleiben, und die hauptsächlich die Beförderung seines sittlichen Vergnügens zum Augenmerk haben; man verschaffe ihm den öfteren Genuß derselben in so manchen Fällen seines Lebens, und ist es nicht zu zweifeln, daß in eben dem Grade, worin sein Gehör sich bildet, und für die höheren Kräfte dieser wohlthätigen Kunst empfänglich gemacht wird, auch Gefühle für Schönheit in ihm erweckt werden, deren Einfluß auf die Sitten, auf alle häusliche und gesellige Freuden, auf seinen Muth und seine Denkungsart, auf Versüßung der Arbeit und Erleichterung jeder Last und Leiden, auf den Genuß und die Glückseligkeit seines Lebens, unwidersprechlich ist.

Daß die Musik Wunder thut, haben wir in den neueren Zeiten ihrer Ausbildung mehr denn zu oft gesehen und gehört; sie kann auf Augenblicke den Menschen ganz umstimmen, ihn zu einem ganz andern Wesen scheinbar machen, so daß der roheste Mensch, der alles Gefühl für Wohlthaten ꝛc. verleugnet, durch ihre Macht zum Mitleiden hingerissen wird. Sie wirkt auf die Zuhörer mit gleicher Macht, wenn auch die Resultate ihres Wirkens verschieden sind. Folgende Anekdote beweiset die Macht des Gesanges: Als Don Carlo Broschi, bekannt unter dem Namen Farinelli, in Madrid war, brachte ihm eines Tages sein Schneider eine Rechnung von dreißig Dublonen. Farinelli wollte sie bezahlen, allein der Mann wies das Geld zurück und bat nur um die Erfüllung einer Bitte, deren Gewährung ihm unendlich lieber sein würde, als alles Geld. Farinelli forderte ihn auf, sie zu sagen. „Singen Sie mir eine einzige Arie, und ich bin bezahlt.“ — Farinelli wurde über diese Zumuthung aufgebracht, aber der Handwerker bat

sehr angelegentlich. — „Gut, sagte Farinelli, ich werde Ihr Verlangen erfüllen, aber mit der Bedingung, daß Sie dann auch ohne Wiederrede thun, was ich fordern werde." — Der Schneider versprach es. Farinelli sang statt einer Arie drei, sang so schön und hinreißend, als er es kaum an dem Königlichen Hofe gethan hatte. Der Schneider war außer sich vor Entzücken, und beschwor den Sänger, ihm zu befehlen, was ihm nur gut dünke. „Wohl, sagte Farinelli, hier haben Sie statt ihrer dreißig Dublonen, sechzig. Nehmen Sie sie ohne Wiederrede und gehen Sie." — Dergleichen Szenen, wo der Gesang, die Musik, gleichsam wie ein Zauberschlag auf die Zuhörer wirkt, und sie zu allem stimmt, sind nicht selten. Auch ein Marchesi und Paechierotti, eine Mara, Catalani, und in neuester Zeit eine Sontag bezauberten und bezaubern durch ihren Gesang, so wie Paganini durch sein hinreißendes Geigenspiel Alles entzückt.

Wenn der Musik-Unterricht in den Schulen eingeführt werden soll, so muß dieses nach bestimmten Vorschriften geschehen, und derselbe nicht der Willkühr der Lehrer allein überlassen bleiben. Die jetzige Verfassung unserer meisten Cantorate trägt dazu bei, daß auf den Musik-Unterricht wenig verwendet wird; denn die Cantoren sind darauf angewiesen, sich jetzt mehr mit dem Unterrichte in den Anfangsgründen anderer Wissenschaften zu beschäftigen, als mit der Musik; denn die Besoldung reicht nicht hin, blos dem Hauptgeschäfte obzuliegen, und so sind sie genöthiget, zu andern Schularbeiten ihre Zuflucht zu nehmen, um sich den nöthigen Unterhalt zu erwerben. In den früheren Jahrhunderten, wo die Musik noch nicht so ausgebildet, und noch kein so weitläuftiges Studium war, als sie es in unserer Zeit geworden ist, sondern sich nur auf den Choralgesang und die zum Theil noch üblichen Responsorien, Collecten ꝛc. einschränkt, konnte die Vereinigung so verschiedenartiger

Geschäfte wohl bestehen; allein in der gegenwärtigen Zeit, bei der allgemeinen Erweiterung aller Kenntnisse und Fertigkeiten, ist sie nachtheilig; denn sie veranlaßt die Cantoren ihre Zeit zu theilen, und sich nicht mehr mit dem Fleiße auf die Musik zu legen, oder sich mit derselben zu beschäftigen, als ehemals, und dadurch kann auch ihr Unterricht in derselben nicht zweckmäßig, sondern nur stümpferhaft sein; denn wer in der Musik etwas leisten will, muß sich auch immer fort damit beschäftigen, muß sich üben und mit den Fortschritten derselben bekannt machen. Unsere Vorfahren waren in dem, was das musikalische Kirchen- und Schulwesen betrifft, weit vorsichtiger; so wie sie es nicht einem jeden Lehrer überließen, nach eigener Willkühr zu unterrichten, so schrieben sie auch auf eine ähnliche Art, nicht nur die musikailschen Lehrbücher vor, die beim Unterrichte zum Grunde gelegt werden sollten, sondern auch diejenigen Stücke, welche sowohl in den Kirchen, als in den Chören gesungen werden sollten, und die sich durch ihre Musterhaftigkeit auszeichneten, um den Geschmack und das Urtheil auszubilden. Die musikalischen Lehrbücher mußte sich jeder Schüler eben so, wie andere Schulbücher, für sein Geld anschaffen; die praktischen Werke wurden dagegen aus dem Kirchenfonds oder aus der Stadtkasse bezahlt. Die vielen Auflagen der damaligen musikalischen Lehrbücher lassen sich hieraus erklären, so wie auch die starken Vorräthe von alten Compositionen, die noch jetzt in vielen Kirchen und Schulen aufbewahrt werden, zum Beweise dieser Einrichtung dienen können. Diese Werke sind nun in der jetzigen Zeit nicht mehr zu gebrauchen, wir haben aber dafür andere, die den neueren Bedürfnissen völlig angemessen sind. Schon der berühmte Sothus Calvisius, Cantor zu Leipzig, hat in einem kleinen Werkchen: Musicae artis praecepta nova et facillima etc. ein Dutzend Regeln gegeben, die Alles in sich fassen, was zum ersten Unterrichte im Gesange gehört,

und die daher noch jetzt in jeder Schule zum Leitfaden gebraucht werden können. Ein Cantor, der sie sehr gut anzuwenden weiß, muß unfehlbar ein gutes Chor bilden. Diese Canones quidam de canendi ratione, wie sie ihr Verfasser nennt, könnten, mit einigen Erläuterungen und Beispielen begleitet, auf wenige Bogen gebracht werden, folglich nicht nur ein nützliches, sondern auch ein wohlfeiles Schulbuch abgeben. Meister im Gesange können und sollen die Schüler noch nicht werden, so wenig wie andere Schüler auf der Schule schon vollkommene Gelehrte werden können oder sollen; allein der erste Unterricht in den Anfangsgründen des Gesanges muß so richtig und gründlich sein, daß der Schüler mit der Zeit ein Muster werden kann, wenn besondere Anlagen und Veranlassungen hinzu kommen. Wer aber die Anfangsgründe in irgend einer Wissenschaft richtig lehren soll, muß entweder selbst etwas mehr, als die Anfangsgründe wissen, oder es muß ihm eine Methode vorgeschrieben werden, von welcher er nicht willkührlich abweichen darf. Geschieht dieses nicht, so bleibt es ewig, wie es jetzt ist.

Die Beförderung und zweckmäßige Einrichtung des allgemeinen Musik-Unterrichts in den Schulen ist auch ein Hauptmittel, die Chöre wieder empor zu bringen und wieder nützlich zu machen. Die Schwierigkeiten dabei sind nicht so groß, als man vielleicht glaubt; ein tüchtiger Cantor kann für jeden Ort fast ganz allein bewerkstelligen, was sich ohne einen solchen Mann auch mit dem größten Kostenaufwande nicht bewirken lassen würde; man muß nur nicht zu viel auf einmal von ihm verlangen und ihn in seiner Thätigkeit nicht nur nicht hindern, sondern vielmehr von allen Seiten durch Ermunterungen, Rath und That unterstützen, so werden die nützlichen Folgen davon bald merklich werden. Der allgemeine Unterricht wird bald so viele brauchbare Stimmen verschaffen, daß das Chor gut besetzt werden kann. Durch den verbesser-

ten Gesang des Chors wird das Wohlgefallen des Publikums vermehrt werden, und mit ihm die Kasse des Chors. Die Schüler, welche diese Unterstützung bedürfen, werden reichlicheren Unterhalt finden, und mit freiem Geiste und mit vermehrter Lust den Schulwissenschaften in der immer größeren Vervollkommnung des Gesanges obliegen. Es werden aus solchen gebildeten Chören wieder neue tüchtige Cantoren entstehen, die sich mit ihren Kenntnissen wieder anderwärts nützlich machen, und sie immer wieder verbreiten können, und diejenigen Chorschüler, welche sich dem Predigerstande widmen wollen, werden sich durch das Gesangstudium im Chore zum deutlicheren und ausdrucksvollern Kanzelredner gebildet haben, und an Andern, die dem Staate in andern Zweigen dienen wollen, wird man bald bemerken, daß auch sie durch die Bildung ihrer Stimme und Sprachorgane vermittelst der Singeübungen gewonnen haben, und zu den Geschäften des Lebens geschickter geworden sind. Auch bloß in gesellschaftlicher Beziehung hat die Beschaffenheit der Stimme schon einen so großen Eindruck, daß unsere Unterhaltung dadurch angenehm und anziehend, oder unangenehm und widerlich werden kann. Schon dieser Umstand allein sollte jeden jungen Mann veranlassen, jede Gelegenheit zu benutzen, die zur besseren Ausbildung seines Stimmorgans dienen könne. Auch als öffentliche Volksredner werden sich diejenigen vorzüglich qualificiren, die ihr Stimmorgan gehörig durch den Gesang ausgebildet haben. Der allgemeine Unterricht in der Musik ist daher nicht bloß für Chöre, nicht bloß für diejenigen, die einst Cantoren oder Sänger von Profession werden wollen, sondern für alle Stände von dem größten Nutzen.

Was das Chor- oder öffentliche Singen auf den Straßen anbetrifft, so ist davon schon oben, unter Singechor gehandelt worden. Was für Stücke das Chor eigentlich zu singen habe, ergiebt sich aus den Ursachen, um welcher Willen die Chöre errichtet worden, um die in den

Kirchen gewöhnlichen Melodien dem Volke bekannt und geläufig zu machen, und zugleich eine Anzahl von Sängern zu bilden, durch welche die Figuralmusik in den Kirchen bestellt werden kann. Alles, was diesen doppelten Zweck befördern kann, ist das eigentliche Geschäft des Singechors. Das Chor muß daher entweder Choralmelodien oder Motetten und andere geistlichen Gesänge singen, theils um den Geschmack an dieser Art von Musik zu verbreiten, theils um durch diese Uebung zur guten Ausführung der Figuralmusik in den Kirchen um so geschickter zu werden. Alles andere, wodurch beide Zwecke nicht befördert, sondern vielmehr gehindert werden, wie das Singen schlechter Arien, ist schädlich, und daher auf alle Weise zu vermeiden. In den Schulgesetzen des Göttingschen Pädagogiums ist schon im Jahre 1586 über diesen Punkt ganz bestimmt verordnet: daß wer von Thür zu Thür seinen Unterhalt, oder mit Erlaubniß des Chorvorstehers auf Gastmälern durch Singen sucht, der soll nur heilige, gottesfürchtige oder fromme und züchtige Gesänge absingen, sich aber der unsittlichen zu allen Zeiten und an allen Orten enthalten. *) Wenn unsere Chöre, nach einer solchen Verordnung, die überall zu achten ist, nicht sogleich lauter melodias sacras und pias singen dürfen, weil der Geschmack des größeren Publikums nach und nach zu sehr davon entwöhnt worden, so müssen sie sich doch wenigstens an die castas halten, bis allmählig durch vermehrte Bildung und Verschönerung des Gesanges auch jener mehr gangbarer werden kann. Was die Choräle betrifft, die das Chor zu singen hat, so ist es nicht genug, daß sie nur gesungen werden, sie müssen auch auf eine vorzügliche Art gesungen werden, so daß dadurch bei

*) Qui ostiatim victum quaeritando, aut in conviviis permissu Paedagogiarchae Musicam exercent, tantum sacras, pias, castas melodias decantanto, ab obscoenis omnibus temporibus, omnibus locis abstinento.

jedem Zuhörer ein Gefühl für den schönen, reinen Kirchengesang erweckt werde und dadurch auch der öffentliche Gottesdienst an Verschönerung gewinne. Hierzu ist nichts geschickter, als eine reine, einstimmige Harmonie, die nach dem Geiste und Character der Melodie, und in ihrer wahren alten, unverfälschten Tonart in allen einzelnen Stimmen gangbar eingerichtet ist. Die schönsten Choräle, die wir in dieser Art besitzen, und die keine andere Nation von ähnlicher Vortrefflichkeit aufzuweisen hat, sind von J. S. Bach. Diese sind allen Chören zu empfehlen, nicht nur wegen des edlen, einfachen Styls, der der Erbaulichkeit sehr zu Statten kommt, sondern auch wegen der schönen Harmonie, die als eine nützliche Uebung in der reinen festen Intonation und im Treffen dienen kann. Auch bei den Motetten und anderen geistlichen Figuralgesängen kommt sehr viel auf eine zweckmäßige Auswahl an; denn auch bei ihnen muß auf die Einfachheit des Styls gesehen werden; denn die verwickelteren Kompositionen dieser Art, wie z. B. die Fugen, oder fugenartig gearbeitete Motette sind, dürfen nur sparsam, wenigstens nicht eher gebraucht werden, als wenn ein Chor schon so gebildet ist, daß es sie mit gehöriger Leichtigkeit und daraus entstehender Deutlichkeit und Faßlichkeit vortragen kann; denn ohne einen leichten und faßlichen Vortrag bleiben sie dem ungeübten Zuhörer unverständlich und können daher weder erbauen, noch vergnügen; allein zur Uebung in den Schulen muß man sie beibehalten, weil durch nichts so sichere und gute Treffer im Singen gebildet werden können, als durch sie. Bei den Choralstücken, sie mögen im Styl so einfach und faßlich seyn, wie sie nur wollen. so muß doch immer darauf gesehen werden, daß alle vier gewöhnliche Stimmen in der Harmonie derselben hinlängliche Beschäftigung und Uebung finden. Viele unserer jetzigen Schulmänner tragen auch die Schuld, daß die Chöre nicht recht in Aufnahme wieder kommen wollen; denn diese Männer haben

in ihrer Jugend keinen Musik-Unterricht genossen, und was man nicht kennt, kann man auch nicht schätzen, daher blicken sie auch nur so nebenbei auf die Musik, als ein Nebenzweig des Wissens; allein sie bedenken nicht, daß die Wissenschaften die Künste befördern, und die Künste die Wissenschaften; denn beide gedeihen am besten, wenn sie Hand in Hand gehen. Seitdem der allgemeine Musikunterricht in den Schulen vernachlässiget worden, findet man noch selten einen Schullehrer, der von Musik etwas weiß, und die davon nichts wissen, hegen auch die Meinung, daß das Studium der Musik die Fortschritte der Jugend in den andern Schulkenntnissen hemme. Aus einer so irrigen Ansicht entsteht dann eine Geringschätzung der Kunst und ihrer Beflissenen, beständige Ermahnungen an die jungen Leute, keine Zeit auf die Erlernung derselben zu verwenden, und die jungen Leute ohnehin sich solches nicht zweimal sagen lassen, so wird dadurch diese so wichtige Kunst hintenangesetzt. Durch solche Mittel können aber alle Wissenschaften und Künste nach und nach unterdrückt werden. Und kann man sich da wohl wundern, sagt Forkel, wenn Viele das durch solche Hinderungen entstehende kalte faule Ding nicht mehr hören mögen, und daß sie mit dem Amos, Cap. 5, Vers 23. ausrufen: Thue nur weg von mir das Geplerre deiner Lieder; denn ich mag deines Psalterspiels nicht hören!

Singelerche, Singlerche; eine Benennung der Ackerlerche, s. unter Lerche, Th. 77, S. 166 u. f.

Singemeister, Sangmeister, ein Meister im Gesange oder in der Singekunst, der diese Kunst nicht nur ausübt, eine besondere Fertigkeit oder Geläufigkeit darin hat, sondern sie auch Andere lehrt. Die größten Meister im Gesange fand man ehemals in Italien, woselbst diese Kunst wegen des Kirchengesanges besonders kultivirt ward, jetzt aber sehr gesunken

ist; aber auch in Deutschland fehlt es in der neuern Zeit nicht an Meistern im Gesange. Ein Mehreres hierüber, s. unter Tonkunst, in T. und unter Vokalmusik, in V.

Singen, ein unregelmäßiges Zeitwort, eigentlich der Mittelgattung, welches einen gedehnten helltönenden Laut vorbringen bedeutet, welchen Laut dieses Zeitwort genau nachahmt. Man braucht es daher noch im gemeinen Leben häufig von gewissen Dingen und Werkzeugen, welche diesen Laut hervorbringen; man sagt dann sie singen. Weil man das Pfeifen der Kanonenkugeln in der Luft ehemals auch singen nannte, so führt daher auch eine Art Karthaunen oder großer Kanonen, welche 45 Pfd. schoß, den Namen der Singerin, die auch deshalb die Nachtigall genannt wurde. Das Isländische syngia wird auf ähnliche Art von dem Schwirren des Schwerdtes in der Luft gebraucht. Hierher gehört auch der Fehler der Aussprache, wenn man nämlich die Sylben mit einem gedehnten helltönenden Laute ausspricht; da es denn ganze Provinzen und Völkerschaften giebt, welche im Reden singen, wie z. B. die Sachsen ꝛc. Im engeren Verstande oder in gewöhnlicher Bedeutung ist singen, dem Ohre angenehme Beugungen der Stimme, abwechselnde, lieblich klingende Töne vermittelst der Stimmwerkzeuge hervorbringen. So sagt man von gewissen Vögeln, daß sie singen, weil sie solche abwechselnde, wohlklingende Töne hervorbringen können; wofür man auch schlagen gebraucht, z. B. die Nachtigall schlägt im Dickigt des Gehölzes und das Echo wiederholt ihre schmetternden Töne; daher machen die Sang- oder Gesangvögel eine eigene Klasse aus. Noch mehr gebraucht man es von der menschlichen Stimme, sowohl als ein Neutrum, als auch active, vermittelst des Singens ausdrücken. Singen lernen;

schön, schlecht, schwach, stark singen. Nach Noten singen. Zur Laute, Guitarre, dem Fortepiano, Claviere ꝛc. singen. In der Oper, im Conzerte, in der Akademie, in der Schule singen. Durch die Nase singen, wenn der Ton mit der Kehle an den Gaumen des Mundes angedrückt wird. Durch die Fistel singen, fistuliren, eine Stimme zu erzwingen suchen, die man von Natur nicht hat. Einem singen, in der höheren Schreibart, ihm zu Ehren, zu seinem Ruhme singen. So auch thätig: Ein Lied, einen Psalm, eine Arie singen; die Messe singen. Den Alt, den Discant, den Tenor, den Baß singen. — Figürlich. 1. Einen singen, ihn besingen, in der höheren Schreibart. Dich sang der Jungfrauen Chor, das Kränze für Dich wand. Cron. —— 2. Sein Vergnügen singen, auch in der dichterischen Schreibart; sein Vergnügen durch singen an den Tag legen. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde sangen ihr Entzükken, Geßn. — 3. Dichten, Verse machen, gleichfalls nur in der poetischen Schreibart, in welcher diese Bedeutung schon bei den Schwäbischen Dichtern vorkommt; wahrscheinlich weil die ältesten Dichter ihre Gedichte gleich hersangen; daher die Minnesänger, welche ihre Gedichte der Liebe gleich hersangen. — Die im gemeinen Leben übliche Redensart: da hilft kein singen noch sagen, das ist, kein Verbiethen, ist schon alt, und wurde von den Schwäbischen Dichtern sehr häufig für singen und dichten gebraucht.

Kein singen und kein sagen
Vermag den Tod zu jagen.

Opitz.

Ueber das Singen, als eine sehr weitläuftige Kunst, s. den Art. Singekunst, und die Art. Tonkunst

und Vokalmusik, auch Volksgesang, unter T. und V.

Singend, in der Musik, beim Tonsetzer, eine Hauptregel ein Gedicht, Musikstück ꝛc. singend oder cantabel zu setzen, welche Regel sowohl die einzelnen Fortschreitungen jeder Stimme, als auch die Melodie eines ganzen Stückes einschließt, die je singbarer sie ist, je mehr kommt sie dem leidenschaftlichen Gesange der Menschenstimme nahe. Wenn der Tonsetzer hierin glücklich seyn will, so muß er selbst singen können; fehlt ihm indessen diese Gabe, hat ihm die Natur die Stimme schön klingend abzustufen versagt, so muß er wenigstens die Gegenstände in Gedanken singen; er muß nie unterlassen gute Sänger zu hören, und auf ihren Vortrag genau achten; er muß ferner die Werke solcher Meister studieren, die den Gesang in ihrer Gewalt haben, und sich nicht in bloßen Melodien, ohne alle Begleitung üben, ehe er anfängt zu denken oder zuschreiben; denn mangelt einem Tonstücke diese Eigenschaft, so fehlt derselben das Wesentliche; es wird uns dann gewiß weniger vergnügen und sogar kalt lassen. Mangeln dem Tonsetzer dagegen diese Eigenschaften nicht, kann er seine Gefühle durch die Stimme in den abstufendsten Tönen geben, so wird er auch durch seine Setzung, durch sein Tonstück das Gefühl in Anspruch nehmen.

Singer, Singerin, ist jetzt veraltet, man sagt dafür Sänger und Sängerin; s. diesen Artikel, Th. 136, S. 359 u. f. Die Singerin, ein Geschützstück, s. oben, unter Singen.

Singepult, ein Pult, vor welchem man singt, das Notenpult, s. diesen Art., Th. 102, S. 691.

Singeschnacke, Singschnacke, Culex pipiens, s. Moskite, Th. 94, S. 580.

Singeschule, s. Th. 149, S. 325, Schule (Gesang-).

Singeschüler, s. daselbst, und oben, unter Singekunst.

Singespiel, ein dramatisches Stück, welches gesungen wird; Italienisch Opera; s. Oper, Th. 106, S. 143 u. f.

Singestimme, in der Musik, diejenige Stimme, welche gesungen wird. Es giebt vier solcher Stimmen, nämlich: den Diskant, Alt, Tenor und Baß; s. oben unter Singekunst, und die Art. Singen und Singend.

Singestück, in der Musik, ein musikalisches Stück, welches gesungen wird.

Singestunde, der Unterricht in der Musik nach Stunden, und eine solche Stunde, in welcher derselbe von einem Gesanglehrer oder Singemeister ertheilt wird; s. Singemeister. Man sagt daher von dem Lernenden, Lehrlinge: in die Singestunde gehen; Singestunde haben; und von dem Lehrer: Singestunde geben, abhalten ꝛc.

Singetanz, ein nur in der Deutschen Bibel befindliches Wort, einen Tanz zu bezeichnen, bei welchem gesungen wird.

Singevogel, Singvogel, Gesangvögel, Passeres, nach dem Linné, die sechste Ordnung der Vögel, die aber auch Vögelarten in sich begreift, die keinen Gesang von sich hören lassen, wie die Tauben. Zu den Singevögeln gehören die Nachtigall, Lerche, Drossel, Grasmücke, Schwalbe, der Finke, Distelfinke, Hänfling, Zeisig, Kanarienvogel, Ortolan, das Rothkelchen ꝛc. Ein Mehreres hierüber, s. weiter unten, und unter Vogel in V.

Man kann den Gesang der Vögel, besonders den der Nachtigall, Lerche, Amsel, auf eine täuschende Weise, mit einem ganz einfachen Instrumente, welches man sich selbst schnitzen kann, nachmachen. Man nehme ein drei oder ein vier Linien breites und ungefähr 1 Zoll langes Knoblauchs- oder Lauchblatt, an dessen Mitte

man vermittelst des Daumnagels eine kleine Kerbe in Gestalt eines Halbzirkels eindrückt, um daselbst nur das weiße, ungemein zarte Häutchen, welches diese Pflanze bedeckt, stehen zu lassen. Diese Kerbe hat die Gestalt eines zerbrochenen halben Sechserstücks. Das Häutchen muß an sich rein und sauber, gut gespannt und ohne Falten oder Ritzen am Rande sein, weil sich sonst das Gekrächze einer Krähe oder eines Raben, anstatt einer Nachtigallen-Stimme hervorbringen lassen würde. Man legt dieses kleine Instrument als einen Halbzirkel zusammen, wie man, jedoch auf eine umgekehrte Art, einen Kamm mit Papier bedeckt, um darauf schnarrend zu singen. Man legt es an den Gaumen vor dem Eingange der Kehle, jedoch dergestalt, daß das blasende Häutchen mit der gewölbten und nicht mit der hohlen Oberfläche in den Mund gekehrt ist, weil sonst die durch den Gesang erregten Vibrationen oder zitternden Schwingungen der Vogelstimme gehindert und das Häutchen ausgetrocknet und überspannt würde. Wenn sich nun das singende Blatt in der rechten Lage befindet, und man die geringste Bewegung mit der Kehle macht und den Wind aus den halbgeöffneten Mund hervorbläßt, wie wenn man gegen ein Glas hauchen wollte, um dasselbe zu erwärmen, so erregt man einen scharfen Ton, welcher beinahe wie der Laut eines Flaschenettchens klingt. Auf diese Art wird fortgeblasen, und man bemühet sich, den Ton des Buchstabens R herauszubringen, ohne dabei die Zunge zu bewegen, indem man bloß das Schlundzäpfchen spielen läßt, wie die Hunde, wenn sie knurren, wodurch der gedachte scharfe Ton in so weit abgeändert wird, daß er mit den Vogelkehlen mehr Uebereinstimmung bekommt. Legt man, anstatt des Buchstaben R mit der Kehle artikulirt herauszustoßen, die Zunge gegen den Gaumen, um die Silbe tschi auszusprechen, so bringt man einen

andern Gurgelton hervor, welchen die Vögel öfters unter ihre Gesänge mischen. Eben so bringt man den Schlag der Nachtigall heraus, wenn man die drei vorhergehenden Laute beinahe auf folgende Art unter einander verbindet und damit wechselt, als: Ueu, ůu, ůu, ů, ů, ů, tschi, tschu, tschi, tschu, tschi, ru, ru, ru, ů, ů, ů, ru, tschi. Alle diese Töne lassen sich ohne die mindesten Gesichtsverzerrungen, bloß durch die Bewegung der Zunge und des Gaumens der Natur gemäß nachmachen, um entweder die Nachtigallen herbeizulocken, und dadurch die Vergnügungsörter im Freien, in den Thiergärten zu verschönern, oder um der Gesellschaft ein unerwartetes Winterkonzert ohne den mindesten Aufwand zu geben. S. Fig. 8717. — Welche Töne die Nachtigall hören läßt und wie sie durch articulirte Sylben und Worte, jedoch nur in der Nachtigallensprache, ausgedrückt werden können, s. unter Nachtigall, Th. 100, S. 145.

Was das Singen oder den Gesang der Vögel anbetrifft, so ist darüber noch sehr wenig in wissenschaftlicher Hinsicht gesagt worden, theils können Naturforscher diesem Gegenstande nicht gehörig ihre Aufmerksamkeit widmen; auch sind sie oft selbst zu wenig musikalisch, um hierdurch zu Beobachtungen angezogen zu werden, theils sind die Singevögel, wenn gleich überall als Stubenvögel gezogen, doch nicht bei den Klassen eines Volkes so im Ansehen, die über ihren Gesang künstlerische Beobachtungen anzustellen im Stande sind; denn größtentheils findet man die meisten unserer Waldsänger, außer der Nachtigall — der Kanarienvogel kann nicht hierher gerechnet werden — nur in den Stuben der Handwerker ꝛc., und die wenigen, wie Grasmücken, Hänflinge, Finken ꝛc., die hin und wieder auch von angesehenen Personen gehalten werden, werden doch in Hinsicht ihres Gesanges, harmonisch betrachtet, zu wenig beachtet, und also ist dieser, gewiß nicht unwichtige, Gegenstand der Forschung

nur von einigen Wenigen beobachtet worden. Ich folge hier den Beobachtungen über den Gesang der Vögel von Games Barrington, ehemaligem Vicepräsidenten der Königl. Societät der Wissenschaften in London. Das Erste, was bei den Vögeln zu merken ist, oder worauf man merken muß, ist der erste Ton oder Laut, den der junge Vogel von sich giebt, und wodurch er sein Verlangen nach Futter oder Nahrung zu erkennen giebt. Dieses sogenannte Zwitschern ist, wenn man genau darauf merkt, in allen Nestern verschieden, so daß der Kenner, ohne das Nest zu sehen, den darin liegenden Vogel nennen kann. Dieses Geschrei, welches der junge Nestling nach kurzen Zwischenräumen wiederholt und der beiden Geschlechtern gemein ist, ist eine Klage, verliert sich bei dem älter werden des Vogels gänzlich, so daß man es in seinem Gesange nicht wieder hört. Nach einem Monate bringt der Vogel einen andern Laut hervor, den man das Anschlagen nennt. Dieser Ton ist in den meisten Fällen eine Wiederholung eines und eben desselben Ausdrucks. Der Vogel behält ihn Zeitlebens und sowohl das Männchen, als das Weibchen bringt ihn hervor. Die nächste Stufe der Stimme des Vogels ist das Pfeifen oder Singen. Schon der Nestling bemühet sich zu singen und der oben erwähnte Schriftsteller hat Beispiele von Vögeln, die schon vor dem ersten Monate ihres Alters zu singen anfingen. Dieser erste Versuch ist keine Leiter für den künftigen Gesang, es sind nicht die Anfangsgründe, auf denen er fortbauet; denn nur nachdem er älter und stärker geworden, fängt er an nachzuahmen. Man muß den Fleiß in der Uebung beim jungen Schüler bewundern, und sobald er einer Passage gewachsen ist, so erhebt er seine Stimme, und sobald er an eine ihm noch schwere Stelle kommt, so läßt er seine Stimme sinken. Was der junge Sänger nicht richtig intoniren kann, darüber eilt er hinweg; er läßt seine Stimme sinken, als wolle er nicht gehört seyn. Gewöhnlich fährt der junge Vogel

noch zehn oder eilf Monate zu singen fort, wo er dann geschickt ist, jede Stelle seines Gesanges auszudrücken. Dieser Gesang bleibt ihm nun eigenthümlich während seiner ganzen Lebenszeit, obgleich er einzelne Passagen von andern Vögeln leicht annimmt, und dadurch eine Variation in seinen Gesang bringt, die oft sehr lieblich klingt, ohne das Eigenthümliche seines eigenen Gesanges zu stören. Dieses letztere ist jedoch nur bei Stubenzöglingen der Fall, nicht bei den Sängern im Freien, die ihren Gesang nie ändern. Wenn der Vogel zu dieser Vollkommenheit gelangt ist, so sagt man von ihm: er singe seinen Gesang durch, das heißt, mit allen Variationen, die er zusammenhängt und ohne eine Pause zu machen durchsingt. Der oben genannte Schriftsteller bestimmt den Gesang eines Vogels so, daß er in drei oder mehreren verschiedenen Noten bestehe, die ohne Unterbrechung auf einander folgen, in einer Zeit, da ein Pendel vier Secunden schwingt. Durch die erste Forderung dieser Definition schließe ich das Rufen eines Kukuks oder das Locken einer Henne aus, welches nur aus zwei Noten besteht. Der kurze Anschlag der Singvögel, der mit jeder andern gar nicht übereinkommt, unterscheidet sich selbst von dem eigentlichen Gesang des Vogels, weil er nicht vier Sekunden dauert. Der Ausdruck des Kukuks und der Henne ist mehr als bloßer Anschlag; aber er erreicht nicht den Gesang. Man kann diese Gattung der Stimme, wo zwei Ausdrücke aufeinander folgen, den doppelten Anschlag nennen.

Die Stimme des Vogels ist so wenig angeboren, als die Sprache des Menschen; sie hängt lediglich von dem Lehrer ab, unter dem der Vogel erzogen wird, und von der Gelehrigkeit, mit der seine Organe die Töne, die er oft hört, nachahmt. Barrington hat die meisten Versuche über diesen Gegenstand mit männlichen Hänflingen angestellt, die schon fliegen konnten, und eben das Nest verlassen hatten. Er fand, daß diese Vögelart sehr gelehrig ist und leicht nachahmt. Man kann das Hähn-

chen an der weißen Farbe des obern Theils der Flügel leicht von dem Weibchen unterscheiden; denn beim Männchen reicht die weiße Farbe fast an den Schaft des Federkiels, bei dem Weibchen kaum an die Hälfte der Fahne. Bei den andern Arten von Singvögeln unterscheidet man das Männchen nicht so leicht. Man hat aber auch Weibchen, die so schön singen, als die Männchen, allein diese Fälle sind eben so selten, als wenn eine gemeine Henne kräht, besonders findet man sie unter den Kanarienvögeln, aber auch unter den Waldvögeln Deutschlands sollen sie sich finden, so will Barrington ein paar Weibchen von denselben in England gefunden haben, die gleich den Männchen singen. Hieraus wollen Einige auch die Vermuthung nehmen, daß alle Papageyen, Elstern, Staare ꝛc., die gar nicht sprechen, Weibchen seyn sollen. — Um nun in der Gesangskunst der Vögel weiter zu gehen, erzog der eben genannte Schriftsteller junge Hänflinge neben drei Gattungen von Lerchen, die am besten singen, der gemeinen Lerche, der Heidelerche und der Feldlerche, jeder Hänfling nahm statt des eigenthümlichen Gesanges, den Gesang seiner Lehrerin an. Als der von der Feldlerche unterrichtete Hänfling fertig singen konnte, wurde er auf ein Vierteljahr zu zwei gemeinen Hänflingen gethan, die im vollen Singen waren. Der Feldlerchen-Hänfling nahm nicht das Geringste aus dem Gesange des gemeinen Hänflings an, sondern behielt den Gesang seiner Lehrerin, ohne ihn zu verändern. Es wurde nun ein Versuch mit einem Europäischen Nestling gemacht, ob er die Stimme eines Afrikanischen Vogels annehmen würde; auch dieses gelang vollkommen. Der Afrikanische Vogel war vom Finkengeschlechte und führte den Namen Vengolina, und der junge Hänfling ahmte seiner Afrikanischen Lehrerin so vollkommen und auf das genaueste nach, daß man einen von dem andern am Gesange nicht unterscheiden konnte; auch mischte er keinen Laut des Hänflingsgesanges

ein. In einigen andern Versuchen behielt der Nestling immer etwas von seinem eigenthümlichen Gesange bei, welches daher kam, daß die jungen Vögel aus dem Neste genommen worden, als sie drei Wochen alt waren, in welcher Zeit sie von ihren Eltern den einfachen Anschlag, in einem einzigen Tone bestehend, lernten. Der junge Hänfling ist bis zum siebenten Tage blind, um so aufmerksamer ist er auf die Locke seiner Eltern, weil diese ihm Futter verheißt, und daher wird ihm diese Stimme auch zuerst eigen und imprimirt sich so fest, daß er sie nicht wieder verliert. Der oben genannte Schriftsteller hatte Gelegenheit einen Hänfling und Finken zu sehen, die zwei Tage nach ihrem Herauskriechen aus dem Eye aus dem Neste genommen und aufgefüttert worden. Der eine dieser Vögel hatte, weil er keine andern Töne nachahmen konnte, die Worte Pretty boy (guter Junge) und einige andere Sätze aussprechen lernen. Der Finke wurde in der Stadt Knigthon in Radnorschire aufgefuttert und hatte den Gesang eines Hänflings angenommen, der neben seinen Käfich gehängt worden. Diese Facta scheinen zu beweisen, daß die jungen Vögel keinen angeborenen Begriff von der gewöhnlichen Stimme ihrer Art haben. Man könnte hier freilich einwenden, daß die jungen Vögel in ihrem freien Zustande schon so genau den Gesang ihrer Eltern nachahmen, daß man schon diesen oder jenen Gesang von einem Vogel erwartet, noch ehe man ihn hört; allein dieser Einwendung kann dadurch begegnet werden, daß der junge Vogel nur seine Aufmerksamkeit auf den Unterricht seines Vaters wendet, und daher auf den Gesang aller andern Vögel um ihn herum nicht achtet; auch gewahrt man, daß sich die Vögel einer Gattung immer zusammen zu halten suchen, weil sie durch den gleichartigen Gesang herbei gelockt werden, nicht durch die Nachahmung. So findet man in einem Gehölze die Hänflinge, Zeisige, Finken, wo jede Gattung so ziemlich in einem Bezirke sich aufhält, oder

man tcifft doch wenigstens, wo man einen Hänfling oder Finken schlagen hört, immer mehrere seiner Gattung an, die vielleicht der Gesang herbeilockte, wenn sie wirklich in dem Gehölze zerstreuet waren, und daher kommt es auch gewiß, daß die jungen Vögel einer Art leichter einen Gesang auffassen, der sie nicht allein von dem Vater, sondern auch von den Genossen gelehrt wird. Barrington sagt zwar: daß junge Kanarienvögel oft in einem Zimmer aufgezogen würden, worin sich Vögel von mehreren Gattungen befänden, und doch nehmen die Ersteren nur den Gesang ihres Vaters an; indessen weiß ich auch aus eigener Erfahrung, daß ein junger Kanarienhahn, der im Zimmer mit Hänflingen und Stieglitzen zusammenhing, den Schlag der Letztern annahm, und ihn mit dem seinigen vermischte, und dergleichen Beispiele giebt es mehrere. Merkwürdig ist aber Barrington's Versuch mit einem Sperlinge. Wie bekannt, bringt der gemeine Hausperling in seiner Freiheit keinen andern Ton hervor, als ein Zwitschern, und um hierüber eine gewisse Anzeige zu haben, ob dieses in dem Unvermögen des Vogels andere nachzuahmen liegt, oder ob es bloß die Aufmerksamkeit des jungen Vogels auf den Ton seiner Eltern ist, nahm derselbe einen Sperling, der eben fliegen konnte, aus dem Neste und erzog ihn bei einem Hänfling, neben dessen Bauer ein Distelfink hing, und seine Stimme wurde eine Mischung vom Distelfinken und Hänfling. Er erzog ferner ein junges Rothkelchen bei einer Nachtigall, die bald mit Schlagen aufhörte und deren Gesang auch in 14 Tagen verstummte. Dieses Rothkehlchen sang nachher drei Viertel von dem Gesange der Nachtigall, das andre ihres Gesanges war dasjenige, was die Vogelsteller verwirrte Töne nennen. Der Käfich mit dem Rothkehlchen wurde hierauf dem Bauer mit der Nachtigall näher gebracht, als einem andern Vogel, wo Barrington bemerkte, daß der junge Schüler dem Lehrer nachahmen wollte, dem er am nächsten war. Aus

verschiedenen andern Versuchen, die der eben genannte Schriftsteller anstellte, machte derselbe den Schluß, daß es sehr ungewiß sey, welchen Gesang der junge Vogel anzunehmen Willens sei, und daß es oft eine bloße Mischung werde, wie z. B. der mit dem Sperlinge angestellte Versuch. *) Bei dem Versuche, ein Rothkehlchen bei einer Nachtigall aufzuziehen, gewahrte Barrington, daß sich der junge Vogel vorzüglich an den Ton hielt, den er zuerst hörte, wenn er von dem Neste genommen wurde; auch glaubt derselbe, daß wenn die Nachtigall noch im völligen Singen gewesen wäre, ein vierzehntägiger Unterricht hinreichend gewesen seyn würde. Auch der Versuch, ein junges Rothkehlchen auf einen Monat ganz nahe neben einem Heidelerchen-Hänfling, der sich im vollen Gesange befand, zu erziehen, es dann in ein ander Zimmer zu bringen, wo es nur einen ganzen Lerchen-Hänfling hörte, zeigte daß der Nestling nicht einen einzigen Ton des Heidelerchen-Hänflings mehr angab, ob er gleich wieder neben seinen ersten Lehrer gehangen wurde, er behielt den Gesang des gemeinen Lerchen-Hänflings. Die Versuche, die gemacht worden, um die Umstände ausfindig zu machen, die einen Vogel diesen oder jenen besondern Ton annehmen lassen, wenn er von dem Alten weggenommen worden, brachten zu keinem sichern Resultate, nur so viel ließ sich annehmen, daß der Vogel ihn in der Periode annimmt, da er sich zu diesem oder jenem Gesange determinirt. — Ueber den Vogelgesang überhaupt, sagt nun Barrington noch Folgendes.

---

*) Dieselbe Erfahrung habe ich auch oben, S. 371, schon angeführt. Mit dem Sperlinge, der doch eigentlich kein Singevogel ist, wenn auch das ganze Geschlecht der Singevögel nach ihm, wegen der Gestalt des Schnabels ꝛc., Passeres benannt wird, ist der Versuch, ihn singen zu lehren, merkwürdig und verdiente wohl, daß mit demselben mehrere Versuche auf die genannte Art angestellt würden.
Kth.

Mit Entzücken redet jeder Dichter von der Harmonie des Gesanges der Vögel in den Wäldern, und dennoch scheinen sie es nur als ein ergötzendes Geräusch anzusehen, ob sie gleich ein musikalisches Ohr haben. Man vergleiche das Singen eines Landmannes mit der Stimme eines Städters, so wird die Letzte bei weitem den Vorzug über jene Erste haben; dasselbe wird man finden, wenn man die Stimme eines Landmädchens mit der eines Dienstmädchens in der Stadt vergleicht, da die Ersteren höchst selten nur erträglich singen. Hierdurch soll nicht behauptet werden, daß die Landleute weniger musikalisches Gehör haben, als die Einwohner der Städte, sondern nur, daß die Letzteren mehr Gelegenheit, als jene haben, sich zu bilden. — Die Einwohner einer Residenz können auch von dem Gesange eines Vogels besser urtheilen, sie hören jeden Vogel in ihrem eigenen oder in den Nachbarhäusern deutlicher; auch singt der im Käfiche eingesperrte Vogel länger, als der in Freiheit lebende. Die Landleute hören dagegen den Gesang der Vögel in den Wäldern nur einige Monate im Jahre. Die Menge der Töne verhindert sie, auf den Gesang eines Vogels vorzüglich zu merken; auch bleibt der Vogel nicht lange genug an einem Orte; dann giebt auch der Vogel im Walde nicht alle Töne seines Gesanges an, obgleich er laut genug schlägt. Aus diesen Gründen konnte ich nie in diesem Stücke auf den Ausspruch einer Person, die nicht in London gewohnt hatte, bauen, und einen stärkeren Beweis kann man wohl nicht verlangen, als daß die meisten Leute in London, welche Kanarienvögel halten, genau anzugeben wissen, ob der Vogel einen Feldlerchen- oder Nachtigallengesang hat. Kein Gesang eines Vogels ist leichter zu unterscheiden, als der Gesang einer Nachtigall, und den auch die Kanarienvögel, welche von den Tyrolern eingeführt werden, in einigen Stellen haben; ein anderes ist dieses mit den anderen Waldvögeln. —

Die Vögel singen in ihrer Freiheit nicht über zehn Wochen im Jahre, welches jedoch bei einigen Hähnen verschiedener Vögel eine Einschränkung erleidet, welcher Umstand von einer vorzüglichen Stärke der Muskeln des Kehlkopfes herrührt. Ich fing ein Nachtigallmännchen, ein Paar Amseln beides Geschlechts, ein Paar

Krähen desgleichen, und ein Häuflingsmännchen. Diese secirte der berühmte Anatomiker Herr Hunter aus Gefälligkeit für mich; ich ersuchte ihn besonders auf diejenigen Werkzeuge seine Aufmerksamkeit zu verwenden, die man für die Organe des Gesanges etwa halten könne. Hunter fand die Muskeln des Hinterkopfs einer Nachtigall stärker, als sonst eines Vogels der Art, und in allen den Fällen, wo er sowohl Männchen, als Weibchen secirte, fand er diese Muskeln bei den Männchen immer stärker. Bei Dohlen, die der genannte Anatom von beiden Geschlechtern secirte, fand sich kein Unterschied, obgleich diese Vögelart nicht singt, sondern nur ein gellendes Gekrächze hören läßt. Stärke in den Muskeln des Kehlkopfs scheint daher nicht das einzige Erforderniß zu seyn, sondern auch ein beständiger Ueberfluß des Futters, welches die Vögel in den Käfichen am besten beweisen, die den größten Theil des Jahres hindurch singen, wenn die in der Freiheit lebenden Vögel nur einige Monate singen.

Die Nahrung der Singvögel besteht in Pflanzen, Insekten oder Samenkörnern. An den beiden ersten Nahrungsmitteln ist im Frühling der größte Ueberfluß. An Sämereyen, die sie erst im Spätsommer und Herbste finden, ist in cultivirten Ländern kein großer Ueberfluß; denn die Samenkörner auf den Wiesen werden durch's Mähen, auf den Weiden durch Abbeißen des zahmen Viehes oder Wintermähens, und auf den Kornfeldern durch den Pflug eingescharrt und zerstreut; auch liegen die meisten Körner allen zarten Vögeln zu tief. — Viele erklären das Singen des Männchens im Frühlinge aus der Wollust, welche sie während des Brütens empfinden sollen; allein diese erwägen nicht, daß der bei weitem größte Theil der Vögel gar nicht singt, und warum sollte der Schöpfer sie des Vergnügens beraubt haben? Der Vogel in einem Käfiche singt neun bis zehn Monate im Jahre, kann also aus diesem Grunde dazu nicht bewogen werden, im Gegentheil rührt dieses von dem Wetteifer mit anderen Vögeln her, oder fast gegen alle die Arten, welche nur ein anhaltendes Geschrei machen. Der Vorzug im Gesange giebt den Vögeln einen bewunderungswürdigen Vorzug unter sich über alle andere nicht singende, welches auch die Vogelsteller von der bezau-

bernden Gewalt ihrer Lockvögel sehr wohl wissen, von welchen sie behaupten, daß sie deswegen früher mausern. Daß das Singen der Vögel nicht von der Aufmerksamkeit auf das Weibchen herrührt, davon hat mir ein sehr erfahrner Nachtigallenfänger eine sehr entscheidende Erfahrung mitgetheilt. Nämlich einige dieser Vögel fingen an zu schlagen in dem Augenblicke, da sie gefangen genommen wurden. Er brachte mir eine Nachtigall, die nur erst wenige Stunden in einem Käfiche gesessen hatte, und schon ihren ganzen Gesang hören ließ, obgleich dieses Thier in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft so traurig ist, daß es sieben bis acht Tage gefüttert werden muß, weil es sonst nicht von selbst frißt, auch muß man ihm die Flügel binden, damit es sich nicht durch das Anschlagen an den Käfich tödte *). Ich glaube es ist kein Beispiel von einem Singevogel, der an Stärke unsere Amsel übertreffen sollte, welches vielleicht von der Schwierigkeit herrührt, die diesen Vogel hindert, sich leicht zu verbergen, wenn er einmal die Aufmerksamkeit der Feinde auf sich gezogen hat. Daher möchte ich auch lieber behaupten, daß die Weibchen der Vögel deshalb nicht singen, um sich nicht beim Brüten einer größeren Gefahr auszusetzen, welches auch vielleicht die Ursache ist, warum sie weniger große Federn und gar keine Federbüsche haben **).

Ich wende mich nun zu der Betrachtung, in wie fern ein Singvogel musikalische Intervalen kennt, die nur bis zu den Semitönen von uns angegeben werden,

---

*) Ueber die Lebensart und den Gesang der Nachtigallen, sehe man den Art. Nachtigall, Th. 100, S. 139 u. f. nach. Kth.

**) Daß die Männchen wirklich weit heller und kräftiger beim Brüten der Weibchen singen, haben nicht nur aufmerksame Naturforscher genau beobachtet, sondern auch Vogelfänger; auch gewahrt man dieses bei den Hausschwalben, daß das Männchen in der Nähe des Nestes auf dem Dache, einer Dachrinne ꝛc. sitzt, und seiner Gefährtin durch seinen Gesang gleichsam die Zeit beim Brüten vertreibt; auch der Sperlingshahn hüpft zwitschernd oder schreiend hin und her in der Nähe seines Nestes. Auch die Bemerkung, daß der Vogel im Käfiche neun bis zehn Monate singe, ist wohl nicht ganz richtig; denn nicht nur die Mauserzeit dauert etwas lange, während welcher Zeit, auch noch nachher, sie nicht singen, sondern auch die Zeit der Paarung wird von ihnen im Käfiche beobachtet, in welcher sie nur den Ruf nach dem Weibchen hören

welche wir leicht angeben können, indem wir den Finger leise über eine Saite herführen, oder nach und nach die Löcher einer Flöte zu halten, indessen können wir kleine Intervallen, z. B. Vierteltöne nicht ausdrücken. Einige Stellen in dem Gesange mehrerer Arten unserer Vögel stimmen mit den Intervallen unserer musikalischen Skala überein, wovon unser Kukuk ein bekanntes Beispiel giebt; allein der größte Theil des Gesanges der Vögel ist des musikalischen Ausdrucks nicht fähig, welches aus folgenden Ursachen herrührt. Erstlich ist oft die Geschwindigkeit zu groß und es ist ungewiß, wo der Vogel pausirt, so daß wir auf gar keine Art die Passage des Gesanges auf Takte reduciren können. Die zweite Ursache ist: Die Höhe der Töne bei den meisten Vögeln, übertrifft um ein Beträchtliches die höchsten Töne auf unserem Instrumente. Da nun sowohl die obern Theile eines Instruments, als auch die unteren selten gebraucht werden, so sind wir auch nicht so gut mit den untersten und höchsten Octaven, als mit den mittlern bekannt. Nun aber ist der Ton, worin ein Singvogel anfängt, schon höher, als alle Töne eines Instruments, es wird uns daher noch schwerer, wenn wir diese Töne durch Noten ausdrücken wollen. Das dritte und unüberwindliche Hinderniß, weshalb der größte Theil des Gesanges der Vögel des musikalischen Ausdruckes nicht fähig ist, ist, daß die Intervallen der Vögel gewöhnlich so gering sind, daß wir von unseren weit größeren Intervallen, worein wir unsere musikalische Oktave theilen, auf diese gar nicht urtheilen können. Man sollte daher bei der Meinung derjenigen eine Erinnerung machen, die behaupten, die Griechen und Römer hätten solche kleinere Intervallen der Octave gekannt, also daß auch die Alten Organe gehabt haben, die die Natur ihren ausgeartteen Nachkommen versagt habe. Ob wir gleich die feineren und nicht zu empfindenden Zwischentöne in dem Gesange

---

lassen, und gleichfalls nicht singen, worüber überhaupt also mehrere Monate hingehen. Daß sie übrigens im Freien nicht so lange und so anhaltend singen, liegt theils im Suchen der Nahrungsmittel, welches ihnen viel Zeit raubt, und dann werden sie auch oft in ihrem Gesange durch größere Vögel, Eichhörnchen ꝛc. gestört, so daß sie von einem Baume zum andern fliegen müssen. Kth.

der Vögel nicht angeben können*), so pfeifen doch viele Vögel nach den größeren Intervallen unserer Octave, wie dieses von dem Dompfaffen und Canarienvogel bekannt ist. Dieses rührt von der bloßen Nachahmung her, wenn sie sehr früh vom Neste genommen werden; denn wenn das Instrument, nach dem man sie abrichtet, falsch gestimmt ist, so pfeifen sie eben so leicht die falschen Töne, als die wahren**). Die nächste Vergleichung, die wir zwischen unserer Musik und der Musik der Vögel anzustellen haben, ist, ob sie in eben der Höhe singen. Hierauf läßt sich aber nicht mit völliger Zuverläßigkeit antworten. Hier nur einige Muthmaßungen, die über diesen Gegenstand gemacht worden: Hört man ein Dutzend verschiedener Singvögel in einem Zimmer, so verursacht dieses nicht immer eine angenehme Dissonanz, weder meinen Ohren, noch auch andern, auf deren Urtheil ich mich in diesem Stücke mehr verlassen kann. Wenn jeder Vogel für sich ein besonderes Stück singt, so wäre es außerordentlich, wenn nicht die Harmonie beleidiget werden sollte. Um diese Stücke dem Ohre angenehm zu machen, würde wohl zuerst erfordert, daß alle Vögel in dem Zimmer aus einem Tone sängen, welches ich aus folgenden Gründen zu glauben bewogen werde. Ich höre dem Singen der Vögel lange Zeit hintereinander zu, kann ich aber nicht sehr bald zu einem Instrumente kommen, so vergesse ich die Höhe der Töne sehr bald. Ich ersuchte daher einen sehr geschickten Klavierspieler, die Töne aufzuzeichnen, die er hierbei höre. Folgendes waren die Töne der Vögel:

F natürlicher Ton der Heidelerche.

A natürlicher Ton des gemeinen Haushahns.

---

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes giebt zwar in einer Note zu dem oben angeführten Satze an: daß es Menschen gäbe, die die Fertigkeit besäßen, mit ihrer Kehle völlig den Gesang der Vögel nachzuahmen; allein die Beispiele davon seien zu selten, um davon einen Beweis herzunehmen. Der Verfasser wird nicht gewußt haben, daß dieses Nachahmen nicht bloß Produktion der Kehle, sondern eines kleinen eingekerbten Lauchblattes ist, welches man an den Gaumen vor dem Eingange der Kehle legt, s. oben, S. 364 u. f. Kth.

**) Dieses Instrument ist eine kleine Drehorgel, auf deren Walze sechs Stücke gesetzt worden. Die Abrichtung dieser Vögel nach der Orgel geschieht durch Tyroler, Würtemberger ꝛc. Kth.

C natürlicher Ton des Hahns aus Bantam.
B-mol eines sehr großen Hahns.
C das bis ins A fällt beim Kukuk.
A bei Drosseln.
D bei einigen Eulen.
B-mol bei einigen andern.

Diese Beobachtungen geben uns fünf Noten, nämlich A B-mol C D und F, hierzu kann ich noch eine sechste (G) setzen, aus meinen eigenen Erfahrungen bei einer Nachtigall, die drei Jahre in einem Käfiche eingesperrt war. Ich kann auch die Bemerkungen des Klavierspielers bestätigen, indem ich von eben dem Vogel C und F gehört habe Wollte man die Höhe dieser Töne mit Zuverläßigkeit bestimmen, so war das auf dem Spinnet, bei dem ich den Versuch machte, mit der St. Paulus-Glocke übereinstimmend. Die folgenden Töne bemerkte man also bei verschiedenen Vögeln, nämlich A B-mol, C D F und G, das E fehlt nur um die Skala vollständig zu machen. Diese sechs Töne geben indessen hinlängliche Data an die Hand, um wenigstens über die Töne, in denen ein Vogel singt, einige Muthmaßungen zu machen, da diese Intervallen bloß in F mit der großen Tertie, oder in G mit der kleinen Tertie können gefunden werden. Ich möchte lieber das Letzte aus folgenden Gründen annehmen. Lukrez sagt: und vielleicht ist dieses keine sinnreich ausgedachte, sondern gegründete Muthmaßung, daß wir die ersten musikalischen Töne von den Vögeln gelernt hätten*). Man hat nun unter allen musikalischen Tönen, die bei einem Vogel unterschieden werden können, vorzüglich auf die Töne des Kukuks gemerkt, welche die kleine Terze machen, dieses hat nicht nur der oben erwähnte Klavierspieler, sondern auch Kircher in seiner Musurgia bemerkt. Einige alte Komponisten haben die Töne des Kukuks durch Noten ausgedrückt; allein sie haben sich wenig um Genauigkeit bekümmert, aus Dur war ihre Melodie im Ganzen dem Rufen des Kukuks

---

*) At liquidas avium voces imitarier ore,
Ante fuit multo, quam laevia carmina cantu
Concelebrare homines possent cantu que juvare.
Luc.

ähnlich, und dies war genug. Ein anderer Beweis, daß unsere musikalischen Intervallen von dem Gesange der Vögel entlehnt sind, schreibt sich daher, daß die mehrsten Compositionen aus Moll gesetzt sind, wo die Musik einfach und größtentheils bloße Melodie ist. Das älteste Stück, welches ich gehört habe, ist ein Walisches, Morvar Rhydland genannt*), dieses geht aus Moll, und untersucht man die Musik der Chinesen und Türken im du Halde und Doctor Shaw, so findet man die Hälfte der Arien auch in Moll. Die Kompositionen vor drittehalb Jahrhunderten sind auch sehr oft aus Moll. Da in neueren Zeiten von hundert Kompositionen neun und neunzig in Dur gesetzt sind. Das Moll ist klagend, und folglich den einfachen Melodieen anpassender, wie man es in einem Lande, wo Musik noch nicht lange cultivirt ist, erwartet. Das Dur hat auf der andern Seite mehr Glänzendes und Rauschendes, welches sich mehr zu der Höhe und Vollkommenheit schickt, welche die Sänger und Spieler in den letzten funfzig Jahren erreicht haben. Wie schon oben bemerkt, fand ich die Töne einer Nachtigall und eines unter ihr sitzenden Rothkehlchens, die auf die Intervallen unserer Octave reducirt werden können, immer einerlei, welches einen Beweis giebt, daß die Vögel beständig aus einem Tone singen. Hierin sind sie von einem Sänger unter uns unterschieden; denn diejenigen, die nicht die gehörige Schule haben, fangen oft ein Stück über oder unter dem natürlichen Tone ihrer Stimme an, den sie nachher durch das ganze Stück nicht fortsetzen können. Da die Vögel mit einerlei Tönen, einerlei Passagen beständig angeben, so kann nie in Absicht der Höhe des Tons ein Irrthum vorfallen. Wenige Sänger können in eben dem Tone mit ihrem Stücke fortfahren, wenn es zu eben der Zeit aus einem andern Tone gesungen wird, oder wenn eben dieselben oder andere Stellen gesungen werden, die im Takte und im Tempo nicht übereinstimmen. Da die Vögel in einerlei Passagen einmal angenommenen Tönen immer treu

*) Der Rhydlands-Marsch, wo die Einwohner der Provinz Wales einst einen großen Verlust erlitten. Rhydland liegt in Flintshiere. Barrington.

bleiben, ob sie sich gleich um kein Tempo bekümmern, so kann man folglich ein Stück für zwei Dompfaffen componiren, wo immer Harmonie bleiben wird, der eine mag anfangen oder aufhören wenn er will.

Man findet bei verschiedenen Vögeln viele musikalische Fähigkeit; allein die Zartheit in der Empfindung, diesen Vorzug eines menschlichen Sängers, besitzen sie gewiß nicht, und deshalb darf man von den besten Sängern unter ihnen nicht erwarten, daß sie das Geschmacklose in dem obern Flötenregister einer Orgel, an der nicht die neuere Vollkommenheit eines Dämpfers angebracht worden, empfinden sollten. Auch werden sie durch das höchst unvollkommene Instrument einer Lockpfeife betrogen, deren Töne sie oft für die Töne eines andern ihrer Art annehmen. Obgleich man von keinem Vogel, der größer als eine Amsel ist, sagen kann, er singe, obgleich man von vielen sagt, daß sie sprechen, so haben doch die kleinen Vögel Anlagen dazu, dahingegen die größern Vögel keine schicklichen Organe zum Singen haben. Wir haben Nachrichten von Vögeln, von denen man bei den Griechen und Römern glaubte, sie sprächen, mit denen wir aber nie einen ähnlichen Versuch zu machen pflegen. So redet Moschus von Schwalben und Nachtigallen, die auf diese Art unterrichtet waren, und Plinius redet von einem Hahne, einer Drossel und einer Nachtigall, welche sprachen. *) Statius redet auch von einigen Vögeln, die wir nun auf diese Art abzurichten pflegen. **) Da aus allen diesen Stellen erhellt, daß so viele Arten von Vögeln sprechen lernen, und daß ein Sperling die Töne eines Hänflings lernte, so zweifle ich sehr, ob man je eine Art wird aufführen

---

*) Habebant et Caesares juvenes turdum, item luscinias Graeco atque Latino sermone dociles, praeterea meditantes in diem, et assidue nova loquentes longiore etiam contextu.
Hirt. Nat. Lib. X, c. 21, et 42.

**) Huc doctae stipentur aves, queis nobile fandi
Jus natura dedit, plangat Phoebeïus ales,
Auditasque memor penitus dimittere voces
Sturnus et Aonio versae certamine picae.
Quique refert jungens iterata vocabula perdix.
Et quae Bistonio queritus soror ocae cubili.
Stat. Sylv. Lib. II, ecl. 4.

können, die zu solchen Nachahmungen unfähig seyn sollte; denn aus den verschiedenen vorher angeführten Beispielen ersehen wir, daß die äußersten Bemühungen bei einem Vogel nicht fehlschlagen werden, wenn ihm die Natur die dazu nöthigen Organe nicht versagt hat. Es kann aus einer sorgfältigen Erziehung bestimmt werden, ob ein Vogel dazu geschickt ist, oder nicht; denn wollte man sich bloß auf Muthmaßungen hierbei verlassen, so würde man leicht vermuthen können, daß ein Sperling nicht ein Hänfling nachahme, noch auch, daß eine Nachtigall oder ein Rebhuhn würde sprechen lernen. Hier muß ich nur noch erklären, was ich darunter verstehe, wenn ein Vogel die Töne eines andern oder die menschliche Sprache nachahmen lernt. Sind die Vögel in der Gestalt, besonders aber des Schnabels, nur wenig unterschieden, so ist die Nachahmung sehr genau; denn in diesen Fällen ist nicht nur die Melodie, sondern auch der Ton einerlei. Dieses war das Resultat des Versuches oben mit dem Hänflinge und der Vengolina. Bei dem Versuche den Sperling die Töne des Hänflings zu lehren, fehlte noch demselben die Feinheit des Tons seines Meisters, obgleich die Melodie eben dieselbe war. Der oben erwähnte Hänfling, der die Worte Pretty boy gelernt hatte, sprach solche nicht so deutlich aus, als der Papagey, obgleich man die Worte sehr gut unterscheiden konnte. Die Erfahrung giebt also der Stimme des Vogels keine neuen Organe, so wie das Instrument sich leicht ändert, wenn Noten und Melodie verschieden sind. Die einzige Veränderung der Stimme eines Vogels wäre vielleicht durchs Kastriren möglich; der Versuch mit einer jungen Amsel in dieser Hinsicht fiel jedoch nicht glücklich aus; denn sie starb bald darauf. Aber auch das Kastriren wird die Töne eines jungen Vogels nicht vollkommen machen; denn auch zur Vervollkommnung der menschlichen Stimme trägt sie nicht in dem Grade bei, daß alle Kastrate gleich gut singen, ja viele derselben müssen sich in Italien vom Abschreiben der Musikalien erhalten, damit sie, von der übrigen Gesellschaft getrennt, nicht verhungern. Die Namen eines Farinelli, Mansoli ꝛc. können hier nicht als Bürgschaft gelten; auch muß man die Geschicklichkeit solcher Sänger nicht aus dem Kastriren

erklären, sondern aus ihrer Erziehung. Das Kastriren erhöht nach der Operation die Stimme nicht mehr, als sie vorher war; allein man erzieht den Kastraten von der Zeit an mit beständiger Rücksicht auf seinen künftigen Stand; er schont daher seine Stimme mehr, als diejenigen, welche keinen so frühen und beständigen Unterricht im Singen erhalten. *)

Was nun die Stärke der Stimme der Singvögel anbetrifft, so ist es erstaunenswürdig, in welcher großen Entfernung sie gehört werden kann. Eine Nachtigall kann bei sehr stiller Luft auf eine Englische Meile Weges gehört werden. Ich bemerkte auch den Athem eines Rothkehlchens an einem frostigen Morgen condensirt.

Wer nie auf den Gesang der Vögel aufmerksam gewesen, glaubt, daß alle Vögel von einerlei Art, auch einerlei Melodien, mit einerlei Tönen singe; dieses verhält sich aber nicht so, obgleich eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Statt findet. So z. B. ziehen die Londner Vogelfänger den Gesang des Goldfinken aus der Provinz Kent vor, die Dompfaffen von Kent ausgenommen, und wenn sie dieselben an die Kenner verkaufen, so sagen sie dem Käufer, daß er diesen oder jenen Gesang habe, den man sehr leicht unterscheiden kann. Viele Nachtigallenliebhaber ziehen die Nachtigallen aus Surry denen aus Middlesex vor. Man kann die Verschiedenheit der Nachtigallenstimmen, so wie überhaupt die Stimmen verschiedener Vögel, mit nichts besserem vergleichen, als mit der Verschiedenheit der Provinzialdialekte. Die Nachtigall scheint fast überall als das Haupt aller Singevögel angesehen zu werden, welchen Vorzug sie auch kühn behaupten kann, weil sie wegen ihres nächtlichen Singens aufmerksame Zuhörer hat; daher sagt Shakespeare: Sänge die Nachtigall nur bei Tage, wenn jede Gans gackert, man würde sie für keinen bessern

---

*) Daß das Castriren einen großen Einfluß auf die Stimme hat, leidet wohl keinen Zweifel; sie bleibt weich, helltönend, biegsam, wie beim Frauenzimmer. Daß hier aber Alles auf die musikalische Erziehung und auf eine von Natur reine, und wohlklingende Stimme ankommt, um einen guten Sänger zu bilden, ist eben so wahr, sonst müßten auch alle Frauenzimmer schön singen und aus jedem eine Opernsängerin gebildet werden können. Kth.

Sänger halten, als ein Zaunkönig. Der Ton der Nachtigall ist bei weiten viel weicher, als der sonst eines Vogels, und dennoch ist er oft sehr glänzend. Wenn der Vogel seinen Gesang ganz durchsingt, so habe ich sechzehn verschiedene Manieren bemerkt, die mit so vielem Geschmack verbunden waren, daß sie die unterhaltendsten Variationen hervorbrachten. Der in diesen Stücken ihm am nächsten kommende Vogel ist eine gemeine Lerche, aber in Absicht des weichen Tons weit unter der Nachtigall. Die meisten anderen Sangvögel haben nicht über vier oder fünf Variationen. Der nächste Vorzug der Nachtigall besteht in dem anhaltenden Gesange, ohne eine Pause zu machen; ich habe diesen oft zwanzig Secunden hintereinander gehört. Muß die Nachtigall während dieser Zeit respiriren, so thut sie es weit unmerklicher, als ein Opernsänger; aber dieser Gesang gilt nur von einer in einem Käfiche eingeschlossenen Nachtigall; im Freien hört man alle diese Variationen nicht, sie geben hier nur ganz kurze und helle Töne an, die man mit denen des gefangenen Vogels durchaus nicht vergleichen kann. Die Nachtigallen exelliren nicht nur im Tone, sondern der Vogel singt auch, wenn ich so reden darf, mit Urtheil und Geschmack. Ich habe daher gewöhnlich bemerkt, daß eine Nachtigall, wie die Römischen Redner, leise anfing, indem sie ihre Stimme zu schonen schien, um gewisse Ausdrücke zu erheben, welches eine außerordentliche Wirkung machte *). — Die Feldlerche hat, wie schon oben bemerkt worden, auch einen sehr angenehmen Gesang; auch macht sie die Töne eines jeden andern Vögels, der neben ihr singt, nach; selbst wenn ihr Gesang sich schon bei denselben fixirt hat. Dieserhalb hängen also die Vogelfänger einen noch nicht lange gefangenen Vogel neben eine Feldlerche, damit diese, wie sie es nennen, seine Sittsamkeit annehme. Hier eine Tabelle, aus welcher die wechselseitigen Vorzüge der Englischen Singevögel erkannt werden können.

---

*) In einer Vorlesung über den Instinkt der Thiere im National-Institut zu Paris von Herrn Dupont de Nemours, kommt über die Art, wie die Thiere ihre Empfindungen ausdrücken, über ihren Charakter und ihre Sprache Manches vor. Bei dem Versuche,

	Weicher Ton	Lebhafter Ausdruck	Klagendr Ausdruck	Dauer	Ausführung.
Nachtigall	19	14	19	19	19
Lerche, gemeine	4	19	4	18	18
Heidelerche	18	4	17	12	8
Feldlerche	12	12	12	12	12
Hänfling	12	16	12	16	18
Stieglitz oder Distelfink	4	19	4	12	12
Buchfink	4	12	4	8	8
Kanarienvogel	4	4	4	4	6
Grasmücke	6	0	6	4	4
Zeisig	2	4	0	4	4
Aberdarina	0	4	0	4	4
Drossel	4	4	4	4	4
Amsel	4	4	0	2	2
Rothkehlchen	6	16	12	12	12
Zaunkönig	0	12	0	4	4
Rohrsperling	0	4	0	2	2
Schwarzkappe	14	12	12	14	14

---

den Gesang der Vögel zu interpretiren, legt derselbe einer Nachtigall, die vor dem Neste des brütenden Weibchens singt, folgendes Liedchen unter, das den Takt und die Melodie des Nachtigallgesanges glücklich nachahmt.

Dors, dors, dors, dors, dors, dors, ma douce amie,
Amie, amie,
Si belle et si cherie:
Dors en aimant;
Dors en couvant,
Ma belle amie,
Nos jolis enfans.
Nos jolis, jolis, jolis, jolis, jolis,
Si jolis, si jolis, si jolis
Petits enfans.
Mon amie,
Ma belle amie,
A l'amour,
A l'amour, ils doivent la vie;
A tes soins ils doivent le jour.
Dors, dors, dors, dors, dors, dors, ma douce amie,
Auprès de toi veille l'amour,
L'amour,
Auprès de toi veille l'amour.

Zeitung für die elegante Welt. Jahrg. 1806, S. 1038.
Kth.

Wie die Vögel ursprünglich den, jeder Gattung eigenen, Gesang bekommen haben, ist eben so schwer zu erforschen, als der Ursprung der Sprache. Der Verlust des Vaters in dem wichtigsten Zeitpunkte des Unterrichts, hat ohne Zweifel die Veränderung hervorgebracht, die schon oben bei dem Gesange verschiedener Gattnngen erwähnt worden, da denn der junge Vogel entweder auf einen andern Gesang aufmerksam ward oder selbst neue Töne erfand, die sich von Generation zu Generation fortpflanzten, bis etwa günstige Zufälle andere Veränderungen hervorbrachten. Die Organe einiger Vögel sind auch wahrscheinlich mangelhaft, daß sie die natürlichen Töne nicht genau nachahmen können, wie Menschen nicht immer ihre Töne so articuliren können, als sie sollten. Dergleichen Mängel mußten neue Aenderungen hervorbringen, welche sich dann auch auf ihre Nachkommen fortpflanzten, die bloß auf den natürlichen Gesang aufmerksam waren. Einige dieser Abkömmlinge hatten vielleicht auch mangelhafte Organe, und so vermehrte sich die Mannigfaltigkeit im Gesange.

Der Gesang der Vögel ist gewiß sehr angenehm, er kann aber auf keine Weise mit der menschlichen Stimme oder unsern musikalischen Instrumenten verglichen werden, nicht nur wegen der rauschenden Harmonie in so vielen Kompositionen, die den Vögeln völlig fehlt, sondern auch weil selbst in unserer Melodie mehr Sprache und Ausdruck ist, als in allen Melodien der Vögel, und ohne diese ist doch die Musik matt und ohne Leben. Die gemachten Versuche über den Gesang der Vögel ist gewiß denen sehr nützlich, die ein Vergnügen an Singvögeln finden, weil es klar ist, daß durch die Erziehung eines Vogels neben verschiedenen Arten, oft eine Mischung hervorgebracht wird, welche die Töne des Vogels, wenn er in der Freiheit lebt, weit vollkommener machen. Es erhellt auch oben, aus dem Versuche mit dem Hänflinge, daß wir den Gesang in den Wäldern von Asien, Afrika und Amerika leicht in den unsrigen würden gemein machen können; denn hätte man den Häufling frei gelassen, so würden seine Jungen im nächsten Sommer ebenfalls seinen fremden Gesang angenommen haben. Wir erhalten dadurch nicht nur

eine glückliche Mischung, und bringen auch einen mannigfaltigen Gesang in unsere Wälder, der darin noch nie gehört worden, sondern wir verbessern auch die Werkzeuge, mit denen diese oder jene Art des Gesanges ausgedrückt wird; wenn z. B. ein Liebhaber einen besondern Wohlgefallen am Canarienvogel-Gesang fände, so dürfte er nur einen jungen Hänfling bei einem Kanarienvogel erziehen; da würden die Passagen des Gesanges eben dieselben, das Instrument aber verbessert seyn. Philosophicals Transactions Vol. 63.

Singeweise, Sangweise, Gesangweise, die Melodie eines Liedes; s. unter Meise, in W.

Singdrossel, s. Singedrossel.
Singfliege, s. Singefliege.
Singlerche, s. Singelerche.
Singmeister, s. Singemeister.
Singschnacke, s. Singeschnacke.

Singzikade, Singzikaden, Tettigonae Fabr., Cicadae Olivier; Fr. Les Cigales proprement dites, eine Art Zikaden, mit Fühlhörnern, die sich in eine feine Borste endigen und vor den Augen eingefügt sind. Sie haben drei glatte Augen mitten auf der Stirn und durchsichtige aderige Flügeldecken. Diese Insekten, welche auf Bäumen leben und den Saft derselben saugen, sind durch die Musik bekannt, welche nur das Männchen hören läßt. Die Werkzeuge, welche diese Töne hervorbringen, liegen an jeder Seite der Wurzel des Unterleibes, und bestehen aus zwei elastischen Blasen, die mit hervorstehenden Falten besetzt sind, die sich erheben und niedersinken, vermittelst eines Muskels, den jede Blase hat. Diese Bewegungen bringen den Ton hervor, den man selbst nach dem Tode des Thieres nach machen kann. Man findet diese Insekten besonders in Italien und im mittägigen Frankreich; s. auch den Art. Zikade, in Z., wo ein Mehreres über dieselben gesagt werden wird.

Single Crown, eine Gattung Druckpapier in England, welches 16 Zoll hoch und 20 Zoll breit ist, und wovon das Ries 13 Schillinge bis 1 Pfund kostet. Man hat auch noch daselbst eine Gattung dergleichen Papier von eben dem Maaße, das Ries zu 8 bis 13 Schillinge.

Singlo-Thee, s. unter Thee, in T.

Singular, in der Sprachkunst, die Einheit, wenn nur von einem Individuum, einer Sache die Rede ist; es ist also die Zahl eins, als ein Mann, eine Frau, ein Kind, ein Haus, ein Garten, oder ohne Artikel, Mann, Frau, Kind, Haus, Garten, Tisch ꝛc.; dagegen ist der Plural oder die Mehrheit, wenn von mehreren Individuen oder Sachen die Rede ist; also die mehrfache Zahl: Männer, Frauen, Kinder, Gärten, Häuser, Tische ꝛc.; hundert Soldaten, vier Pferde, zwei Häuser ꝛc.

Singulares, s. Singularii, Soldaten, welche dem Praefecto Praetorio oder dem Obersten der Kaiserlichen Leibwache in Rom oder bei den Römern, auch anderen obrigkeitlichen Personen, besonders den Statthaltern, zur Garde dienten, und auch Frumentarii genannt wurden.

Sinken, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist.

I. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte seyn, nach und nach und allmählig senkrecht in die Tiefe bewegt werden, sich senken, von welchem letzteren thätigen Zeitworte es das Neutrum ist. 1. Eigentlich ein Stein, welcher in das Wasser geworfen wird, sinkt auf den Boden oder sinkt unter. Ein Schiff sinkt oder fängt an zu sinken, wenn es zu schwer beladen worden oder einen Leck bekommen hat, und sich, statt zu schwimmen, auf den Grund senkt. Das Schiff ist gesunken. Die Hände sinken lassen, In den Schnee, in den Morast

sinken. In Ohnmacht sinken. In einen tiefen Schlaf sinken. — 2. Figürlich. (1) Bis zu einem gewissen Grade erniedriget werden, in der edlern Schreibart, und mit einigen Vor- und Nebenwörtern. Der vornehmste Stand sinkt desto tiefer herab, je mehr er die Welt in ihren Erwartungen hintergeht, Weiße. Zu diesem unwürdigen Betragen werde ich nicht herunterſinken, mich nicht so erniedrigen. Wie tief sinkt der Mensch unter die Menschen, der ein Held ist, Wein zu saufen? (2) Nach und nach abnehmen, an innerer Stärke vermindert werden, nur in einigen Fällen. Den Muth sinken lassen. Da sank der Zorn der reuerfüllten Götter, Raml. Das matte Ach ist sowohl Laut der zerschmelzenden Liebe, als der sinkenden Verzweiflung, Herder.

Als ein thätiges Zeitwort oder Activum, nach und nach in die Tiefe bewegen, eine nur im Bergbaue im figürlichen Verstande übliche Bedeutung, indem in andern Fällen dafür senken üblich ist. Der Bergmann sinket, wenn er in die Tiefe gräbt. Einen Schacht sinken, absinken oder fällen, ihn in die Tiefe graben; daher auch die im Bergbaue vorkommende Zusammensetzungen Durchsinken und Ersinken. Das Hauptwort Sinken kommt sowohl in der neutralen, als activen Bedeutung vor, in letzterer kommt es im Bergbaue auch unter Sinkung vor, oder vielmehr ist Sinkung auch dafür gebräuchlich, eben so im Deichbaue.

In den Zuckersiedereyen ist das Sinken des Zuckers, wenn der gesottene Zucker in seinen Formen und mit Thon belegt umgekehrt auf den Köpfen steht, um den enthaltenden Syrup abtropfen zu lassen, so muß er auch nach dem Maaße, wie der Syrup abläuft, und sich von demselben reiniget, auch in den Formen

niedersinken. Findet man, daß der Zucker in den Formen nur wenig gesunken ist, so ist es ein Zeichen, daß er sich von dem Syrupe nicht hinlänglich gereiniget hat. Untersucht man nun dasselbe, nachdem die Erde von den Formen abgenommen worden, und man findet, daß noch röthliche Syrupsflecke vorhanden sind, so müssen die Zuckerhüte aufs Neue in die Formen gethan, mit Erde bedeckt und zum Ablaufen aufgestellt werden.

Im Deichbaue wird unter Schwindung und Sinkung ein besonderer Unterschied gemacht. Die Erstere besteht in der engeren, genaueren und dichteren Zusammenfügung der neu aufgeführten Deich- oder Füllerde selbst; die Letztere besteht aber in der gewöhnlichen Eindrückung oder Zusammenpressung des untern, vorher noch von keiner Last zusammengedrückten Grundes, worauf ein neuer Deich zu liegen kommt, und welche daher dessen Körper mehr oder weniger selbst ausübt, je nachdem der Grund dichter, trockner oder fester ist. Bei Verfertigung der Anschläge zu neuen Deichen muß also auf beide Verminderungen des Erdreiches gleich anfangs mitgerechnet werden, statt daß bei Verbesserungen alter Deiche, eigentlich nur auf die Schwindung gerechnet zu werden braucht; es sei denn, daß eine solche Arbeit aus einer ansehnlichen Verhöhung oder Verstärkung bestände. Brahma rechnet die Einsinkung auf 11 Zoll des ganzen Profils; allein dieses richtet sich wohl nach den Umständen und kann nicht als eine zuverlässige, auf alle Fälle angewandte Norm angesehen werden. Der Herr Etatsrath Hunrich nennt in seinen praktischen Schriften vom Deichbaue solche billig ungewöhnlich oder ausserordentlich, wenn unter dem obern Grunde, worauf ein Deich zu liegen kommt, ein so weiches und sumpfiges Erdreich befindlich ist, daß es sich nicht allein unter der Last des Deiches einbiegen, sondern auch sogar

von derselben zur Seite ausdrücken läßt. Ein solcher Grund muß zur Aufführung neuer Deiche, so viel nur möglich, vermieden werden; indessen kann doch der Fall eintreten, daß dieses nicht möglich ist, oder auch wohl nicht hinreichend in Erwägung gezogen worden. Ein Mehreres über die Deiche und den Deichbau, s. Th. 9, S. 72 u. f.

Sinken, Sinque, in der Schifffahrt, ein kleines Fahrzeug, wie eine Caic, s. unter Schiff, Th. 142, und Th. 7, S. 522.

Sinkende Fonds, in England oder Großbritannien, der Ueberschuß, welcher bei der Verminderung der Interessen der Nationalschuld übrig bleibt. Diese Interessen waren anfangs 6—8 Prozent, und zu deren Abtrag waren gewisse Fonds angewiesen. Im Jahre 1717 fing man an sie auf 5 und so nach und nach auf 4, $3\frac{1}{2}$ und endlich auf 3 Prozent zu reduciren; jedoch mit der Bewilligung der Creditoren, denen ihre Kapitalien zurückgezahlt wurden, wenn sie sich die verweigerten Interessen nicht gefallen ließen. Dadurch blieb nun von dem, was zum Abtragen der Zinsen zu 6—8 Prozent angewiesen war, ein Ansehnliches übrig, woraus dann der sinkende Fond zur Tilgung der Nationalschuld gebildet wurde, der nach und nach zu einem jährlichen Ertrag von 2 Millionen Pfund Sterling anwuchs. Hieraus sind von 1717—1774, in den Friedensjahren 25 Millionen abgezahlt worden; und es hätte noch viel mehr bezahlt werden können, wenn nicht öfters beträchtliche Summen zu anderem Gebrauche verwendet, und selbst von dem Unterhause zur Aufbringung der bewilligten Gelder mit wären angewiesen worden. In der neuesten Zeit, in den Kriegen mit Frankreich zur Zeit der Republik, und unter Napoleon, haben sich die Staatsschulden wieder so bedeutend vermehrt, daß an ein Herabkommen gar nicht zu denken ist; s. den Art. Staatsschuld.

Sinker, im gemeinen Leben für Senker, ein zur Fortpflanzung abgesenkter Zweig eines Gewächses; s. Senker, Th. 153, S. 232. Bei den Tulipanen sind die Sinker die jungen Brutzwiebeln, welche unter den Zasern der Hauptzwiebel in senkrechter Tiefe wachsen, zum Unterschiede von den Setzlingen, welche zur Seite der Hauptzwiebel wachsen. An einigen Orten, wie z. B. im Mannsfeldischen, Bergleute, welche zur Absinkung der Schächte angestellt oder angesetzt werden.

Sinkergeschworner, Sinkegeschworner, Sinkler, im Bergbaue, ein vereideter Bergbedienter, der eine gewisse Zeche unter seiner Aufsicht hat. Man nennt ihn auch Schauherr und in den Mannsfeldischen Schieferbergwerken, Schiefergeschworner.

Sinkler, s. den vorhergehenden Artikel.

Sinkung, das Einsinken eines aufgeführten Deiches oder andern Werkes, welches vom Nachgeben des Grundes herrührt; s. oben, unter Sinken. — Beim Aufbau der Häuser ist es von großer Wichtigkeit, erst den Grund zu untersuchen, worauf das Gebäude aufgeführt werden soll; das heißt, man darf nicht eher an Stellen, die einen seichten Grund vermuthen lassen, zu bauen anfangen, bis dieser befestiget worden, welches an sumpfigen Stellen durch das Einrammen von Pfählen geschieht, worauf dann um so sicherer gebauet werden kann, weil eine solche Befestigung nicht so leicht nachgiebt oder weicht.

Sinkoo, gemeiniglich Rawo-Riki in Japan genannt, nach Kämpfer ein wohlriechender Baum in Japan, der mit dem Adlerholze, eine Art von Aloe, übereinkommen soll. Der Stamm dieses Baumrs ist eine Elle hoch, gerade, dünn, von unten auf mit Blättern versehen und mit Haaren bedeckt. Er theilt sich in zwei Zweige, die ein angenehmes Grün haben. Die Blätter an demselben wachsen einzeln und stehen einen

Zoll breit von einander, sie gleichen den Pfirsichblättern, haben auf jeder Seite ein glänzendes und lebhaftes Grün, und sind ohne Einschnitte, bloß auf dem Rücken geht eine starke Rippe die Länge lang in der Mitte hindurch, die auf beiden Seiten eine Menge kleiner zarter und fast unmerklicher Aestchen deckt. Dieser Baum wächst bloß an den entferntesten Orten der Gebirge und Gehölze, und erlangt nicht eher seinen Geruch, als wenn er ganz alt geworden. Die harzigsten Stücke dieses Baumes, die am meisten Geruch haben, sollen nach dem oben bemerkten Schriftsteller Calamba genannt werden.

Sinkungslinie, bei der Artillerie, die Linie, in der die Bombe, in Ansehung der Wurfslinie, jeden Augenblick sinkt.

Sinkwerk, in den Salzwerken, Weitungen oder Gruben, wodurch an einigen Stellen das Steinsalz gewonnnen wird, indem man in dieselben süßes Wasser leitet, welches, nach der Auslaugung des im Berge befindlichen Salzes, durch seine Kraft, versotten wird. Das mit Salz gesättigte Wasser oder die Soole, wird in großen Behältnissen, die man Salzstuben, Sulstuben nennt, und deren Boden mit Thon belegt wird, bis zum Versieden aufbehalten. Auf diese Art gewinnt man das Steinsalz in Salzburg, Hall, Tyrol ꝛc. ꝛc. S. den Art. Saz und Salzsiederey, Th. I 32. — In Ungarn versteht man unter Sinkwerk, ein Gesenke.

Sinn, in der Sprachkunst, ein Wort, welches eigentlich das Sehen bedeutet, dann die Fähigkeit zu sehen, und in weiterer Bedeutung auch von der Fähigkeit zu empfinden, und dann figürlich von fast den meisten Fähigkeiten der Seele gebraucht wurde, jedoch immer in Bezug auf die Wahrnehmung von aussen, geschehe sie nun durch das Gesicht, Gehör, Gefühl ꝛc. Adelung in seinem Wörterbuche der hochdeutschen

Mundart macht folgende Eintheilung dieses Wortes in Bezug auf die Sprache:

1. Eigentlich, die Fähigkeit zu empfinden. (1) Ueberhaupt. Der äußere Sinn, die Fähigkeit Dinge zu empfinden, welche ausser uns vorgehen, im Gegensatz des inneren Sinnes, welcher das empfindet, was in uns selbst vorgeht. Weder Sinn noch Leben haben, keine Empfindung oder Bewegung. In dieser weiteren Bedeutung, in welcher es doch seltener vorkommt, ist es in der Einheit am gebräuchlichsten, da es dann die ganze Fähigkeit zu empfinden bezeichnet. — (2) In engerer Bedeutung, die Fähigkeit, die Dinge ausser uns zu empfinden, und da sich diese auf verschiedene Art äußert, so ist es von diesen Arten am üblichsten. Der Mensch hat fünf Sinne, der Sinn des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs, des Geschmacks, des Gefühls. Von dem erstern Sinne sind alle übrigen Bedeutungen dieses Wortes Figuren. Etwas mit seinen Sinnen begreifen. Das fällt in die Sinne, läßt sich mit den Sinnen empfinden. Nicht bei Sinnen seyn, den Gebrauch seiner Sinne nicht haben, im gemeinen Leben.

2. Figürlich. (1) Die Fähigkeit des Bewußtseyns, das ist, sich von andern Dingen zu unterscheiden, da es dann nur in einigen Redensarten in der Mehrheit gebraucht wird, als eine unmittelbare Figur der vorigen äussern Sinne. Bei Sinnen seyn, sich seiner und anderer Dinge ausser sich bewußt seyn; im Gegensatz des nicht bei Sinnen seyn. Von Sinnen kommen, eigentlich den Gebrauch der äussern Sinne verlieren. Dann aber auch das Bewußtsein seiner und anderer Dinge verlieren. Seiner Sinne beraubt seyn. — (2) Die Fähigkeit zu erkennen und zu beurtheilen, der Verstand, weil solches zunächst vermittelst der Sinne geschieht; es wurde hierin in der Mehrheit ehemals gebraucht. Geübte Sinne haben, Ebr. 5,

14. In eben diesem Verstande sagt man auch, nicht bei Sinnen seyn, den Gebrauch seiner Geisteskräfte nicht haben, und bei Sinnen seyn, sie haben. — Ingleichen collective und allein im Singular oder in der Einheit, von den sämmtlichen Verstandeskräften. Viel denken schärft den Sinn, Opitz. Ein Gegenstand, worüber je ein menschlicher Sinn gegrübelt hat, Herd.; indessen ist doch im Herzen dafür Verstand und Verstandeskräfte üblicher. So auch Blödsinn, Wahnsinn, Scharfsinn, Tiefsinn, Unsinn. — 3) Die Fähigkeit zu wollen, sich nach Vorstellungen zu bestimmen, wo es ehemals auch von einzelnen Wirkungen dieser Fähigkeit gebraucht wurde. Die Sinne des Herzens, Hebr. 4, 12. Das ist die Begierde des Willens. Viele Köpfe, viele Sinne, wo es aber auch Meinungen bedeuten kann.

Am üblichsten gebraucht man dieses Wort collective und ohne Mehrheit von dem ganzen Begehrungsvermögen; das Gemüth, ingleichen die Gemüthsart. Sich etwas in den Sinn kommen lassen, sein Begehrungsvermögen darauf richten. Das ist mir nie in den Sinn gekommen. Sich etwas aus dem Sinne schlagen, nicht mehr darnach trachten, ingleichen keinen Kummer, keine Unruhe mehr darüber empfinden. Das liegt mir stets im Sinn, im Gemüthe, im Gedächtniß, mit Einfluß auf den Willen. Sich etwas zu Sinne ziehen, zu Gemüthe. Etwas Böses wider jemand im Sinne haben. Das sanfte Wesen des weiblichen Geschlechts mildert den muthigen Sinn des Mannes, daß er nicht in Trotz ausarte, Gell. Bewahre ewiglich solchen Sinn, 1. Chron. 30, 18., solche Gemüths- und Denkungsart. Ich will in ihren Sinn schreiben mein Gesetz, Jer. 31, 33. Die Verneuerung eures Sin-

nes, Röm. 12, 2. Wir haben Christi Sinn, 1. Chor. 2, 16. Der fleischliche, der irdische Sinn, in der Deutschen Bibel, die Fertigkeit, sich nach bloß sinnlichen Vorstellungen zu bestimmen, im Gegensatz des geistlichen oder himmlischen Sinnes. Ein hoher Sinn, der nach hohen Dingen trachtet. Ein patriotischer Sinn, die Fertigkeit zur möglichen Leistung der Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft; so auch Leichtsinn, Kaltsinn, Gleichsinn. — (4) In engerer Bedeutung, die Bestimmung des Bewegungsvermögens in einzelnen Fällen, der Wille, jedoch nur in einigen Fällen und gleichfalls ohne Mehrheit. Anderes Sinnes werden, welches in noch weiterm Verstande anderer Meinung werden bedeutet. Sind sie noch des Sinnes? des Willens, des Vorhabens, der Meinung. Auf seinem Sinne bleiben, bei seinem Vorsatze. Sie sind Alle eines Sinnes, haben in dieser Sache einerlei Willen, einerlei Meinung. Es geht nicht nach meinem Sinn, Jemanden durch den Sinn fahren. So auch Eigensinn, Hartsinn ꝛc. — (5) Der Sinn eines Wortes, einer Rede, diejenige Vorstellung, welche dadurch erweckt werden soll, der Verstand, die Bedeutung, welche beide doch häufiger sind, gleichfalls ohne Mehrheit. Der veraltete Sinn eines Wortes. Der figürliche Sinn. Der Wahnsinn. — (6) Folgende veraltete Bedeutungen gehören auch hierher. (a) Klugheit, Weisheit, in welcher Bedeutung es bei dem Stricker und seinen Zeitgenossen mehrere Male vorkommt. (b) Kunst, Geschicklichkeit, gleichfalls bei den Schwäbischen Dichtern. (c) Das Gewissen, im Schwabenspiegel. (d) Bescheidenheit, Sanftmuth, Anstand ꝛc. Nach Adelung stammt Sinn von sehen ab, so wie beginnen von begehen. Das

Sehen ist der erste und vornehmste Sinn und hat wahrscheinlich zur Benennung des ganzen Geschlechts und aller darauf gegründeten Fähigkeiten der Seele gedient.

Der Sinn, als wirkende Kraft betrachtet, ist das Vermögen, Anschauungen von Gegenständen zu erhalten, in so fern solche unmittelbar auf einer passiven Veränderung unseres Gemüths beruhen, oder nach der Sprache der Schule, wie Kiesewetter in seinem kurzen Abriß der Erfahrungsseelenlehre*) sagt, in sofern wir uns bei derselben afficirt fühlen. Der Sinn liefert uns also eine Anschauung gegenwärtiger, die Einbildungskraft nichtgegenwärtiger Gegenstände. Um also Anschauungen des Sinnes zu erhalten, muß auch unser innerer Zustand verändert werden, welche Veränderung der Grund der Anschauungen wird. Die Seele muß also Fähigkeiten haben, auf diese Weise verändert zu werden, welche Fähigkeit wir mit dem Namen Empfänglichkeit oder Receptivität belegen, der Eindruck selbst, in so fern er Grund der Anschauungen wird, heißt Empfindung in engerer Bedeutung, bei welcher wir uns leidend verhalten. Empfindung setzt Empfänglichkeit voraus, welche Letztere wir erst dadurch inne werden, daß wir Empfindung haben; ohne dieselbe und ohne Empfänglichkeit, ist keine Sinnes-Anschauung möglich; allein die Empfänglichkeit ist nicht immer in gleichem Grade vorhanden bei einem und demselben Menschen; denn sowohl äußere, als innere Ursachen können die Empfänglichkeit des Sinnes erhöhen und schwächen. Der Sinn oder das Vermögen durch Empfindung Anschauungen zu erhalten, ist entweder äußerer oder innerer; er heißt äußerer Sinn, wenn er uns An-

*) 2te Auflage, Berlin, 1814, S. 33.

schauungen von Gegenständen liefert, die wir von unserem Ich unterscheiden; der innere Sinn dagegen giebt uns Anschauungen von unseren inneren Zuständen des Ichs. Der äußere Sinn bedarf, um Anschauung zu geben, körperlicher Werkzeuge, die den Namen der Sinneswerkzeuge führen. Die in den Sinneswerkzeugen hervorgebrachte Veränderung (Bewegung) erzeugt auf eine von uns nicht zu erklärende Weise eine Veränderung im Gemüth, welche als Empfindung der Grund zur Anschauung wird. Ob der innere Sinn, während der Verbindung zwischen Seele und Körper, gleichfalls körperlicher Organe bedürfe, ist eine nicht zu beantwortende Frage. Die Empfindungen, welche uns durch den Körper gegeben werden, nennt man körperliche Empfindungen, obgleich das, was da empfindet und dadurch anschauet, die Seele ist, das heißt, das geistige Wesen, welches in uns wirkt. Die bestimmteren Theile des Körpers, wodurch wir empfinden, sind die Nerven, denen wir dieserhalb Empfindsamkeit, Empfindungsvermögen, beilegen. Theile des Körpers, die keine Nerven haben, empfinden nichts, z. B. die Nägel, die Haare; man kann diese Theile mit einer Scheere abschneiden, ohne das geringste dabei zu empfinden, nur dann erst empfindet man etwas, wenn diese Theile durch den Druck ꝛc., welche man ihnen beibringt, Nerven berühren, es sind denn auch nur diese, welche eine Empfindung im Körper verursachen, nicht aber jene.

Der äußere Sinn liefert fast verschiedene Arten der Anschauungen. Die Verschiedenheit derselben beruht auf der Verschiedenheit der Organe und der Art, wie der Gegenstand auf sie einwirkt. Bis jetzt hat man noch keinen wesentlichen innern Unterschied der Nerven bei den verschiedenen Sinnswerkzeugen wahrnehmen können. Dieser verschiedenen Arten der äußeren Anschauungen sind fünf: nämlich die Anschauungen oder der Sinn des Gesichts, Gehörs, Geruchs, Geschmacks und Gefühls,

welche leztere Anschauung durch das Tasten oder Befühlen wahrgenommen wird. So verschieden nun auch die einzelnen Anschauungen eines Sinnes untereinander seyn mögen, so sind sie doch von den Anschauungen eines andern Sinnes noch mehr unterschieden. Es giebt Thiere, die weniger als fünf Sinne haben, vielleicht giebt es aber auch andere, die mehr haben, so z. B. lassen die Fühlhörner der Insekten einen solchen sechsten Sinn vermuthen. Einige haben dem Menschen sechs Sinne statt fünf beilegen wollen, indem sie Tasten und körperliches Fühlen unterschieden; so richtig dieser Unterschied aber auch ist, weil wir beim körperlichen Fühlen uns bloß einer Veränderung unseres körperlichen Zustandes bewußt werden, bei dem Tasten dagegen, wie bei den übrigen vier Sinnen Gegenstände wahrnehmen, so kann man doch das körperliche Fühlen den Sinnen nicht beizählen, weil durch dasselbe blos etwas Subjectives, und keine Anschauung eines Objekts gegeben wird. Will man aber das Fühlen zu den Sinnen rechnen, so muß man einen Unterschied zwischen allgemeinem und besonderm Sinn machen; jener ist sodann das körperliche Fühlen und beruht auf Sensibilität oder Empfindsamkeit der Nerven überhaupt, ist durch den ganzen Körper verbreitet und wird von Kant, in seiner pragmatischen Anthropologie Sensus vagus, Lebenssinn, Vitalsinn genannt; dieser ist dagegen auf bestimmte Nerven des Körpers eingeschränkt, und der eben genannte Schriftsteller nennt ihn Sensus fixus, Organsinn. Er äußert sich auf die oben angezeigte fünf Arten. Hieraus ergiebt sich der Unterschied zwischen Vital- und Organempfindung leicht, wie man auch bald einsieht, daß Organempfindung mit Vitalempfindung verbunden seyn kann; zuweilen steigt die Letztere zu einem solchen Grade, daß sie die Organempfindung verdunkelt.

Betrachtet man nun die Sinne überhaupt in ihrem ganzen Wirken, so muß man auch die verschiedenen

Stoffe betrachten, woraus der thierische Körper zusammengesetzt ist, und hier zeigen sich besonders die Knochen, das Fett, das Blut, die Lymphe ꝛc. als gefühllose, dagegen die Haut, die Nerven ꝛc. als empfindungsreiche Stoffe, von denen die Thätigkeit aller Glieder des Körpers abhängt. Vorzüglich sind es aber die Nerven, welche die Werkzeuge des Vorstellungs- oder Empfindungsvermögens besitzen, nur ändert sich dieses nach der Verschiedenheit der Lage derselben auch verschieden ab, oder die in die Seele übertragene Arten von Vorstellungen sind verschieden. Achtet man daher darauf, daß die äußeren Sinne einen ihnen allgemeinen Gegenstand haben, und daß sie alle nur verschiedentlich geordnete und angebrachte nervigte Häute sind, daß die Nerven die Werkzeuge der Empfindung sind und kein anderer Stoff im thierischen Körper diese Eigenschaft hat, so wird man eingestehen müssen, daß die Sinne ein ihnen allen gemeines Prinzipium haben, und nur die Verschiedenheit ihres Wirkens in den verschiedenen Gestalten der auf mancherlei Weise geordneten Nerven sind. Man kann daher das Auge als einen ausgebildeten Sehenerven betrachten, und in der That ist es ein ganzer Nervenbüschel, der hier den äußeren Gegenständen mehr, als ein anderer Nerve bloß gestellt und daher sehr reizbar ist; deshalb muß er auch durch die kleinsten materiellen Theile, wozu vorzüglich die Lichttheilchen gehören, erschüttert werden, und also auch eine Empfindung der entferntesten Substanzen verschaffen, wenn sie nur im Stande sind, solche Theilchen der Materien zurückzuwerfen. — Das Ohr, welches Organ weniger äußerlich, als das Auge ist, kann daher auch nicht so empfindlich oder so reizbar seyn, als dasselbe; es müssen daher schon gröbere Theile, als die Lichttheilchen auf dasselbe wirken, wie dieses auch bei dem Schalle der Fall ist. — Da die Haut, welche den Geruch aufnimmt, mit noch wenigern Nerven versehen ist, als die des Gehörs, so empfinden wir auch nur durch dieselbe

die noch gröberen und nähern Theile der Materien, wohin die den Geruch verbreitenden Körpertheilchen gehören, welche ausdünsten und uns durch die Luft zugeführt werden. — Der Gaumen und die Zunge enthalten noch weniger Nerven, daher werden sie von den Geruch verbreitenden Materien nicht stark angegriffen, um dieses Organ zu erschüttern. Um eine Empfindung auf die Geschmacksorgane zu erzeugen, müssen sich die Speisen, die wir genießen, erst durch das bei sich führende wesentliche Salz und Oel auf der Zunge und an dem Gaumen bemerkbar machen. Diese Empfindung ist von dem Geruche vorzüglich dadurch unterschieden, daß dieser Sinn uns die Empfindung gewisser Dinge bis auf eine gewisse Entfernung verschafft, der Geschmack sie uns aber nicht anders gewähren kann, als mittelst einer unmittelbaren Berührung durch die Auflösung gewisser materiellen Theile der Speisen, wie oben angeführt worden. Die Ausbreitung der Nerven, durch zarte Aestchen über die ganze Haut, verursacht, daß kein so kleiner Theil, als die, welche das Licht oder den Schall, den Geruch oder den Geschmack bilden, sie erschüttern oder auf eine empfindliche Art reizen können, nur durch grobe Theile der Materie, nur durch feste Körper können sie gereizt werden, und dieses läßt der Sinn des Tastens oder des Gefühles zu; er nur läßt eine unmittelbare Berührung durch feste Körper zu, um zu empfinden. Hiernach scheint nun der Unterschied der menschlichen Sinne darin zu liegen, daß die Nerven mehr oder weniger den äußeren Gegenständen bloß gestellt, und daß sie in einem Theile der Organe zahlreicher, als in dem andern sind; aus diesem Grunde hört man oft ein Klingen in den Ohren, obgleich kein äußerer auf das Gehör wirkender Reiz vorhanden ist. Der ganze Unterschied unserer Empfindungen gründet sich daher bloß auf die größere oder geringere Zahl der Nerven und auf die Lage derselben, in der sie den äußeren Gegenständen mehr oder weniger bloß gestellt sind,

daher auch die verschiedene Reizung der Sinne durch kleine und gröbere Theile. Wenn z. B. der kleinste Lichttheil auf das Auge wirkt, so muß um eine Empfindung des Gefühls hervorzubringen, schon eine merkbare Touschirung, oder ein merkbares Tasten geschehen; denn wenn dieses auch noch so leise geschieht, so kommt es doch nicht an Feinheit den das Auge berührenden Lichtstrahlen gleich, von denen man nur die Wirkungen empfindet, nicht aber die wirkende Kraft, wie dieses beim Tasten der Fall ist.

Die Werkzeuge der fünf Sinne sind demnach: beim Gesicht, das Auge; beim Gehör, das Ohr; beim Geruch, die Nase; beim Geschmack, die Zunge, und beim Fühlen, der ganze Körper. Das Auge wirkt nicht unmittelbar, um den Sinn des Sehens erkennbar zu machen, sondern vermittelst der Lichtmaterie auf dasselbe. Nicht alles, was wir von Gegenständen des Gesichts aussagen, wird durch das Auge gegeben, sondern vieles geschlossen. Das Auge giebt uns bloß Vorstellungen von Flächen, von verschiedenen Graden des Lichtes, womit sie erleuchtet sind, und von den Farben, als Modificationen des Lichts. Wir schließen auf die dritte Dimension des Raumes, die Tiefe, auf die Entfernung und Größe der Gegenstände. Daß wir die dritte Dimension des Raumes nicht durchs Auge wahrnehmen, erhellt daraus, das Gemälde uns täuschen, und daß wir Entfernung und Größe der Gegenstände nicht sehen, sondern schließen, ergiebt sich aus tausend Erfahrungen, wenn wir über beide unrichtige Urtheile fällen. Die dritte Dimension des Raumes, welche uns unmittelbar durch Tasten gegeben wird, schließen wir beim Sehen aus der Stärke des Lichts, welche mit der Entfernung abnimmt; die Entfernung schließen wir aus dem Sehewinkel, verbunden mit der wirklichen Größe des Gegenstandes, oder auch aus der Stärke des Lichts. Der Schwindel entsteht, wenn man das Auge als einen

Punkt betrachtet, und von den beiden äußersten Punkten des Gegenstandes gerade Linien nach dem Auge zieht. Dieser Winkel hängt theils von der Entfernung des Gegenstandes, theils von der Größe desselben ab. Man kann daher nicht mit Sicherheit auf die Entfernung schließen, wenn uns die Größe des Gegenstandes unbekannt ist. Der Schluß auf die Stärke des Lichtes, in welchem wir den Gegenstand erblicken, ist noch trüglicher. Die Größe des Gegenstandes schließen wir aus der Entfernung und dem Sehewinkel. Was uns nun beim Sehen nicht unmittelbar durch das Auge gegeben, sondern erst durch Schlüsse erkannt wird, reiht sich doch so schnell und leicht an die unmittelbare Gesichtsanschauung an, daß wir sie mit dieser für einerlei halten. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß es Menschen giebt, welche sehr scharf sehen, und dennoch keine Farben unterscheiden können, welches anzeigt, daß die Farbe nicht von der Stärke des Lichtes abhängt, sondern bloß eine Modification desselben ist, und dennoch ist, um Farben gehörig zu unterscheiden, ein größerer Grad des Lichtes erforderlich, als um die Umrisse der Gegenstände genau zu sehen. Daß wir mit zwei Augen nicht doppelt sehen, liegt wohl in der Eintheilung der Gesichtsnerven: denn sind die durch beide Augen gegebenen Empfindungen in nichts verschieden, und fallen sie in einem Zeitpunkte zusammen, so entsteht nur eine Gesichtsanschauung, welches bei der Spinne mit ihren acht Augen, in welcher Stellung sie sich auch befinden, derselbe Fall seyn wird, wenn dieselben Bedingungen statt finden. Das doppelte Sehen ist also eine Abweichung von dem natürlichen Zustande des Organs, daß übrigens die meisten Menschen mit beiden Augen sehen, erkennt man daran, daß wenn man das eine Auge zuhält, das Gesichtsfeld kleiner wird, obgleich jeder Mensch beim Sehen dem einen Auge vorzüglich seine Aufmerksamkeit widmet. Man erreicht die vollkommene Einheit der Anschauung nur dann, wenn

die Augen so gerichtet werden, daß die verlängerten, durch die Mitte der Pupille gehenden Axen in einem Punkte des gesehenen Gegenstandes zusammentreffen; ist dieses nicht der Fall, so bemerken wir gewiß zwei Bilder des Gegenstandes an verschiedenen Orten des Raumes. Es fällt daher auch schwerer das Doppeltsehen nahe gelegener Gegenstände zu vermeiden, als der entfernteren. Daß wir die Gegenstände nicht umgekehrt sehen, sagt Kiesewetter, da doch das Bild derselben sich umgekehrt auf der Netzhaut des Auges zeigt, ist, weil die Seele einzig und allein die Anschauung hat, in welcher sie also auch bloß oben und unten bestimmen kann; alles, was in dieser nach der Erde zu liegt, heißt unten, das entgegengesetzte oben. Um diese Gegenstände vermittelst des Auges richtig aufnehmen zu können, müssen nicht nur die Sehewerkzeuge, die Augen, gesund, sondern auch die nöthige Aufmerksamkeit der Seele vorhanden seyn; dann sind noch folgende äußere Bedingungen erforderlich: die nöthige Entfernung des Gegenstandes, welche auf die Größe desselben Beziehung hat und weder zu groß, noch zu klein seyn darf. Diese ist bei verschiedenen Menschen auch verschieden, doch kann sie durch Uebung verändert werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst die schärfsten Augen nichts mehr sehen, wenn der Sehewinkel kleiner, als eine Minute ist. Auch die Schwäche des Lichtes bei zu großen Entfernungen macht, daß wir nichts mehr sehen. Ferner darf das Licht in Rücksicht seiner Stärke oder Schwäche nicht gewisse Gränzen überschreiten; denn ist das Licht zu stark, so geht die Empfindung in Gefühl über, und wir werden geblendet, ist es zu schwach, so erhalten wir keine Empfindung; auch darf der Wechsel des Lichts nicht zu schnell seyn; denn man sieht nichts, wenn man plötzlich aus dem Dunkeln ins Helle oder aus dem Hellen ins Dunkle kömmt. Endlich wird zur Gesichtsempfindung eine gewisse Dauer erfordert, wenn sie Anschauung geben soll; ist diese Dauer zu kurz, so nehmen

wir nichts wahr. Wir schließen z. B. alle Augenblicke die Augen und öffnen sie wieder, ohne die Finsterniß zu bemerken, weil die Dauer zu kurz ist. — Mit dieser Dauer des Eindrucks auf den Gesichtsnerven, welcher zur Anschauung erforderlich ist, muß man die Fortdauer des hervorgebrachten Eindrucks nicht verwechseln. Aus Beobachtungen weiß man, daß die kürzeste Dauer eines Gesichtseindrucks acht Terzien ist; wird nun eine glühende Kohle so schnell herumgedreht, daß sie in weniger als acht Terzien ihren Kreislauf vollendet, so sehen wir einen feurigen Kreis. Daß verschiedene Menschen von einem und demselben Gegenstande gleiche Gesichtsvorstellungen erhalten, ist zu bezweifeln; wenigstens beweiset die Beurtheilung der Farben und der Aehnlichkeiten in Portraiten oder Bildnissen, welche oft so sehr abweichend von einander sind, daß doch hierin eine Verschiedenheit herrscht; denn bei zwei Personen, welche ein Portrait von einer Person, die beide genau kennen, beschauen, und die eine dasselbe getroffen, die andere es nicht getroffen findet, beweiset doch eine verschiedene Gesichtsvorstellung; so auch die Wahl und Zusammenstellung der Farben bei Kleidungsstücken, welche oft so sehr von einander abweichen, scheint gleichfalls dafür zu zeugen.

Das Werkzeug des Hörens ist das Ohr, welches den Schall durch die in Bewegung gesetzte Luft aufnimmt, oder vielmehr der Schall der Sprache oder eines andern in Thätigkeit gesetzten Körpers wird vermittelst der bewegten Luft dem Ohre mitgetheilt. Diese Mittheilung allein giebt uns jedoch noch keine Vorstellung von dem schallenden Körper, weder von seiner Gestalt, noch von dem Orte, wo er sich befindet; es muß daher hierzu noch Anschauung des Gesichts und des Tastens zu Hülfe genommen werden; denn ein Blindgeborner würde wohl den Schall eines Instruments vernehmen, aber das Instrument selbst bei aller Beschreibung nicht kennen oder

sich einen deutlichen Begriff davon machen können, so auch von dem Sprechenden, und nur allein das Tasten kann ihm eine ungefähre Vorstellung von dem Gegenstande geben, der den Laut, Schall, verursacht; s. auch den Art. Schall, Th. 140, S. 84 u. f., und den Art. Ohr, Th. 104, S. 766 u. f. Der Ton ist eine Modification des Schalls, sie verhalten sich beide wie Licht und Farben. Es giebt Menschen, die scharf hören und doch keine Töne unterscheiden. Ausser der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche des Schalls, unterscheiden wir bei demselben noch ein Drittes, nämlich, wir erkennen, von welcher Art Gegenständen er herrührt, z. B. ob es ein Ton von Saiten- oder von Blaseinstrumenten ist, welcher Unterschied sich auf die Verschiedenheit des gemachten Sinneneindrucks gründet. Ob man übrigens mit zwei Ohren doppelt höre, ist auf gleiche Weise zu beantworten, wie oben bei dem Doppelsehen.

Wie bei dem Sinne des Gesichts, gewisse Farben neben einander oder unmittelbar auf einander folgend, ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl erwecken, eben so ist es auch der Fall bei den Tönen; auch hier findet bei der Hervorbringung eines angenehmen Gefühls durch Töne, Harmonie, im Gegentheil aber Disharmonie Statt, wenn sie ein unangenehmes Gefühl erzeugen. Diese Harmonie und Disharmonie soll in der Verträglichkeit und Unverträglichkeit der Nervenbewegungen, welche die Gegenstände in uns hervorbringen, bestehen. Wie dieses aber zugeht, läßt sich nicht genau angeben; soviel scheint indessen gewiß zu seyn, daß bei einem richtigen Gefühl der aufgenommenen harmonischen Töne, die Nerven auch eine dem gemäße feine und zartere Bildung erhalten haben, oder diese ist durch ein feines, zartes Gefühl erhöhet worden; denn nur dadurch ist oder wird es möglich. Man will auch bei der Harmonie und Disharmonie der Töne den Grund in das leicht zu übersetzende Verhältniß der Anzahl der Schwingungen setzen,

welche in gleichen Zeiten hervorgebracht werden; allein der schon oben mehrere Male angeführte Schriftsteller erwiedert dagegen, daß Luftschwingungen und Nervenveränderungen nicht nur beim Hören ungleichartig seien oder wenigstens, da das Gegentheil nicht erwiesen ist, seyn könnten, sei auch noch ein großer Unterschied zwischen der Wahrnehmung eines leicht zu fassenden Verhältnisses und dem Wohlgefallen an harmonischen Tönen; nur bleibt so viel ausgemacht, daß die Verhältnisse der Schwingungen der Luft die nothwendige Bedingung des Wohlgefallens oder des Mißfallens der Töne ist. Um richtige Gehöranschauungen zu erhalten, sind nicht bloß Gesundheit des Organs und Aufmerksamkeit, sondern auch folgende äußere Bedingungen erforderlich. Der hervorgebrachte Schall muß weder zu stark, noch zu schwach seyn; im erstern Fall würden wir nur eine Erschütterung im Gehirn und angenehme Töne gar nicht empfinden, welches der Fall ist, wenn blasende Instrumente in einem nicht geräumigen Zimmer, dicht zur Seite von uns, angestimmt werden, und im andern Falle würden wir gar nichts hören; die Entfernung muß also in dem Grade genommen werden, daß die Töne der Instrumente unser Ohr angenehm berühren, und dadurch das Gefühl erwecken. Die Gränzen sind freilich auch hier bei verschiedenen Menschen verschieden; allein nicht so sehr, wie die des Lichtes beim Sehen. Es müssen ferner nicht zu viel verschiedene Luftbewegungen zugleich entstehen, weil man sonst die einzelnen davon abhängenden Töne nicht mehr unterscheiden kann; ein geübtes Ohr kann hierin mehr leisten, als ein ungeübtes. Zuletzt ist der Schall unabhängig von der Dichtigkeit, Elasticität und dem Grade der Bewegung der Luft, in welcher er erzeugt wird.

Die Nase ist das Werkzeug des Geruchs, durch dieselbe empfangen wir den Duft oder den balsamischen Aushauch der Blüthen und Blumen, so wie auch alle mephitische Ausdünstungen; ersteren wohlbehagend,

letzteren mißbehagend auf uns einwirkend. Obgleich die Gegenstände, welche in uns Geruchsvorstellungen erzeugen sollen, nicht unmittelbar auf uns einwirken, so thun sie dieses aber auch nicht durch eine Zwischenmaterie, sondern das was unsere Geruchsnerven reizt, strömt aus dem riechbaren Körper selbst aus, und die Luft dient nur als Zwischenmittel, wodurch die feine Ausdünstung der Blumen ꝛc, der Nase zugeführt werden. Die riechbaren Theilchen scheinen in der des Innern der Nase bekleidenden Schleimhaut aufgelöset zu werden. Wie bei dem Gehör würden wir ohne Beihülfe anderer Sinne, nämlich des Tastens und des Sehens, von dem Geruche allein keine Vorstellungen äußerer von uns verschiedener Gegenstände bekommen, sondern wir würden die Gerüche bloß für innerliche Modificationen halten, deren Ursache uns unbekannt ist. Die Vollkommenheit des Geruchssinnes ist bei verschieden Menschen verschieden; denn es giebt Menschen, die durchaus gar keinen Geruch haben, dagegen wieder andere, bei welchen er aufs Höchste ausgebildet ist, und namentlich sollen die Wilden Gerüche unterscheiden, wo wir gar nichts riechen. Ueberhaupt scheinen manche Sinne, namentlich der Geruchs- und Geschmackssinn, in der bürgerlichen Gesellschaft durch Ueberreiz, so abgestumpft zu seyn, daß bei vielen Menschen ihr Hauptzweck, warum sie ausgegeben werden, verloren geht, daß aber z. B. der Sinn des Geruchs uns gegeben seyn soll, vor dem Genusse schädlicher Nahrungsmittel zu warnen, wie Kiesewetter anführt, ist wohl zu bezweifeln, wenigstens ist dieses seine Bestimmung gewiß nicht allein; er dient auch dazu, den Körper auf eine angenehme Weise zu reizen, zu beleben, durch eine sanfte Anspannung der Nerven; denn wir fühlen uns gleichsam bei balsamischen Gerüchen der Kräuter, Blüthen, Blumen und Früchte gestärkt, und wenn diese dadurch bewirkte Belebung auch nur momentan zu seyn scheint, so kann man dennoch daraus auf die uns weniger

fühlbare Restauration auf die Folge nicht schließen; indessen ist es es gewiß, daß eine zu starke Anspannung der Geruchsnerven einen Ueberreiz hervorbringt, der den Geruchssinn abstumpft und die Wirkungen auf den Körper schwächt, wo nicht ganz aufhebt. Uebrigens kommt es bei diesem Sinne auch auf die Stärke des Reizes, der Nerven des Organs an; ist daher dieser Reiz zu schwach, so riechen wir nichts, ist er zu stark, so benimmt er uns den Kopf, wodurch sogar Ohnmachten hervorgebracht werden können; denn Ohnmachten durch starke Gerüche erzeugt, deuten auf schwache Nerven, und man findet diese besonders bei histerischen Frauenzimmern.

Die Werkzeuge des Geschmacks befinden sich im Munde, in dem Gaumen und der Zunge. Zu der Vervollkommnung dieses Sinnes sind folgende Bedingungen nothwendig: 1) Muß die äußere Haut der Zunge nicht zu dick oder trocken und auch nicht zu dünn oder weich seyn. 2) Muß der Speichel und jede andere Feuchtigkeit, welche die Zunge benetzt, ihre natürliche Beschaffenheit haben und weder einen bitteren, oder faulen, süßen oder sauern ꝛc. Geschmack haben. 3) Müssen die schmackhaften Körper, welche auf die Zunge gebracht werden, entweder in einem gehörigen Vehiculum schon aufgelöset seyn, oder die Auflösung muß durch den Speichel geschehen können, s. auch weiter unten; 4) muß ein Körper, welcher Geschmack erregen soll, Salz in sich enthalten, und 5) wenn wir etwas schmecken wollen, so müssen wir dasselbe mit Aufmerksamkeit schmecken. — Der schmeckbare Gegenstand oder der Körper, welcher den Geschmack hervorbringt, kann sowohl auf chemischen, als mechanischen Wegen dazu angeregt werden, und daher muß er immer mit den Geschmacksorganen in eine unmittelbare Berührung kommen. Auf dem ersten, dem gewöhnlichen Wege wird der Körper, der den Geschmack geben soll, erst durch Speichel aufgelöset, auf dem andern, wirkt der Gegenstand bloß mechanisch auf die Zunge ein, und man

taſtet mit derſelben; der letztere Weg geht eigentlich dem chemiſchen voran; denn zuerſt wird, z. B. ein etwas feſter Körper, eine compacte Maſſe, bloß die Zunge berühren und gleichſam von dieſer betaſtet werden, und dann tritt der chemiſche Prozeß, die Auflöſung durch den Speichel ein, und daher leitet man auch die Geſchmacksempfindungen von einem äußern von uns verſchiedenen Gegenſtande ab.

Die Geſchmacksorgane können durch mancherlei innere Urſachen eine Veränderung erleiden, welche auf die Geſchmacksvorſtellungen ſelbſt einen großen Einfluß haben, wie z. B. Krankheit, Hunger, Alter, Einbildung ꝛc.; auch muß der Körper, den wir ſchmecken ſollen, gehörig vom Speichel aufgelöſet worden ſeyn, er muß alſo länger im Munde verweilen; denn eine zu kurze Zeit würde uns keinen vollkommenen Geſchmack davon geben; auch findet, nach Kieſewetter, kein Schmecken ſtatt, wenn die Empfindung, welche aus dem mechaniſchen Eindrucke entſteht, oder eine andere Empfindung, z. B. die der Hitze, die Geſchmacks-Empfindungen verdunkelt. Das Gut- oder Schlechtſchmecken, oder das Wohlbehagen oder Mißbehagen an Gegenſtänden des Geſchmacks, beruht ſowohl auf äußeren, als inneren Urſachen, und iſt daher veränderlich. Die Veränderung wird bewirkt dnrch den Geſundheitszuſtand des Körpers; ſo bemerkte Haller, daß den hyſteriſchen Mädchen der Zucker widerlich iſt, und die bleichſüchtigen dagegen ſcharfe Dinge lieben. Durch die Gewohnheit lernt man oft in der Folge Dinge gern eſſen, die einem anfangs widrig waren, woher auch der Ausdruck: etwas eſſen lernen kommt; durch Vorſtellungen, welche die Einbildungskraft erzeugt, ſo kann man z. B. Jemanden etwas verekeln, ihm einen Abſcheu für gewiſſe Gegenſtände beibringen ꝛc. ꝛc. Uebrigens trägt der Sinn des Geſichts ſehr viel bei, um unſere Geſchmacksempfindung zu berichtigen, oder ſie inne zu werden, eben ſo der Geruchsſinn, beſonders beim Eſſen gewiſſer Früchte,

als Melonen, Ananasse ꝛc., oder des Bratens, Gebackenen ꝛc. ꝛc. Ueberhaupt wirken bei dem Geschmackssinn die beiden so eben erwähnten Sinne, der Geruchs- und der Gesichtssinn ganz besonders mit, und nur dadurch kann man erst die wahre Empfindung des Geschmacks von einer Speise bekommen; denn wenn wir z. B. einen Braten, ein Stück Schweinfleisch auf dem Tische vor uns stehen haben, so sucht zuerst das Auge gleichsam alles Schöne, Köstliche, Feine desselben zu erspähen und sich zu eigen zu machen, z. B. die braune Kruste, das Saftige beim Anschneiden, die Sauce oder Brühe, kurz Alles, was nur die Augen reizen kann, ist gleichsam schon eine Vorbereitung zum Genuß desselben, man schmeckt ihn schon gleichsam mit den Augen; hierzu kommt nun noch der Geruchssinn, der das Gewürzhafte aufnimmt, und so vorbereitet, beschäftiget er nun den Geschmackssinn, oder vielmehr so empfangen ihn nun Stückweise die Geschmacksorgane. Der Nutzen des Geschmacks scheint darin zu bestehen, daß wir die zur Erhaltung unsers Lebens so nöthigen Nahrungsmittel nicht allein durch den Hunger zur rechten Zeit zu uns nehmen, sondern auch mittelst des Geschmacks mit Annehmlichkeit genießen mögen. Und da wir mit der Zunge die angenehmen Speisen von den unangenehmen unterscheiden, so können wir auch die unserm Körper nützlichen Nahrungsmittel wählen; denn es wird selten der Fall seyn, daß dasjenige, was der Zunge und dem Gaumen behagt, nicht auch dem Körper dienlich seyn sollte.

Der Sinn des Tastens, welcher von dem körperlichen Gefühle wohl unterschieden werden muß, wie schon oben, S. 398, angeführt worden, ist durch den ganzen Körper verbreitet. Das Organ desselben sind die Nervenenden, Gefühlwärzchen, Fühlkörner, welche unter der Oberfläche der Haut verbreitet sind; daher tasten wir am besten mit den Fingerspitzen, den Zehen, der Zunge, den Lippen, weil die oben angeführten Nervenenden ꝛc. sich

bei ihnen nicht nur in großer Anzahl finden, sondern auch am leichtesten bedeckt sind. Der Mensch besitzt den Sinn des Tastens vor allen übrigen Thieren in einer vorzüglicheren Vollkommenheit, weil das Organ dazu vorzüglich ausgebildet worden; indessen ist doch noch nicht ausgemacht, ob nicht gewisse Thiere ihm hierin nahe kommen möchten; weil es hier an genauen Beobachtungen durch Versuche fehlt, und es bis dahin auch wohl nicht so leicht ausgemittelt werden möchte. — Die Einwirkung des Gegenstandes bei den Anschauungen des Tastens ist mechanisch und zwar unmittelbar, ohne Zwischenmaterie; der dadurch gemachte Eindruck muß aber weder zu stark, noch zu schwach seyn; denn im ersten Falle erregt er körperperlichen Schmerz und im andern gar keine Empfindung. Uebrigens giebt uns das Tasten Vorstellungen von dem Daseyn einer Aussenwelt im Raume, insofern die Gegenstände uns Widerstand leisten; wir lernen durch ihn die dritte Dimension des Raumes, die Beschaffenheit der Oberfläche und die Gestalt der Körper kennen. Wir erkennen z. B. durch dasselbe die verschiedenen Figuren, Härte und Weichheit, Trockenheit und Feuchtigkeit, Glätte und Rauheit, größere oder geringere Schwere, Wärme und Kälte, Größe, Anzahl ꝛc. Wir urtheilen z. B., daß ein Körper spitz ist, wenn er in einem sehr kleinen Punkte, einen heftigen Druck auf unsere Finger äußert, rund dagegen, wenn er die Finger mittelmäßig, und zwar in der Mitte stärker, an den Seiten aber geringer berührt; glatt ist derselbe, wenn er in allen seinen Theilen einen gleichen Eindruck macht. Wie weit übrigens die Feinheit im Tasten gebracht werden kann, oder wie fein das Gefühl in den Fingerspitzen ist, geht daraus hervor, daß es Personen, besonders Blinde, so weit gebracht haben, daß sie die verschiedenen Farben des Körpers durch die Berührung mit den Fingerspitzen haben unterscheiden können; so konnte ein Blinder die untereinander vermischten Farben durch das Berühren, eine Frau die blaue, rothe und

grüne Farbe, und eine andere die Farben bei den Karten unterscheiden. Spieler von Profession wissen durch die Abschabung oder Abfeilung der Haut an den Fingerspitzen wodurch die Nervenenden mehr hervortreten, sich ein so feines Gefühl zu verschaffen, daß sie die ihnen wichtigen Karten beim Berühren leicht erkennen können. Mehrere sind der Meinung, daß der Sinn des Tastens unter allen äußeren Sinnen uns am wenigsten täuschen, und besonders die optischen Täuschungen verbessern könne; eben so machten die auf das Gefühl würkenden Gegenstände einen starken Eindruck auf das Gehirn und werden auch nicht so leicht vergessen, daher auch ein blinder Bildhauer durch das bloße Tasten Bildsäulen oder Statuen verfertiget hätte. Diese Sätze sind zum Theil richtig, zum Theil unrichtig. Es ist gewiß, daß wir durch das Tasten von Gegenständen selbst Eindrücke erhalten, da wir z. B. durch das Gesicht nicht die sichtbaren Gegenstände unmittelbar, sondern mittelbar durch die Lichtstrahlen empfinden; indessen trügen die übrigen Sinne und selbst das Gesicht weniger, als man gewöhnlich glaubt. Ein Pferd mißt z. B. mit dem Auge eine Entfernung sehr genau, und springt über einen bestimmten Graben hinüber. Thiere, welche eben geboren werden, z. B. junge Lämmer, suchen ihre Mutter und finden sie ohne Gefühl. Eine Fliege, die eben aus ihrem Eye gekommen, wird durch den Geruch zu stinkenden Körpern gelockt ꝛc. Auch kann das Gefühl selbst trügen. Wenn man z. B. eine Kugel mit über einander geschlagenen Fingern befühlt, so glaubt man nicht eine, sondern zwei Kugeln zu fühlen. Ausserdem hängt das Gefühl sehr von der Beschaffenheit des Nervensystems und den Hüllen oder Bedeckungen des Körpers ab, womit die Nervenwärzchen versehen sind. Ist das Nervensystem sehr empfindlich, wie in der Hypochondrie, so kann man durch ihre Empfindung, die einem gesunden Menschen ganz gleichgültig ist, eine angenehme Wirkung in dem Gefühle erregen. So konnte die Köni-

gin Anna in Frankreich nicht anders, als auf Battist ruhen; denn selbst die feinste holländische Leinwand war ihr zu rauh. Auch ist das Gefühl im Tasten nicht immer gleich; denn im Sommer ist das Gefühl stärker, als im Winter; eine trockene Oberhaut fühlt besser, als eine feuchte, wenn nämlich Erstere nicht die Gränzen überschreitet, wäscht man die Glieder mit warmen Wasser oder mit Seife oder Lauge, so empfindet man feiner auf der Haut. An den Fußsohlen, besonders an der Ferse, fühlen wir wegen der daselbst befindlichen dicken Oberhaut weniger. Handwerksleute, die gewisse Theile des Körpers stark angreifen, verlieren an denselben viel von dem Gefühle. So können Schmiede wegen der in den Händen durch die Arbeit sich erzeugten Schwielen glühende Kohlen ohne Schmerz angreifen, und Arbeiter in den Glashütten ꝛc. werden an die daselbst vorhandene unerträgliche Hitze gewöhnt. Auch werden die durch das Gefühl erregte Eindrücke nicht, wie man vorgegeben, so fest in dem Gehirne verwahrt, als die durch das Gesicht erhaltene; denn man kann sich weit deutlicher gesehene Berge, Blumen, Thiere ꝛc. vorstellen, wenn auch diese Gegenstände uns nicht vor den Augen schweben, als ehemals empfundene Wollust oder Schmerz.

Hier noch Einiges, wie die Natur den Verlust des einen Sinnes durch den andern ersetzt. Ein Schwede, der von seiner ersten Kindheit an blind geworden, konnte dennoch alle Geschäfte der Sehenden verrichten. Er verlor das Gesicht im dritten Jahre bei den Blattern und behielt bloß einige Dämmerung von Tag und Nacht noch übrig; allein auch diesen schwachen Schein verlor er in seinem dreißigsten Jahre gänzlich. Uebung und Einbildungskraft hatten ihn indessen gelehrt, ohne alle Begleitung oder alles Geleite selbst durch Gehölze fortzukommen, Holz zu suchen und zu spalten, Karren und Schlitten zu bauen, Räder zu machen, Fässer zu binden, gutes Schneideeisen zu schmieden und zu härten,

Messer zu verfertigen, in deren Hefte sich Gabeln und kleinere Messer mit kleinen Sägen befanden; sich selbst ein Haus zu erbauen, es einzurichten, Vertäfelungen um die Fenster zu ziehen; Schnallen und Knöpfe in Formen zu gießen, welche er aus dem von ihm ausgesuchten Sande machte, Metalle und Eisen zu löthen, geborstene Töpfe zu verschmieren, Schuhe zu machen und zu nähen, dabei den Zwirn durch die Nadel zu ziehen, oder selbst einzufädeln, Blasebälge für seine eigene und andere Schmieden zu machen, Leder zu gerben, die Violine zu spielen, Violinen zu machen, alles durch das Gefühl und die Uebung, so daß Alles eine bewunderungswürdige Mittelmäßigkeit erreichte. Er spielte sogar zum Zeitvertreib Karten, nicht allein mit seinen eigenen, sondern auch mit fremden. Bei den Letzteren nannte man ihn erst jede Karte und so lernte er durch seine Fingerspitzen in einer Stunde die bemerkten Höhen oder Tiefen, Streifen, Randecken, Weiche ꝛc. und behielt die Karten dadurch so gut im Gedächtnisse, daß er jede Karte nicht nur mit Vortheil ausspielen, sondern auch stechen konnte. Er hielt den Gang der Spiele nicht auf, die er gelernt hatte, und spielte mit Vortheil. Nur die schon oben bemerkte Fertigkeit von Blinden die Farben durch das Tasten mit den Fingerspitzen zu unterscheiden, ging ihm ab, welches vielleicht daran lag, daß seine häuslichen Beschäftigungen, das Holzhauen und Schmieden, das feinere Gefühl der Nervenenden an den Fingerspitzen zu sehr abgestumpft hatte. Eben so konnte er auch nicht Münzen am Gepräge, oder am Gewichte, den Rändern ꝛc. unterscheiden. — Ein blind gewordener Organist zu Amersfort in Holland, spielte die Orgel so fertig, als zuvor; unterschied Münzen am Gepräge und Gewichte, und auch Farben. Man konnte ihm in den Karten kein Spiel abgewinnen, und er wußte, wenn er austheilte, die Karten der Andern. Kundman's Blinder unterschied auf Papier und neuen Tüchern die Farben. Boyle erzählt von einem Blinden

daß er die Farben nach dem Tasten benannt habe, er mußte aber bei dieser optischen Aufgabe ganz nüchtern seyn; hatte er etwas getrunken, so besaßen seine Fingerspitzen nicht mehr die Feinheit des Gefühls. Ein Frauenzimmer unterschied besonders blau und grün; sie konnte die schwarzen Flecken an den rauhen Oberflächen der beizenden Farbenstoffe und zernagter Zeuge, und die rothen, als die glättesten, unterscheiden. — Ein Blinder berührte die Gegenstände überall genau und bildete sie in Wachs und Stein genau nach. — Ein Professor der Mathematik zu Cambridge ward in seinen ersten Lebensjahren durch die Blattern blind; erlernte schon in der Kindheit die Griechische und Lateinische Sprache und folgte dem Whiston im Amte nach. Er konnte zwar nicht die Farben, wohl aber die ächten Römischen Münzen von dem unächten Gepräge unterscheiden, spielte die Flöte meisterhaft, und lehrte seine Zuhörer die Sternbilder am Himmel selbst aufsuchen. — Ein blinder Tischler verfertigte Schränke mit eingelegter Arbeit oder Furnirung, selbst in der dunkelsten Nacht. *)

In stockfinstern Gewölben konnten Gefangene anfangs nichts, aber mit der Zeit Insekten und Mäuse sehen, weil sich die Fasern des Augensterns um so mehr öffnen, je dunkler der Ort ist, und die Seele bloß die Netzhaut spannt, wenn alle übrigen Sinne erschlaffen und schlafen. So erblickt die Einbildungskraft nicht die sich schwingende Kohle, sondern einen Feuerkreis vor sich im Zusammenhange. Ein Mann, welcher seine Laute stimmte, bekam von der zersprungenen Saite einen heftigen Schlag auf das eine Auge, mit welchem er nachher des Nachts Schriften lesen konnte, mit dem anderen konnte er des

*) Dieses muß bei jedem Blinden in den Fertigkeiten der Künste und der Gewerbe der Fall seyn, die er durch den Sinn des Gehörs und des Gefühls oder Tastens sich zu eigen gemacht; wenn nämlich der Schlaf nicht obsiegt; denn hierin liegt nur oder kann nur eine Abhaltung in der Nacht liegen; für die Arbeiten, sprechen die erlangten Fähigkeiten. Kth.

Nachts nichts sehen; auf diese Weise hatte er ein Auge für den Tag und ein anderes für die Nacht. Sein Nachtauge vertrug kein Tageslicht und mußte am Tage geschlossen bleiben, weil seine überspannte Empfindsamkeit bloß die allerschwächsten Lichtstrahlen aufnahm, da der Sehnerve durch die Quetschung erschlafft war. Die Zeit spannte ihn endlich wieder und nun waren beide Augen gleich gesund. Dasselbe widerfährt bisweilen Personen, denen das eine Auge am Staar operirt worden; sie sehen, wenn das kranke Auge nach einigen Tagen aufgebunden wird, hinter dem Bettvorhange ihre Finger, aber nicht, wenn derselbe aufgezogen wird. Auch die in einem verfinsterten Zimmer erblickten Farben bleiben, wenn sie gleich weggeschafft worden, dem Gedächtnisse noch eine Zeit lang lebhaft vor den Augen, so lange, bis die Erschütterungen in den Fasern der Sehnerven abnehmen, wie der Ton an einer geschnellten Saite mit ihrer Schwingung selbst allmühlich nachläßt. — So wirken die Schwingungen und Töne eines Saiteninstrumentes, nach den Spannungen der verschiedenen Temperamente: Manche fühlen Rührung, wobei sie alles vergessen; auf diese Weise konnte der berühmte Tonkünstler Timotheus durch sein Presto Alexandern den Grossen zum Angriffe hinreißen. So entzückt jetzt der Violinspieler Paganini alle Welt durch sein hinreißendes Spiel. Hunde heulen bei Flöten, und springen beim Jagdhorne; Soldatenpferde gewöhnen sich an Trommeln und Trompeten; ja letztere lernen sogar die Signale der Trompete kennen, und werden unruhig, sobald sie einen Stoß darin vernehmen. — Man kann Taube, nach der Bewegung der Lippen und mit einem Stabe im Munde, Reden verstehen und beantworten lehren; obgleich Taubgeborne an sich zugleich stumm zu seyn pflegen, da solche durch die Kunst weniger lernen können, als ein Sehender. Man unterrichtet Taubstumme und lehrt sie nachmachen, was man ihnen vorzeigt, als zu schreiben, zu lesen und allerlei

Handthierungen. Man zeigt ihnen erst das Substantiv, die Sache oder Person und hierauf schreibt man sie ihnen vor mit Buchstaben, aber dadurch gewinnt der Verstand weniger, als bei den hörenden Blinden. — Die Schärfung des Geruchs setzt die Neger auf den Antillen in den Stand, die Spuren anderer Menschen, wie Jagdhunde aufzusuchen, und einen Neger von einem Europäer zu unterscheiden. In dem Journal des Savans 1680 wird von einem Prager Mönche berichtet, daß er keusche Mädchen durch den Geruch von anderen hat unterscheiden und auch Frauen unter Jungfern herausriechen können. Diese Schärfe des Geruchssinnes ist aber nichts Neues, weil auch Democrit beim Hippokrat ein Probestück davon gemacht hat. Der oben erwähnte Mönch wollte ein Werk über die Schärfung des Geruchssinns herausgeben, welches er auch angefangen, aber durch den Tod daran behindert worden ist. Cardanus will jederzeit etwas gerochen haben, wo andere Menschen nichts vom Geruche empfanden. Eine Frau roch jedesmal, ehe das Gewitter entstand, den Schwefel in der Luft. So sind junge Kinder durch Mangel und Noth so weit gebracht worden, ihren Unterhalt und die Personen, die denselben ihnen gaben, durch den Geruch auszuspüren. Nach Digby nöthigten die Unruhen eines Krieges die Eltern eines gewissen Knaben, sich mit ihm in einen Wald zu begeben und daselbst von Kräutern zu leben. Dieser Knabe erhielt durch die Uebung einen so starken Geruch, daß er vermittelst desselben die Ankunft der Leute entdecken lernte. Diese besondere Kraft erhob ihn zum Kundschafter oder Spion, wozu er viele Geschicklichkeit blicken ließ. Da er aber mit diesem neuen Amte zugleich eine ganz andere Lebensart anfing, so verlor seine Nase vieles von ihrer Scharfsinnigkeit, ob er gleich stets vermögend blieb, seine Frau von jeder andern durch den Geruch zu unterscheiden, und ihre Spur wie der beste Hund zu verfolgen. In Indien soll man Kaufleute finden, die, ohne Probier-

stein, die Güte des Goldes oder Silbers bloß durch den Geruch beurtheilen können. Der Herr von Haller besaß einen außerordentlich feinen Geruch, so daß er die Ausdünstungen alter Männer und Frauen von weitem empfand. Mehrere Beispiele sind auch von anderen Gelehrten bekannt, so daß Einige einen scharfen Geruch als ein Zeichen höherer Seelenkräfte ansehen. Ein Mensch, der unter den wilden Thieren erzogen, wußte durch den Geruch die Nahrungsmittel so gut zu unterscheiden, wie ein Schaf, und ein ähnliches Beispiel ist von einem stupiden und unter den Thieren aufgezogenen Knaben auf den Alpen vorhanden, der durch den Geruch die Güte des Grases zu bestimmen wußte. Diese besondere Stärke hat sich aber, wie die Erfahrung gelehrt, verloren, sobald sich dergleichen Menschen an die Mannigfaltigkeit der Speisen gewöhnt haben, und von ihrer einfachen Lebensart abgewichen sind. Obgleich der Sinn des Geruchs, wie die übrigen Sinne bei dem Menschen, feiner und ausgebildeter ist, so ist bei den Thieren derselbe in Rücksicht auf manche Körper schärfer. Hunde empfinden den Geruch der unmerklichen Ausdünstung mancher Thiere und auch des Menschen, wodurch sie ihre Herren von anderen unterscheiden. Ein Hund entfloh aus einem gewissen Schlosse Altenklingen, und fand seinen nach Paris gereiseten Herren in dieser Hauptstadt nach vielen Tagen und durch einen Weg von 100 Stunden, und dieses unter der großen Menge von Menschen, die sich daselbst aufhalten, auf keine andere Weise, als daß er dem Geruche der unmerklichen Ausdünstung folgte, die sein Herr während seiner Reise auf dem Wege und in Paris selbst aussonderte, und die vor der Ausdünstung so vieler anderer Menschen einen specifiken Eindruck auf seine Geruchsnerven machte, und so hat man mehrere Beispiele von Thieren und besonders auch von Vögeln. So sollen im Alterthume oder nach der alten Geschichte die Geyer aus Asien herbeigeflogen und sich auf dem Pharsalischen

Schlachtfelde um die Leichname zum Raube versammelt haben. Die Eulen sollen während der Pest sich auf den Häusern derjenigen einfinden, welche an dieser Krankheit sterben, also durch den Geruch der an der Pest Gestorbenen angelockt werden; eben so werden die Raben aus weiter Ferne durch den Geruch todter Körper angelockt. Auch dieser Geruch vermindert sich bei Thieren in der Gefangenschaft oder in Gesellschaft von Menschen, wahrscheinlich weil sie hier andere Nahrungsmittel genießen und die Geruchsorgane durch die Ausdünstungen abgestumpft werden. — Das unendliche Gemisch von Gerichten auf den Tafeln der Großen und Reichen trägt allerdings zur Verfeinerung des Geschmackssinnes bei, wenn diese Uebungen im Genießen nicht bis zur Schwelgerei fortgesetzt werden; denn der Schwelger hat in der Regel abgestumpfte Geschmacksorgane. Nur derjenige Feinschmecker, der zwar den Genüssen ergeben ist, aber nicht im Uebermaaße schwelgt, sondern nur mit gehöriger Vorsicht, um sich den Genuß lange zu sichern, kann den Geschmackssinn ausbilden. Eigentliche sogenannte Fresser, die Alles herunterschlingen, was ihnen so zu sagen vorkommt, haben wenig Geschmack und dieses schon daher, weil sie die Speisen nicht gehörig kauen und mit Speichel vermischen. Wenn gleich bei dem Genusse mannigfaltiger und auf verschiedene Art zubereiteter Speisen der Geschmackssinn von einer Seite ausgebildet wird, um das Angenehme zu fühlen, so verliert er dagegen von der anderen Seite seine ganze eigenthümliche Schärfe; denn durch das bunte Gemisch von Speisen im immerwährenden Genusse, ist zuletzt der eigentliche Gehalt derselben nicht mehr herauszukosten, der Geschmackssinn ist abgestumpft.

Um aber den Geschmackssinn ganz rege zu erhalten, das heißt, wenn er geweckt ist und durch Speisen gereizt wird, thätig zu sein, so muß er durch keinen andern äußeren Eindruck der übrigen Sinne gestört werden, und da-

her hat der berühmte Philadelphische Arzt Dr. Rusch wohl sehr Recht, wenn er scharfsinnig bemerkt: daß wenn man das Vergnügen, welches der Geschmack gewährt, auch vollkommen genießen wolle, so müßten alle übrigen Sinne im Ruhestande bleiben und nicht gereizt werden, woraus er den Schluß zieht, daß die Tafelmusik, da sie den Sinn des Gehörs reize, den vollkommenen Genuß am Vergnügen des Geschmacks störe; dieses sei auch daher die Ursache, warum große Fresser während der Mahlzeit wenig oder gar nicht zu sprechen pflegen, um ihre etwanigen Betrachtungen nur diesem Sinne zu weihen. Wenn man daher an den öffentlichen Wirthstafeln, oder bei Tischgesellschaften Individuen erblickt, die ihre Aufmerksamkeit nur der Schüssel schenken, so liegt das bloß daran, um sich das Vergnügen des Speisegenusses, also die Erregbarkeit des Geschmacks auch ganz zu eigen zu machen.

Vergleicht man nun nach der einzelnen Betrachtung der fünf Sinne dieselben untereinander, so nimmt der Sinn des Gesichts die erste Stelle ein; dann folgt der Sinn des Gehörs, welche beide die mannigfaltigsten Vorstellungen geben; Geruch, Geschmack und Tasten haben einen sehr geringen, der Größe nach von einander wenig abweichenden Umfang. In Rücksicht der Stärke des Eindrucks liefert der Sinn des Gesichts die meiste Organ- und die geringste Vitalempfindung, auf ihn folgt in derselben Rücksicht das Gehör; dann Tasten und Geschmack; der Geruch bringt die stärkste Vitalempfindung hervor. Uebrigens kann jede Organempfindung bis zur Vitalempfindung gesteigert werden. Beim Gesicht und Gehör rührt der geringe Grad des Eindrucks von den Feinheiten der Zwischenmaterie her; denn beim Geruch ist dieser Eindruck hervorstechend stark, weil die zu ihm gehörigen Nerven am meisten entblößt sind. — Betrachtet man die Sinne in Rücksicht ihrer Dauer, so ist hier zweierlei zu unterscheiden, erstlich, die erforderliche Dauer der Einwirkung um Empfindung und Anschauung zu

erhalten; sie ist bei den verschiedenen Sinnen verschieden; denn ist die Dauer der Einwirkung kleiner, als der Sinn es fordert, so entsteht entweder gar keine Anschauung, oder sie erhält nicht die nöthige Klarheit; der Sinn des Gesichts fordert die kürzeste, der des Geschmackes und Tastens die längste Einwirkung; zweitens die Dauer der erzeugten Empfindung, aus welcher sich die Nachanschauungen ergeben, für die wir in unserer Sprache nur beim Hören und Schmecken Worte haben. — In Rücksicht der Einwirkung betrachtet, theilen wir die äussern Sinne, erstlich in die der unmittelbaren und mittelbaren Einwirkung, zu diesen gehört Gesicht und Gehör, zu jenen Geschmack und Tasten, der Geruch steht zwischen beiden mitten inne; zweitens in die der mechanischen und chemischen Einwirkung; jene sind Gesicht, Gehör und Tasten; diese Geruch und Geschmack. — In der Vorstellung der äußern Sinnenwelt steht das Tasten oben an; dann folgt Gesicht und Gehör; diese drei Sinne sind objectiv; dann folgt Geruch und Geschmack, welche mehr subjectiv, als objectiv sind. Die Sinne, welche mehr objectiv, als subjectiv sind, und daher am meisten zu Erkenntnissen beitragen, Gesicht, Gehör und Tasten, nennt man deshalb edlere Sinne. Nach Kiesewetter soll man die mehr objectiven Sinne Erkenntnißsinne, und die mehr subjectiven Lustsinne nennen. Daß übrigens bei dem Menschen der Sinn des Geschmackes mehr Lustsinn, als der des Geruchs ist, und bei den Thieren umgekehrt, leidet wohl einen Zweifel, wenigstens in Beziehung auf Letztere — In Beziehung auf den Stoff zu ästhetischen oder Geschmackes-Urtheilen zerfallen die Sinne in diejenigen, mit deren Anschauungen ein allgemein gültiges Gefühl von Lust oder Unlust verbunden seyn, oder vielmehr durch welche Schönheit gegeben werden kann, wie z. B. durch das Gesicht, Gehör und das Tasten, und in diejenigen, mit deren Vorstellungen nur subjective gültige Lust oder Unlust verbunden seyn oder

vielmehr nur Angenehmes gegeben werden kann, als Geruch und Geschmack. — Was die Verwandschaft der Sinne unter einander anbetrifft, so ist unter denselben, streng genommen, keine Verwandschaft möglich, weil ein jeder Sinn für sich besteht und durch einen andern nicht ersetzt werden kann; indessen macht der Sinn des Geschmackes und Geruchs hier eine Ausnahme, indem mit gewissen Gerüchen Geschmack verbunden ist, welches davon herrührt, daß ein Theil der Geruchsnerven sich über die Zunge verbreitet. — Betrachtet man die Sinne in Hinsicht des Werthes, so kann nach diesem ein Gegenstand für uns einen dreifachen Werth haben, entweder, in so fern er uns Lust verschafft, oder in so fern er zu unserer Existenz erforderlich ist, oder in so fern er unsere Kultur befördert. Geruch und Geschmack tragen zu unserer Kultur am wenigsten bei, und ihr Verlust gefährdet auch nicht unsere Existenz in der bürgerlichen Gesellschaft; indessen kann Letzterer in so fern zur Kultur beitragen, daß er durch die Lust, die er in uns erweckt, uns geselliger macht, oder uns in Gesellschaften lockt, um durch die Unterhaltung die empfundene Lust mehr zu würzen. Der Geruch erzeugt mehr Lust, als Unlust, weil sich uns die Gerüche wider unseren Willen aufdringen. Das Tasten können wir gar nicht entbehren, weil wir ohne dasselbe keine Vorstellung von der Aussenwelt haben würden; es giebt daher auch keinen Menschen, dem dieser Sinn völlig mangelte. Gesicht und Gehör können wir zwar entbehren ohne unsere Existenz zu verlieren, indessen sind sie zum Genuß und zu unserer Ausbildung durchaus nothwendig; besonders der Sinn des Gesichts. Ob indessen bei dem Verlieren dieser Sinne, der Taubgewordene mehr verliert, als der Blindgewordene, ist schwer zu entscheiden; Einige wollen, daß Ersterer mehr verliert, wenn nämlich beide anders noch Vorstellungen des verlorenen Sinnes sich wieder erinnern können. Bei jedem Sinne können wir uns einen Zustand vorstellen, in welchem wir

mit Bewußtseyn nichts durch denselben empfinden, z. B. für den Sinn des Gehörs eine völlige Stille; nur bei dem Sinne des Gesichts ist dieses nicht möglich, weil bei demselben die Vorstellung des Schwarzen eintritt.

Am vollkommensten ist ein jeder Sinn, wenn er Schärfe und Feinheit besitzt. Die Schärfe besteht in einer schnellen und leichten Wahrnehmung ohne starken Eindruck; ihre Gegnerin ist die Stumpfheit. Sie hängt von der Beschaffenheit der Sinneswerkzeuge, von der Erhöhung oder Veränderung der Sensibilität, und von der Aufmerksamkeit ab. Die Feinheit des Sinnes bezieht sich auf die leichte und sichere Unterscheidung, der durch denselben gegebenen Anschauungen. Sie hängt größtentheils von der Uebung ab, obgleich sie auch angeboren seyn kann. Diese Uebung geschieht bei denjenigen Individuen in einem vorzüglichen Grade, denen ein Sinn mangelt, z. B. bei Blinden, Taubstummen; denn Erstere Tasten feiner, und Letztere sehen schärfer; wer dagegen die Sinne vollkommen besitzt; vernachläßiget sehr oft den einen auf Kosten des andern, oder wird sehr oft von dem einen in Vervollkommnung des andern gestört; es ist daher ein seltener Fall, nur einige vollkommen durch die Uebung ausgebildet zu sehen; alle nie. Daß sich die Sinne von der Geburt an, in verschiedenen Graden entwickeln und im Alter wieder verlieren, ist sehr merkwürdig, und giebt eigentlich den Maaßstab zu ihrer Stellung. Da die Existenz zuerst gesichert werden muß, wenn aufkeimendes Leben gesicheet werden soll, so tastet das Kind auch zuerst mit der Zunge; das Sehen erfolgt erst einige Tage nach seiner Geburt, und das Hören erst nach einigen Wochen; alles dieses zur Aufrechthaltung jener Existenz, weil das Kind in den ersten Tagen seiner weltbürgerlichen Entwickelung der Ruhe nöthig hat, so erwacht der Sinn des Gesichts erst nach einigen Tagen, und um nicht gleich durch Anschauung der Aussenwelt zu sehr afficirt zu werden, so erwacht der Sinn des Gehörs

noch etwas später; also immer ein leichter Uebergang von dem Einen zum Andern. Der Geschmacks-Unterschied erwacht bald mit den beiden vorhergehenden, welches man sehr deutlich beim Süßen und minder Süßen bemerkt, oder bei den verschiedenen Reichungen von Breien ꝛc. bis zum Zucker oder eingeweichtem Zuckerbrode. Das eigentliche Schmecken oder der Genuß desselben in seiner ganzen Ausdehnung, lernt es erst beim Vorhandensein der Zähne kennen, indem das Zermalmen der Speisen die chemische Auflösung der Nahrungsmittel durch den Speichel befördert. Das Tasten mit den Händen geschieht sehr spät, weil es den Gebrauch der Hände erst nach und nach lernt, und der Geruch entwickelt sich zu allerletzt. Bei der Abnahme der Sensibilität verschwindet das Gehör am spätesten.

Der Einfluß der äußern Sinne auf den Gesundheitszustand des Körpers ist von der größten Wichtigkeit. Hufeland*) sagt: „Sie (die Sinne) wirken auf doppelte Art zur Verlängerung des Lebens: Einmal, indem sie unmittelbar auf die Lebenskraft influiren, sie erwecken, erhöhen, verstärken, und dann, indem sie die Wirksamkeit der ganzen Maschine vermehren, und so die wichtigsten Organe der Restauration, die Verdauungs- Cirkulations- und Absonderungswerzeuge in regere Thätigkeit setzen. Es ist daher eine gewisse Kultur und Verfeinerung unserer Sinnlichkeit nöthig und heilsam.“ Diese Einwirkung auf den Gesundheitszustand unseres Körpers ist nur durch die Vervollkommnung der äußeren Sinne möglich, weil nur dadurch auf die inneren und so mit auf den ganzen Körper gewirkt werden kann. Wie übrigens die Vervollkommnung der Sinne bewirkt werden kann, oder auf welche Weise wir sie in dem Grade schärfen können, daß daraus für uns diese Wohlthätigkeit entspringt, kann hier nicht umständlich entwik-

*) Makrobiotik, 2r Thl. Berlin, 1805, S. 236.

kelt werden, weil solches in den Art. Erziehung gehört; denn nur durch Uebung von Jugend auf, wo die Organe noch in voller Kraft und Lebensfülle stehen, ist dieses möglich.

Was nun den innern Sinn betrifft, so kommt derselbe mit dem äußeren darin überein, daß beide Vermögen des Gemüths sind durch Einwirkungen von Gegenständen afficirt zu werden, und dadurch Anschauungen zu liefern; und da beide Anschauungen gegenwärtiger Gegenstände liefern, so kommt auch beiden Empfänglichkeit, Receptivität, zu; nur unterscheiden sie sich dadurch von einander, daß wir beim äußeren Sinn die Gegenstände der Anschauung von unserem Ich unterscheiden, da hingegen der innere Sinn uns Anschauungen von dem Zustande unseres Ichs selbst giebt. Wir setzen ferner die Gegenstände der Anschauungen des äußeren Sinnes ins gesammt im Raume, welches bei den durch den inneren Sinn gegebenen Zuständen unsers Gemüths nicht der Fall ist, die wir bloß in der Zeit setzen. Durch den inneren Sinn erhalten wir das Bewußtseyn unseres inneren Zustandes, welches von dem Bewußtseyn unseres Selbst unterschieden ist; denn bei dem Ersteren verhalten wir uns leidend oder passiv, und bei dem Letztern thätig oder activ, oder vielmehr Letzterer ist ein Produkt der Thätigkeit. Man muß ferner den inneren Sinn nicht mit dem Vitalsinn, s. oben, S. 398, verwechseln; denn der Letztere giebt uns den Zustand unseres Körpers in Beziehung auf Beförderung oder Hemmung des Lebens; der Erstere hingegen stellt uns die Zustände unserer Seele anschaulich dar. Wie übrigens das Gemüth sich selbst bei den Beschauungen des innern Sinnes afficiren, wie es einwirkend und leidend zugleich seyn kann, bleibt für uns unbeantwortlich, obgleich wir sehr wohl begreifen, daß wir selbst der Grund unserer inneren Anschauung sind; so wie auch der Umstand, daß diese Anschauungen uns gegeben werden und wir unsern Zustand nicht will-

kührlich anschauen können, sondern so, wie er vorhanden ist, anschauen müssen, und beweiset, daß wir uns leidend verhalten. Die Deutlichkeit und Klarheit der durch den inneren Sinn gegebenen Anschauungen ist abhängig von dem Grade der Empfänglichkeit des Sinnes; dann von der Stärke der Thätigkeit, mit welcher wir auf uns einwirken, und zuletzt von der Aufmerksamkeit, die wir darauf richten. Ob übrigens der innere Sinn der körperlichen Organe bedarf, wie der äußere, läßt sich nicht entscheiden. Der Umstand, das gewisse körperliche Zustände uns hindern, uns Anschauungen des inneren Sinnes unmittelbar bewußt zu werden, beweiset nichts für die Nothwendigkeit körperlicher Organe zu demselben. Es giebt nur einen inneren Sinn als Anschauungsvermögen, wenn gleich die durch denselben gegebenen Anschauungen sehr mannigfaltig sind. Empfindung und Gefühl, die wir beim äußeren Sinn unterscheiden, unterscheiden wir gleichfalls beim innern, so wie auch die dort gegebene Bemerkung, daß wenn die Empfindung über einen gewissen Grad der Stärke hinausgeht, sie nichts objectiv mehr vorstellt, sondern bloß subjectives Gefühl wird, auch für den inneren Sinn wichtig ist. Eben so findet auch die beim äußeren Sinn gemachte Bemerkung, daß die Eindrücke, wodurch Anschauungen entstehen sollen, eine bestimmte Dauer haben müssen, welche etwas, gar nicht, oder doch nur undeutlich wahrgenommen wird; die Anwendung ist folgende: Ist der Zustand, den wir wahrnehmen sollen, zu schnell vorübergehend, so findet dasselbe Statt und wir pflegen zu sagen: Ich weiß nicht, wie mir war. Durch eine zu schnelle Folge der Gemüthszustände und deren Wahrnehmung entsteht Schwindel.

Der äußere Sinn steht mit dem inneren in einer sehr genauen Verbindung; denn wir können nur dadurch Anschauungen von äußern Gegenständen bekommen, daß die durch dieselben in uns hervorgebrachten Veränderungen unseres innern Zustandes von uns wahrgenommen

werden, welches durch unsern innern Sinn geschieht; allein umgekehrt würde unserer innerer Sinn nicht in Wirksamkeit gesetzt werden, wenn nicht durch Einwirkung äußerer Gegenstände auf unsern äußern Sinn, die Zustände unseres Gemüthes verändert, und die Thätigkeit der Kräfte desselben erregt würde. — Alle Anschauungen des äußern Sinns stellen uns Gegenstände im Raume vor; die Anschauungen des innern Sinnes werden in der Zeit vorgestellt; in den Vorstellungen des äußern Sinns findet ein Nebeneinander, in denen des innern, ein Nacheinander Statt. Da die Zeit nur eine Ausdehnung, die Länge hat, so können nicht zwei Zustände des Gemüths zugleich, sondern nur nach einander wahrgenommen werden. Anschauungen des äußeren Sinnes sind nur dann möglich, wenn ihnen eine Veränderung unseres innern Zustandes vorangeht, eben so kommt bei den Anschauungen des äußern Sinnes der innere stets mit ins Spiel, und daher findet sich auch stets an den Anschauungen des äußern Sinnes, das Merkmal der Zeit; da hingegen der innere Sinn vom äußern unabhängig ist, so wird auch in den Vorstellungen des Erstern das Merkmal des Räumlichseyns nicht angetroffen. Uebrigens folgt aber keinesweges, daß mit den Wahrnehmungen des äußern Sinnes auch jederzeit Wahrnehmungen des innern verbunden sind; denn da jede Anschauung nur erst dann Wahrnehmung wird, wenn sie zum klaren Bewußtseyn gekommen, so können auch die Anschauungen des innern Sinnes in vielen Fällen dunkel bleiben. Die Natur treibt uns eigentlich mehr zum Handeln in der äußern Welt, als zum innern Beobachten an; daher ist der äußere Sinn hier mehr beschäftiget, als der innere, und wenn gleich der innere daran Theil nimmt, so kann diese Theilnahme nur immer mehr passiv gedacht werden, als activ; denn nur Wahrnehmungen durch den innern Sinn zu erhalten, muß man seine Aufmerksamkeit auch auf sein Inneres richten,

was bei vielen Menschen erst spät entsteht; und es ist eine ausserordentliche Gabe, den äußern Sinn mit dem innern so zu verbinden, daß beim Handeln beide gleich thätig sind; denn durch das oft rasche Handeln durch den äußern Sinn, ist der innere oft gleichsam befangen, wenn auch nicht in einem solchen Grade, daß die richtige Anschauung schwindet; nur die Gegenstände sind sich nicht ganz klar oder stellen sich vielmehr nicht ganz klar dar, weil man auf seinen innern Zustand nicht gehörig merkt, in keiner innern Welt kreiset; wer dieses dagegen thut, dem geht auch eine neue Welt auf. In dem gewöhnlichen Zustande unseres Seyns, schwindet der innere Sinn niemals gänzlich, sondern alle unsere Vorstellungen sind immer mit einem gewissen dunklen Bewußtseyn unser selbst verbunden; selbst in dem Augenblicke der tiefsten Betrachtung, wenn wir uns am meisten vergessen, schreiben wir doch die Eindrücke und Vorstellungen, die uns beschäftigen, niemals andern Personen zu, sondern alle Handlungen, die wir vornehmen, zeugen, daß wir uns wenigstens auf eine dunkle Art bewußt sind, daß diese Wirkungen von uns herkommen. Der Künstler, welcher in schwärmerischer Begeisterung ein Werk hervorbringt, weiß, daß er und kein anderer der Schöpfer desselben ist; s. weiter unten. Alle innere Ausbildung des Menschen ist von den Wahrnehmungen des innern Sinnes abhängig. — Der im Leben vorkommende Sinn für das Anständige, Schöne, für Wahrheit und Recht und dann der moralische Sinn, alle diese sogenannten Sinne, der Schönheitssinn abgerechnet, werden durch Begriffe erkannt und beruhen daher auf Urtheilen, nur nicht auf Eindrücke der Sinne. Weil diese Urtheile oft aber sehr schnell gefällt werden, und nicht zum klaren und deutlichen Bewußtseyn kommen, sich auch mit denselben ein Gefühl verbindet, so hat dieses zu der Benennung Sinn Veranlassung gegeben.

Was nun den Kunstsinn anbetrifft, so muß dem

Künstler ungemein viel daran gelegen sein, einen feinen Sinn zu haben. Jeder Mensch hat zwar die Gabe des Gefühls; aber nicht alle werden dasselbe zur rechten Zeit gewahr. Unbedachtsamkeit und Zerstreuung verführen oft die Aufmerksamkeit, daß sie solche eher überall hinwenden, als auf diejenigen Empfindungen, die zu ihrem Zwecke gehören. Der Mensch muß schon einen gewissen Grad der Fühlbarkeit für das Schöne und Häßliche, Wahre und Falsche, Gute und Böse von Natur haben, wenn sein innerer Sinn durch äußere Eindrücke Anschauungen aufnehmen soll; denn ein unempfindlicher Mensch ist in Ansehung des sittlichen Lebens eben so übel daran, als der, dessen Sinne stumpf sind, für das gemeine; allein von eben solcher Wichtigkeit ist es, daß er nach den allgemeinen und besonderen Verhältnissen, worin er lebt, gewisse mehr oder weniger herrschende Empfindung in seiner Seele habe, aus deren Mischung sein Character seine Festigkeit bekommt, und daß er solche in einem so starken Grade der Lebhaftigkeit erhalte, daß er sich solcher bewußt sei, das ist, daß er sie innerlich fühlt; sie dürfen nicht zu hoch überspannt, noch auch zu schlaff seyn; sie müssen ein solches Maaß haben, daß sie zweckmäßige Neigungen zu erregen im Stande sind. Diese Regel gilt auch für den Künstler; denn diejenigen, welche glauben, der Künstler habe weiter nichts zu thun, als nur Empfindungen in einer angenehmen Mischung durcheinander zu werfen, um allenfalls einen unterhaltenden Zeitvertreib zu verschaffen, der erniedriget die Künste unter ihren Begriff. Das innere Gefühl ist also die Quelle, woraus die Künste ihren Ursprung haben; er ist aber auch der Zweck, wohin die Bemühungen des Künstlers gehen müssen. Er muß in Andern solche Empfindungen zu erregen suchen, die er selbst hegt, sowohl in Ansehung der Lust, als Unlust, der Freude und des Schmerzes. Hierzu giebt die Kunst eben sowohl den Stoff, als die Natur. Die Kunst ist immer später, als Gefühl, sie

giebt nicht dasselbe, aber sie erweckt es. Ehe wir die Redekunst kannten, empfanden die Menschen schon das Schöne, Erhabene, Wohlklingende und Durchdringende einer Rede, und nur die Betrachtungen dessen, was die Menschen in vielen einzelnen Fällen fühlten, nach dem Gefühle billigten und bewunderten, das giebt die Regeln zur Kunst. Diese sind also nichts anders, als eine Darstellung der Mittel, wodurch das innere Gefühl in dem Menschen erweckt wird, welches der vornehmste Zweck der schönen Wissenschaften ist; sie müssen edle Gefühle in uns erregen, und davon bleibende Eindrücke hinterlassen; alle Werke des Geschmacks müssen also hierauf berechnet seyn, daher muß der Künstler auch dafür sorgen, daß er in seinen Werken in den Gränzen des Gefühls bleibe; denn ein Uebermaaß davon macht weichlich und unmännlich. Es giebt Menschen welche glauben, man könne das Gefühl nicht hoch genug spannen, und um Schmerz zu erregen, treiben sie ihn bis zum Wahnsinn, bis zur Verzweiflung, und Abscheu erheben sie bis zum äußersten Grad des Entsetzens; Lust bis zum Taumel, kurz jedes Gefühl treiben sie bis zum Zerfließen der Sinne; man kann dieses also nicht Gefühl, sondern nur Schwindel nennen. Der Künstler kann einer guten Wirkung auf unser Herz gewiß seyn, wenn er selbst von Gefühlen der Redlichkeit, der wahren Ehre, der Liebe zum Vaterlande, der Menschlichkeit ꝛc. durchdrungen ist; denn diese drükken sich dann lebhaft in seinen Werken ab, und wirken so auch auf das Gefühl gesunder, kräftiger, gut erzogener Menschen. Die Regel des Horaz: Wenn Du willst, daß ich weinen soll, so weine Du selbst, geht auf alle Arten der Empfindungen. Ueberhaupt muß der Künstler die Gegenstände, worauf die Empfindung unmittelbar geht, in ihrer völligen Kraft darstellen, und nimmt er den Zauber der Phantasie zur Hülfe, so wird es ihm leicht jeder Empfindung den Weg in unser Herz zu bahnen, wodurch sich der Künstler selbst zum Lehrer

und Führer seiner Mitbürger erweiset. Welche Wirkungen machen nicht kräftige Parlamentsreden, kräftige Reden in der Pariser Deputirtenkammer auf die Nation; sie sind der Hebel, wodurch oft das unmöglich scheinende möglich gemacht wird, und dieses bloß, weil der Künstler den Geist seiner Zeit begriffen, weil er in diesem Geiste seine Rede, durchdrungen von dem Gefühle der Vaterlandsliebe, der Menschlichkeit, überhaupt von allen den Tugenden, die das Herz in Anspruch nehmen, entworfen, und sie mit Begeisterung seinen Mitbürgern vorträgt. Der Künstler, der nach seinem innern Gefühl arbeitet, hat daher noch den Vortheil, das Besondere seiner Nation zu berücksichtigen; er wird seine Bilder nicht nach einem allgemeinen Ideale entwerfen, sondern um wirksame Empfindungen hervorzubringen, müssen sie einen nahen und bestimmten Gegenstand haben; denn wenn es gleich allgemeine Empfindungen der Menschlichkeit giebt, die in allen Ländern, zu allen Zeiten und unter allen Völkern gleich gut sind, so haben sie doch bei jedem Menschen ihre besondere angemessene Bestimmung. Je mehr der Künstler seinem eigenen Gefühle folgt, um so mehr wird er die besondern Verhältnisse seiner Zeit, seines Ortes, seiner Umstände vor Augen haben, und desto besser wird er Seiten treffen, die er berühren soll, wenn er seinen Zweck erreichen will; er wird sich hüten fremde Ideen einzuschieben, die immer die Empfindung stören.

J. F. Abel über die Quellen der menschlichen Vorstellungen. Stuttgardt, 1786.

Theorie der äußern Sinnlichkeit, von Ant. Joseph Dorsch. Frankfurth, 1789. Das fünfte Heft von dessen Beiträgen zum Studium der Philosophie.

Gutsmuths Gymnastik für die Jugend. 2te Aufl. Schnepfenthal, 1804. 18r Abschnitt.

Versuch einer Physiologie der Sinne oder Versuch der Bestimmung des Nutzens automatischer Bewegungen der

Sinnesorgane für die Entwickelung der Seele, von J. G. Steinbuch. Nürnberg, 1810.

Ueber die Natur und Nothwendigkeit der Sechszahl der Sinne und das natürliche Verhältniß der besonderen Anschauungsformen der Menschen unter sich und zur allgemeinen Anschauungsform der Vernunft, von Dr. Walther. Amberg, 1822.

Ant. Theod. Suabedissen über die innere Wahrnehmung. Berlin, 1808.

Neue Critik der Vernunft, von Jac. Fr. Fries. Heidelberg, 1807.

In den bildenden Künsten werden die fünf Sinne nach Ramler *) als Personen vorgestellt, die einen ihrer Sinne, und zwar mehrentheils auf eine angenehme Weise beschäftigen; am deutlichsten erkennt man sie, wenn sie neben einander gesehen werden. Sie werden bald als Kinder, bald als Erwachsene, sowohl männlich, als weiblich abgebildet. Oft wird auch ein Thier dieser Gruppe beigesellt, das eines gewissen scharfen Sinns wegen merkwürdig ist; als der Luchs, wegen seines scharfen Gesichts; der Hase mit gespitzten Ohren, wegen seines leisen Gehörs; die Biene, die das Schönste aus Blumen und Blüthen sauget, wegen ihres feinen Geschmacks; oft auch zum Contraste die Sau, wegen ihres allgemeinen nichts verschmähenden Geschmacks; der Spürhund, wegen seines scharfen Geruchs, und die Spinne in ihrem Gewebe, wegen ihres feinen Gefühls. — Man stellt auch die fünf Sinne, als fünf Nymphen in einem leichten fliegenden Gewande, auf folgende Weise dar: 1. die Nymphe, die das Sehen vorstellt, mit einem Spiegel in der einen Hand, in welchem sie sich besieht, und mit der andern setzt sie sich einen Blumenkranz zurecht. — 2. Die Nymphe, die das Hören vorstellt, schlägt ein Paar Cymbeln in einer tanzenden Stellung zusammen. — 3. die Nymphe,

*) S. die unter Sinnbild angeführte Schrift von demselben. S. 21 u. f.

die das Schmecken vorstellt, trägt in der einen Hand eine Schüssel oder einen Korb voll schmackhafter Früchte, die sie mit großer Eßlust oder Appetit betrachtet, und hält mit der anderen Hand eine Schale mit Wein. — Die Nymphe, die das Riechen darstellt, hat mit der einen Hand ihr Gewand zu einem Schooße zusammengefaßt, in welchem sie einige Rosenkränze, Rosenranken oder Rosensträußer forttragen will, mit der andern hält sie eine Rose vor die Nase, an die sie mit Wollust zu riechen scheint. — Die Nymphe, die das Fühlen vorstellt, trägt ein Körbchen voll Krebse an dem einen Arme, und an dem andern fühlt sie mit Schmerzen die Scheere des einen Krebses, der sich ihr an den kleinen Finger gehängt hat, oder auch eine Wespe oder Biene, welche ihr in die Hand sticht.

Um die Einförmigkeit zu vermeiden, giebt man der Nymphe oder dem Genius des Gesichts zuweilen ein Seherohr, oder ein Vergrößerungsglas, ein gläsernes Prisma, oder eine Brille; dem Genius des Gehörs einen metallenen Triangel, woran er mit einem Stäbchen, oder ein Glöckchen, woran er mit einem Hammer schlägt; dem Genius des Geschmacks eine Schüssel voll wohlschmeckender Speisen, ein Stück Zucker, eine Scheibe Honig ꝛc., wovon er kostet; dem Genius des Geruchs eine Nelke oder eine sonst sanft- oder starkriechende Blume oder ein Kraut in der Hand vor die Nase haltend; und dem Genius des Gefühls läßt man mit dem Finger ein dorniges Gewächs, oder ein mit Stacheln besetztes Thier, wie z. B. das Stachelschwein ꝛc., berühren. Es ist auch dem Künstler erlaubt, zur Vorstellung des Sinnes mehr als eine Person zu gebrauchen; auch können sie ihre Vorstellungen bald ernsthaft, bald mehr oder weniger scherzhaft geben. Z. B. Ein kleines Mädchen sieht in einen Vergrößerungsspiegel, den ihr ein schalkhafter Knabe vorhält, und erschrickt vor ihrer eigenen unförmlichen Gestalt; das Gesicht. — Ein Kind erwacht von einer Knarre

oder einer Trompete, Trommel, einer Peitsche ꝛc., womit ein anderes ihm ein Getöse vor den Ohren macht; das Gehör. — Ein Kind beißt mit saurer Miene in eine unreife Frucht, während ihm ein anderes aus dem Obstkorbe eine reife oder süße Frucht darbietet; der Geschmack. — Ein Kind wendet die Nase mit Ekel von einer stinkenden Blume weg, die ihm ein anderes aus einem Blumenkörbchen mit Lachen vorhält; der Geruch. — Ein Kind wird von einem anderen mit einer Nessel verbrannt; oder ein Kind schläft, und wird von einem anderen mit einer Kornähre unter der Nase gekitzelt; das Gefühl.

Die Vorstellungen der fünf Sinne treten nur dann erst deutlich hervor, wenn sie neben einander gesehen werden. So stellte ein Künstler die beiden edelsten Gefühle: Gesicht und Gehör, in einem Gemälde und in einem anderen die drei übrigen Sinne auf folgende Weise verbunden dar. Gesicht und Gehör personificirt als Kinder mitten unter optischen und musikalischen Instrumenten. Das eine Kind schaut in einen Guckkasten, das andere bläst eine kleine Trompete, und ein drittes hält das Ohr darnach hin. In dem zweiten Gemälde, welches Geschmack, Geruch und Gefühl enthält, sind drei Kinder unter allerlei Eßwaaren vorgestellt; das eine Kind schlürft mit großer Begierde eine Auster aus der Schale, das andere hält sich die Nase vor einer stinkenden Auster zu und hat neben sich einen Spezereytopf stehen, den besseren Geruch anzudeuten; das dritte hat einen Korb mit Krebsen geöffnet, und fühlt mit Schmerzen die Scheere des einen Thieres an seinem Finger. Die Scene dieser Handlung ist eine Küche. Ein Familiengemälde von eben diesem Künstler stellt die fünf Sinne auf eine andere Art gleichfalls in zwei Gemälden dar. In dem einen sitzt ein Knabe vor einem Tische, auf welchem ein Ovalspiegel und eine Brille liegen und sieht voll Verwunderung durch ein Sehrohr; hinter demselben steht ein anderer Knabe, welcher auf einer Schnabelflöte spielt und die Töne mit Vergnügen

zu hören scheint. Neben diesem sitzt ein kleines Mädchen mit einem Korbe voll Rosen auf dem Schooße, von denen sie eine herausgenommen hat und daran riecht. Nahe bei derselben steht ihr Hündchen mit offenen Naselöchern, und auf dem Tische ein Spezereytopf und eine dampfende Kohlenpfanne. In dem anderen Gemälde hält die Mutter ihr jüngstes Kind auf dem Schooße und zeigt ihm mit der einen Hand einen Apfel und mit der andern eine Ruthe; das Kind streichelt der Mutter die Wangen, und ist im Begriff sie zu küssen. Hier kommt zugleich das Gefühl und das Tasten in Anspruch. — Die fünf Sinne in der Darstellung einer Mutter mit fünf Kindern. Die Mutter betrachtet eine Stickerey, welches derselben ihre Tochter vorzeigt; ihr Sohn bläst neben ihr die Flöte; das dritte Kind hält ihr eine Rose unter die Nase; das vierte zieht eben das Händchen von einem Apfel zurück, den es der Mutter in den Mund gesteckt, und hält in einem Körbchen noch mehrere Aepfel, und das fünfte liegt an der Mutter Brust und tastet mit dem einen Händchen auf der Brust umher. — Ein Gemälde, worin eine einzige Person alle fünf Sinne vorzeigt, und welches auf allerlei Art abgeändert und auch bereichert werden kann, ist Folgendes. Ein Frauenzimmer sitzt auf einem Rasen oder einer Rasenbank und sieht ihr Angesicht in dem Spiegel eines vorbeifließenden Baches, in welchen sie die Spitzen ihrer Füße gesetzt hat; an dem einen Fuße leckt ihr kleines Schooßhündchen und macht das Gefühl rege; auf dem herüberhängenden Aste eines Baumes schlägt eine Nachtigall, wohin sie ihr Ohr wendet, und in der einen Hand hält sie eine Rose, woran sie riecht, in der andern einen angebissenen Apfel. — Will der Maler statt der Begebenheit des gemeinen Lebens lieber historische Stücke zu den fünf Sinnen wählen, so kann er fünf Geschichten neben einander stellen, in deren jeder ein Sinn der herrschende ist. Zum Beispiel aus der Mythologie. Narcissus sieht sich im

Wasser; Midas hört mit Wohlgefallen den Pan auf der Flöte blasen; während Apoll, der auf der Leyer gespielt hat, sein Mißfallen darüber bezeigt. Proserpina schmeckt die Süssigkeiten einiger Granatkerne im Garten des Pluto, und wird dabei von dem Askalaphus belauscht. Psyche riecht einen höllischen Dampf, der aus dem Gefäße fährt, welches sie geöffnet hat, und fällt darüber in Ohnmacht. Amor fühlt sich von einer Biene gestochen, indem er Honig aus einem Bienenkorbe rauben will und bläset auf den verwundeten Finger.

Sinn, (äußerer), s. oben, unter Sinn, S. 397.

— (Bau=), uneigentlich, einen großen Gefallen, einen Trieb zum Bauen oder am Bauen haben; man sagt hier eigentlich Baugeist, einen Baugeist besitzen, gern bauen.

— (Bieder=), der Sinn oder das Bestreben nach Redlichkeit und Rechtschaffenheit.

— (Blöd=), die Blödigkeit des Sinnes, das ist, des Verstandes. Man setzt den Blödsinnigen dem Scharfsinnigen entgegen; gleich wie dieser sehr schnell, gleichsam in einem Blicke, Alles, was der Gegenstand seiner Vorstellung in sich faßt, wahrnimmt und unterscheidet, so entdeckt jener für sich kaum das, was darin ihm am klarsten und deutlichsten vor den Augen liegt, und bemerkt das Verborgene nicht. Daher kommt es, daß er sich von allem nur sehr undeutliche Begriffe bildet, wenige und sehr unerhebliche Urtheile abfaßt, und was nicht anders, als durch Nachdenken und Schlüsse erkannt werden kann, gar nicht erreicht. Obgleich der Fehler wohl am Geiste, in der Seele, zunächst liegt, so ist doch der entferntere Grund eine üble Organisation des Gehirns, indem die Seele in allen ihren Verrichtungen an dasselbe dergestalt gefesselt ist, daß sie nur so mitwirken kann, als es jene fehlerhafte Organisation zuläßt. Ein deutlicher Beweis hiervon gewährt der Zu=

stand eines Menschen, der stark berauscht gewesen. So deutliche Begriffe er sich zu einer andern Zeit von allen Gegenständen macht, so vernünftig er zu urtheilen, und so feine Schlüsse er sonst zu machen im Stande ist, so ist er doch nach diesem Zustande ganz befangen, wie vor den Kopf geschlagen. Da uns nun die Struktur des Gehirns immer noch zu unbekannt ist, als daß wir die Abweichung der Beschaffenheit des Gehirns eines Blödsinnigen von der gehörigen anzugeben vermögend wären, so könnte nur der Zufall Mittel wieder dieses Gebrechen des Gehirnes offenbaren, die Wissenschaft des Arztes entdeckt es gewiß nicht; auch werden Fleiß und Uebung in Schärfung des Sinnes hier gleichfalls wenig Hülfe leisten, weil durch diese weiter nichts erhalten werden kann, als Fertigkeit in dem, wozu die Anlagen von Natur vorhanden sind. Was das Recht der Blödsinnigen anbetrifft, oder was in Hinsicht ihrer Rechtens ist, s. unter Wahnsinn.

Sinn, (edler), s. oben, unter Sinn, S. 421.

— (Eigen=), der eigene Sinn, das ist, die hartnäckige Neigung, seiner Meinung, auch bei erkannter Unrichtigkeit, zu folgen. Auf einer Sache fest bestehen, sich davon nicht abwendig machen lassen, wenn gleich sie einem nicht anwendbar scheint oder wenn man gleich überzeugt ist, bei deren Festhaltung nicht glücklich zu seyn. Daher sagt man: Er hat einen entsetzlichen Eigensinn. Eines Eigensinn brechen. Seinem Eigensinn folgen. Rede ihr doch zu, daß sie ihren Eigensinn fahren läßt, Gell. Im gemeinen Leben auch ein eigensinniger Mensch. Er ist ein rechter Eigensinn. Im Niedersächsischen Upsat von der Redensart: seinen Kopf aufsetzen. Als Bei= und Nebenwort: eigensinnig, Eigensinn habend, Eigensinn verrathend, daher: ein eigensinniges Kind.

Ein eigensinniger Mensch. Er ist ausserordentlich eigensinnig. Das Hauptwort Eigensinnigkeit, für Eigensinn, ist in der guten Schreibart nicht üblich.

Der Eigensinn ist eine nicht löbliche Gemüthsart, die sehr oft, und wohl am öftersten von der Erziehung in der Jugend herrührt, wo man den Kindern schon ihren Willen läßt, und ihr aufgesetztes Köpfchen, wie man zu sagen pflegt, nicht bei Zeiten bricht, es werden dann dergleichen Individuen Trotzköpfchen, die sich im Geschäftsleben sehr schwer von einer Sache, die sie unrichtig aufgefaßt, ihrer Unrichtigkeit wegen überzeugen lassen. Ein eigensinniger Mensch entschließt sich zu einer Sache ohne gehörige Untersuchung, nach bloßem Belieben; oder er beharrt vielmehr auf einem einmal gemachten Entschluß, ungeachtet aller bessern Gegengründe. Der Eigensinn zeigt sich daher, sagt ein Ungenannter in einem Aufsatze darüber in der Deutschen Encyklopädie *), dem ich hier größtentheils folge, auf eine doppelte Art; einmal bei dem Fassen des ersten Entschlusses, und dann durch das Beharren auf einer Meinung, wenn wichtige Ursachen zu den Abänderungen vorhanden sind. In beiden Fällen wird die gehörige Untersuchung mit Vorsatz nicht dargestellt, weil man sich einbildet, daß es mit dem bloßen Belieben genug, und man nach demselben zu verfahren berechtiget sei. Hierdurch unterscheidet sich der Eigensinnige von dem Leichtsinnigen. Der Letztere ist auch kein Freund von Untersuchungen und entschließt sich ohne andere Ueberlegung bei der ersten Gelegenheit, aber nicht deshalb, weil er vorsätzlich keine Untersuchung anstellen wollte, sondern nur, weil er zu flüchtig ist, es zu thun. Er ist nicht zum Nachdenken und Ueberlegen geneigt; der erste Eindruck

*) Bd. 8, Frankfurth a. M. 1783. S. 29 u. f.

eines Gegenstandes nimmt ihn ein, und bestimmt ihn zum Handeln; sobald aber dieser Eindruck verlischt, oder ein anderer tritt an seine Stelle, so vergißt er seinen vorigen Entschluß, faßt einen anderen, und so fährt er ohne Weiteres fort von einem Gegenstande zum andern schnell überzuspringen, ohne jemals die Folgen zu berechnen. Der Eigensinnige dagegen besteht fest auf das einmal Angenommene und verwirft alle Gegengründe, weil er die hohe Meinung von sich hat, daß Alles, was ihm zu thun einfällt, recht und gut sei, daß er nur allein Recht habe und nicht fehlen könne, und daher den Rath der Anderen nicht brauche. Wie schon oben bemerkt, hat der Eigensinn vorzüglich seine Quelle in einer zu nachsichtigen Erziehung. Man läßt den Kindern bald aus einer thörigten Affenliebe, bald aus Gemächlichkeit, um sich der Mühe der Vorstellungen und sich der Beschwerlichkeiten der Zucht zu überheben, ihren Willen in allen Stücken. Hierdurch entsteht sehr bald die Gewohnheit, immer nach seinem Kopfe und nach dem ersten Einfalle zu handeln. Wenn nun der Knabe so oft das erhalten und durchgesetzt hat, worauf er gefallen, so hegt er endlich den Wahn, daß es so seyn müsse und wird unwillig, wenn sich etwas seinem Entschlusse entgegensetzt: so geht er nun in das Jünglingsalter über und sucht auch hier seinen Eigensinn fortzusetzen, wenn er nicht noch früh durch diejenigen gebrochen wird, zu denen er, um etwas zu lernen, gegeben wird; bleibt er aber im Hause bis zu seinem neunzehnten oder zwanzigsten Jahre, so ist späterhin dieser Eigensinn nicht mehr zu brechen; er hat dann so tief Wurzel geschlagen, ist so in die Eigenthümlichkeit des Characters verflochten, daß er, bei einer übrigens guten Bildung in den Verhältnissen des Lebens, dennoch immer durchblickt und den gereiften Mann, bei allen übrigen Liebenswürdigkeiten, dennoch unerträglich macht. Wer nie angeführt worden, bei allen sei-

nen Handlungen nach Gründen zu verfahren, dem wird es hernach beschwerlich, Gründe aufzusuchen oder vorgehaltenen Gründen Gehör zu geben. Jeder Mensch besitzt nicht nur einen ziemlichen Theil Eigenliebe, sondern, wie die Erfahrung lehrt, ist diese Liebe bei ihrem Ursprunge nie in den gehörigen Schranken. Wird sie nun noch genährt, so bekommt man eine noch höhere Meinung von sich und seinen eigenen Erfahrungen, als man haben sollte, und weil die Vernunft nicht dabei zu Rathe gezogen wird, so schweift dieser Trieb dann aus, wie alle übrigen Triebe des Menschen.

Hieraus wird man gewahren, wie groß die Pflicht der Eltern ist, den Kindern den Eigensinn abzugewöhnen, und wie man dabei verfahren muß oder zu verfahren hat. Man gewöhne sie zuerst, daß sie von allen ihren Handlungen Rechenschaft geben können; man frage sie zum öftern, warum sie dieses oder jenes für gut oder böse halten, um ihnen nicht allein richtige Grundsätze, den Werth einer Handlung zu beurtheilen, zu verschaffen, sondern man muß sie auch anweisen, die Gründe selbst aufzusuchen. Eben so muß man sie oft fragen, warum sie dieses oder jenes gethan haben oder noch thun wollten. Man muß ihre Erzählung freundlich und liebreich anhören, sie loben und ihre Gründe billigen, wenn sie Recht haben; aber sie auch mit eben der Nachsicht zurecht weisen, wenn sie sich geirrt haben; dieses muß ihnen mit solchen Gründen gezeigt werden, die ihnen faßlich und einleuchtend genug sind. Man muß keine bloßen Machtsprüche thun, deren Ursachen sie nicht begreifen können; man muß sie nicht mit Strenge und Bitterkeit tadeln, weil sie sonst nicht aufrichtig zu Werke gehen und ihre wahren Beweggründe dann nicht angeben, und weil man diese dann nicht entkräften kann, so bilden sie sich ein Recht gehabt zu haben, wenn es gleich nicht der Fall ist; sie werden dann verdrießlich, hören nicht recht aufmerksam

zu, oder sie verhärten sich gegen unsere Vorstellungen, wenn sie glauben, daß wir selbst eigensinnig sind, daß wir ihnen ein gewisses Vergnügen nicht gönnen, und daß wir bloß aus Begierde zu tadeln und zu zanken, so mit ihnen verfahren. Der Erzieher muß daher weder selbst eigensinnig seyn, noch Gelegenheit geben, daß man ihn deshalb in Verdacht habe, sonst löscht sein eigenes Beispiel alle die guten Eindrücke aus, welche er von seinen sonst vernünftigen Vorstellungen noch hätte erwarten können; und da Beispiele so viel in der Erziehung bewirken, so muß man sich nicht nur hüten, böse Beispiele zu geben, sondern auch den Kindern gute Beispiele vorhalten, solche mit ihnen untersuchen und zergliedern. Man muß ihnen die traurige Folge des Eigensinns in Beispielen, die von ihren Gespielen, von andern Leuten, aus der Fabel oder aus der Geschichte hergenommen sind, vorstellen, jedoch es sich nicht gerade zu merken lassen, daß man seine Absicht auf sie gerichtet hat, zumal wenn sie schon verzogen sind; dann muß man aber selbst handeln, ihnen gewisse Sachen vorsagen oder anbefehlen, bald mit, bald auch ohne weitere Gründe, um sie auch daran zu gewöhnen, daß sie sich nach andern Leuten richten lernen, ohne welches man im Geschäftsleben gar nicht fortkommen kann. Bei aller Liebe und Güte, mit denen man Kinder behandelt, muß man sich doch in den ersten Zeiten in ein solches Ansehen setzen, daß Kinder, denen man nicht immer die Gründe, die man hat, begreiflich machen kann, uns auf unser bloßes Wort gehorchen. Dieses Ansehen erlangt man aber nicht mit Strenge, wie man gewöhnlich glaubt. Bei kleinen Kindern, wo Vorstellungen noch nicht einwirken, muß man freilich durch einige Züchtigung sich Furcht verschaffen; sobald sie aber einiger Ueberlegung fähig sind, muß man Vorstellungen gebrauchen, und zwar in den meisten Fällen, und so oft, daß endlich die Kinder

überzeugt werden, der Erzieher handle nicht aus Eigensinn, sondern aus Gründen, worauf es ihnen dann nicht so schwer mehr fällt, auch in denjenigen Fällen, wo keine Gründe angegeben werden, dergleichen vorauszusetzen, und daher um so williger zu gehorchen. Aufrichtige Liebe der Eltern, wird auch die Liebe der Kinder bei aller Strenge gewinnen. Haben aber Kinder keine eigentliche Liebe zu den Eltern, und dieses aus dem Grunde, weil sie solche selbst eigensinnig und mit beständigen Machtsprüchen um sich werfen sehen, auch daß sie bei jeder üblen Laune gleich zu schlagen, so kann auch der Gehorsam nicht Statt finden; sie gehorchen denn ungern und werden selbst eigensinnig. Diejenigen Eltern, welche über einen unbezwinglichen Eigensinn ihrer Kinder klagen, sind hieran selbst Schuld; ihr Beispiel, ihre Erziehung, ihre Art zu befehlen und zu strafen erwecken gerade die Fehler in den Kindern, die sie verhüten wollten; denn wenn ein Kind sich eines wirklichen Ungehorsams hat zu Schulden kommen lassen, so muß es auch bestraft werden, jedoch immer mit der gehörigen Vorsicht und nicht in Urbereilung, im Zorne, wie es so viele Eltern machen. Reichen ernstliche und freundliche Worte nicht aus, so kann eine kleine körperliche Züchtigung eintreten, wenn man nicht andere Mittel, z. B. die Untersagung eines Vergnügens, die Vorenthaltung guter Kost ꝛc. ꝛc. vorziehen möchte, jedoch alles dieses muß mit Ueberlegung geschehen, und dabei muß man dem Kinde immer begreiflich zu machen suchen, woraus sein Ungehorsam entsprungen, selbst in dem Falle, wo kein Grund des Befehls angegeben worden.

Eine zweite Quelle des Eigensinns ist die Dummheit oder der Mangel des Verstandes. Es giebt wenige Leute, die ganz dumm sind; denn gewöhnlich beweisen dergleichen dumm scheinende Menschen, in andern Fällen, wo ihr Eigensinn nicht mit im Spiele

kommt, oft viel Verstand. Bei diesen liegt nun der Fehler nicht eigentlich in dem Mangel des Verstandes, sondern nur in der Einbildung, daß sie mehr Verstand besitzen, als sie wirklich haben, und daß derjenige, welcher ihnen Vorstellungen macht, an ihren Einsichten zweifle. Wer nicht Verstand genug hat, eine Sache zu überlegen, und die ihm gemachten Vorstellungen zu durchschauen, der bleibt auf seinem Sinn, und es ist mit demselben weiter nichts anzufangen, wenn man ihn nicht durch faßliche oft kindische Beispiele und Erläuterungen dahin bringen kann, daß er unsere Vorstellungen begreift, als ihn in seinem Wahne zu lassen. Mit demjenigen aber, der eine zu hohe Meinung von seinem Verstande hat, wo es ihm gerade daran fehlt, muß man anders zu Werke gehen. Man muß ihm schmeicheln und Recht geben, und dabei allerlei Gründe einstreuen, die ihn zum Nachdenken bringen, aber ihn schlechterdings nicht merken lassen, daß man an seinem Verstande und seinen Einsichten zweifle. Wenn man es denn durch allerlei Erzählungen von berühmten und großen Männern, welche doch auch zuweilen geirrt und sich übereilt haben, dahin bringen kann, daß er einigermaßen mißtrauisch gegen sich selbst wird, so hat man viel, ja beinahe Alles gewonnen, er wird dann unvermerkt zu einem Besseren zurückkehren. Hiermit ist der Eigensinn nahe verwandt, welcher aus falschen Begriffen von der Ehre entsteht. Ein Ehrsüchtiger läßt sich nicht gern rathen, weil er glaubt, daß dieses seiner Ehre nachtheilig sei, aus welchem Grunde er denn auch nicht gern von einem gefaßten Entschluß abgeht. Er bildet sich bald ein, daß ihm die Leute bloß deshalb rathen wollten, weil sie schlechte Begriffe von seiner Einsicht hätten, wie so eben erinnert worden; bald schöpft er Verdacht, der Andere wolle ihn zu gewissen Handlungen verführen, welche seiner Ehre, womit sein Kopf stets beschäftiget ist, nachtheilig seien. Mit einem solchen Menschen muß man auf eben die Art verfahren,

wie vorher angeführt worden. Man muß ihm den Verdacht zu benehmen suchen, als wenn man seine Ehre auf irgend eine Art antasten wolle, welches in manchen Fällen schon hinlänglich ist. Oft aber ist es nöthig noch etwas weiter zu gehen, und ihm zu zeigen, daß die Ehre nicht darunter leide, wenn man eine Sache gehörig überlege, und dabei die Einsichten eines andern, ins Besondere eines Freundes und eines Mannes, der eben sowohl auf Ehre halte, zu Rathe ziehe; noch auch, wenn man bei veränderten Umständen von einem ehemaligen Entschluß wieder abgehe, wie auch die größten und trefflichsten Männer, deren Beispiel man anführen muß, mehrere Male gethan hätten. Man muß ihm den Unterschied zwischen einer wahren oder vermeinten Standhaftigkeit, welche Letztere eigentlich Eigensinn ist, zu zeigen suchen, jedoch so, daß man das letzte Wort schlechterdings nicht gebraucht, wodurch man sonst Alles auf einmal verderben würde. Man verwechselt leider oft beides mit einander, und was in der That Eigensinn ist, belegt man mit dem Namen der Standhaftigkeit, um es wenigstens zu entschuldigen; dagegen nennt man wahre Standhaftigkeit, wenn einer auf Sitte und Ehre beharrt, Redlichkeit und Biederkeit liebt, nicht den Mantel nach dem Winde hängt, nicht aus fälschlich sogenannter Klugheit Andern zu gefallen sich zu lasterhaften, unrühmlichen und andern Leuten schädlichen Handlungen herablassen, nicht schmeicheln und kriechen, nicht eigennützig seyn, nicht verläumden, Fürsten und Vaterland, so wie auch seinen Freund nicht beschmutzen und verrathen, die Religion nicht profaniren und lästern, nicht eine Hausschlange abgeben, das Unrecht großer und mächtiger Leute nicht billigen, nicht lobpreisen, ihre Gunst nicht ängstlichen suchen, allen neuen politischen Firlefanzereyen nicht huldigen, von der einmal erkannten Wahrheit nicht abweichen kann, sondern mit einem Worte ein rechtschaffener Mann seyn und bleiben und seine Fehler und Abwege offen bekennen will, für

einen Eigensinnigen, ja man sucht sogar diese Eigenschaft, welche ein Schmuck und eine Zierde unserer Vorfahren bei allen ihren Schwächen war, gegenwärtig unter dem Namen von Eigensinn verhaßt zu machen, und hält nur das für eine Tugend, wenn man sich von dem Winde der Partheisucht und Farbenträgerei, der Schmeichelei, der Gunst und anderer Vortheile hin und her treiben läßt, wenn man auch gleich am aller ersten dabei an eine Sandbank getrieben wird.

Es kann auch ein zu lange anhaltendes Glück eigensinnig machen; denn derjenige, dem Alles nach Wunsch gegangen ist, bildet sich nur zu leicht ein, daß es so fortgehen müsse, und verachtet alle Vorstellungen, die ihm etwa gegen seine vorhabenden Handlungen gemacht werden. Dieser Fehler ist vielen Leuten gemein; denn da alle ihre Unternehmungen ihnen bisher geglückt, sie bei allen Stürmen auf ihre Gesundheit gesund geblieben sind, so glauben sie auch nach ihrer Meinung, daß ihnen nichts mißlingen, und sie auch nie krank werden können. Sie haben schnell eine Ehrenstelle nach der andern erstiegen, wie sollten sie wieder fallen können, wie sollten sie wieder die Achtung und Gnade, die sie bisher genossen, verlieren; wie können ihre Verdienste, denen sie doch am Ende Alles allein zu schreiben, unbeachtet bleiben. Diesen sich hieraus bildenden Eigensinn findet man häufig bei Leuten von vornehmen Stande. Wenn ihnen auch in der Erziehung nicht gerade geschmeichelt wird, wie es doch gewöhnlich der Fall ist, so geschieht es gewiß nachher. Niemand widerspricht ihnen; Niemand ist vielleicht auch im Stande, ihnen etwas in den Weg zu legen, Alles, was ihnen einfällt, wird ins Werk gerichtet und bewundert. Kommen nun nicht etwa Unglücksfälle von einer höheren Hand hinzu, so ist es kein Wunder, wenn sie Alles vornehmen, was ihnen beliebt, ohne um die bösen Folgen, die sie oder Andere betreffen möchten, bekümmert zu seyn. Dieser Eigensinn ist um so stärker,

um so gefährlicher, weil sie zugleich viel Macht besitzen, um Andere oft unverschuldet unglücklich zu machen. Er findet sich nicht selten, wie die Geschichte, ja selbst die neueste beweiset, bei großen Helden, die eine Zeitlang, wie Napoleon, bei allen, auch den kühnsten Unternehmungen — seinem Zuge nach Aegypten — Glück gehabt haben, und sich nun in den Kopf setzen Alles auszuführen, die ganze Welt zu erobern und glücklich, oder wohl eher unglücklich zu machen, Alles in Ordnung, nein in Verwirrung zu bringen. Sie achten die ihnen entgegenstehenden handgreiflichsten Unmöglichkeiten nicht, weil sie sich allmächtig glauben, weil sie glauben ein Werkzeug des Höchsten zu seyn, so verachten sie Alles in ihrer Verblendung, göttliche und menschliche Gesetze und Rechte; und da sich mit diesem Eigensinne gewöhnlich die Ehrsucht mischt, nach welcher viele Leute glauben, daß ihnen die verwegensten Handlungen gerade die meiste Ehre machen werden, wenn sie gleich oft wenig Nutzen bringen, so ist dieser Sporn, falsch angewendet, oft nur der Trieb zu ihrem Unglücke. Wäre diesen Leuten gleich anfangs ein kleiner Unglücksfall begegnet, wären sie, durch Unglück gewiegt, aus der Schule der Erfahrung kräftig in das Leben getreten, so würde der Eigensinn, der ihnen angeboren oder durch Erziehung beigebracht worden, sich an diesem mächtigen Felsen gebeugt haben, allein so ist es unmöglich ihm zu begegnen, besonders auf einer hohen Stufe; er muß da so zu sagen austoben und dieses möchte immer hingehen, wenn dadurch nur nicht oft Tausende ins Elend versetzt würden. Mit dieser Klasse von Eigensinnigen ist am schwersten umzugehen, und je vornehmer und mächtiger sie sind, desto weniger ist mit ihnen auszurichten. Alles, was hier gethan werden kann, ist eine Sache dahin einzuleiten, daß sie auf eine gewisse Entschließung, die man in ihnen hervorbringen will, von selbst fallen, welches aber oft sehr schwer ist. Zuweilen glückt es auch, wenn man ihnen gerade das Gegentheil von demjenigen

vorstellt was man bezwecken will, worauf sie sich dann schmeicheln, selbst aus eigenem Antriebe und nach eigener Wahl zu handeln. Diese Maximen sind auch bei andern Arten von Eigensinnigen oft mit Nutzen befolgt worden.

Das Alter ist auch nicht selten ein Quell einer eigensinnigen Gemüthsart. Was man so oft gedacht, gut befunden und gethan hat, davon geht man nicht gern ab, obgleich die Umstände oft gerade das Gegentheil erfordern; man sieht alle Neuerungen mit mißtrauischen Augen an, und glaubt, was einem einmal in der Jugend in den Blüthenjahren widerfahren, müsse Andern eben so widerfahren, sie können nicht darüber hinausreichen, und weniger Mühseligkeiten bei einem gleichen Geschäfte erdulden, als sie selbst gehabt. Das: schreitet mit dem Zeitgeiste langsam, aber sicher fort, ist ihnen nichts, sie wollen stehen bleiben, ohne das wahrhaft Gute, was die neue oder jüngste Zeit gebeut, anzunehmen; sie glauben darin eine Schmälerung ihrer Rechte zu finden, bedenken aber nicht, daß sie ebenfalls in ihrer Jugend bis zu dem Zeitpunkte, wo sie stehen geblieben, vorgerückt sind, wenn sie hinter sich blicken, und die Geschichte studiren. Der Zeitgeist bringt nichts Böses mit sich, nur die Menschen fassen ihn verkehrt auf, und hängen das Böse, was sie im Schilde führen, dem Zeitgeiste an. — Zu dem Alter gesellt sich nun noch ein gewisser Stolz, vermöge dessen man sich durch die vielen Erfahrungen geschickter glaubt, Rath zu geben, als anzunehmen, und sich nach eigenen Einsichten allein zu entschließen; auch macht das Alter mürrisch und verdrießlich; man denkt nicht gern mehr von neuem nach, sondern handelt lieber nach dem, wie man es einmal gewohnt ist. Bei diesem Eigensinne wo er sich bei Alten findet, wenn er nicht über alle Gränzen hinausgeht, ist es billig ihn zu ertragen; denn hier helfen keine Mittel der Ueberredung, keine rednerischen Kunstgriffe. Achtung und Ehrfurcht dem Alter! —

Der Eigensinn aus Krankheit, oder wozu Krankheit, körperliche Leiden, Veranlassung geben, erfordert ebenfalls die größte Nachsicht und ruhige Ertragung, wenn er nicht bis zum Exceß ausartet, wie dieses wohl manchmal der Fall ist, wo dann ein solcher Eigensinn oft auch unerträglich wird. Wer schwächlich ist, wer große Schmerzen leidet, der wird verdrießlich; er hört nicht gern Vorstellungen an, eben so der Hypochondrist. Auch gewisse Temperamente begünstigen den Eigensinn, wobei vieles auf der Beschaffenheit des Körpers, manches aber auch auf der bisherigen, theils durch die Erziehung, theils durch die Gewohnheit angenommenen Handlungsweise beruht. Der Choleriſche ist vermöge seines Temperaments heftig, und entschließt sich schnell, er ist aber zugleich beständig, und deshalb geht er nicht gern von seiner Entschließung ab. Der Melancholische ist zwar langsam in seinem Entschlusse, aber hernach um so weniger davon abzubringen, je mehr er sich Zeit zur Ueberlegung genommen hat. Besitzt der Saguinische Eigensinn, so ist er nur flüchtig und vorübergehend, da derselbe in allen seinen Angelegenheiten geschwind und unbeständig ist. Der Pflegmatische kann nur eigensinnig aus Faulheit seyn, weil er sich die Mühe nicht nehmen mag, über Vorstellungen, die ihm gemacht werden, nachzudenken; man darf ihm nur ein wenig Zeit lassen, so vergißt er seine erste Absicht von selbst wieder. In diesen hier angeführten Fällen, wo Krankheit ꝛc. die Ursache des Eigensinns ist, kann man sich eben der Mitzel bedienen, den Eigensinn, wenn er zu übertrieben seyn sollte, zu entkräften, die oben angeführt worden.

Bei den verschiedenen Entstehungsarten des Eigensinns ist es jedesmal höchst wichtig, den Menschen, mit dem man zu thun hat, genau zu kennen; man muß die mancherlei Quellen wissen, woraus oft sein Eigensinn gekommen; es können hier mehrere Ursachen zugleich gewirkt haben. Man muß daher sein Temperament, seine Vorurtheile,

seine herrschenden Neigungen und Leidenschaften, seine Gewohnheiten und seine Verhältnisse, in welchen er lebt, genau kennen, um die Quelle des Eigensinns zu erforschen; und dann darnach seine Vorstellungen und Maaßregeln nehmen; anders bei Vornehmen, als bei Geringen und Untergebenen; anders bei Alten, als bei Jungen. Auch muß man Acht darauf haben, ob der Eigensinn ein eingewurzeltes Uebel oder nur die Folge eines Affects ist, mit dessen Endigung er vielleicht von selbst aufhört. Ferner ob er eine bestimmte Richtung hält, oder ob er wandelbar ist, von einer Sache auf die andere fällt oder übergeht, und also der vermeinte Eigensinnige nicht sowohl eigensinnig, sondern vielmehr wunderlich ist. In dem letzten Falle erreicht man seine Absicht schon dadurch, daß man ihm einen andern Gegenstand vorwirft, an welchem er seinen Unmuth auslassen kann und das vorige vergißt und gewiß zu einer andern Zeit ohne Bedenken nachgiebt und einwilliget. Hat man bei Eigensinnigen alle nur möglichen Mittel angewendet, und nach aller erforderlichen Klugheit gehörig auf Zeit, Umstände und übrige Verhältnisse Rücksicht genommen, und man verfehlt dennoch am Ende seinen Zweck, so muß man es für eine unheilbare Seelenkrankheit ansehen; man muß nachgeben und den Eigensinnigen geduldig ertragen, oder man muß sich von demselben, wenn man kann, entfernen, und ihn seiner Laune überlassen. — Von dem Eigensinne, der aus übler Laune entspringt, s. unter Laune, Th. 66., S. 198 u. f.

Sinn, (Erkenntniß=), s. oben, unter Sinn, S. 421.

— (figürlicher), s. daselbst, S. 395.

— (fleischlicher), s. daselbst.

— (Freiheits=), der Sinn nach Freiheit, oder das sich in der Freiheit, das heißt, in der Ungebundenheit seines Thuns und Lassens ausdrückende Gefühl. Der wahre Freiheitssinn bedingt einen erhabenen Geist,

einen ſtandhaften Muth und eine gehörige Körperkraft oder Stärke; daher äußert er ſich nur in ſeiner Reinheit bei großmüthigen, tugendhaften und edeldenkenden Menſchen, bei der wahren Humanität. Hier nur hat oder erhält er die Richtung, die zum Wohle des Staats und der Menſchheit gereicht. Der Freiheitsſinn iſt dem Sklavenſinn entgegengeſetzt.

Sinn, (Froh-), der Sinn des Frohſeyns im Gemüth, Freude empfindend, ein Gefühlsſinn.

— (Gefühls-), ſ. oben, unter Sinn, S. 393, 397, 400, 410 u. f.

— (Gehör-), ſ. daſelbſt, S. 393, 397, 404 u. f.

— (geiſtlicher), ſ. daſ., S. 395.

— (Gemein-), ein Sinn, der Vielen gemein iſt; eigentlich das Zuſammenhandeln vieler Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke. So haben die Bürger eine Stadt, die Bewohner eines Dorfes Gemeinſinn, wenn ſie ſich beſtreben, ſo viel an ihnen liegt oder ſo viel ſie vermögen die Angelegenheiten ihrer Stadt, ihres Dorfes auf's Beſte zu beſorgen, ſich gegenſeitig zu unterſtützen, Nothleidende zu helfen, kurz Alles ſo einzurichten; daß keine erhebliche Klage entſteht.

— (Geruchs-), ſ. oben, unter Sinn, S. 393, 397, 406 u. f.

— (Geſchmacks-), Schmeckſinn, ſ. daſelbſt, S. 393, 397, 408 u. f.

— (Geſichts-), ſ. daſ., S. 393, 397, 401 u. f.

— (geübter), ſ. daſ., S. 393.

— (Gleich-), ſ. daſ., S. 395. Im Hochdeutſchen wird dieſes Wort nur noch ſelten gebraucht. Es bedeutet 1) einerlei, eben dieſelbe Geſinnung zu bezeichnen, und 2) ſteht es für Gleichmuth oder Gleichgültigkeit ſubjective.

— (Hart-), ſ. oben, unter Sinn, S. 395.

— (Herzens-), ſ. daſelbſt, S. 394.

Sinn, (himmlischer), s. oben, unter Sinn, S. 395.
— (Hoch=), hoher Sinn, im Gegensatz des niedern Sinnes, ein Sinn, der nach hohen, erhabenen Dingen trachtet, s. auch oben, S. 395.
— (innerer), s. oben, unter Sinn, S. 396, 397, 425 u. f.
— (irdischer), s. daselbst, S. 395.
— (Kalt=), s. das., S. 395, u. Th. 32, S. 822.
— (Kunst=), s. das., S. 428 u. f.
— (Lebens=), s. Sinn (Vital=).
— (Leicht=), s. oben, S. 395 und Th. 74.
— (Lust=), s. oben, unter Sinn, S. 421.
— (moralischer), s. daselbst, S. 428.
— (niedriger), im Gegensatz des Hochsinns oder hohen Sinnes. Der Sinn in einer niederen Sphäre zu kreisen. Daher, niedere Gesinnungen verrathen; sich mit seinen Gesinnungen nicht über einen gewissen Standpunkt erheben zu können.
— (Organ=), s. das., S. 398.
— (patriotischer), s. das., S. 395.
— (Rechts=), s. das., S. 428.
— (Rede=), der Sinn einer Rede oder der in einer Rede enthaltene Sinn; s. die Art. Rede und Redekunst, Th. 121.
— (Scharf=), s. Th. 140, S. 239.
— (Schmeck=), s. Sinn (Geschmacks=).
— (Schönheits=), der Sinn des Schönen, die Empfänglichkeit für das Schöne; s. die Art. Schön und Schönheit, Th. 147.
— (Sklaven=), der Gegensatz von Freiheitssinn, der Sinn in gebundener Sphäre zu kreisen, sowohl in geistiger, als körperlicher Unterwürfigkeit zu leben; sein Thun und Lassen von Andern abhängig zu machen; s. auch den Art. Sklave.
— (Starr=), s. diesen Artikel.
— (Tief=), s. unter T.

Sinn (Trüb=), s. unter T.
— (Un=), s. unter U.
— (Vital=), Lebenssinn, s. oben, S. 398.
— (Wahn=), s. das., S. 394, 395, und unter W.
— (Wahrheits=), s. oben, S. 428, und unter W.

Die übrigen Eigenschaften des Sinnes, als muthiger Sinn, menschlicher, thierischer Sinn, Letzterer sowohl in der Rohheit, als Wesen der Thiere, als auch in viehischen Genüssen ꝛc., Spielsinn, besser Spielgeist, eine große Empfänglichkeit, ein großer Trieb zum Spiele ꝛc. ꝛc., müssen in diesem Register übergangen werden.

Sinnau, Sinau, Alchimille, Alchimilla vulgaris Linn.; s. Alchemilla, Th. 1, S. 486 u. f.

Sinnbild, συμβλημα, Emblema, Fr. Emblême; in den schönen Künsten, eine bildliche Allegorie, welche gemeiniglich moralisch, galant, historisch oder satyrisch ist. Schon die Alten bezeichneten damit eine gewisse Art von Verzierungen oder Bildern, die sie in ihren Gefäßen, Geräthschaften, Münzen ꝛc. anbrachten, um dadurch eine gewisse allgemeine Vorstellung zu erwecken. So trugen die Aegyptier ihre Entdeckungen in der Naturlehre und andern Wissenschaften auf eine solche Art in Bildern vor, die außer ihrer unmittelbaren Vorstellung noch eine geheime Bedeutung hatten. Sie malten z. B. zwei Hände, eine mit einem Schilde und die andere mit einem Bogen, und zeigten dadurch zwei in Schlachtordnung stehende Armeen an; ein Auge und ein Zepter bezeichneten einen vorsichtigen Regenten; eine Schlange, den Schwanz in dem Munde haltend, deutete auf die Ewigkeit; ein Sperling und eine Eule bezeichneten einen Clienten, der zu seinem Gönner um Schutz und Hülfe fleht, solche aber nicht erhält. Der Ursprung der Sinnbilder ist daher wohl bei den Aegyptiern zu suchen, und besonders in ihrem Kultus. Man gewahrte sehr bald, daß man, um all-

gemeine Wahrheiten dem Volke anschaulicher zu machen und sie schneller zu verbreiten, sich gewisser Zeichen bedienen müsse, die das Ganze ohne Umschweif auf eine Weise darstellten und erläuterten, daß es nicht nur dem Gedächtniß verblieb, sondern auch bei jeder Anschauung neue Empfindungen in der Seele erweckte. Eines der ältesten Sinnbilder ist das Feuer, welches man an dem Orte, wo sich das Volk versammelt hatte, beständig unterhielt. Nichts war wohl geschickter ihnen einen sinnlichen Begriff von der Macht der Schönheit, der Reinigkeit und der Ewigkeit des Wesens zu geben, welches sie anzubeten kamen. Dieses prachtvolle Sinnbild war im ganzen Morgenlande im Gebrauche, und man findet es auch jetzt bei Nationen, denen die Kultur noch fremd ist. Die Perser betrachteten es als das vollkommenste Bild der Gottheit. Zaroaster führte diesen Gebrauch unter dem Darius Hystaspes nicht zuerst ein, sondern er erweiterte nur eine lange vor ihm schon eingeführte Gewohnheit. Die Gueber, in Persien und Indien zerstreuete Völker, haben noch bis jetzt die Gewohnheit, vor einem beständig unterhaltenen Feuer niederzufallen; es ist der alte Unterricht, den man dem Volke gab, ihr Vertrauen, ihre Anbetung auf das allmächtige Wesen zu richten, welches immerwährend über unsere Bedürfnisse wacht, und die Sorgfalt, mit welcher dieses Volk, Abkömmlinge der Altperser, allen denen, die sie der Abgötterei beschuldigen, erklären: Gott sei es und nicht das Feuer, welches sie anbeten, giebt uns die Absicht dieses Bildes deutlich zu erkennen. — Pythagoras, der die Morgenländer durchreiset hatte, brachte diese Lehrart mit nach Groß-Griechenland und Italien. Die Rathhäuser (Prytanea) der Griechen waren beständig brennende Feuerherde; die Vesta der Hetrusker, Sabiner und Römer war

eben dasselbe. *) Man fand diese Gewohnheit in Peru und an andern Orten Amerikas wieder. Moses behielt das ewige Feuer im Allerheiligsten unter den Gebräuchen bei, welche er den Israeliten vorschrieb; und auch noch in neuester Zeit findet man dieses edle, das Volk zum Irrthume zu verleiten so wenig geschickte, Sinnbild in den Kirchen der Gläubige nur in einer beschränkteren Gestalt, und wie könnte man wohl das Leben besser vergleichen, als mit einem angezündeten Lichte, wie von der Gottheit ein reineres Bild geben, als durch Feuer. Diese Lehrart, durch ein oft nur ganz einfaches Bild viele andere darunter zu enthüllen, hat bei den Morgenländern den Geschmack an Gleichnissen (Allegorien) eingeführt. Diese Gewohnheit, Alles unter Bildern zu lehren, haben sie sehr lange beibehalten. Forscht man nach den übrigen Sinnbildern, so findet man, daß sie sämmtlich sehr alt sind und aus den ältesten Zeiten herstammen. Ueberall und zu allen Zeiten hat man dem Volke den Verkauf einer oder der andern Waare durch die Ausstellung einer Krone oder eines Kranzes von diesem oder jenem Laube vor einer Thüre, auf einem Wagen oder an einer Stange angekündiget; eben so ein Fest, einen Heereszug, eine Schlacht, durch den Anblick eines vor dem Zelte des Feldherrn aufgesteckten Roßschweifes, einer Fahne, eines Adlers, eines Blumenkranzes, einer Handvoll wollener Fäden von gewissen Farben ꝛc. Die ungestalteten Figuren, die man in den Volksversammlungen in Japan, Formosa, China und Indien aufstellte, sind bloß deshalb mit einer Menge Arme umgeben, damit sie eben so viele Sinnbilder oder verschiedene Merkzeichen halten können. Ein Arm hält einen Schlüssel, ein anderer gewisse Blumen, noch ein

*) Nec tu aliud Vestam nisi vivam intellige flammam. Ovid. Fast.

anderer ein Schwerdt, dieser einen Oelzweig, jener einen andern Gegenstand. Man hat wahrscheinlich die Arme darum vervielfältiget, damit nicht der besondern Sinnbilder zu viel werden sollten. Der Schlüssel zum Beispiel bedeutete wohl nichts anderes, als der Anfang des Jahres, eines Festes, eines zu haltenden Gerichts oder einer andern öffentlichen Handlung. Die Bedeutung wurde nun durch den Zusatz eines Degens, einer Wage, eines Laubwerks ꝛc. ꝛc. noch deutlicher bestimmt. Die erste Bestimmung dieser Sinnbilder konnte durch die grobe Unwissenheit nicht verfinstert werden; denn da man diese Zeichen oder Bilder beständig an dem Orte gottesdienstlicher Zusammenkünfte, an der heiligsten Stätte zu sehen gewohnt war, so mußten nicht allein diese Bilder einen tieferen Eindruck hinterlassen, sondern auch nach und nach Nebenbegriffe und eingebildete Kräfte einen geheimen Zauber erwecken.

Ob Menes und Thot die Gründer der Aegyptischen Regierung sind, ist bis jetzt noch nicht erhellt worden, daß aber Aegypten sowohl von den heiligen, als weltlichen Schriftstellern das Land Cham genannt wurde, ist gewiß; und dieses entweder, weil Cham sich dahin gewendet, oder weil derjenige von seinen Söhnen, den die Bibel Mizraim nennt, den Namen seines Vaters unsterblich machen wollte, indem er denselben der Kolonie, die er an den Ufern des Nils gründete, gab. Dieser Mizraim behielt nun bei der Verehrung eines einzigen Gottes die Opfer und andere Gebräuche, auch die schon alte Weise unter seinem Volke bei, die Versammlung des Volkes und die nothwendige Einrichtung in der Verwaltung des Landes durch Sinnbilder und öffentliche Ausstellungen anzukündigen, und die besondern Bedürfnisse des Landes gaben späterhin Gelegenheit, neue Zeichen zu ersinnen. Zur Bezeichnung des Nord- und Südpols hatte man den Sperber und Wiedehopf als Sinnbilder gewählt, und

dergleichen ähnliche Bedeutungen hatten der Rabe, Ibis, die Numidische Henne und andere Vögel. Der Hundsstern, auch bei ihnen Beller, Wecker, Erinnerer, Nilstern, Thürhüter, Aufschließer ꝛc. genannt, bezeichnete bei ihnen, beim Aufgang mit der Sonne im Krebse, den Anfang ihres Jahres*) und die Folge aller Festtage; sie stellten ihn aber nicht unter dem Bilde eines Sternes vor, weil ihn dieses nicht von einem andern hätte unterscheiden können, sondern sie malten ihn in der Gestalt eines Pförtners, den man an dem Schlüssel erkennen konnte, oder sie setzten ihm zwei von hinten zusammengefügte Köpfe auf, von denen der eine, das Gesicht eines alten Mannes, das verflossene oder alte, der andere, das Gesicht eines Jünglinges darstellend, das neuankommende oder neue Jahr bezeichnete. Wollte man dem Volke die Zeit oder Flucht bei der bevorstehenden Ergießung des Nils bekannt machen, so setzte man statt der Menschenköpfe einen Hundskopf auf den Rumpf. Wollte man den Aegyptiern zu verstehen geben: daß sie ihre Lebensmittel nehmen, sich schnell auf die Höhen begeben, daselbst sich an den Ufern des Wassers ruhig halten und auf den Strich der Luft merken sollten, so hatte Anubis einen Kessel am Arme, Flügel an den Füßen, in der rechten Hand oder am Arme eine große Feder, und hinter sich eine Schildkröte oder Ente, welche Thiere sowohl im Wasser und auf der Erde leben. Um auch dem Volke die Höhe zu bemerken, die sie ihren Wohnplätzen beim Anwuchs des Nils geben sollten, so richtete man in jedem Flecken eine Mauer oder eine Säule auf, welche die erforderliche Höhe hatte, und damit das Volk die Linie,

---

*) **Aegyptiis principium anni non aquarius ut apud Romanos, sed cancer. Nam prope caucrum est sothis, quam graeci canis tidus dicunt: neomenia autem est ipsius Sothidis ortus, quae generationis mundi ducit initium. Porphyr. de nympharum antro.**

darnach es sich richten solle, genau wußte, so setzte man auf dieselbe die Figur der Sphinx, welche die Bedeutung hatte, da sie aus dem Kopfe einer Jungfrau und dem Leibe eines liegenden Löwen bestand, daß die Ergießung oder der Anwuchs des Nils wenigstens zwei Monate anhalten würde, in welchen die Sonne die Zeichen des Löwen und der Jungfrau durchlief. Obgleich diese Deutung gewiß die natürlichste der Sphinx an Ort und Stelle ist, da der Nil gegen das Ende des Septembers oder etwas später, wie alle Reisende, welche Aegypten bereist haben, berichten, in seine Ufer zurücktritt, und welches auch mit dem Plinius übereinstimmt, der dieses Zurücktreten in das Zeichen der Wage setzt *), so hat doch jederzeit dieses Sinnbild, selbst den Aegyptiern in den späteren Zeiten räthselhaft und geheimnißvoll geschienen. Was nun dem Aegyptischen Volke noch überaus wichtig war, war die genaue Kenntniß von der Tiefe des Stromes, welches auch noch bis auf die neuere Zeit mit großer Sorgfalt auf der Insel Roudi oder Roude auf dem Nil bei Groß-Cairo ist beurtheilt worden, indem man die Grade der Wasserhöhe auf einer Säule, Mikkias oder Nilmesser genannt, abmißt; nur in neuester Zeit, unter der Regierung von Mehemed Ali, ist die ganze Anstalt zu diesem wichtigen Zwecke in Verfall gerathen **). Diese Zeichen der Höhe des Wassers hat man auch in Sinnbildern dargestellt, nämlich durch das Kreuz und eine Canope. Dieses Kreuz war anfänglich oder anfangs eine Säule, mit einem, zwei oder drei Strichen, in Form eines Kreuzes quer durchstrichen, und oben darauf war ein Zirkel, als das Sinnbild

---

*) In totum autem revocatur intra ripas in Libra. Plin. l. c.

**) Ali Bey's el Abassi, Reisen in Afrika und Asien in den Jahren 1803 bis 1807. Aus dem Französischen. 2te Abth. Weimar, 1816, S. 164 u. f.

Gottes. Statt der Säule, brauchten sie in ihrer Bilderschrift eine lange Stange, die sich wie ein T endigte, oder mit einem oder zwei Querbalken in Gestalt eines Kreuzes besetzt war. Diese auf ein Gefäß oder sonst wohin gesetzte Figur bedeutete wahrscheinlich den gewöhnlichen Anwuchs des Nils; zwei Kreuze bemerkte eine große Ueberschwemmung; und das mit einem Kettchen umgebene oder darin geschlossene Kreuz bezeichnete wahrscheinlich eine gewissen Regeln unterworfene Ergießung; vielleicht war dieser Ring auch bloß der symbolische Zirkel. Es wurden nun noch drei oder viererlei Gefäße oder Maaße öffentlich ausgesetzt, die man den Namen Canob oder Canope gab, wodurch man die verschiedenen Höhen des Wassers bezeichnete. Die Verwüstungen von den ausgetretenen Gewässern stellte man unter dem Bilde eines Drachens, eines Krokodils, eines Seepferdes oder auch eines andern Seethieres Ob, Ergießung genannt, dar. Die verschiedenen Verzierungen, welche sie dem Gefäße noch gaben, deuteten auf verschiedene Naturbegebenheiten und Feldarbeiten; z. B. der Kopf eines Vogels auf einen gewissen Wind; ein Menschenkopf als Sinnbild des Fleißes in der Feldarbeit. So war Osiris unter allen Gestalten, die man demselben gab, das Bild der Sonne, des Regens, der Gestirne, der Seele, der Welt und der Beherrscher der Natur; s. auch Th. 105, S. 539 u. f. Die Isis bezeichnete dagegen unter allen Gestalten, die man derselben gab, das Sinnbild der Erde und ihrer nach der Jahreszeit verschiedenen Früchte; s. unter Isis, Th. 31, S. 9 u. f. Ausser diesen gewöhnlichen Sinnbildern hatten sie nun noch eine Menge anderer, von denen besonders dasjenige des Horus verschiedene Deutungen annahm, je nachdem man es ausschmückte. Unter diesem oder mit diesem Sinnbilde bezeichneten sie die Arbeit. Es stellte einen Knaben vor, den Osiris und Isis lieb-

kosen, den sie mit allen Wohlthaten überhäufen, und durch die verschiedenen Gestalten, die sie das Kind annehmen ließen, indem sie es bald als einen erwachsenen Menschen, bald mit Flügeln gewisser Winde, bald mit den Hörnern der Thiere aus dem Sternenhimmel, mit einer Keule, einem Pfeile und andern dergleichen bedeutenden Zierden oder Werkzeugen abbildeten, so drückten sie dadurch auf eine sinnreiche Art das Verhalten der auf einander folgenden Arbeiten, die Hindernisse und Erfolge des Ackerbaues aus. Dieses Sinnbild wird auch oft durch die bloße Abbildung eines Menschenkopfes, als das Zeichen des Verstandes dargestellt, und um zu zeigen, wie viel an der Arbeit gelegen sei, die uns der Unterhalt des Lebens verschafft, verbanden sie diesen Kopf mit dem Bilde einer Schlange, dem Merkmale des Lebens; oder sie setzten auch wohl beide Figuren ganz zusammen; die symbolische Schlange und das von der Sonne und der Erde geliebte Kind; und nun die Verhältnisse dieser Gegenstände zum Ackerbau gehörig anzudeuten, setzen sie oft beide Figuren auf das Instrument, womit man das Korn reinigte. Hieraus wird man nun gewahren, daß Aegypten das Land ist, wo die Sinnbilder ihren Ursprung genommen. Von den Aegyptiern kamen sie, wie schon oben angeführt worden, auf andere Völker, besonders verpflanzten die Griechen die Sinnbilder nach Europa und die Mythologie der Griechen und Römer ist nichts anders, als eine solche Darstellung von Sinnbildern, denen man göttliche Verehrung erwies. So stellt ein Apoll die schönen Wissenschaften in ewiger Jugend; ein Herkules die Stärke, Kraft; ein Mars den Krieg; ein Aeskulap die Heilkunst; ein Bacchus die fröhliche Jugend im Genusse des edelsten Getränkes; der Vulkan, Fleiß, mit Mühen und Beschwerden verbunden in den Gewerben; eine Flora die schöne

Blumenzeit; eine Ceres den Ackerbau; eine Venus die Liebe; eine Minerva die ernsteren Wissenschaften ꝛc. ꝛc. dar. Bei dem Emporblühen der bildenden Künste bediente man sich auch dieser Bilder, die anfangs die Noth erfunden hatte, zur Schönheit, und sie vertraten die Stelle der allgemeinen Vorstellungen, und was in den redenden Künsten Allegorie, Gleichniß, Beispiel, Vergleichung und Metapher war, dazu gebrauchte man auch die Bilder, und dieses sind eigentlich die Enbleme oder Sinnbilder, die von den Devisen, s. Th. 9, S. 168 u. f., darin unterschieden sind, daß jene eine Aufschrift damit verbinden, auch wohl manchmal eine bloße Aufschrift sind, diese aber bloß eine bildliche Darstellung. Bei dem Embleme muß das Bild so gezeichnet seyn, daß man daraus die Bedeutung erkennen kann, sonst sind es Wörter ohne Bedeutung. Verbindet man mit einem Sinnbilde eine Aufschrift, so ist oft ein einziges Wort hinreichend, die Bedeutung des ganzen Sinnes anzuzeigen; wo aber dieses nicht ist, da erfordert die Sache schon mehr Schwierigkeit. Man hat daher für die Sinnbilder gewisse Regeln festgesetzt, wonach sie gemacht und beurtheilt werden müssen. Die erste und Hauptregel ist, daß zwischen dem Bilde und der Vorstellung, die es bedeuten soll, eine gewisse Aehnlichkeit seyn muß; denn es ist nicht genug, daß nach der Absicht des Künstlers ein Bild diese oder jene Bedeutung haben könne, sondern man muß gewiß seyn, daß derjenige, der das Bild sieht, auch diese Bedeutung dabei wirklich denkt, oder wenigstens die Bedeutung auffindet. Der Künstler stellt in einem Sinnbilde dem Auge Gegenstände dar, die demselben eigentlich mit Farben nicht vorgestellt werden können, die über deren Wirkung hinausgehen und wobei nur der Verstand mit zu Hülfe genommen werden kann, er malt daher nicht sowohl für das Auge, als für den Verstand; er verbindet sinnliche

Vorstellungen mit einander, aus denen der allgemeine Gedanken deutlich hervorscheint, und gebraucht allerlei Nebenumstände, die ihre Beziehung darauf haben. Ein Gemälde z. B., worauf nur ein Rosenstock gemalt worden, wird keine allgemeine Deutung voraussetzen, sondern man wird sich bloß eine Rose ohne besondere Absicht darunter denken; steht aber ein Kind bei dem Stocke, welches weint, und eine Mutter mit ernster Miene, welche mit dem Finger auf die Rosen zeigt, so kann man sich darunter Verschiedenes denken, z. B. Es ist kein Vergnügen ohne Schmerz, oder man soll nicht ohne Vorsicht nach jedem scheinbaren Gute greifen, oder genieße mit Vorsicht. Ein schlafender Esel wird keinen andern Gedanken zulassen, als den der Künstler hier ausgedrückt hat, nämlich den Schlaf; ist er aber mit Säcken beladen und der Treiber liegt schlafend darauf, so ist es ein Bild der Faulheit. Man braucht bei der Entwerfung eines Sinnbildes nicht genau bei der Natur stehen zu bleiben; ja dieses hindert oft, daß man nicht auf den allgemeinen Gedanken, der dadurch ausgedrückt werden soll, verfallen kann. Wenn z. B. Personen gemalt werden, die weder nach der alten, noch neuen Art, sondern gang besonders gekleidet sind, so giebt dieses sogleich zu erkennen, daß unter dieser Vorstellung etwas Geheimes verborgen liegt. — Auch muß man das Sinnbild von der Allegorie wohl zu unterscheiden suchen, wenn gleich die Grenze hier sehr schwer zu ziehen ist, und eins in das andere unmerklich überzugehen scheint. Ist nämlich der Gegenstand ganz aus der Natur genommen, so ist es ein Sinnbild; hat der Künstler ihn aber ganz oder zum Theil erdacht, ersonnen, so ist es eine Allegorie. Stellt man daher die Seele oder ihre Unsterblichkeit unter dem Bilde eines Schmetterlings vor, oder die Verschwiegenheit unter einem Knaben, der den Finger

auf den Mund legt, so ist dieses ein allegorisches Bild; wenn aber die alten Griechen durch die an den Eingang ihrer Schulen gesetzten Bildsäulen oder Statuen des Merkur und des Herkules andeuten: die höchste Glückseligkeit oder Vollkommenheit des Menschen in diesem Leben besteht in der Uebereinstimmung und Verbindung der Schönheit des Verstandes und der Stärke des Körpers, so ist dieses eine allegorische Vorstellung, weil sie mehrere Begriffe mit einander ausdrückt. Das Erstere ist daher in Rücksicht der Materie ein Sinnbild, weil es ganz aus der Natur genommen, das Letztere dagegen eine eigentliche Allegorie, weil die Bilder erdichtet sind. Die zweite Regel, die man bei der Erfindung eines Sinnbildes beobachten muß, ist, das Allgemeine in dem Besondern auszudrücken; denn nur hierdurch gewinnt ein Sinnbild nicht nur an Deutlichkeit, sondern auch an Klarheit in der Auffassung des Beschauens; denn dieser wird aus dem Allgemeinen entweder das Besondere, oder aus dem Besondern das Allgemeine erschauen. Man braucht daher nicht immer erhabene und wichtige Wahrheiten, die der gemeine Verstand schwer faßt, darunter vorzustellen, sondern man muß auf das Gemeinnützliche sehen, welches den Werth des Sinnbildes bestimmt. Es giebt eine große Anzahl gemein-faßlicher Wahrheiten, worunter viele sogar sprüchwortsweise gegeben werden, und diese sind es, welche sich am besten zur Grundlage der Sinnbilder schicken. Des Künstlers Absicht muß also nur dahin gehen, den Beschauer seines Sinnbildes an dergleichen Wahrheiten zu erinnern, ohne in ihm neue Begriffe erwecken zu wollen. Von dergleichen Sinnbildern hat Cammerarius ein ganzes Werk herausgegeben. Auch hat Ramler ein Werk in Quarto unter dem Titel: Allegorische Personen zum Gebrauch der bildenden Künstler; mit Kupfern von

Bernhard Rode, Berlin, 1788, herausgegeben, welches eine Erklärung der nützlichsten oft vorkommenden Sinnbilder giebt. An öffentlichen Plätzen, wo sich viele Menschen versammeln, thun viele zweckmäßig aufgestellte Sinnbilder keine üble Wirkung; besonders in öffentlichen Thiergärten, an Ausgängen der Promenaden ꝛc., wo sie dem Spaziergänger schon in der Entfernung Stoff zum Nachdenken geben, oder ihn an etwas Großes, Erhabenes in der Natur ꝛc. erinnern; seinen Geist gleichsam zu neuen Forschungen, zu neuer Thätigkeit erwecken. Auch in großen Städten an öffentlichen Gebäuden sind dergleichen Sinnbilder an ihrem Orte, wie z. B. vor Kirchen, Rathhäusern, Zeughäusern, Museen, Schauspielhäusern, Akademien, Ministerial-Gebäuden, Münzstätten, Kasernen, Hospitälern ꝛc. ꝛc.

Sinnbildlich, Bei- und Nebenwort, ein Sinnbild enthaltend, als Nebenwort auf sinnbildliche Art.

Sinnen, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, nachdenken oder durch wiederholtes oder geschärftes Denken zu erforschen suchen. Ich sinne und sinne und kann mich doch nicht darein finden. Hin und her sinnen. Ueberall herum sinnen. Julchen denkt und sinnt und lebt in mir. Gell. Die Sache, welche man durch Denken zu erforschen sucht, bekommt das Vorwort auf. Auf eine List sinnen. Er sinnt auf neue Foltern ihn zu zwingen. Der Geist der Kaufmannschaft sinnt nur auf den Erwerb der Reichthümer. — Daher das Sinnen. — In den Zusammensetzungen aussinnen, besinnen, ersinnen, nachsinnen. Gesinnen hat, nach Adelung, noch einige andere Bedeutungen, die sämmtlich in dem Hauptworte Sinn gegründet sind. Die Mittelwörter gesinnt und gesonnen sind allem Anscheine nach

eher von dem Zeitworte gesinnen abzuleiten, als von dem einfachen sinnen.

Sinnenbetrug, s. Sinnenschein.

Sinnenillusion, s. daselbst.

Sinnenschein, Sinnenbetrug, Sinnenillusion, ein Betrug der Sinne oder eine Illusion. Betrug findet statt, wenn der Irrthum verschwindet, sobald der Schein aufgedeckt ist, Illusion dagegen, wenn er troz dieser Aufdeckung bleibt.

Sinnesänderung, die Aenderung des Sinnes, das ist seines Vorsazes, Willens, am heftigsten im engeren Verstande und in der Gottesgelehrtheit, die Aenderung andere Richtung und Bestimmung der ganzen Gemüthsverfassung in Absicht auf Gott; die Bekehrung.

Sinneswerkzeuge, die körperlichen Werkzeuge des äußern Sinnes, als Auge, Ohr, Nase ꝛc., s. oben, unter Sinn.

Sinngedicht, Epigramm, ἐπίγραμμα, Epigramma; Fr. Epigramme, in der Dichtkunst ein kurzes oder kleines Gedicht, welches einen sinnreichen witzigen Gedanken enthält, mit einem oft verwundenden Stachel. Ueber die Deutsche Uebersezung dieses Wortes sind die Kunstrichter nicht einig, da sie es bald durch Ueberschrift, bald durch Aufschrift, bald durch Inschrift, dann durch Sinnschrift, Sinngedicht geben; Aufschrift und Sinngedicht sind die gewöhnlichsten, jenes hat Wernike, dieses Logau gebraucht; jezt ist das Fremdwort Epigramm und das Deutsche Sinngedicht als Benennungen dieser Dichtungsart bei uns geblieben. Die Entstehungsart der Epigramme ist zwar nicht bekannt, indessen scheint soviel gewiß zu sein, daß sie Aufschriften auf gewisse öffentliche Denkmäler waren. Die Aufschriften können ohne das, worauf sie stehen oder stehen könnten nicht gedacht werden; denn beides zusammen

macht das Ganze aus, von welchem der Eindruck entsteht, dem wir gewöhnlich der Aufschrift allein zu schreiben. Es ist ein sinnlicher Gegenstand, der unsere Neugierde reizt, und dann die Nachricht auf diesen Gegenstand selbst, die unsere Neugierde befriediget; hiermit nun die Dichtungsart, der wir den Namen Epigramm beilegen, verglichen, so erhalten wir die Form dieser Gedichte. In einem Epigramme lassen sich noch zwei Stücke unterscheiden: das eine ist ein Vorwurf, der unsere Neugierde reizt, und das andere eine Erklärung, die unserer Aufmerksamkeit zum Aufschluß dient. Das Epigramm ist also ein Gedicht, welches unsere Aufmerksamkeit auf einen einzelnen Gegenstand in Anspruch nimmt, von dem weniger, oder mehr gesagt wird, um unsere Neugierde zu befriedigen; es ist ein kurzes Gedicht, in welchem uns der Dichter Person oder Sache gleichsam nur im Vorbeigehen und mit wenigen Worten in einem grellen Lichte zeigt; es ist ein poetisches Monument, das wir mit einem Blicke übersehen, und worin Lob oder Tadel mit wenigen, aber scharfen Strichen gezeichnet werden. Nach Batteux hat das Epigramm zwei Theile: der erste ist der Vortrag der Sache, welche den Gedanken hervorgebracht oder veranlaßt hat, und der andere der Gedanke selbst oder die Pointe, das ist, dasjenige, was den Leser reizt und interessirt. Einige begreifen alle kleine Gedichte, die bloß allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten, unter dem Namen der Sinngedichte; allein mit Unrecht. Eine solche Lehre kann wohl den zweiten Theil eines Epigrammes abgeben; aber kein Ganzes ausmachen, oder kein vollständiges Sinngedicht; denn wenn sie auch noch so witzig vorgetragen, ihr Schluß noch so stachlicht ist, so bleibt sie immer nur eine Maxime, welche diejenige Empfindung nicht erregen wird, welche dem Sinngedichte eigen ist. Wenn man daher kleine Gedichte findet, die eigentlich nur die

zweite Hälfte eines Epigrammes ausmachen, so wird der erste Theil durch die Ueberschrift ersetzt, welche den Gegenstand schildert; z. B. folgendes Sinngedicht mit der Aufschrift: Ueber ein kleines Lustwäldchen, das mit Wasser umgeben ist:

Hic Cytherea tuo poteras cum morte jacere,
Vulcanus prohibetur aquis, sol pellitur umbris.

ist eigentlich nur die Aufschrift; das Denkmal wird durch die Ueberschrift angezeigt. An der berühmten Grabschrift, welche Ausonius auf die Dido machte, findet man deutlich die Form eines Epigramms:

Infelix Dido, nulli bene nupta marito
Hoc pereunte fugis, hoc fugiente peris.

Hier gewahrt man in dem ersten Verse gleichsam die Bildsäule einer durch Heirath unglücklichen Person, und die zweite erklärt das unglückliche und seltene Schicksal dieser Person in wenigen Worten.

Viele von gerühmten Sinngedichten enthalten nur moralische Sätze, wie auch schon oben angeführt worden; andere enthalten zwar keine Moral am Schlusse, sie ist aber in der Handlung verwebt; sie zeigt sich mehr durch Beispiele, als durch Worte, wie beim Martial; andere erregen Erwartung, ohne einen Aufschluß darüber zu geben; hierher gehören alle kleinen Gedichte, die nichts, als ein bloßes seltsames Factum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; hiermit muß man aber nicht diejenigen kleinen Erzählungen verwechseln, die zwar auch ohne Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, die aber doch eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es überflüssig gewesen wäre, sie mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Einige Kunstrichter wollen dergleichen Gedichte nicht unter die Sinngedichte rechnen, sondern weisen denselben unter den Fabeln einen Platz an. Sie setzen das Wesen des Sinngedichtes nicht in der gedrungenen

Kürze, womit sie erzählt werden, sondern bestimmen den Unterschied zwischen demselben und der Fabel auf folgende Art: in einem Sinngedichte folgen die Theile der Erzählung aufeinander; in der Fabel fallen sie aber in eins zusammen; der einzelne Fall in einer Fabel kann Erwartung erregen, weil man ihn vielleicht nicht ausgehört hat, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist; das Epigramm zieht dagegen unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Beide Theile, die Erwartung und der Aufschluß, müssen in einem Epigramme einander vollkommen angemessen oder proportionirt seyn; man muß beide mit einem Male übersehen können; obgleich der Dichter demselben durch Auseinandersetzung seiner einzelnen Theile bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben kann; der Dichter darf aber nicht erweitern, um ein paar Verse mehr zu machen, er muß sein Augenmerk auf den Ausgang richten und sehen: ob und wieviel dieser durch eine größere Ausführlichkeit und Deutlichkeit gewinnt.

Hauptsächlich muß man aber bei einem Epigramme die Absicht des Dichters berücksichtigen; denn nur nach dieser kann man dasselbe beurtheilen. Oft will der Dichter nur das Andenken außerordentlicher Begebenheiten, sowohl im Glück, als Unglück erhalten; bald will er loben, bald tadeln, bald will er die Klugen über die Thoren lachen machen, und hierdurch kann das Epigramm, so klein es auch ist, äusserst wichtig werden; aber aus eben diesem Grunde leidet es auch nicht den geringsten Flecken; Gedanken und Ausdrücke müssen vollkommen bestimmt, richtig und passend seyn; der Gegenstand muß bald mit wenigeren, bald mit mehreren Zügen meisterhaft gezeichnet seyn, damit wir ihn schnell mit allen seinen Farben fassen können; es ist kein Werk eines gemeinen Versmachers, sondern es erfordert einen Meister in Gedanken und Ausdruck;

es ist mehr, als nach dem Boileau, ein guter Einfall, mit ein Paar Reimen geziert (un bon mot de deux rimes orné); auch mehr, als nach dem Batteux, ein interessanter Gedanke, der glücklich in wenigen Worten vorgetragen wird. Ein Epigrammendichter muß mit einem ungemeinen Scharfsinn begabt seyn, dabei muß er ein feines Gefühl, und bei einem hohen Grade von Gutmüthigkeit, dennoch viel Witz besitzen. Es gehören dazu also nicht gemeine Gaben, Beweise davon geben uns die vielen schaalen Epigramme oder seyn sollenden Epigramme, die uns nicht nur zu allen Zeiten aufgetischt worden, sondern noch werden. Beispiele guter Epigramme sind dagegen auch nicht selten, besonders bei den Alten haben Griechen und Römer, und bei den Neuern Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche ausgezeichnete Epigrammendichter.

Das Epigramm hat übrigens keine bestimmten Gränzen, sondern erstreckt sich über Alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde ist. Soll also das Epigramm in seiner ganzrn Kraft empfunden werden, so muß man auch den Gegenstand, welcher Veranlassung zu dem Gedanken gegeben, in allen seinen Bestimmungen kennen; es kommen uns daher viele Sinngedichte frostig vor, weil wir deren Beziehung nicht kennen; dieses ist immer ein Fehler des Dichters und leidet keine Entschuldigung; denn das Epigramm soll allgemein verständlich seyn, wenigstens soll es uns beim Lesen nicht leer lassen; und wenn gleich der Dichter Ursachen haben kann, warum er den veranlassenden Fall mit Fleiß verschweigt, so muß er dem Leser doch wenigstens einen Fingerzeig geben, worauf er zielt, sonst weiß dieser nicht, worin er den Stoff finden soll, und damit geht auch das Vergnügen verloren. Man vergleiche die folgenden zwei Epigramme über einen Gegenstand mit einander.

Lumine Acon dextro, capta est Lecuilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque Deos,
Blande puer, lumen, quod habes concede puellae,
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

Du mußt, o kleiner Lycon! dein Aug' Agathen leih'n,
Blind wirst Du denn Cupido, die Schwester Venus seyn. Das erste versteht man ohne Titel oder Aufschrift, das andere aber wird erst durch die Aufschrift oder Ueberschrift verständlich; nämlich an zwei sehr schöne, aber einäugige Geschwister, und dennoch tritt der Sinn dadurch immer noch nicht deutlich genug hervor. Ganz anders sind dagegen die Epigramme des Martials, welche keine Erläuterung durch irgend einen Titel brauchen, wenigstens hat man sie zur Zeit des Dichters durch ihren gut gezeichneten Inhalt von selbst verstanden.

Noch eine wesentliche Eigenschaft bei einem Epigramme ist dessen Stachel, welchen die Lateiner acumen, die Franzosen Pointe nennen, welches derjenige Gedanke ist, um dessen willen die Erwartung erregt wird, und der am Ende des Ganzen stehen und sich von allen übrigen auszeichnen muß. Wenn dieses nun das eigentliche Kennzeichen des Epigrammes ist, so hüte man sich dagegen von der anderen Seite, bloßes Gedankenspiel für die Spitze des Epigrammes zu halten. Ferner muß der Einfall in einem Sinngedichte auch neu seyn, weil schon dieses allein angenehm überrasch, und ist es ihm nicht möglich, einen neuen Gedanken zu erhaschen, so muß er einen schon benutzten doch eine solche Wendung, ein solches Kleid zu geben suchen, daß er wenigstens neu erscheint. Auch durch Zweideutigkeiten kann ein Sinngedicht zuweilen ergötzen, und man kann hierbei dasjenige anwenden, was Cicero vom Scherze überhaupt sagt: quod si admixtum est ambiguum, sit falsius. Dieses erweckt nicht nur die Lachlust, sondern ist auch oft die

Perle des feinsten Scherzes, um den Ernste selbst Anmuth zu geben; nur darf diese Zweideurigkeit nicht bloßes Wortspiel seyn.

Die Alten, Griechen und Römer, haben uns sehr schätzbare Sammlungen von dergleichen Gedichte hinterlassen. Von den Griechen gehören hierher besonders die Anthologien, eine Sammlung Griechischer Epigramme, vorzüglich gehört hierher die Sammlung des Planudes, eines Mönchs zu Konstantinopel, von welcher uns Heinrich Stephanus, im Jahre 1566 eine Ausgabe in Quart mit einigen Anmerkungen geliefert hat; auch eine dergleichen Sammlung hat ein gewisser Constantin Cephalas veranstaltet, die Reiske im Jahre 1754 aus einer Handschrift herausgegeben hat. Jene besteht aus sieben Büchern, darin die Epigramme unter gewissen Rubriken nach den Materien geordnet sind. Es empfehlen sich darin vorzüglich die Epigramme von Meleager, Lucillius, Lucian, Nicarchus, Antipater und Philippus; allein es gehört eine genaue Kenntniß des damaligen Zeitgeistes dazu, um die Pointe genau zu fassen. Die Verfasser, von denen viele unbekannt sind, sind theils frühere Griechen, wie Meleager; den auch Martial, wie Einige wollen, mehrmals gebraucht haben soll; theils spätere Griechen, die wieder den Martial benutzt haben sollen; theils auch Römer, die der Griechischen Sprache mächtig waren und darin Epigramme machten. Bei den Römern war Martial der Hauptepigrammatist; vor ihm lagen diese Art Gedichte unter einem Schwall anderer kleinern Gedichte unabgesondert; er war der Erste, welcher sie hervorzog und zu einer bestimmten Gattung erhob. Nur Wenige haben so viele Epigramme geschrieben, und gewiß Niemand unter so vielen, so viel gute, als er. Nur der oft unzüchtige Inhalt vieler seiner Gedichte haben seinem Ruhm bei den streng-sittlichen Kunstrichtern et-

was geschadet, und seine Entschuldigung: Lasciva est nobis pagina, vita proba est; ist hier kein Schild dagegen geworden, sondern Einige haben ihn beschnitten, und die unzüchtigen Gedichte, welche in den Händen junger unschuldiger Lehrer Anstoß finden würden, heraus geschnitten. — Unter den Neuern haben sich, wie schon oben bemerkt worden, auch viele Dichter in Epigrammen hervorgethan. Ausonius hat ein ganzes Buch von Sinngedichten geschrieben, die aber mehr durch Leichtigkeit, als vorzüglichen Witz hervorstechen. Burman hat die ältern in seiner Lateinischen Aethologie herausgegeben. Bei den Engländern ist Owen der Verfasser einer Sammlung von Lateinischen Epigrammen, worunter viele witzig, aber auch andere dagegen sehr frostig gerathen sind. Unter den Deutschen gab Logau in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 3000 Deutsche Sinngedichte heraus, die aber wegen der vielen eingemischten matten und wässerigen bald in Vergessenheit geriethen. Ramler und Lessing erwarben sich das Verdienst, sie wieder an das Licht zu ziehen; sie veranstalteten davon eine neue Ausgabe im Jahre 1759., die aber nur den dritten Theil enthielten, und bei denen die Herausgeber einige wichtige Aenderungen wagten. Nach ihrem Urtheile ist es der Martial der Deutschen. Auf Logau folgte Wernike, der zehn Bücher Ueberschriften, wie er sie nannte, hinterließ. Er ist gedrängt, stark, gedankenreich und unerschöpflich in witzigen Wendungen. Man erblickt den Staatsmann in seinen Maximen; den Weltmann in seinen spottenden Zügen; den Weisen in seinen Sittensprüchen. Sein Witz ist zuweilen gesucht, dagegen ist seine Sprache zu einer Zeit, wo ihr noch ganz die Geschmeidigkeit fehlte, die zu Gedichten dieser Art gehört, schon polirt genug. Lessing vergleicht ihn auf folgende Weise mit dem Martial: beider Reichthum ist fast gleich groß, nur daß man den Reichthum

des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Unter den neuern Epigrammen nenne ich hier nur diejenigen von Kästner, Lessing, Goecking, Haug ꝛc. Eine Menge guter und schlechter Epigramme stehen zerstreut in den Taschenkalendern, Taschenbüchern, Musenalmanachen und Blumenlesen; besonders reich daran sind die Göttingschen Musenalmanache, von denen der erste Jahrgang 1770, von Gotter und Boie herausgegeben, erschien, und der bis zum Jahre 1804, in welchem der letzte herauskam, gedauert hat; der von Voß herausgegebene Musenalmanach, welcher von 1776 bis 1800 fortdauerte; der Wiener von Ratschky herausgegebene Musenalmanach, der zuerst im Jahre 1777 erschien; das Beckersche Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, welches 1794 zuerst erschien und noch fortdauert; das von Stephan Schütz herausgegebene Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, dessen erster Jahrgang 1800 erschien, und welches noch fortgesetzt wird; die von den 1770er Jahren an erschienene Leipziger, Frankfurter, Nürnberger, Hessische, Fränkische, Schwäbische, Preußische, Schweizerische und andere Blumenlesen, die Anthologie von Matthison ꝛc. Hier ein paar Epigramme von Deutschen:

Freundschaft.

Alter Freund für neuen wandeln,
Heißt: für Früchte — Blumen handeln.

v. Logau.

Vortheile der Weisheit.

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren.
Was giebt die Weisheit uns? — den Geist das zu entbehren.

Kästner.

Für den Leser meiner Sinngedichte.

Lies Lessings oder Kästners Epigrammen
Der Reihe nach mit einem Mal,
Dann wirst Du sie zur Hälft' als schaal
Geradeweg verdammen;
Lies täglich zwei, so lobst Du sie zusammen.

v. Goecking.

Eitelkeit.

Was sind die Seelen eit'ler Weiber? —
Die Kammerfrauen ihrer Leiber!

Haug.

Der Geizhals.

Ein Geizhals fiel in einen Fluß, der tief
Und reißend war. Ein Fischer, der das Leben
Ihm retten wollte, sprang hinein und rief,
Er möchte nur die Hand ihm geben;
Allein der Geizhals sprach, indem er untersank:
Ich kann nichts geben! und — ertrank.

Blumauer.

In der Baukunst werden von den Alten kleine Zierden in goldenen und silbernen Geschirren oder Gefäßen, die in erhabener Arbeit bestanden, Emblemata genannt, als in Bildern, Blumen, Laubwerk, Schnörkeln, Muscheln ꝛc. Man faßte auch damit die Rahmen ein und stand in dem Wahne, daß man sie nicht häufig genug anbringen könne, und überladete damit die Gefäße ꝛc. In jetziger Zeit geht man mit dergleichen Verzierungen nur sehr sparsam um, und wo man sie anbringt, da geschieht es mit auserlesenem Geschmacke.

In den bildenden Künsten wird das Epigram oder Sinngedicht als eine Person vorgestellt, welche in der einen Hand einen Lorbeerkranz und in der andern eine Geißel hält, und neben welcher ein Lager liegt. Man hat dasselbe auch wie ein Genius abgebildet, der einen Lorbeerkranz auf dem Haupte trägt, ein Lager neben sich liegen hat, und vor der Göttin der Wahrheit steht, die ihm einen Köcher darreicht, woraus er einen Pfeil genommen, dessen Spitze er

mit dem Finger versucht oder dieselbe auf einem Wetzsteine schärft. Zuweilen läßt man neben dem Genius die Vorderseite eines Tempels sehen, oder auch ein steinenes Denkmal, woran Aufschriften stehen: Weil die Sinngedichte den Aufschriften der Denkmäler und Tempel ihren Ursprung zu danken haben. Auch können neben dem Genius oder der Göttin die Werke des Catulus und Martials, oder auch die der Deutschen Epigrammatisten, eines Logau's, Kästner's, Haug's ꝛc. liegen.

Sinngrün, Ingrün, Immergrün, Wintergrün, Vinca Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnēischen Pflanzensystems gehört und folgenden Charakter hat. Die Wurzel ist faserig, der Stengel knotig und kriechend, die Blätter glänzend grün; auf die theils weiße, theils blaue, rothe ꝛc. Blumen folgen längliche Früchte, die aus zwei Schoten bestehen, worin längliche, beinahe cylindrische und mit Furchen gestreifte Samen liegen. Folgende Arten sind die bekanntesten und beliebtesten:

1) Kleines Sinngrün, Ingrün, **Vinca minor, caulibus procumbentibus, foliis lanceolato-ovatis. floribus pedunculatis. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 304. Clematis Daphnoides minor. Bauh. pin. 301. Dod. pempt. 405. Pervinca vulgaris, angustifolia. Inst. R. §. 120. Chamoedaphne altera Dioscoridis. Bruuf. Fr. Petite Pervanche, petit Pucelage, la Violette des Sorciers, Lisseron, Lizeron. Engl. Periwincle.**

Die Wurzel dieser perennirenden Pflanze ist faserig und treibt viele fadenförmige, grüne, knotichte Stengel, welche sich auf der Erde ausbreiten und Wurzel schlagen. Die Blätter, welche paarweise gegenüber auf kurzen Stielen stehen, sind länglich rund,

glatt, oben glänzend dunkelgrün, unten heller grün, eigentlich von Farbe und Consistenz wie der Epheu, an Gestalt wie die Lorbeerblätter, nur kleiner. Die Blumen stehen auf langen Stielen, welche aus den Knoten der Stengel entspringen, sind röhrenförmig oben becherförmig ausgebreitet, und in fünf Theile zerschnitten, von Farbe blau, zuweilen weiß und selten roth, ohne Geruch, sowohl einfach, als auch doppelt. Die Frucht, welche sich nach dem Abfallen der Kronblätter, jedoch nur selten bei dieser Art, zeigt, ist länglich, zweischotig, und enthält längliche, beinahe cylinderische, gemeiniglich auf einer Seite gestreifte Samen. Diese immergrüne Pflanze ist sehr dauerhaft und pflanzt sich leicht, wie auch schon oben angeführt worden, sowohl durch die Wurzel, als auch durch die Zweige fort, welche in die Erde gesenkt werden, und welches sie auch an ihren Standörtern von selbst thun. Die Blüthezeit ist der Anfang des Frühlings, der März und April. Das Vaterland dieser Pflanze ist Deutschland, England und Frankreich, in letzterm Reiche findet man sie besonders häufig in der Provence und in dem Languedoc. Nach Tournefort soll man, wenn man von dieser Pflanze Samen ziehen will, selbige in Töpfe pflanzen, worin wenig Erde ist, weil sich da der Saft nicht an die Wurzeln vertheilen kann, er muß also in die Stengel gehen, und den zur Frucht werdenden Stengel anfüllen. Auf diese Weise bekommt man viele Früchte von den Feigenbäumen und den meisten andern Pflanzen, deren Wurzeln in den kalten Ländern sehr in die Erde kriechen.

Die Abänderungen von diesem Sinngrüne sind folgende:

a) Mit Blättern, welche aus dem Gelben angenehm variiren, und weißer Blume (Vinca foliis ex luteo eleganter variegatis, flore albo).

b) Mit Blättern, welche aus dem Weißen variiren,

mit weißer Blume (Vinca foliis ex albo elegan-ter variegatis, flore albo).

c) Mit gefüllter purpurrother Blume (Vinca flore purpureo pleno).

Großes Singrün, Jngrün, Vinca major, caulibus erecto, foliis ovatis, floribus pedun-culatis. Lim. Spec. plant. Tom. I., p. 304. Clematis Daphnoides major Bauh. p. 302. Dod. pempt. 406. Pervinca latifolia, Offic. Fr. la grande Pervenche, la Pervenche à large feuille, le grand Pucelage. Engl. Common bread leav'd Periwincle.

Die Wurzel dieses perennirenden Singrüns ist gleich dem vorigen faserig und kriechend, so wie auch die Zweige fadenförmig und an die Erde hingestreckt, in welcher die Knötchens derselben sich leicht hinein-senken und Wurzel schlagen. Die Blätter stehen daran paarweise einander gegenüber, sind bitter, glatt und glänzend grün, überhaupt gleicht diese Pflanze in allen ihren Theilen der vorigen, nur ist sie größer. Die Blumen entspringen aus den Winkeln der Blätter auf kurzen Stielen, sind einblättrig, trichterförmig, groß und dunkelblau, ohne Geruch; die nach dem Abfallen längliche Früchte hinterlassen, die aus zwei Schoten bestehen, worin viele längliche, beinahe cylindrische und mit Furchen gestreifte Samen liegen. Man cul-tivirt diese Pflanze vorzüglich in den Gärten, wo sie sich wegen ihres angenehmen Grüns sehr gut ausnimmt besonders wenn sie an Spalieren gezogen wird; da sie aber etwas zarter, als die vorhergehende ist, so leidet sie zuweilen durch den Frost, wenn nämlich der Winter zu hart ist. In den wärmeren Ländern, vorzüglich in Frankreich und Spanien, wo sie eigentlich zu Hause gehört, so wie in der Schweiz, blüht sie fast das ganze Jahr hindurch. Man trifft sie wildwachsend an un-gebaueten, aber wenig fetten Orten, in Hecken und an

Wegen an. Auch diese Art des Singrüns macht, gleich der vorigen, keinen Samen, wenn man nicht öfters ihre Zweige abschneidet. Man hat davon zwei Abarten, eine mit gelb- und die andere mit weißgerändeten Blättern. Man findet sie auch in einigen Gartenschriften so verzeichnet: a) Vinca latifolia, foliis variegatis; und b) Vinca latifolia, flore albo. Den lateinischen Namen Pervinca soll diese Pflanze von pervincere, überwinden, erhalten haben, weil sie den Winter überwindet, welches jedoch nur von der kleinen Art verstanden werden kann.

Was die Kultur dieser beiden Singrünarten betrifft so hält die Erste, das kleine Singrün, unsern Winter im Freien aus, und ist auch in den meisten Theilen von Deutschland ganz gemein, indem sie fast in allen schattigen Wäldern sehr häufig wächst; denn wo sie einmal steht, da breitet sie sich durch ihre Zweige welche an einem jeden Knoten neue Wurzeln treiben, in kurzer Zeit aus, so daß sie bald ein ganzes Stück Land einnimmt; sie nimmt daher mit jeder Erde und jeder Behandlung vorlieb, und wird, wie so eben angezeigt worden, durch Ausläufer fortgepflanzt. — Die zweite Art, das große Singrün, wird zwar auch in einigen Gegenden, besonders im südlichen Deutschland häufig gefunden, breitet sich aber nicht so leicht aus, als das vorige, und verlangt im Winter einen frostfreien Stand, liebt mittelmäßige Feuchtigkeit und verlangt zum guten Fortkommen eine gemischte Erde, das heißt, eine Mistbeeterde mit Lehm vermischt. Auch diese Art wird durch Schößlinge fortgepflanzt, das heißt, durch die Knoten ihrer auf dem Boden kriechenden Zweige. Man kann diese Schößlinge fast zu jeder Jahreszeit abnehmen und an ihren bestimmten Platz setzen. Wenn sich gleich diese Pflanzen in die Rabatten der Prunk- oder Lustgärten nicht gut schicken, so können sie doch in solchen schattigen und

feuchten Plätzen, wo wenig andere Pflanzen wachsen wollen, wenn man von jeder Sorte einige dahin setzt, eine angenehme Mannigfaltigkeit zu Wege bringen, besonders die großen Sorten und diejenigen der kleinen mit gefüllten Blumen. Beide machen sich eines Platzes im Garten und im Zimmer an den Fenstern würdig, sowohl durch ihr langes Blühen, als auch durch die Menge ihrer schöngefüllten Blumen.

In der Medizin fand sowohl das kleine, als auch das große Singrün ehemals Anwendung, wenigstens war das Kraut (Herba vincae) officinel. Das kleine Singrün nahm man unter die Schweizerischen Wundmittel, als zusammenziehend; auch ward es als Fiebervertreibend empfohlen. Der gewöhnliche Gebrauch des großen Singrüns, war in dem monatlichen Fluß, dem weißen Fluß und in der goldenen Ader. Man goß zu diesem Zwecke kochendes Wasser über drei Händevoll Singrün, deckte das Gefäß zu, nahm es vom Feuer und gab von dieser Infusion Gläserweise zu verschiedenen Stunden des Tages zu trinken. Die Conserve und das Extract dieser Pflanze haben dieselbe Wirkung oder dieselben Kräfte. Garidel versichert in seiner Histoire des Plantes des environs d'Aix, daß er sie in Blutspeien oft mit gutem Erfolge gegeben habe, indem er sie mit Krebsen habe kochen und dann diese Brühe eine Zeit lang trinken lassen. Die Milch, welche vermittelst des Singrüns abgesondert worden, ist sehr gut für die Lungensucht und rothe Ruhr. In der Wassersucht soll destillirte Milch, in welcher man Singrün, Rheinfarren und Leberbalsam hat vier und zwanzig Stunden maceriren lassen, von Nutzen seyn, es soll leichter durchschlagen, als gemeine Molken. — Zum äußerlichen Gebrauche bediente man sich dieser Pflanze beim Nasenbluten, indem man einen Zapfen von gestoßenen Blättern in die Nasenlöcher steckte. Agri-

kola giebt das Gurgelwasser vom Dekoct der Blätter dieser Pflanze als eines der besten Mittel in der Bräune, so mit Erstickung droht, an; auch gebraucht er es wider die Entzündung der Mandeln und des Zapfens; man kann dasselbe mit Milch begiessen, um es gelinder zu machen. Stößt man das Singrün und legt das Gestoßene auf die Brüste der Säugerinnen, so soll es ihnen die Milch wieder verschaffen. Nach Rajus, in seiner **Historia Plantarum**, sollen die frischen Blätter des Singrüns, auf Löschpapier ausgebreitet, und ein wenig Charpie darauf gelegt, als ein Kataplasma auf die Kröpfe applicirt, ein vortreffliches Mittel sie zu zertheilen seyn. Johann Bauhin sagt nach dem Tragus, daß wenn man eine genugsame Menge Singrün in ein Faß trüben Weines legt, derselbe während vierzehn Tage wieder gut werde, besonders wenn man ihn zuvor in ein anderes Faß abgelassen oder gezapft hat. Nach der alten **Pharmacopaea Parisiens.** werden die Blätter des Singrüns zur **Aquae vulnerariae**, zum **Unguento mundificatino Apii** und **Balsamo Oppodeltoch** genommen. Die Infusion zu dem weißen Flusse bereitet man wie folgt. Man gieße einige Unzen kochendes Wasser über einige Singrünblätter und lasse es eine halbe Stunde stehen; dann die Feuchtigkeit abgeseihet und ein wenig Zucker hinzugeworfen. Dieser Aufguß dient wider den weissen Fluß, und das übermäßige Monatliche. Man muß aber den Gebrauch eine Zeit lang fortsetzen. — Man nehme Singrün, Rheinfarren und Leberbalsamblätter, von jedem zwei Händevoll, stoße sie ein wenig, und lasse sie vier und zwanzig Stunden in sechs Pfund frisch gemolkener Kuhmilch maceriren, Alles hierauf destillirt, bis sich 4 Pfd. gesammelt haben, das Uebrige im Kolben gelassen und das Abdestillirte in wohl verschlossenen Flaschen aufgehoben. In der Bauchwassersucht täglich vier Gläser

davon getrunken. — Man nehme ein halbes Huhn und zwei Löffel gewaschenen Reis, Alles zusammen in drei Pfund Wasser gekocht, und in der letzten halben Stunde Singrün- und Wegebreitblätter, von jedem eine Handvoll dazu gethan, so auch ein halbes Dutzend Krebse, die vorher gesotten, und hernach gestoßen worden; dann durch Leinwand gepreßt und das Durchgepreßte oder die Brühe auf zweimal des Morgens nüchtern und des Abends um fünf Uhr im Blutspeien und in der Lungensucht genommen. Der Gebrauch wird auf einen Monat lang vorgeschrieben.

3) Rosigfarbigblühendes Singrün, Vinca rosea, caule suffrutescente erecto, floribus geminis sessilibus, foliis oblongis petiolis basi bidentatis. Linn. Spec. plant. Tom. I, p. 305. Vinca rosea, foliis oblongo ovalis integerrimis, tubo floris longissimo, caule ramoso fruticoso. Mill. Dict. 1, 186. Engl. Periwincle with a shrubby branshing Stalk. Diese perennirende Pflanze, welche auf Madagaskar und Java zu Hause gehört, hat einen rauhen Stängel, längliche, stumpfe und kurzstielige Blätter, und schöne Blumen, die eine angenehme Rosefarbe haben, woher auch der Name genommen; auch hat man eine Varietät mit weißen Blumen, in der Mitte, am Schlunde mit einem purpurnen Rande versehen. Der Vorzug dieser Singrünart besteht darin, daß jede daran hervorkommende Blume über vierzehn Tage aufgeblüht dauert, ehe sie abfällt, und die ganze Blüthezeit vom Julius bis in den Winter. Sie verlangt zu ihrer Kultur eine lockere Erde, muß den ganzen Sommer über im warmen Hause, besonders feucht gehalten werden, und erhält im Winter eine Wärme bis 18 Grad.

4) Gelbblühendes Karolinisches Singrün, Vinca luteo, caule volubili, foliis oblongis Linn. Spec. plant. Tom. I, p, 304. Apo-

cynum scandens, salicis folio, flore amplo plano. Catesb. car. 2, p. 53, t. 53. — Das Vaterland dieser perennirenden Pflanze ist Karolina. Sie hat einen sich rankenden Stängel, längliche Blätter, welche den Weidenblättern gleichen, und eine gelbe, gefüllte Blume. Die Kultur dieser Pflanze ist gleich der vorhergehenden, nur bedarf sie nicht so viel Feuchtigkeit und eines so hohen Wärmegrades. Beide Pflanzen sind eine angenehme Verzierung des Zimmergartens.

Sinngrün (gelbblühendes), s. oben, S. 480.

— (großes), s. oben, S. 476.

— (Karolinisches), s. Sinngrün (gelbblühendes).

— (kleines), s. oben, S. 474.

— (rosenfarbigblühendes), s. das., S. 480.

Sinnig, Bei- und Nebenwort, Sinn habend. Dieses Wort war ehemals, nach Adelung, in allen figürlichen Bedeutungen von Sinn üblich; späterhin blieb es im Hochdeutschen nur noch in einigen Zusammensetzungen gangbar. 1. Von Sinn, Bewußtseyn, war sinnig ehemals seiner selbst bewußt; daher es im Niedersächsischen noch jetzt figürlich für bedachtsam, bescheiden, behutsam, mit Ueberlegung; ja in noch weiterem Verstande für langsam, allmählig üblich ist; z. B. die Pferde sinnig gehen lassen, langsam. — 2. Von Sinn, Nachdenken, Erkenntniß und Beurtheilung, war es ehemals so viel als vernünftig. In diesem Verstande sind nur noch unsinnig und wahnsinnig gangbar. — 3. Weise, klug, künstlich ꝛc., wovon noch etwas in scharfsinnig und tiefsinnig übrig ist. In dieser ganzen Bedeutung wird dieses Wort auch jetzt wieder angewendet; so sagt man bei Gemälden, die mit vielem Verstande und einer Fülle der Phantasie entworfen worden, sie seyen sehr sinnig ausgeführt ꝛc. — 4. Auf die Bedeutung des Begehrungsvermögens, der Gemüthsart, beziehen sich die

Zusammensetzungen eigensinnig, kaltsinnig, leichtsinig, widersinnig; so wie es 5. in der Bedeutung des Verstandes der Worte nach in doppelsinnig vorkommt.

Sinnis, der Fichtenbeuger genannt, auf dem Isthmus von Korinth, ein menschliches Ungeheuer, welches die Fremden, zwischen zwei zur Erde gebeugten, und schnell wieder in die Höhe fahrenden Fichten festgebunden, zu seiner Lust zu zerreißen pflegte, und mit welchem Theseus, der Sohn des Athenischen Königs Pandion kämpfte, und nachdem er den Mörder überwunden hatte, ließ er denselben mit der von ihm selbst erfundenen Todesart umbringen, zur Strafe seiner Grausamkeit.

Sinnkraut, Sinnpflanze, Mimose, Mimosa Linn., s. den Art. Mimose, Th. 90, S. 732 u. f.

Sinnlich, Bei- und Nebenwort, welches nur in der eigentlichen Bedeutung des Wortes Sinn üblich ist. 1. Zu den Sinnen oder den unmittelbaren Empfindungen äußerer Gegenstände gehörig. Die sinnlichen Werkzeuge, diejenigen Gewebe von Nerven, vermittelst deren wir empfinden. — 2. In dieser unmittelbaren Empfindung äußerer Gegenstände, folglich auf undeutliche Vorstellungen gegründet. (1) Eigentlich: die sinnliche Empfindung, welche vermittelst der äußeren Sinne geschieht. Sinnliche Begierden, Belustigungen, Zerstreuungen, sinnliche Liebe, sinnlicher Abscheu ꝛc., wo es oft dem vernünftig in weiterm Verstande, das ist, auf deutliche Erkenntniß gegründet, entgegen ist, oder gesetzt wird. — (2) Figürlich, Fertigkeit besitzend, sich nach sinnlichen und undeutlichen Empfindungen zum Nachtheil der deutlichen oder vernünftigen zu bestimmen. Ein sinnlicher Mensch. Sehr sinnlich seyn. Ehemals gebrauchte man es auch wie sinnig für klug, weise, verständig.

Bei den Freimäurern bestehen die sinnlichen und äußerlichen Gebräuche in folgenden moralischen Sätzen: der Maurer darf nicht grobsinnlich seyn, aber eben so wenig darf er sich der unerklärlichen Uebersinnlichkeit hingeben. Von den in der sittlichen Welt erlaubten Freuden braucht er sich nicht zu entfernen, oder sich solcher zu entziehen, und selbst jeder anständige Genuß für das Auge, Ohr oder den Gaumen, ist ihm erlaubt. Kein Mensch kann behaupten, daß er ganz unempfindlich gegen jeden sinnlichen oder äußerlichen Eindruck sey, ja bei vielen muß sogar von aussen auf das Innere gewirkt werden; deshalb finden auch bei den Ceremonien der Freimäurer äußerliche Gebräuche Statt, welche auf die Sinne wirken. Diese Ceremonien schreiben sich zum Theil von alten Zeiten her, und sind, wenn gleich der jetzigen Bildung nicht mehr so angemessen, jedoch immer noch als Denkmäler des Alterthums sehr zu schätzen.

Sinnlichkeit, von dem vorigen Beiworte: 1. die Empfindung der Dinge von außen, die Fähigkeit, die Dinge von außen vermittelst der Sinne zu empfinden: Gott erkennt alles ohne Sinnlichkeit. Manche Thiere haben eine weit feinere Sinnlichkeit, als der Mensch. Die Natur weckt die Seele gleichsam aus dem dunklen Schlafe des Gefühls und rüstet sie zu noch feinerer Sinnlichkeit, Herd. Die Lüste des Fleisches sind Bewegungen der Sinnlichkeit. — 2. Die Fertigkeit, sich nach sinnlichen Empfindungen zu bestimmen, besonders zum Nachtheile vernünftiger Gründe, die Fertigkeit des überwiegenden Gebrauchs der untern Seelenkräfte zum Nachtheile des pflichtmäßigen Gebrauchs der obern, auch ohne Mehrheit. Herrschende Sinnlichkeit. Alle Dinge, welche der Eitelkeit und Sinnlichkeit des Menschen schmeicheln, müssen nur selten und sehr vor-

sichtig zu Belohnungen der Kinder angewandt werden. Gell. — 3) Eine sinnliche Empfindung, sinnliche Begierde, wo es denn auch die Mehrheit zuläßt, aber in dieser Bedeutung seltener gebraucht wird.

Die Sinnlichkeit ist das Vermögen der Anschauung, so wie der Verstand das Vermögen der Begriffe. Was die Benennung Sinnlichkeit betrifft, so muß angemerkt werden, daß man den Ausdruck Sinnlichkeit in dreifacher Bedeutung nach den drei Grundvermögen der Seele braucht, die für das Erkenntnißvermögen, wozu eine Vorstellung erforderlich ist, welche das erkennende Subject hat, und die es auf Etwas von derselben verschiedenes (Object) bezieht, welche Beziehung nur doppelt seyn kann, entweder unmittelbar, so daß zwischen ihr und demselben sich keine vermittelnde Vorstellung befindet, dann heißt sie Anschauung, oder sie ist mittelbar, so daß durch sie nicht unmittelbar das Object vorgestellt wird, dann heißt sie Begriff. In Rücksicht des Gefühlvermögens stellen wir den sinnlichen Gefühlen die edleren gegenüber, und verstehen unter den Ersteren diejenigen, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, und unter den Letzteren diejenigen, welche ihm als Menschen vorzugsweise zukommen. In Rücksicht des Begehrens stellt man dem sinnlichen Begehren das freie moralische gegenüber. Was die Benennung Verstand betrifft, so wird dieser Ausdruck hier in seiner weiteren Bedeutung gebraucht.

Sinnlos, Bei- und Nebenwort, des Sinnes oder der Sinne beraubt, als ein Gegensatz von sinnig, wo es nur in einigen Bedeutungen des Hauptworts Sinn üblich ist. — 1) Der äusseren Sinne und der Empfindung durch dieselben beraubt. Sinnlos da liegen. Ein sinnloser Zustand. — 2) Der Vernunft, des Verstandes beraubt, wo es zuweilen für unsinnig

gebraucht wird. Ein sinnloser Mensch. Sinnlos handeln. — 3. Alles begreiflichen Verstandes, vernünftiger Bedeutungen beraubt. Sinnlose Wörter. Ein sinnloser Ausdruck; ein sinnloser Satz.

Sinnlosigkeit, die Eigenschaft eines Dinges, daß es sinnlos ist, ohne Mehrheit; zuweilen auch sinnlose Handlungen in der zweiten Bedeutung des Beiworts mit der Mehrheit.

Sinnpflanze, s. Sinnkraut.

Sinnreich, Bei- und Nebenwort, von Sinn, insofern es ehemals auch von Witz gebraucht wurde. Fertigkeit besitzend, mehrere Begriffe mit einander zu verbinden und ihre Aehnlichkeit zu entdecken, und darin gegründet; witzig. Sinnreich seyn. Ein sinnreicher Scherz. Ein sinnreiches Gedicht. Wie kommen sie denn zu dem sinnreichen Einfalle. Von Sinn, Kunst, Geschicklichkeit, ingleichen Fertigkeit im Nachdenken besitzend und darin gegründet. Sinnreich wird daher genannt, was den Verstand in eine zweckmäßige Thätigkeit versetzt.

Sinnspruch, 1) ein kurzer Satz, der einem Sinnbilde zur Ueberschrift dient und dasselbe erklärt; Lemma, s. Sinnbild. — 2) Auch ein Spruch oder kurzer Satz, welcher einen nachdrücklichen Sinn oder Verstand hat, oder auch zur Erinnerung einer nützlichen Wahrheit dient; ein Denkspruch.

Sinnverwandt, Bei- und Nebenwort, eines Sinnes mit Jemanden seyn; daher auch die Sinnverwandschaft.

Sinopel, Zinnopel, ein eisenhaltiger Jaspiß, s. unter Jaspiß, Th. 29, S. 246 u. f.

Sinque, in der Schifffahrt, s. Sinke.

Sinsin, eine Art von Affen in China.

Sint, eine Partikel, welche im Hochdeutschen völlig ver-

altet ist, und nur noch im südlichen Deutschland für seit gebraucht wird.

Sintemal, ein Bindewort, welches einer angeführten Ursache zur Begleitung dient, und seine Stelle jedesmal zu Anfange des Satzes hat, für weil, indem. Es kommt häufig in der Deutschen Bibel vor. Wie soll das zugehen, sintemahl ich von keinem Manne weiß? Luc. 1, 34. Wie kann ich Abraham verbergen, was ich thue; sintemahl er ein groß und mächtig Volk soll werden? 1. Mos. 18, 18 ꝛc. In der edlern Schreibart der Hochdeutschen ist es veraltet, nur in den Kanzelleyen kommt es noch hin und wieder vor, besonders in den Provinzial-Städten; da man in den Haupt- und Residenzstädten schon hierin eine Aenderung getroffen hat, und der barbarische Kanzelleystyl einem verfeinerteren gewichen ist. Wo aber ersterer noch herrscht, da kann man auch die Wörter und Partikel nicht vielsilbig genug bekommen, und daher noch oft ein sintemal und alldieweil zusammensetzt, obgleich alle sieben Sylben nichts mehr sagen, als weil, indem, oder in einigen Fällen auch nachdem. In älteren Oberdeutschen Schriften sintemahl, sittenmahl, sittemahl, seitmahl, seydemmahl, woraus zugleich erhellt, daß es aus sint dem Mahle, oder seit dem Mahle zusammengezogen ist, wofür man auch nach dem Mahle findet.

Sinter, bei dem Eisenarbeiter, die glühenden Schuppen, welche von dem Eisen im Schmieden abspringen und diesen Namen behalten, selbst wenn sie erkaltet sind; s. den Art. Hammerschlag, Th. 21, S. 347. — Im Bergbaue und der Mineralogie ist der Sinter, Fr. Stalactites, ou Pierre formé dans l'eau, eine Art Erde, welche aus der kreideartigen Guhr niedergeschlagen wird, und sich zu Stein bildet; s. den Art. Topfstein, unter T.

Sinteraſche, beim Bleicher, eine Aſche, die zum Bleichen der Leinwand in der Oberlauſitz und in Schleſien aus ſtark angefaulten Bäumen gebrannt wird, und zwar, die graue Sinteraſche aus Nadelhölzern, die weiße dagegen aus Laubhölzern.

Sintern, regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, 1. Tropfenweiſe herausrinnen, von flüſſigen Körpern, tröpfeln. Dieſes Zeitwort kommt beſonders in der anſtändigen Sprache des Bergbaues in der Mineralogie vor; im gemeinen Leben ſagt man dafür ſiegern, ſiekern. Das Waſſer ſintert durch das Geſtein, wenn es Tropfenweiſe durch daſſelbe rinnt oder dringt. — 2. Gerinnen, von flüſſigen Körpern, wenn ſie eine feſtere Geſtalt annehmen; auch nur im Bergbaue und in der Mineralogie. Es ſintert ſich, gerinnt. Zuſammen ſintern, auf ſolche Art verbunden, zu einer Maſſe vereiniget werden. Ueberſintern, auf eine ſolche Art mit einer ſteinhaltigen Maſſe überzogen werden.

Sinterquarz, Quarzum stalactitium incrustans Bornii, eine Art Quarz, welche gemeiniglich eine Rinde um andere Körper bildet. Er iſt am gewöhnlichſten weiß, zuweilen auch röthlich, und ſehr oft durchſichtig. Seine Entſtehung iſt wahrſcheinlich dieſelbe, wie andere Topfſteine; ſ. dieſen Artikel.

Sinterwaſſer, im Bergbaue, ein herausſinterndes Waſſer, beſonders wenn es mit zarten Stein- und Erdtheilchen geſchwängert iſt, welche nach abgedunſteten Waſſertheilchen ſich ſintern oder in einen feſten Körper zuſammenſintern.

Sinuſoide, eine eigene krumme Linie, nach der eine Fläche gemauert wird, welche man hinter den Zugbrücken nebſt Gewichten anbringt, um ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen dieſem und der Brücke, wenn ſie aufgezogen worden, herzuſtellen.

Sinus, in der Trigonometrie, der Abſchnitt eines

Winkels oder die halbe Sehne eines Bogens. Wenn aus der Spitze eines Winkels der Kreislinie, Fig. 8718, A H E B G, und aus dem Punkte E eine Linie senkrecht durch den Radius B C bis in G gezogen wird, so ist E G die Sehne des Bogens E B G oder E A G, und E F, die Hälfte solcher Sehne der Sinus rectus des Bogens E B und des Winkels E C F, und zugleich des Bogens E A und des Winkels E C A. Der Radius B C, oder E C, Sinus totus, das Stück B F der Sinus versus oder Quersinus, und endlich die aus E auf den Radius H C gefällte winkelrechte Linie E I, dessen Sinus complementi oder Cosinus und Sinus rectus des Bogens E H. Wird aus dem Punkte B eine senkrechte Linie aufgerichtet, so heißt dieselbe Tangens, und der bis an diese Linie in D fortgesetzte Radius, Secans des Winkels D C B. Hieraus folget nun 1) daß der Sinus rectus jederzeit perpendiculär auf dem Radius stehe. 2) Weil der Bogen B E das Maaß des Winkels D C B, und der Bogen E A das Maaß des Winkels E C A ist, so ist auch E F der Sinus beider Winkel, also haben zwei auf einer Linie neben einander stehende Winkel auch einerlei Sinus. 3) Wenn von einem gegebenen Winkel die eine Seite als ein Sinus totus angenommen wird, so sind die anderen Seiten jederzeit Sinus oder Tagenten der gegenüberstehenden Winkel. 4) Die Verhältnisse, welche alle dergleichen Linien gegen einander haben, geben die Ausrechnung aller Winkel. Zu diesem Ende haben die Mathematiker ausgerechnet, wenn angenommen wird, daß ein jeder Sinus totus 100,000 Theile habe, wieviel solcher Theile eines jeden Winkels zu einem solchen Sinus totus gehörigen Sinus Tangenten und Secante haben müsse, woraus die Sinus-, Tangenten- und Secanten-Tafeln entstanden sind. Weil nun die Sinus und Tangenten große Zahlen sind, welche das Multipliciren und Dividiren in

der Trigonometrie sehr beschwerlich machen, so hat Joh. Neper, ein Schottländischer Baron, und nach ihm Heinrich Brigg, ein Engländer, ehemaliger Professor der Geometrie der Universität zu Oxford, gewisse Zahlen erdacht, welche man statt der gewöhnlichen mit großen Vortheil in der Rechnung brauchen kann, indem sie das Multipliciren in das Addiren, und das Dividiren in das Subtrahiren verwandeln. Man nennt diese Zahlen Logarithmen; s. diesen Art. Th. 80, S. 177 u. f. — Durchgehen wir nun die einzelnen Theile oder die verschiedenen Benennungen des Sinus, so ist der Sinus complementi oder Cosinus, der Sinus rectus eines Bogens oder Winkels, welcher das andere Complementum zu 90 Graden ist. — Der Sinus rectus eines Bogens oder Winkels ist die halbe Chorde oder Sehne des doppelten Bogens, und kann in jedem rechtwinkeligten Dreieck eine von den beiden Seiten, die den rechtwinkeligten Schenkel einschließt vor den Sinus rectus des gegenüberstehenden Winkels angenommen werden, wenn aus der Spitze desselben Winkels mit der Hypothenuse, als Radius oder Semidiameter, ein Zirkel gezogen wird. — Der Sinus totus ist der größte unter allen Sinus rectus und zugleich der Sinus rectus eines Quadranten und rechten Winkels und dem Radius oder Semidiameter selbst gleich. — Der Sinus versus oder Quersinus ist ein Stück des Halbmessers, welcher zwischen dem Ende eines Bogens und zwischen dessen Sinus rectus liegt.

In der Anatomie oder Zergliederungskunst hat das Wort Sinus vielerlei Bedeutungen; so belegt man z. B. verschiedene in den Knochen befindliche Höhlen damit, als alle die Höhlungen, welche in den Knochen des Kopfes angetroffen werden, mit der Höhlung der Nase zusammenhängen und zur Absonderung des Schleimes dienen. Auch werden die in

der harten Hirnhaut befindlichen Blutbehälter, desgleichen verschiedene Erweiterungen der Ader am Herzen und in der Pfortader, Sinus genannt. — In der Chirurgie oder Wundarzneikunst heißen gewisse hohle Gänge, die im Grunde der Geschwüre entstehen und mit Eiter angefüllt sind, Sinus. — In der Erdbeschreibung ist Sinus eine Höhle, Busen, und daher der Meerbusen. Das Wort ist Lateinisch, und man benannte damit die Falten oder Vertiefungen, die das Oberkleid der Römer machte, worein sie allerlei steckten; daher erhielt jede Vertiefung oder bogenförmige Krümmung den Namen Sinus; daher auch die Bezeichnungen in der Mathematik, und in der Anatomie und Chirurgie ꝛc.

Siphantische Seide, Seide von Siphanto. Die Seide dieser Insel, wenn gleich schön, wird aber nur in geringen Quantitäten erzeugt.

Siphilis, Siphilitische Krankheit der Menschen, eine Benennung der Venerischen Seuche, Lustseuche, Venuskrankheit; s. den Art. Franzosen, Th. 14, S. 751 u. f.

Siphilitische Krankheit, s. den vorhergehenden Art.

Sipho, die Lateinische Benennung einer Röhre; also die eines Hebers um Wein vom Fasse zu ziehen; s. den Art. Heber, Th. 22, S. 572; auch einer Spritze. Ferner die Benennung einer Conchylie; s. Nervenröhre, Th. 102, S. 397; auch der Orthoceratiten.

Siphonantus, s. den folgenden Artikel.

Siphonante, Röhrenblume, Siphonantus Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der vierten Klasse (Tetrandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und Indien zum Vaterlande hat. Die Pflanze ist perennirend, wird aber nur in botanischen Gärten gezogen, und da sie von keinem Nutzen, weder für die Gartenkultur, als Zierde, indem sie in Prunk- oder Lust-Gärten auch

nicht gezogen wird, noch für die Gewerbe hat, so übergehe ich sie hier.

Sipmaaß, nur in einigen Gegenden Sachsens, ein Getreidemaaß oder ein Maaß zu trocknen Dingen. In Meissen, Leipzig, Naumburg und Zeitz ist solches der vierte Theil von einem Scheffel, und wird in vier Metzen, jede Metze wieder in 4 Küchenmaaß eingetheilt. In Altenburg ist dieses Maaß ebenfalls der vierte Theil von einem Scheffel, und hält daselbst $3\frac{1}{2}$ Kleinmaaß, deren 14 einen Scheffel machen. Der Scheffel enthält also vier Sipmaaß und ein Sipmaaß hält vier Metzen. Adelung sagt in Hinsicht des Ursprunges von Sipmaaß, daß wenn die erste Hälfte nicht Wendischen Ursprunges ist, so scheint sie zu Zuber, Zober zu gehören, und den allgemeinen Begriff von einem Gefäße zu haben. Nach Frisch soll es von Sieb abstammen.

Sipmanstute, eine Art Conchylie, s. unter Tute.

Sippschaft, Gesippschaft, Magschaft, Verwandschaft, Cognatio, verwandte Personen, s. den Art. Verwandschaft, in V. Alle Dörfer—das ist, ihre Wohnung, und ihre Sippschaft unter ihnen, Chron. 4. 33. das ist, ihre Verwandten. Im Hochdeutschen ist es mit seinem ganzen Geschlechte veraltet, und kommt nur noch in den ältern Schriften der Ober- und Niederdeutschen vor. Dahin gehören der Sipp oder die Sippe, die Verwandschaft; der Sipp oder Sipper, der Verwandte, die Sippe, die Verwandte; sippen, verwandt seyn; besippt seyn, gesippt seyn, verwandt seyn; das Gesippe, mehrere verwandte Personen; hersippen, herstammen; die Sippzahl, der Grad der Verwandschaft, das Glied. In der Rechtslehre, diejenige Rechnung, vermöge welcher man untersucht, in welchem Grade gewisse Personen mit einander verwandt sind, und ob sie einander hei-

rathen können, und wie sie im Erbgange auf einander folgen. Wenn in den Lehnbriefen steht zu rechter Sippzahl, so wird dadurch der nächste Anverwandte gemeint. Das Sipptheil, der Theil einer Erbschaft, welcher Jemanden, als einem Verwandten gebührt ꝛc. Die Ableitung dieses Worts ist unbestimmt. Wachter und Frisch leiten es von dem Lateinischen Cippus, ein Baum, her; Ihre von dem alten Sibbe, Friede. Nach Adelung soll es aber von dem alten Sivvan, nähen, sammeln, oder von dem Zahlworte sieben ꝛc., in so fern es eine Vielheit bedeutet, abstammen; indem in Hinsicht des Erstern der Begriff der Verbindung, der Vereinigung, der eigentliche Stammbegriff ist, welcher wieder eine Figur der Bewegung ist.

Sipptheil, s. Sippschaft.

Sippzahl, s. daselbst.

Sirakuser Wein, Sirakuser Weine, weiße, wie auch röthliche oder rothe Sorten Sicilianischer Liqueurweine, die um die Stadt Sirakus gebauet, und häufig über Messina und Livorno verfahren werden. Es giebt von dieser Weingattung zehn bis zwölf Sorten, und man bringt davon viele tausend Gebinde nach Deutschland und dem Norden. Hamburg und Stettin haben davon eine ansehnliche Zahl an sich gezogen; jetzt oder in neuerer Zeit, bei dem Wechsel oder dem Schwanken der Staatensysteme und den daraus hervorgegangenen Unruhen, bei der Sperre der Continentalhäfen unter Napoleon, hat der Handel mit diesen Weinen nach den oben genannten Gegenden sehr abgenommen.

Sire, ein altes Französisches Wort, welches Herr heißt; jetzt wird es als ein Titel gebraucht um große Monarchen anzureden. So redet man die Könige von Frankreich und Großbritannien mit dem Worte Sire an.

Sirene, Meerweib, Meerfrau, Meerfräulein,

s. Th. 87, S. 135. Die Sirenen, nach der Mythologie, waren drei Töchter des Flusses Achelous und einer Muse, welche bald Terpsichore, bald Melpomene, bald Calliope genannt wird; sie heißen: Parthenope, Leukosia und Ligia, oder Aglaope, Pisinoe und Thelxiope, oder Aglophone, Thelxiope und Molpe, oder Castalia, Panyasis und Callirhoe. Man stellt sie auf verschiedene Art dar; der Obertheil des Leibes als ein sehr schönes Frauenzimmer, der untere dagegen als ein Vogel oder als ein Fisch, und letztere Darstellungsart scheint wohl die richtigste zu seyn, da man sie größtentheils nur als halb Weib, halb Fisch abgebildet findet, auch in dieser Gestalt mit Flügeln. Die eine dieser Sirenen sang bezaubernd, die zweite blies die Flöte und die dritte spielte die Laute; sie wohnten auf Sicilien und waren Gefährtin der Proserpina. Als Pluto die Tochter der Ceres entführt hatte, gaben sich die Sirenen alle Mühe sie wieder zu finden; allein vergebens. Um ihren Gram hierüber zu mindern, erhielten sie von den Göttern Flügel, um die verlorne Gespielin um so eher zu finden. Nach vielem Umherirren blieben sie endlich auf einem Felsen bei dem Vorgebirge Pelorus in Sicilien sitzen, und beklagten daselbst ihren Verlust. In den Büchern des Schicksals stand aber verzeichnet, daß sie nur so lange leben sollten, als Niemand ungerührt und unbezaubert von ihren Tönen bei ihnen vorbeifahren könnte; allein der schlaue Ulysses, von der Circe gewarnt und unterrichtet, ließ seinen Gefährten die Ohren mit Wachs verstopfen, sich selbst aber an den Mastbaum seines Schiffes binden, und so gelang es ihm, der ihm drohenden Gefahr mit seinem Schiffe zu entkommen. Die Sirenen stürzten sich hierauf ins Meer. Der Ursprung der Sirenen oder vielmehr der Ursprung deren Dichtung ist in Aegypten zu suchen. Ganz Griechenland und

Italien sind nach und nach mit Kolonien und Gebräuchen aus Aegypten und Phönizien besetzt worden, und diese Kolonisten brachten auch die gottesdienstlichen Gebräuche ihrer Länder mit. Die Bewohner der Gegenden, wo sich die angekommenen Fremden ansiedelten, nahmen nach und nach diese Gebräuche an und schmückten sie auf ihre Weise und nach dem Gebrauche ihres Landes aus. Die drei Isis, welche die Feiertage während der Ueberschwemmung des Nils anzeigten, sollten einem Volke vorgestellt werden, welches bei einem langen Aufenthalte in Wassergegenden gleichsam in zwei Elementen leben mußte, und diese Isis waren daher halb Weib und halb Eidex, oder halb Weib und halb Fisch. Eine von ihnen hatte ein oberhalb rundes Instrument in der Hand, Sistrum genannt, das Zeichen der Lobgesänge, Tänze und Fröhlichkeit, welche, wenn der Nil die rechte Höhe erreichte, überall ausbrachen. Man sang und tanzte damals, wie es noch gegenwärtig in Cairo und ganz Aegypten der Fall ist. Diejenige Isis, welche das Sistrum trug, hieß die Sängerin, weil sie die fröhliche Nachricht bringen und den Lobgesang des großen Festes ankündigen mußte. Dieses ist nun der Ursprung der Sirenen an den Gestaden von Neapel und Sicilien. Die Gestalt, welche man den Dreien bei den Griechen giebt, ist dieselbe bei den Aegyptiern, und die Zahl derselben bezieht sich auf die Monden oder Monate, da das Land von dem Nil überschwemmt ist. Der Umstand der Fabel, daß sie die Fremden verschlangen, die ihnen in zu großer Nähe zuzuhören kamen, gründet sich auf die Sage, daß die drei Isis des Sommers oder die drei Sommermonate den Fremden gefährlich seyen, weil sie die von vielen faulichten Dünsten geschwängerte Luft hinwegraffte, wenn sie sich zu lange daselbst aufhielten; denn alle Reisende, welche Aegypten zu der Zeit der Austretung des Nils besucht

haben, versichern, daß die Luft zu dieser Zeit sehr dick und beängstigend sei und kein Fremder es in den Häusern aushalten könne, ohne sich nicht wenigstens ein paarmal des Tages auf ein Fahrzeug zu begeben, um etwas kühlere Luft zu schöpfen; dieses deutet also darauf, daß Fremde diese drei Sirenen sorgfältig zu vermeiden haben, nämlich die drei Monate.

Die Fabel erzählt nun noch von ihnen, daß sie einstens die Musen zum Wettstreite im Singen aufgefordert, und als diese sie mit leichter Mühe besiegt hätten, so wäre die Strafe der Vermessenen diejenige gewesen, von den Musen der Federn in den Flügeln beraubt zu werden und Letztere solche als Zeichen des Sieges auf dem Kopfe tragen sollten. Man findet daher die Musen öfters mit diesem Hauptschmucke abgebildet. Auf einem alten Denkmale, ist eine Sirene dargestellt, bis auf die Mitte des Leibes wie eine Jungfrau, nach unten zu wie ein Vogel gestaltet, mit großen Flügeln auf dem Rücken, zwei Flöten in den Händen und sich betrübt nach der Muse umsehend, welche, stolz auf ihren Sieg, mit der einen Hand den Flügel der Sirene hält, während sie mit der andern ihr die Federn ausrupft. Ueberhaupt ist mit den Musen und den Sirenen der Vergleich, wie mit der Venus Urania und der Venus vulgivaga. Der Gesang der Erstern ist rein, treu und wahr, falsch und verführerisch aber derjenige der Letztern; sie lockten die Reisenden nicht um sie aus wahrer Zuneigung festzuhalten, sondern um sie ins Verderben zu stürzen.

Ob es übrigens Geschöpfe dieser Art gegeben habe oder noch giebt, darüber herrscht bis jetzt noch ein tiefes Dunkel; denn da man Seehunde, Seelöwen ꝛc. hat, warum sollte es auch nicht Seegeschöpfe geben, die in der äußeren Gestalt dem Menschen nahe kämen, wie der Affe unter den Vierfüßern; indessen ist bis jetzt darüber von den Naturforschern nichts ermittelt wor-

den, und die Angaben von Fischern an den Küsten des Mittelmeeres, so wie von einigen Schiffskapitainen, dergleichen Geschöpfe, welche den Abbildungen der Sirenen der Alten geglichen, sind wohl nur Täuschungen; es waren wahrscheinlich Seelöwen. Vor mehreren Jahren stand in der Berliner Vossischen Zeitung eine Nachricht von einer Sirene, oder einem Meerfräulein, welches man im Mittelmeere gesehen, und worüber sogar diejenigen, die es erblickt zu haben vorgaben, oder gesehen haben wollten, gerichtlich vernommen wurden; allein es ist nachher darüber weiter nichts zu dessen näherer Aufklärung bekannt geworden. Nach mehreren Naturforschern soll die Indische Seemaid, Halicore Indica, eine Art Robben, wegen ihrer großen Brüste zu der Sage vom Meerfräulein oder der Sirene Veranlassung gegeben haben. Sie halten sich hauptsächlich an den Küsten des Indischen Meeres, besonders gegen die Philippinen und südlichen Inseln, auf.

Sirex, die Lateinische Benennung der Holzwespe, s. unter Wespe.

Sirius, Caniculus, ein Name des Hundssternes, s. unter Hund, Th. 26, S. 323, und unter Stern.

Siri-Pinang, ein in Ostindien sehr gebräuchliches Kurmittel, welches aus einem Blatte Betel, einem Viertel von einer Arecanuß und etwas Kalk besteht: Siri heißt der Betel, und Pinang die Arecafrucht.

Sirob, Sirop, Syrob, s. Syrup.

Siroco, Siroko, ein schädlicher Wind in Italien, welcher von den Sandwüsten Afrika's herüberwehet und brennend heiß seyn soll, obgleich er schon vieles von seiner Kraft durch den Lauf über das Meer verloren hat; s. unter Wind, in W.

Sirpen, in der Schweiz, eine Art Molken, welche bei dem Käsemachen, nach dem von den Buldern geschiedenen Käse übrig bleiben, aber, weil sie noch viel

Fettes enthalten, über ein starkes Feuer gebracht werden, damit sich der Vorbruch davon absondere; s. unter Käse, Th. 35. — In der Naturgeschichte ist Sirpe, nach Oken, der Geschlechtsname verschiedener Schlangenarten, als der Wurmschlangen, Caeciliae; der Ringelschlangen oder Ringler, Amphisbaenae, u. s. w.

Sirsaka, s. Serfukers, Th. 153, S. 364.

Sirten, in der Schifffahrt, Sandbänke, die in dem Meere aus Sand und Kieß bestehenden Berge, deren einige aus dem Wasser hervorragen, andere aber unter demselben verborgen liegen, vor welchen letzteren sich die Schiffe in Acht nehmen müssen.

Sisachthea, s. Seisachthea, Griech. Σισάχθεια, ein von Solon gegebenes Gesetz zu Athen, nach welchem alle Schulden, welche die Armen bei den Reichen gemacht und wodurch sie nicht nur ihre Felder ꝛc. verpfändet, sondern auch ihre Kinder und sich selbst zu Sklaven verkauft hatten, um nur leben zu können, auf einmal cassirt worden. Der Benennung nach heißt es so viel als oneris excussio, eine abgeschüttelte Last. Den Gläubigern stand dieses Gesetz anfangs nicht an, und es erregte daher große Unzufriedenheit unter den Reichen und Großen der Republik; da indessen Solon selbst mit einem guten Beispiele voranging und seinen Schuldnern 5 Talente erließ, so nahmen sie es endlich an; und da sich das Zweckmäßige dieses Gesetzes späterhin zeigte, so wurde dem Jupiter dafür ein feierliches Opfer gebracht.

Sisam, eine Benennung des Sesankrautes, s. Sesam, Th. 153, S. 458.

Sisan, in der gemeinen Sprache in Japan Mijamma Skimati genannt, ein großer Baum daselbst, dessen Blätter etwa drei Zoll lang, dick, spitzig sind, und einen geflammten, aber nicht ausgekerbten Rand haben; sie stehen rund um die kleinen Aeste, haben einen Geschmack

wie das Sagapenum und brennen auf der Zunge. Die Blüthe hat 4 bis 5 kleine röthliche Kelchblättchen. Die Beeren haben die Gestalt einer Birne und die Größe der Weißdornschlehen. Die Samenkörner haben Aehnlichkeit mit denen der Pomeranzen, sind weiß und in zwei Hälften gespalten.

Sismometer, der Französische Namen des Erdbebenmessers. Dieses Instrument ist von dem Mechanikus Salsano in Neapel erfunden worden. Es besteht aus einem Pendel mit einem Gewichte von 36 Pfund, das am unten zugespitzten Ende einen feinen Pinsel mit flüssiger Farbe hat. Dieser zeichnet die Richtung der Stöße auf ein, über einer Boussole liegendes Papier. Am Pendel ist eine Querstange mit Klöppeln, die bei der Bewegung desselben an eine Glocke schlagen, um den Beobachter aufmerksam zu machen.

Sissone, in der Tanzkunst, ein gebogener Kreuzsprung auf beiden Füßen zugleich, dabei die Füße, als eine Scheere, die man auf und zu macht, kreuzweise über einander geschlagen und wieder auseinander gebracht werden; s. unter Tanzkunst, in T.

Siſter, ein Getreidemaaß, dessen man sich zu Bergen op Zoom bedient; daselbst machen 63 Siſter eine Last Korn und 28½ Siſter eine Last Hafer, und in Pariser Kubikzollen 2330 und 2300.

In der Kuchenbäckerey ist Siſter oder Süßter ein geriebener Topfkuchen. Man bereitet ihn auf folgende Weise: Eine schöne geschmackreiche Siſter. Man rühre ¾ Pfd. Butter in einer Casserolle zu Sahne, schlage nach und nach 9 Eyer dazu und zwischen jedem Eye jedesmal von 1 Pfde. Mehl eine Handvoll; rühre dann die Masse so lange, bis Alles gut verrührt worden, ungefähr eine Stunde. Hierauf thue man die von einer Citrone auf Zucker abgeriebene, und vorher in einem halben Nößel Sahne eingeweichte Schale,

zuvor aber vier oder fünf Löffel guten Breyhanshefen, durch einen Durchſchlag zu der Teigmaſſe, und rühre ſie damit noch eine ¼ Stunde gut durch; dann die Form mit Butter ausgeſtrichen, mit feiner Semmelkrume beſtreut, die Maſſe hineingeſchüttet, und an einem warmen Orte aufgehen laſſen. Hierauf behutſam in den Ofen geſetzt und backen gelaſſen. Wenn der Kuchen aus dem Ofen kommt, ſo muß er mit Zucker überſtreut werden. Dieſer Kuchen, wenn er gut zubereitet worden, iſt beſſer, als mancher ſchlechte Bisquit. Es muß hier noch bemerkt werden, daß man Alles, was man zu dem Kuchen nimmt, erſt vorher erwärmt, ſo auch die Eyer vermittelſt des warmen Waſſers.

Siſter auf eine andere Art. Man nehme 1½ Pfd. Butter, ¾ Pfd. Zucker, 20 Eyer und 2 Pfd. Mehl. Rühre erſt die Butter klar ab und zu Sahne; dann nach und nach zwei Eyer, ein Ganzes und von dem andern das Gelbe klar gerührt, einen Löffel Mehl dazu geſetzt, und ſomit den Eyern und dem Mehle fortgefahren, bis Alles in der Maſſe iſt; auch die abgeriebene Schale von einer Citrone, etwas Muskatennuß, Zimmt, ¼ Pfd. ſüße Mandeln, bei denen auch einige bittere ſeyn können, vorher abblanchirt, mit etwas Sahne zerſtoßen, fein durchgeſiebten Zucker, ½ Weinglas Rum und zwei Taſſenköpfe recht guter Berme oder Hefen dazu. Wenn dieſe Maſſe gut durchgerührt worden, in eine blecherne, mit klarer Butter gut beſtrichene, und mit Semmel ausgeſtreute Form gethan, und in einem warmen Ofen gehen laſſen. Bei dieſer Art Kuchen iſt die Hauptſache ein wachſames Auge darauf zu haben, daß keine leeren Stellen entſtehen. Der Ort darf nicht zu heiß ſeyn, damit die Butter nicht ausläuft, weil ſonſt der Kuchen gewöhnlich verdorben iſt. Man rechnet auf das Aufgehen eine Stunde.

Siſter auf eine dritte Art. Man mache den

Teig von 3 Pfd. feinem Mehle, 1½ Pfd. zerlassener Butter, ½ Pfd. zerstoßenem Zucker, ½ Nößel Milch und eben so viel gutem Breyhaushefen, 18 Eyern, der abgeriebenen Schale von einer Citrone und einem Quentchen Muskatenblumen. Alles muß aber vorher erwärmt werden. Man streiche nun die Topfkuchenform gehörig mit Butter aus, bestreue den Boden und die Seiten mit geschnittenen Mandeln, schütte die Teigmasse hinein, lasse sie zwei Stunden an einem warmen Orte aufgehen, und wenn die Form fast voll ist, wird sie behutsam in den Ofen gesetzt und 1½ Stunden backen gelassen. Wenn er herausgenommen worden, mit Rosenwasser und Zucker bestreut.

Sister auf eine vierte Art. Man nehme 1 Pfd. zerlassene Butter und rühre 30 Eyer, immer nach und nach, hinzu; dann ½ Pfd. zerstoßenen Zucker, die auf Zucker abgeriebene Schale von zwei Citronen, ein wenig Muskatenblumen und Zimmet; ¼ Pfd. zerstoßene Mandeln, 1¼ Pfd. feines Mehl und ½ Nößel guten Breyhaushefen. Dann die Masse gut durcheinander gerührt und etwas aufgehen lassen. Man streiche nun eine Topfkuchenform mit ungesalzener Butter oder Schmelzbutter aus, bestreue den Boden und die Seiten mit geschnittenen Mandeln, schütte dann die Teigmasse hinein und lasse sie in einem heißen Ofen backen. Ein Mehreres über die Topfkuchen, s. unter Topfkuchen, in T.

Sistrum, in der Tonkunst, ein Instrument bei den Aegyptiern, von hellklingendem Erze, welches besonders bei dem Dienste der Isis von den Frauenzimmern mit einer Hand gehalten und bei dem Tanzen gebraucht wurde. Die Gestalt dieses Instrumentes war länglich und mit einer Handhabe; durch das Gebogene gingen einige messingene Stäbe, die auswendig am Ende krumm gebogen waren, damit sie nicht durchfahren konnten, sondern durch das Anschlagen und hin

und her Schütteln ein Rasseln und Klimpern verursachen mußten, daher nennen es Einige auch eine Englische Rassel. S. auch oben, unter Sirene.

Sisymbrium, der Lateinische Name der Rauke, s. Th. 121, S. 154 u. f.

Sisyphus, in der Götterlehre oder Mythologie, ein Sohn des Aeols, er war ein Straßenräuber im Attischen Gebiete, woselbst er von dem Theseus umgebracht wurde. Zur Strafe seiner Missethaten ward er in der Unterwelt, dem Orkus, dazu verdammt, einen großen Stein auf einen Berg hinauf zu wälzen, welcher aber ohne Aufhören wieder herabrollte. Auch wird die Geschichte des Sisyphus so erzählt. Er war einer der thätigsten und weisesten Fürsten seiner Zeit, welche Korinth beherrschten, und der dabei ein hohes Alter erreichte. Er soll die unterirdischen Götter, die ihn nach seinem Tode einst aus dem Orkus mit dem Versprechen entlassen, gleich wieder zurückzukehren, betrogen haben, indem er frevelnd sein Wort gebrochen, und daher sei ihm die Strafe des Steinwälzens zuerkannt worden. Die Auslegung dieser Dichtung ist nach Moritz *): da er seine Tage über das bestimmte Ziel zu verlängern suchte, so war es gleichsam der wieder herabrollende Stein, die mühselige Arbeit des Lebens, die er sich selbst aufs Neue wählte, und welche nun als Schattenbild im Tode ihn noch verfolgte.

Sisyrichium L., Zottenrüssel, Schweinrüssel, eine Pflanzengattung, welche nach Linnē in die zweite Ordnung der zwanzigsten Klasse (Gynandria Triandria) und nach Willdenow, in die erste Ordnung der sechzehnten Klasse (Monadelphia) gehört. Man hat davon ein Paar Arten in unseren Gärten und Zimmern, die aber, da sie im südlichen

*) Dessen Götterlehre, 6te Aufl., Berlin, 1825, S. 304.

Amerika zu Hause gehören, in einem Glashause durchwintert werden müssen. S. Zottenrüssel, in Z.

Sitella, bei den alten Römern ein Gefäß, worein beim Stimmen der Römischen Bürger die Namen der Tribunen oder Centurionen gethan, herumgeschüttelt und dann wieder herausgelangt wurden, um durch ein solches Loos zu finden, welcher Tribus oder welche Centurio zuerst, und wie dann die andern in der Ordnung mit Abnehmung ihrer Täfelchen folgen sollten.

Siticines, bei den Alten diejenigen, welche bei den Gräbern der Verstorbenen die Trauermusik machten, wozu sie sich einer besonderen Tuba bedienten. Dieses Instrument soll länger und weiter seyn, als die andern, und daher sollen sie auch einen gröbern und düsteren Klang gehabt haben. Den Namen sollen sie von Litus und Cano quia canebant ad Sitos i. e. defunctos.

Sitonae, Gr. Σιτῶναι, waren Leute zu Athen, die Getreide in andern Ländern aufkauften, und solches nach Athen schaffen mußten, damit sich daselbst kein Mangel daran ergebe.

Sithophylaces, Gr. Σιτοφύλακες, waren zehn Männer zu Athen, und fünf in den Piraeeo, welche Acht haben mußten, damit das Volk mit dem Getreide und andern Victualien nicht übertheuert, oder sonst betrogen wurde; eine Art Marktpolizey.

Sittaras, in Ostindien, baumwollen Zeuge, welche die Holländische Kompagnie nach Europa bringt. Sie kommen besonders von Patna, und sind 2 Cob. breit und 24 lang.

Sitte, ein Wort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung vorkommt. 1. Die Fertigkeit freier ähnlicher Handlungen, welche mit Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung geschehen. (1) Im weitesten Verstande, wo jede gleichförmige Art des Verhaltens in Ansehung freier Handlungen dadurch bezeichnet wird,

sie mag sich nun auf das Herkommen oder auf die Erwartung ähnlicher Fälle, oder auf die Nachahmung Anderer oder auf ein Gesetz gründen. Es ist nun so seine Sitte, seine Art und Weise. Mehr noch von ganzen Gesellschaften. Es ist nicht Sitte in unserem Lande, daß ꝛc., 1 Mos. 29, 26. Das sey eine ewige Sitte bei euren Nachkommen, 2 Mos. 3, 17. Wie es Sitte ist. Es ist so der Welt Sitte. Die fromme Sitte über die Evangelien zu predigen. Ihr haltet die Sitten meines Heiligthums nicht, sondern macht euch selbst neue Sitten in meinem Heiligthum, Ezech. 44. 8. Jedes Jahrhundert hat seine Sitten. Sich auf des Landes Sitten verstehen. Den Sitten seiner Vorfahren folgen. In dieser Bedeutung fängt es jetzt zu veralten an; man gebraucht dafür lieber Gebrauch, Gewohnheit, wenn gleich diese Wörter in der Bedeutung mit Sitte nicht gleich zu achten sind; Gebrauch gründet sich zu nächst auf das Herkommen, Gewohnheit aber sowohl auf die Erwartung ähnlicher Fälle, als auf die Nachahmung Anderer. (2) In engerer und gewöhnlicher Bedeutung, die Fertigkeit freier äußerer Handlungen in Ansehung des gesellschaftlichen Lebens, wo es nur in der Mehrheit üblich ist, von mehreren Fertigkeiten dieser Art, obgleich die Natur der Sachen die Einheit sehr wohl verstattet; (a) Im weiteren Verstande. Gute, böse Sitten an sich haben. Ein Mensch von bäuerischen Sitten. Jemandes Sitten an sich nehmen. Was wider die gute Sitte streitet. (b) Im engsten Verstande, werden die guten Sitten, das ist, die Fertigkeiten zum rechtmäßigen äußeren Verhalten im gesellschaftlichen Leben, nur die Sitten schlecht hingenannt. Die Vertraulichkeit ist das Grab der Sitten und

der Freundschaft, Gell. — 2. Dasjenige, wodurch die freien Handlungen bestimmt werden, ein Gesetz, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, die aber noch häufig in der deutschen Bibel vorkommt. Daß du wandelst in seinen Wegen und haltest seine Sitten, 1. Kön. 2, 3. Daß Du hältest meine Sitten und meine Gebote, Kap. 3, 14. Er zeiget Jacob sein Wort, Israel seine Sitten und Rechte, Ps. 147, 19.

In der allgemeinen Bedeutung lautet Sitte schon bei dem Notker und Willeram Sito, in dem alten Gedichte auf den heiligen Anno im männlichen Geschlechte der Sidde, im Horneck gleichfalls männlich der alde Sid. In der letzten Bedeutung stammt es ohne Zweifel von setzen, Gesetz, Satzung ab, welches Letztere im Niedersächsischen Sat heißt. In der ersten Hauptbedeutung lassen es Wachter, Ihre und Andere von dem Griechischen ἦθος, abstammen, mit welchem das Isländische Aete, Gebrauch, Gewohnheit, Sitte überein kommt. Bei dem Notker, Ottfried und Andern findet sich das Zeitwort siton, welches daselbst nicht nur anordnen, bereiten, sondern auch handeln und pflegen bedeutet, und allein noch das Stammwort von dem intensive setzen ist und zugleich einen weit bequemeren Namen für Sitte abgiebt, als das Griechische. Das Lateinische Mos, Plur. Mores wird fast eben so gebraucht, wie unser Sitte und Sitten.

Da die Sitten in gleicher Bedeutung mit den Gebräuchen, Gewohnheiten, dem Herkommen und der Lebensart stehen, wenn sie gleich, strenge genommen, wohl etwas darin verschieden sind, und nur durch das Uebereinkommen in der Hauptsache unmerklich in einander fließen, wie auch schon oben, S. 503, angeführt worden, so läßt sich hierüber hier nicht viel sagen, weil die oben genannten Artikel schon in der

Encyklopädie abgehandelt worden, s. Th. 16, S. 551; Th. 18, S. 359 u. f.; Th. 23. S. 55, u. Th. 67, S. 1 u. f. — Unter Sitten versteht man eigentlich diejenigen Neigungen, welche die Menschen zu guten, bösen oder gleichgültigen Handlungen verleiten; sie sind aber nach der Lebensbeschaffenheit, nach dem Geschlechte, auch nach dem Orte und dem Staate, worin man lebt, verschieden, woher denn auch die vielerlei Gebräuche der Völker kommen; nicht ihr häusliches Leben ins Besondere muß hier berücksichtiget werden, sondern vorzüglich ihr öffentliches; denn nur hiernach lassen sich die Sitten eines Landes im Allgemeinen beurtheilen, die, besonders betrachtet, noch mannigfaltige Modificationen haben, welches in der Erziehung und in andern auf den Charakter einwirkenden Umständen liegt. So findet man im Ganzen einige Völker artig und höflich, andere dagegen barbarisch und grob; einige verschlagen, listig, andere treuherzig und gastfreundschaftlich; einige dumm und plump, andere unruhig und unbeständig ꝛc.; nach diesen Charakterzügen kann man auch auf ihre Lebensart, ihre Gewohnheiten und Gebräuche, ihre Häuslichkeit, kurz auf Alles schließen, was Einwirkung auf ihr Ich hat und haben kann; Speisen und Getränke, Kleidung, Wohnung, Erziehung, der Kultus, die Gerechtigkeitspflege, die Staats- und Ortsverwaltung, kurz Alles richtet sich hiernach, und dieses bestimmt oder macht die Sitten eines Landes aus. So ist es eine nicht zu empfehlende, eine böse Sitte, das weibliche Geschlecht in Knechtschaft zu erhalten, wie es noch hin und wieder in Europa, besonders aber in Asien, Afrika, Amerika und auf den Südsee-Inseln bei den weniger cultivirten und rohen Völkern geschieht. Die Weiber sind bei weitem so stark nicht, als die Männer, und daher ist es gewiß der größte Mißbrauch, den ein Mann von seiner Stärke gemacht hat, daß er diese Hälfte

des menschlichen Geschlechts, die bestimmt war, mit ihm die Vergnügungen und Mühseligkeiten des Lebens zu theilen, sich unterthänig zu machen, und oft auf eine tyrannische Weise zu behandeln. So ist es gewiß eine nicht zu billigende Sitte die Frauen im Morgenlande, bei den Türken, überhaupt Mohamedanern, wie in einen Käfich zu verschließen und sie nur in dickverhüllten Schleiern sehen zu lassen, wenn sie über die Straße oder an sonst einen Ort zum Besuche gehen; daß sie Eunuchen oder Verschnittene zu ihren Wächtern anstellen, die auf jede ihre Bewegungen ꝛc. achten müssen, und gleichsam ihre Zuchtmeister sind. Die rohen Völker nöthigen beständig ihre Weiber zur Arbeit; sie müssen das Land bauen und alle schwere Arbeiten verrichten, während der Mann, ihr Herr und Tyrann, ganz unbekümmert in seiner Hangmatte ausgestreckt liegt, die er nicht anders verläßt, als wenn er jagen oder fischen oder Stundenlang in der nämlichen Stellung stehen will. Die noch rohen Völker Amerikas, der Südsee-Inseln ꝛc. wissen nichts vom Spazierengehen, und nichts kommt ihnen an unsern Sitten wunderbar vor, als wenn sie uns in einer geraden Linie viermal nach einander auf und nieder gehen sehen; sie können es nicht begreifen, warum wir uns ohne Noth diese Mühe machen und uns in eine Bewegung setzen, die sich in nichts endiget. Alle Menschen haben eine Neigung zum Müssiggange, aber die Wilden oder rohen Menschen in heißen Gegenden, sind die trägsten Menschen von der Welt, und um so tyrannischer gegen ihre Weiber in Ansehung der Dienste, die sie von ihnen mit einer Härte und Grausamkeit, die wirklich wild ist, fordern. Unter cultivirten Völkern haben die Männer, als der stärkere Theil, Gesetze vorgeschrieben, nach welchen die Weiber, nach Verhältniß der Geschliffenheit der Sitten, mehr oder weniger Freiheit haben, und bloß unter

ganz cultivirten Nationen sind die Frauen mit den Männern in eine Gleichheit des Standes gesetzt worden, die zu gleicher Zeit zum Wohl und Vergnügen der Gesellschaft so nothwendig ist. Die Verfeinerung der Sitten ist nur ihr Werk, nur in ihrem Kreise bildet sich der junge Mann zur feinen Sitte, lernt er die feinen Nüancen des gesellschaftlichen Lebens kennen, wird er erst Mensch von Gefühl. Sie lehrten uns durch ihre Bescheidenheit und Sittsamkeit die Herrschaft des Schönen und der Schönheit anerkennen, gewiß die siegreichsten Waffen gegen die Stärke, gegen die ungezügelte Gewalt; vorausgesetzt, daß sie sich derselben auch als eines Werkzeuges zu den besten Absichten bedienen.

Gute Sitten sind der Hebel zu allem Edlen, Großen und Erhabenen in der Welt; sie nur befördern die Industrie in jeder Art und dadurch häuslichen Wohlstand und häusliches Glück, woraus denn wieder diejenigen Tugenden entspringen, welche die gute Erziehung ausmachen, wodurch zum moralischen Wohle des Staates beigetragen wird. Je mehr eine Regierung, je mehr ein Volk auf gute Sitten hält, je mehr muß der Wohlstand daselbst erhöhet werden, wohingegen die Sittenlosigkeit Wurzel geschlagen hat, da erzeugt sich Weichlichkeit und mit derselben alle die Uebel, die der Untergang eines Staates, eines Volkes sind. Daher ist derjenige Staat, wo bei der steigenden Kultur noch die Einfalt der Sitten erhalten worden, der glücklichste, nur der Luxus mit seinen Gefährten kann sie verdrängen, und sie erscheint nur dann erst wieder, wenn verheerende und vernichtende Kriege dem Staate ein neues Daseyn, ein neues Leben geben. Nur Völker von verderbten Sitten, ohne Gefühl für Wahrheit und Recht, beleidigen durch Uebermuth und mißhandeln Stolz den Schwächern, gerade umgekehrt ist es mit denen, wo gute Sitten herrschen. Durch Sit-

teneinfalt ist Wohlstand, Reichthum und Ansehen zahlreicher Familien gegründet worden; durch Ueppigkeit, Verzärtelung und Aufwand gingen mächtige Geschlechter zu Grunde. Gute Sitten machen oft kleine Völker frei, mächtig und ehrwürdig; dagegen stürzt Sittenverderbniß oft große Völker in Sklaverey, und wo sie dieses auch gerade nicht thut, da bringt sie doch Unordnungen aller Art hervor und ist immer der Grund zur Umwälzung eines Staates. Sie ist der Pfleger der Revolutionen, wie wir dieses in Frankreich zu Ende des verwichenen Jahrhunderts gesehen haben, an dessen grausen erregendes Blutbad man nicht oft genug erinnern kann, und es den Völkern als einen warnenden Spiegel vorhalten muß, die, durch Ueppigkeit und Luxus getrieben, aus den Schranken ihrer Gesetzlichkeit, ihres politischen Seyns herauszutreten geneigt sind. Das Volk, welches bei der Einfachheit seiner Lebensweise unabhängig von tausend künstlichen Bedürfnissen und sinnlichen Genüssen ist, besteht in wahrer Freiheit, hängt von keines Fremden Gunst und Beifall ab; ist sich selbst genug, und wird von den durch Sinnlichkeit verweichlichten Völkern, wenn auch nicht beneidet, doch gefürchtet und bewundert. „Wo noch die Sitten unverdorben sind, sagt der Verfasser der Stunden der Andacht*), da herrscht gesundes Urtheil, unverkünstelter Geschmack, richtige Ansicht dessen, was seyn muß, damit das Vaterland bestehe. Wo die Sitten unverdorben sind, da findet der Leib noch nicht größere Sorgen und Pflege, als der Geist, da hält sich noch jeder Einwohner des Landes für sein Vaterland geboren; da schätzt der Bürger sein Eigenthum noch nicht höher, als das Glück des Vaterlandes, da hält er die Gesetze noch werther, als seinen Vortheil; da findet er es auch billig und recht, daß jeder Einzelne

---

1r Bd., 8te Ausg. Aarau, 1823, S. 362.

sich freudig für das Beste Aller zum Opfer bringe. Da ist folglich der Staat noch ein festes Ganzes, das Volk noch ein treu verbundenes Brudergeschlecht. Wo aber die guten Sitten, die Sitteneinfalt verschwunden ist, wo Armuth wie ein Verbrechen verachtet wird, wo jeder nur die ganze Zeit und Kraft des Lebens anwenden muß, um nur genug zu haben, den nöthigen Aufwand zu bestehen, da verliert sich zuletzt aller Sinn für das Edlere; er wird durch Nahrungs- und Gewinnsorgen niedergedrückt. Da arbeitet und ringt jeder nur für sich und der Eigennutz findet die Thür geöffnet. Da will die Selbstsucht jedes Einzelnen von keinen Opfern zum Besten Anderer hören. Da wird gleichsam jedes Haus zum besondern Staat im Staate, da gehorcht man den Gesetzen nur aus Zwang, nicht mit froher Ueberzeugung. Da gilt Ausgelassenheit für Freiheit, Unterdrückung des Schwächern für Hoheit; da beneiden und befeinden sich die verschiedenen Stände um kleinlicher Vorzüge willen; kurz alle Uebel des Eigennutzes und der Selbstsucht wüthen durch den kranken Körper des Staats, verzehren seine Kräfte, lösen seine Verbindungen auf und beschleunigen seinen Fall.„ — Wenn gleich dieses Gemälde mit etwas zu grellen Farben aufgetragen, so ist doch nicht abzuleugnen, daß die Zerstörung der Sitten durch übertriebenen Luxus ꝛc. leicht eine Zerrüttung des Staates nach sich ziehen kann, weil jeder in einem Lande, wo der Luxus die Oberhand gewonnen, nur sich berücksichtiget, um nur zu glänzen; er beachtet nur seinen Hausstand, sein Vermögen, sein Leben, die große Familie, der Staat, kümmert ihn nichts. Und bei einer solchen Unbekümmerniß um das öffentliche Wohl, kann da wohl Vaterlandsliebe herrschen? Kann da wohl Feigheit und Verrätherei ausbleiben? — Jeder ist da nur beschäftiget in den Tagen der Gefahr das Seinige zu retten und zu erhalten, das Ganze mag dabei immer

zu Grunde gehen, die Freiheit und die Ehre des Volks! — „Die Schicksale aller Völker, fährt der oben erwähnte Verfasser fort, sind sich zu allen Zeiten darin gleich gewesen, daß durch strenge Sitten, Vaterlandsliebe und Eintracht kleine Völker groß, die schwachen mächtig, die unbekannten berühmt, hingegen werden durch Sittenverderbniß, Gleichgültigkeit gegen Gesetz und Vaterland, durch Selbstsucht und innere Uneinigkeit große Völker vernichtet, mächtige von Fremdlingen unterjocht, und durch die Thaten der Voreltern berühmte in Schmach und Elend gestürzt." — Nur vereinte Kräfte können dem Vaterlande nützen, wie sich dieses auch so kräftig und herrlich bei unserem Vaterlande, Preussen, in den Jahren 1813—15 bewährte.

Man suche aber Sittenverderbniß nicht allein bei den Großen und Reichen, sie findet sich auch bei den Armen, welche in ihrer dürftigen Lage auch jene nachzuahmen suchen. Wenn sie sich gleich in keine seidene Stoffe hüllen, in Gastmälern und Lustbarkeiten keine große Geldsummen verschwenden können, so verschwenden sie doch für Trunk und Spiel, Näschereien, für Aufwand in Kleidern, in Geräthen und für Lustbarkeiten niedriger Art das Ersparte, und darben dann Tage lang wieder am Nöthigsten. Die Kennzeichen der Sittenverderbniß oder des Sittenverderbens sind: daß Jeder seinen Wohlstand oder Reichthum vor andern Menschen glänzen lassen will, indem er sich prachtvoller kleidet, sein Hauswesen kostbarer einrichtet, seinen Tisch mit theuren Speisen und Getränken besetzt, an öffentlichen Orten, in Gesellschaften es Andern immer zuvorthun will, kurz in allem nur den größten Aufwand zeigt. — Man muß sich hier aber wohl hüten denjenigen Aufwand, den Personen, ihrem Einkommen gemäß, ohne Verschwendung machen, für Sittenverderbniß zu halten; denn ein nach seinem Vermögen ohne Uebertreibung gemachter Aufwand im Staate

ist sogar nützlich, indem er mehrere Hände beschäftiget, mehrere Arbeiter in Thätigkeit setzt. Mit der steigenden Kultur eines Staates, steigen auch dessen Bedürfnisse. Dieses muß man wohl berücksichtigen und daher nicht eine Art Luxus, die sich mit dem Einkommen und Haushalte einer Familie wohl verträgt, nicht für Sittenverderbniß halten, sonst würden wir dadurch die Industrie in gewissen Zweigen, die Künste und Gewerbe hemmen; ja man müßte sogar mehrere Künste für bloße Sittenverderber halten, weil sie nur dem Luxus angehören. Ein mäßiger Luxus verträgt sich in großen Städten, Residenzen, recht gut mit den achtbaren Sitten und hindert die Ausübung derselben nicht, nur die Uebertreibung, das Austreten aus den Grenzen ist schädlich, wie es leider! zum Nachtheile der Einzelnen, wie des Ganzen so häufig geschieht.

Auch werden uns die Sitten unserer Vorfahren oft mit zu reizenden Farben zur Nachahmung geschildert, wie sie eben nicht waren; wenn gleich das Frauenzimmer sittsam und fromm erzogen, und in der Sitteneinfalt als ein Musterbild vorgestellt werden kann, so schwelgten dagegen die Männer um so toller; allein diese böse Sitte wurde durch andere Tugenden, die man jetzt seltener findet, wieder aufgewogen, wie Redlichkeit, Biedersinn, Vaterlandsliebe ꝛc. ꝛc., man huldigte kräftigenden Tugenden, und so waren die Schwächen leicht zu ertragen; denn Engel werden wir einmal hienieden nicht, dazu lassen uns die äußeren Verhältnisse nicht kommen. Auch war ihre Erziehungsweise mehr praktischer, mehr Ehrfurcht einflößender, als jetzt. Die jungen Leute waren bescheiden, ehrten das durch mannigfaltige Erfahrungen grau gewordene Alter, und prahlten nicht mit ihren erworbenen Kenntnissen vor der Zeit, sondern warteten erst ab, bis das Geschäftsleben, in welches sie getreten, ihnen erst den Stempel der Vollendung aufdrückte. Dieses Alles störte den

Frohsinn der Jugend nicht, ja sie war ausgelassener, als jetzt, jedoch nur immer da, wo sie unter sich war und wo sie es seyn konnte, dagegen höchst anständig und sittsam in Gesellschaften. —

Uebrigens sind die Worte in den Stunden der Andacht, S. 366, wohl zu beherzigen: „der Christ, dem Sitteneinfalt lieb ist, gewährt edlen Gemüthern einen rührenden Anblick. Gewohnt, einfach zu leben, versagt er sich selbst, was keine Nothwendigkeit ist. In seinen Kleidungen herrscht Anständigkeit ohne Aufwand; in seinem Hause gilt Reinlichkeit für Pracht, Ordnung für Kostbarkeit. Er will gesunde Nahrung, keine Näscherei, kein Schwelgen. Er gönnt dieses niedrige Vergnügen thierisch verwöhnten Menschen. Andere haben vielleicht mehr Vermögen, als er, dennoch ist er reicher, als sie; denn weil er weniger bedarf, bleibt ihm immer ein Ueberfluß. Jene, die vieles zu ihrem Aufwande nöthig haben, können nichts entbehren. Er ist reicher, als sie, und hilft Mitbürgern, wo es Noth thut. Jene können es nicht. Er unterstützt mit dem, was ihm entbehrlich ist, jedes gemeinnützige Unternehmen, oder was seiner Stadt, seinem Vaterlande ehrenvoll ist. — Einfalt der Sitten soll auf Einfalt des Gemüths gegründet seyn; nicht bloß Ziererei, sondern immer eine schöne Wahrheit, nicht bloß ein Deckmantel des sparenden Geizes oder der Ruhmliebe, sondern lebendiges Gefühl; denn nur ein unverdorbenes, reines Herz liebt wahrhaft unverdorbene reine Sitten; nur ein edles Gemüth schämt sich des Prangens, des Zuschautragens, des Gern- und Vielscheinens; es zeigt sich lieber selbst. Schlecht und recht leben, war einst der Wahlspruch unserer Väter, als Sitteneinfalt noch ehrwürdig war, das heißt, man soll handeln, wie man spricht, und sprechen, wie man denkt, ohne Arglist, ohne Gepränge. Einfalt des Gemüths heißt Natürlichkeit und Wahrheit des Herzens, Ekel vor aller

Künstelei, durch welche man für mehr gelten möchte, als man in der That ist. Man kehre zur Einfalt der Sitten zurück, zu dem Entschlusse, allen Schein zu meiden und wahrhaft und natürlich zu seyn; — zu dem Entschlusse, das Entbehrliche zu entbehren, einfach, mäßig, sparsam im Hause zu seyn, um desto hülfreicher ausser demselben seyn zu können; wo es Noth thut, sich den Ueberfluß zu versagen, um dem Mitbürger und dem Vaterlande etwas Nützliches leisten zu können; arm zu leben, um wie ein Reicher handeln zu können; karg zu seyn in schönen Worten, verschwenderisch in edlen Thaten, redlich in der Aussage, treu im Versprechen, bescheiden im Fordern, groß im Leben. Väter und Mütter, verbannt aus euren Häusern den todten Glanz des Aufwandes und führt den Glanz bürgerlicher Tugenden ein! Glänzet nicht durch das Fremde, sondern durch eure große Denkart, durch euch selbst! Gebet euren Kindern das rührende Beispiel von der Einfalt eurer Sitten und von der Erhabenheit eures Gemüths, wie ihr euch selbst versaget, um Andern gewähren zu können; wie ihr euren eigenen Glanz weniger, als den Wohlstand und die Ehre eurer Stadt, eures Landes, schätzt. Wenn es Tausende bekennen, das heutige Menschengeschlecht sey verdorben, so zeiht sie der Lügen! Ihr seid noch nicht verdorben, wenn ihr eure Nachkommen rettet. — Gewöhnt eure Kinder zur Enthaltsamkeit, zu strenger Zucht. Härtet ihren Leib ab durch Entbehrungen, und stärket ihren Geist, während ihr die Gesundheit ihres Körpers dauerhafter macht. Verführt sie selbst nicht zum Gefallen am Kitzel ihres Gaumens durch Leckerbissen, zur Weichlichkeit in Nahrung und Geräthen, zum Stolz auf Kleiderschönheit. Lasset sie keinen Werth in Aussendingen setzen, sondern in Selbstständigkeit, innere Kraft, Aufrichtigkeit und Edelmuth. Lehret sie die Wahrheit ehren, unterrichtet sie nicht in Künsten der

Verstellung. Es wird die Zeit kommen, da ihnen Klugheit gebietet, wo Vorsicht von Nöthen ist, als durch Schleichwege und Heuchelei emporzukriechen und über das Bessere zu siegen. Gewöhnt sie, daß ihr Körper zu jeder Entbehrung willig sei, vor keinem Ungemach scheu werde, daß ihr Herz, ihr Geist die höchste Sorge ihres Lebens werde." —

Zur Verbesserung der Sitten trägt nichts mehr bei, als im Privatleben, eine gute häusliche Erziehung, und im öffentlichen, gute, zweckmäßig eingerichtete Gesetze; dann Achtung für jeden Stand, auch den geringsten. Denn das gegenseitige Verachten der Stände, das zu große Absondern von einander, hat viel, sehr viel zur Verderbniß der Sitten beigetragen, schon dieses allein befördert den Luxus; denn der geringere Stand glaubt nur zu oft, das Ansehen liege in dem äußeren Glanze, in dem Kleider- und Möbelprunke, und daher kommt es, daß er es oft den Reichen, Begüterten und Vornehmen nachthun will, von denen er oft scheel oder über die Achsel angesehen, oder wohl gar nicht beachtet wird, um sich Ansehen zu verschaffen und richtet sich oft dadurch zu Grunde, nicht allein physikalisch, sondern auch moralisch. Daher sei man nachsichtsvoll gegen Geringere, schätze ihre Arbeit, behandle sie liebreich, und zeige ihnen, daß das wahre Ansehen nur darin besteht, jeden Stand zu schätzen, zu achten, und ihm, wo es Noth thut, hülfreiche Hand zu leisten, so wird auch hier die gute Sitte wieder zurückkehren, sich nicht zu überheben, sondern in seiner Sphäre zu bleiben; man wird dann einsehen, daß man auch ohne diesen Prunk Ehre und Ansehen in seinem Stande genießen kann, wenn nur die Handlungen demselben entsprechen. Es ist sehr wahr, was der Verfasser der Stunden der Andacht hierüber in dem oben erwähnten Theile, S. 299, sagt: „Die gegenseitige Verachtung der Stände, die thörichte, die furchtbar-

verderbliche Sucht, sich von einander zu unterscheiden und zu trennen, schwächt zuletzt den Verband des ganzen Staatsgebäudes, treibt alterthümliche ehrwürdige Formen auseinander, befördert das Verderbniß der Sitten und wird in entscheidenden Tagen nicht selten zum schnellen Untergange des Vaterlandes mitwirken. Wie mögen diejenigen in der Stunde der Gefahr freudig für einander kämpfen, die gewohnt sind, sich zu hassen? Wie mögen die in einem großen Augenblicke sich für einander willig zum Opfer bringen, die ihre Lust daran finden, sich gegenseitig zu kränken und zu erniedrigen? — Ihr erstauntet über den furchtbar schnellen Fall manches Reichs. Euer Erstaunen verschwindet, wenn ihr das durch Innungsstolz, Standesehrgeiz und Rangsucht vielfach verbreitete Sittenverderben, die vielfach geschwächte Vaterlandsliebe, die vielfach gewährten Selbstsüchtigkeiten der einzelnen Bürger und der einzelnen Stände sehet!" — Das Beispiel hiervon giebt uns Frankreich, welches seit seiner Umwälzung, seinem Umsturze, Wiedergeburt ꝛc., noch nicht in die Schranken der vollkommensten Ruhe und Ordnung getreten ist; wenn gleich seit der Umwälzung schon vierzig Jahre verflossen sind. Es ist leicht eingerissen, aber schwer wieder aufzubauen. — Wie die häusliche Erziehung einzurichten ist, um dadurch die Sitten zu befördern, s. unter Zucht, in Z; die öffentliche, s. unter Polizey, Th. 114. Ueber den Luxus, als den größten Feind der guten Sitten, s. die Art. Luxus, Th. 82, und Pracht, Th. 116, S. 627 u. f.

Wie der Maler die Sitten studiren soll oder wie er sie zu studieren hat, ist eine etwas schwierige Aufgabe, weil dazu nicht nur eine tiefe Menschenkenntniß gehört, sondern auch Gelegenheit viel zu sehen, besonders in den Palläſten und an den Höfen der Großen, in öffentlichen Versammlungen, bei Volksfesten, in

großen Zirkeln und Gesellschaften, sowohl in den Städten, als auf dem Lande. An den Höfen der Großen in großen Zusammenkünften, Versammlungen, bei Hoffesten, studiere man die Charaktere der Würden, des Adels, des Anstandes ꝛc.; in andern Zirkeln und Zusammenkünften in der Stadt und auf dem Lande beobachte man die Ungezwungenheit und Freiheit im Benehmen des Großstädters, und das Aufrichtige, Wahre und Einfältige im Benehmen des Kleinstädters und Landmannes; dann die Tracht, Lebensart ꝛc. Wenn der Künstler hier auch einen bedeutenden Zeitaufwand rechnen muß, ehe er zu seinem Zwecke gelangt, besonders in den Versammlungen ꝛc. der Großen, so ist doch die Ausbeute sehr reichhaltig. Ueberhaupt ist das Studium der Welt die Hauptsache für den Historienmaler, es nützt ihm mehr, als die reichhaltigste Bibliothek; denn wer mit eigenen Augen sieht, mit kritischen, das heißt, mit künstlerisch gebildeten, der wird noch Manches entdecken, was ihm in seiner Bibliothek und in seiner Gemäldesammlung fehlt. Denn die Natur ist so reichhaltig in ihren Gaben, die Gesellschaft der Menschen so mannigfaltig in ihrer Entwickelung und Ausbildung, daß es immer von Neuem für den Künstler etwas zu studieren giebt; benutzt er nun dabei die Werke in seiner Werkstatt, so kann es ihm bei Talent und den übrigen Kunstfertigkeiten nicht fehlen, daß er vollendete Werke liefern muß. Es ist ein großer Fehler mancher Künstler sich in ihrem Studierzimmer zu vergraben, und darin den Quell alles Schönen und Vollendeten zu suchen; nein, die Natur, die Welt ist der Born aus dem sie das Schöne schöpfen, es mit den Antiken vergleichen und vereinigen müssen. Köremons *)

---

*) Natur und Kunst in Gemälden ꝛc. 1r. Th. Leipzig und Wien, 1770, S. 249.

sagt: „Derjenige, welcher niemals aus seinem Studierzimmer gekommen ist, verachtet jenen, welcher niemals in dasselbe hineinkommt, oder besser zu sagen, der kein Studierzimmer hat, wie derjenige, der stets in Gesellschaften ist, niemals zu sich selber kommt und jederzeit zerstreut lebt, denjenigen für einen lächerlichen und närrischen Menschenfeind hält, welcher sich mit seinen Gedanken zu beschäftigen weiß. Der Weise, sagt Horaz, wird oft für einen seltsamen und wunderlichen Kopf gehalten, und das Stillschweigen eines bescheidenen Mannes heißt oft so viel, als beißender Tadel; denn Alles, was auf das Aeußerste getrieben wird, ist unanständig und fehlerhaft; denn man muß in allen Sachen ein Mittel finden. Ich weiß wohl, daß alle Charaktere überhaupt unter den Menschen anzutreffen sind; allein sie versammeln und vereinigen sich weit mehr an großen Höfen. Dort kann man sie mit größerer Lebhaftigkeit und solches auf einen Augenblick studieren. Die Sonnenstrahlen, die sich über den Erdboden ausbreiten, haben weniger Stärke, als wenn sie im Mittelpunkte eines Brennspiegels beisammen sind. Auf solchen Welttheatern kann man das Wahre der Sitten, der Charaktere und der Leidenschaften studieren. Man trifft hier alle Beispiele an. Die Höflichkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit und Würde; die feinen Sitten und das Ungezwungene der meisten Großen; der Stolz der Niederen und der Hochmuth der Kleinern, jedoch mit Ausnahme; dann gewahrt man die geheimnißvollen Blicke, die unzeitige Aufmerksamkeit und verdrießliche Emsigkeit; die Unruhe und Geschäftigkeit derjenigen, welche nach Wohlthaten und Gnaden streben; die Eifersucht Anderer, welche diese Gnaden verleihen sehen, ohne Antheil daran zu haben. Die verschiedenartigen Verbeugungen und Umarmungen; Vertrauen und nicht Vertrauen in Blick und Mienen, Schmeichelei ꝛc. ꝛc.; mit einem

Worte, man kann auf dem großen Schauplaße eines jeden Hofes Alles studieren, was Geist und Herz fesseln, beruhigen und beunruhigen kann. — Wie soll man aber bei Hofe die Sitten studieren, wenn man daselbst Zutritt hat. Der Hof ist ein ungestümes Meer, wo man jederzeit in Gefahr schwebt, seinen Untergang zu finden? Man muß sich einen sicheren Führer suchen und sich durch Wahrheit und Klugheit leiten lassen. Redet man ohne Vorsicht die Wahrheit, so läuft man Gefahr sich zu stürzen. Am besten ist es an Höfen den Mittelgang zu gehen und sich nicht in geheime Geschäfte zu mischen, weder in die des Herrn, noch in die der Umgebung. Man muß weder stolz, noch gemein seyn. Man gebe einem Jeden, wie man ihm schuldig ist; man übertreibe auch zuweilen die Höflichkeit gegen Niedrigere, weil sie aufmerksamer, als Andere sind. Man gehe seinen Verrichtungen genau, treu und eifrig nach, und begehe niemals die unweise Handlung, sich in die Angelegenheiten eines Andern zu mischen, und sie statt desselben zu besorgen. — Man bediene sich der Gelegenheit, für Andere mehr, als für sich zu wirken. Begehrt man etwas für sich, so muß das Begehren nicht ungelegen und verdrießlich, sondern voll Ehrfurcht und jederzeit geziemend und rechtmäßig seyn. Niemals muß man sein Glück auf fremde Ungerechtigkeit oder auf den Untergang anderer Leute bauen. Auf diese Weise wird man Gelegenheit haben, den Hof zu studieren, ohne Hindernisse zu finden; nur bei einem solchen Benehmen werden sich die Menschen uns ohne Maske darstellen und wir sie treu ohne Schminke kopiren können. Der Maler muß sich ferner durch die Geschichte und Erdbeschreibung mit den Sitten der mannigfaltigen Völker, mit ihrer Religion, ihren Gebräuchen und Kleidertrachten bekannt machen. Er muß ferner die Reisebeschreibungen studieren, um die Sitten

und Gebräuche fremder Völker kennen zu lernen, und Züge daraus zu sammeln; kurz man muß nichts unterlassen mit eigenen Augen zu sehen, was zur Darstellung der Sitten und Gebräuche dienen kann." Ob nun jeder Maler sich dieses Studiums zu befleissigen habe, wird man aus der Gattung der Malerei ersehen. Historien-, Genre- und Landschafts-Maler werden dieses Studium gewiß nicht entbehren können, Letztere besonders wegen der Staffage. Ein sehr geübtes Auge erleichtert dieses Studium ungemein, so wie auch das Bekanntseyn von Jugend auf mit den verschiedenen Hanthierungen der Menschen, worauf der Blick der neugierigen Jugend am ersten fällt; denn die Sitten in dieser Sphäre sind dem Genremaler von großem Nutzen. Ueberhaupt suche der Maler und Zeichner keine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, sein Studium der Menschenkenntniß zu bereichern. Es ist daher nöthig, daß er alle öffentliche Oerter, wie Kaffeehäuser, Restaurationen, Gasthäuser, Bälle, Picknicks, ländliche Feste ꝛc. besuche, und daselbst die Charaktere der verschiedenen Besucher und Theilnehmer studiere, und die dort herrschenden Sitten kennen lerne; so auch die Gerichtssäle und andere Versammlungsörter der Menschen ꝛc. ꝛc., wie auch alle große Maler der verschiedenen Schulen gethan haben.

Sitteneinfalt, die Einfalt der Sitten, ihr jugendliches Alter, in welchem sie noch unverdorben herrschen. Die Sitteneinfalt, wie man sie sich noch in ihrer Blüthe denkt, und wie sie von den Dichtern so oft besungen worden, ist wohl in diesem romantischen Zustande in allen cultivirten Staaten nicht denkbar, weil sie mit der Kultur, mit der geistigen Ausbildung eines Volkes nicht Schritt halten kann. Unter Sitteneinfalt, strenge genommen, versteht man jenes zarte, unverdorbene Gemüth, welches nicht die leiseste Ahnung von irgend

einer Zweideutigkeit hat und ganz die Natur so aufnimmt, wie sie ist, und auf das der Spruch: dem Reinen ist Alles rein, genau Anwendung findet. Diese Sitteneinfalt ist in großen Städten, selbst bei der strengsten Erziehung, nicht so zu bewahren möglich, wie es in der Abgeschiedenheit von der großen Welt, auf dem Lande, der Fall ist, und auch da, nicht fern von Städten, möchte man sie in der Reinheit, wie man das Ideal davon entworfen, schwerlich antreffen. Man findet daher in den großen Städten wohl feine Sitten, aber nicht Sitteneinfalt, nicht jenes Unbekanntseyn mit allen Lüsten des Lebens, nicht jenes frische, frohe Gemüth, welches die Reize der Natur genießt, wie sie sich darbieten, schmucklos, wie es selbst ist; welches von den Geheimnissen der Natur keine Ahnung hat, und also auch nicht moralisch gegen dieselbe sündiget; wie die Jugend in den Städten, deren Phantasie sich schon mit den üppigsten Bildern beschäftiget, wenn gleich ihr Wandel noch fleckenlos und rein ist, und daher ist es gut, daß jetzt Künstler bei nackten Figuren diejenigen Theile verhüllen, die sonst wohl betrachtet, aber unbeachtet blieben, jetzt Schaamröthe, Wegwenden des Gesichts und ein Kichern verursachen, das sicherste Merkmal der steigenden Kultur, aber nicht der Sitteneinfalt. — Man kann also mit Sicherheit annehmen, daß ein zu hoher Grad der Kultur der Sitteneinfalt schadet, und wenn man auch hin und wieder noch so sehr dagegen eifert, daß dieses nicht der Fall ist, und daß die Kultur, indem sie die Sitten verfeinere, dadurch der Sitteneinfalt nicht nur nicht schade, sondern sie auch noch erhöhe, welches eben diese Schamhaftigkeit beweise, so muß doch darauf erwidert werden: daß Einfalt der Sitten sich nur dadurch offenbare, daß sie sogenannte schamhafte Sachen nicht als solche betrachtet, sondern nur als ganz natürliche Gegenstände, bei denen man nicht weiter erröthen kann,

dieses ist Einfalt, das Erröthen schon Kultur, weil man schon die Eigenschaften dieser schamhaften Gegenstände kennt; denn wer mit diesen noch unbekannt ist, wird nicht erröthen. S. auch oben, Sitte, und unten Sittsamkeit.

Sittengesetz, Lex morum, Fr. Loi morale, ein Gesetz, wodurch die Fertigkeiten freier Handlungen aller Menschen bestimmt werden, wo es sowohl von einzelnen Gesetzen dieser Art, als auch von der ganzen Sammlung solcher einzelnen Gesetze gebraucht wird, zum Unterschiede von dem Naturgesetze oder den Naturgesetzen. — Was die sittliche Gesetzgebung oder die Gesetze, auf den ethischen Zweck des Staates gerichtet, anbetrifft, so kann man annehmen, daß nur sie die Ordnung im Staate aufrecht erhält und die Bildung befördert. Gleichwie eine Herrschaft der Vernunft über sämmtliche Begierden im einzelnen Menschen das Wesen seines Werthes ausmacht, so ist auch der Werth des Staates hiervon abhängig. Indem die Ueberzeugungen des Menschen vom Unsichtbaren, vom Daseyn und den Eigenschaften der Gottheit hierauf bedeutenden Einfluß haben oder äußern, gehören sie in den Kreis politischer Einrichtungen, und die wahre Religionslehre giebt die beste Einleitung für alle Gesetze. Die Anstalten zur Erhaltung des religiösen Glaubens sind daher vom Staate keinesweges zu vernachlässigen. Gerade bei dem Eintreten und Genuß wahrer bürgerlicher Freiheit wird dieses weit nothwendiger, als wenn kein Schatten davon vorhanden, wenn eine dumpfe Unterwürfigkeit die Gedanken des Volkes völlig verriegelt und auf ihre nächste Familienumgebung beschränkt. Hieraus läßt sich leicht der Grundsatz früherer Zeit vertheidigen, daß Abweichung von herkömmlichen Religionsüberzeugungen, Sektenstiftung und Spaltung, als gefährlich und nachtheilig für die Staatsregierung,

ja als Widerstreit gegen die Gesetze betrachtet wurden, und daß die neuere heilsame Sitte der Religionduldung hauptsächlich aus den traurigen Erfahrungen erwachse, wie wenig Gewalt gegen ein solches Uebel ausrichte. Sollen Erziehungsgesetze überhaupt das besondere Leben der Bürger ergreifen, so müssen sie ins Einzelne durchgeführt werden, und jeder bürgerliche Stand muß seine eigentliche Erziehung, wie beim Plato, erhalten; der kriegführende und beschützende, der arbeitende, der denkende Theil, damit Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit im Ganzen hervorleuchten. Aus dieser Ansicht sagt Friedrich Köppen,*) dem ich hier auszugsweise folge, werden hier manche politische Rathschäge der Alten erklärlich, welche uns sonst sehr befremdend dünken. Sie wollten nämlich gewisse Arten der Dichtkunst und Musik in den Jugendjahren außer Gebrauch setzen, indem sie dieselben für den Staat ungemein schädlich halten. Sowohl Aristoteles, als Plato beschäftigten sich ausführlich mit diesem Gegenstande. Zuförderst sind sie durch ihre Abtheilung des gesammten Erziehungwerks in Gymnastik und Musik — unter welcher Letztern auch die Poesie begriffen ist — darauf hingeführt worden. Es konnte ihnen der große Einfluß nicht entgehen, den Dichtkunst und Musik auf das jugendliche Gemüth äußern, besonders unter dem reizbaren und kunstempfänglichen Griechischen Volke, und sie mußten fragen: Sollen unsere Knaben beliebige Fabeln hören und Meinungen einsammeln, die denen entgegen sind, welche wir in ihnen als Erwachsene wünschen. Sie lebten ferner in den sinkenden Zeiten des Volkes, welchem keine großherzige Liebe des Vaterlandes, kein edles

*) In seinem Werke: Politik nach Platonischen Grundsätzen mit Anwendung auf unsere Zeit ꝛc. Leipzig, 1818, S. 265 u. f.

Streben nach Volkehre und Ruhm, dem inneren Hange des Heidenthums zu bloß sinnlichen Ergötzungen und Spielen mehr das Gleichgewicht hielten, in welchem die Künste der herrschenden Weichlichkeit sich anschlossen und den bloß sinnlichen Genüssen eine verfeinerte Gestalt und einen geistigeren Reiz gaben. Dies schien ihm ein Verderben des Volkscarakters an seiner Wurzel, sonach auch des Staates, ohne Hoffnung und Aussicht zum Besseren, weil der rohe Mensch mit seiner schädlichen Begierde noch einlenken kann durch erwachende Geistesbildung, welche einen bloß physischen Taumel der Lust verschmäht; der feinsinnige Mensch hingegen, sobald seine höheren Kräfte im Dienste der Lust stehen, und ihr erfindungsreich stets neue Annehmlichkeiten mittheilen, gar keine Gewalt zum Widerstreben und zum Losreißen von der Sinnenherrschaft mehr in sich findet. Die verderbliche Lust selber ist dann Musik und Harmonie geworden, aber in einem anderen Klanggeschlecht, als demjenigen der Vernunft und Tugend. Nachgebend verlassen nun Musiker und Dichter ihre alte Sitte und ein würdiges Gesetz, sprechend, es gebe keine Regel darin, sondern alles werde das Wohlgefallen des Hörers entscheiden. Dann verdirbt die Verfassung des Staates mit der Verfassung der Kunst, aus einer Aristokratie wird eine Theatrokratie, die zum Urtheilen am wenigsten berufene Menge erlaubt sich ein Urtheil über Alles, bringt die Verständigen zum Schweigen, und hält Gesetzlosigkeit für Weisheit und Schönheit. Wie ganz anders, wenn auf irgend eine Weise der Geschmack von Jugend an sittlich gebildet worden, er verwirft dann im erwachsenen Alter von selbst die fehlerhaften Lockungen der Kunst und wird nur von dem Klanggeschlecht der Tugend in Poesie und Musik angezogen. Solchen Männern braucht man nicht Alles mehr vorzuschreiben, weil gute Erziehung und guter Unterricht, auch gute Naturen schaffen,

und sie das Meiste von selbst finden werden, wie es einzurichten sei.

Aeltere, wie neuere Gesetzgebungen der Staaten haben die schönen Künste ihrer eigenen Bewegung überlassen. Selbst despotische Regierungen machten hierin keine Ausnahme, indem sie von der Kunst weniger fürchteten, als von der Wissenschaft, diese deshalb in Schranken, jene hingegen mit freier Fülle für Belustigung und Zerstreuung der Beherrschten zu gebrauchen suchten. Hier geht man zu weit. Der wissenschaftliche Ernst wird nie dem Character gefährlich, wohl aber unter Umständen das gaukelnde nachahmende Spiel der Kunst, welches von Gegenständen geleitet, mit Unwürdigkeit derselben seine Würde verliert. Zu nachlässig betrachten neuere Zeiten die Kunst als eine Pflege des Luxus, und was sie auch hervorbringen möge stets in seiner Verfeinerung, wohlthätig für die Sitten, als rohe Kunstlosigkeit, ohne zu bedenken, daß mit dem Sittenverfall gewisse Künste erst ihre volle Ausbildung erhielten und über Gebühr die Kräfte und Neigungen des Volks in Anspruch nahmen.

Von einer öffentlichen Erziehung haben die Alten, besonders Plato nnd Xenophon, Vieles erwartet. Nach Plato sollen die Kinder von den Eltern abgesondert werden, damit die Erziehung nicht der Begierde jedes Einzelnen gegen den Rath des Gesetzgebers folge, und die Sitten der Bürger zum Schaden des Staates ungleich werden. Indessen muß man doch eine gut gelenkte Privat-Erziehung auch hier dagegen in Schutz nehmen, nur wenn Einsicht und Sitte der Bürger sehr gesunken und verdorben ist, kann das Oeffentliche vor dem Familienkreise großen Vorzug verdienen. Sonst wird dadurch die natürlichste moralische Herrschaft, die väterliche, ganz aufgehoben, es werden die Umgebungen zerstört, durch welche der erwachsene Mensch mit der Welt und dem Staate auf

das Angemessenste zusammenhängt, und nichts giebt den Eltern Ersatz für die Kinder, nichts den Kindern für die Eltern; selbst die Liebe des Vaterlandes und die Anhänglichkeit an den mütterlichen Boden verbindet sich auf das Innigste mit den Naturgefühlen der Ehrfurcht und Zärtlichkeit gegen Vater und Mutter. Was die öffentliche Erziehung hierin entschieden einbüßt, gewinnt sie sicher und unfehlbar auf andere Weise wieder. Das christliche Europa hat vermöge seines Religionglaubens eine ursprüngliche ethische Gemeinschaft. Es hat zugleich an der Bibel ein sittliches Erziehungsbuch, welches auf Lebensart, Gebräuche und Geistesbildung der neuen Welt entschiedenen Einfluß gezeigt und mit ihrer ganzen Geschichte genau verwachsen ist. Eine gute Gesetzgebung ordnet den rechten Erziehungsgang im Staate, weil nur auf diese Weise Vollkommenheit der Bürger und die Gerechtigkeit des Herrschers und Beherrschtwerdens erreichbar ist. Die vorhandenen Anstalten müssen jede auf ihre Weise dem gemeinschaftlichen Ziele entgegenstreben, und organische Theile eines geistigen Ganzen ausmachen, gleich den erzogenen Bürgern im vollkommenen Staate. Den eigentlichen Mittelpunkt der Erziehung bildet für unser Zeitalter die Bibel, sie ist der Sittencodex, der Quell der wahren Gottesverehrung und Tugenderkenntniß; sie ist für alle ohne Unterschied, sonach sind es auch allgemeine Lehren und Unterweisungen, welche sich auf die Bibel beziehen; was ausserdem im Staate zur geistigen Bildung angeordnet, wirkt in einem bestimmten Kreise, übend, vorbereitend, Wissenschaft mittheilend, und soll seinen angewiesenen Kreis zum Heil des Ganzen nicht überschreiten.

Das Sittengesetz bedingt vollkommene Ausbildung des physischen und geistigen Menschen, hierdurch unterscheidet man den Erzogenen vom Uner-

zogenen, den Naturmenschen von dem sittlich Gebildeten. Die sittliche Ausbildung geschieht durch eine gute Kinderzucht; sie ist Bedingung der Tugend des kommenden Geschlechtes. Sie belohnt und bestraft, um durch Gewöhnungen das Sittlichgute vorzubereiten. Hoffnung und Furcht regiert die Kinder, wodurch man sie also in das rechte Gleis zum künftigen Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft bringt. Ein Mehreres hierüber, s. unter Zucht, in Z. Zur Kunsterziehung ist die Nothwendigkeit der Abrichtung oder der Bildung, als Anfang aller Kunstgeschicklichkeit nicht zu verkennen. Alle mechanischen Künste fordern nur Erlernung; auch die schönen Künste, welche durch das bloße Erlernen ihr Ziel nicht erreichen, erfordern doch mannigfaltige Uebungen des Ohrs, des Auges, der Hand, um mit Glück geübt oder ausgeführt zu werden. Zur glücklichen Ausbildung muß der Staat, so viel es an ihm liegt, für zweckmäßige Mittel sorgen, um dieses zu bewirken, als Bibliotheken, Gemälde- und Kunstsammlungen ꝛc.; auch die Dichterschulen, Malerschulen, Schulen der Baukunst und Musik müssen darauf hin arbeiten. Ueberhaupt muß man in diesen Zweigen dem geweckten Geist durch alle nur mögliche Unterstützungen zu Hülfe kommen.

Man fordert in der bürgerlichen Gesellschaft nicht für alle Individuen eine gleiche Erziehung nach allen Richtungen. So giebt es in der Kunst, den mechanischen Künsten, eine besondere Abrichtung des Handwerks, ohne einen andern Zweck, als den des Nutzens und Broderwerbs, weshalb auch die Alten diesen Zweig der mechanischen Künste ihren Sklaven zu überlassen pflegten. In der Wissenschaft kann auch Alles, was mit den Bedürfnissen des Lebens am nächsten zusammenhängt, und in den Erziehungskreis aller Stände und Klassen der Gesellschaft gehört, vorkommen, wie Lesen, Schreiben, Rechnen; dagegen gehören die höhe-

ren Forderungen auf Wissenschaften zum Gesammtnutzen des Staates nur wenigen Klassen an, oder wenigstens bilden sich dazu nur einige Stände ausnahmsweise. So sind auch in religiöser und sittlicher Erziehung gewisse allgemeine Ueberzeugungen in Grundsätzen des Handelns für die bürgerliche Ordnung wichtig, und es muß die Erziehung dahin streben, sie der gesammten Bürgerzahl einzuprägen, selbst wenn eine geringe Erregung dabei einträte, obgleich diese in Religion und Sittlichkeit nie ganz fehlen kann und darf, sondern jedes Individuum hierin den vollsten Anspruch auf möglichst höchste Ausbildung hat. In Kunst und in Wissenschaft ist es dagegen sogar heilsam, wenn die größere Masse der Bürger sich nicht über eine gewissen beschränkten Kreis der Betriebsamkeit hinauswagt, weil sie gerade für diesen Kreis dann am Wichtigsten und der ganzen Gesellschaft am nützlichsten wird.

Was die Erziehung in Hinsicht der Religion anbetrifft, so finden sich in der Christuslehre fast gar keine Anstalten zur Unterweisung, sondern die innere Erweckung des Glaubens ist Anfang und Ende der christlichen Bildung; je mehr der Glaube wächst, desto größer der Gewinn, ohne Geist und Wahrheit ist aber überall keiner vorhanden. Ueberhaupt thut hier eine gute häusliche Erziehung, Beispiele, welche sich in der Gesittung der bürgerlichen Gesellschaft, im Staate, finden, und gute kirchliche Anstalten das Beste. Eine gute religiöse, sittliche, wissenschaftliche Kunsterziehung ist nothwendig, zur Befolgung guter Sittengesetze, denn sie sind das Fundament dazu, ohne sie wären diese Gesetze ganz unausführbar; denn gerade jene religiöse und sittliche Sorgfalt, welche als Krone der guten vollkommenen Gesetzgebung im Staate für die Erziehung der Bürger wirkt und dem Gemeinwesen der Menschen eine Haltung ertheilt, so weit sie auf Er-

den erhalten werden kann, wird in der schlechten Gesetzgebung das Allerverwerflichste und Abscheuligste. Das geistige Leben der Völker wird dadurch in seinem innersten Wesen angegriffen, jede Erregung und Erweckung stets in Abrichtung umgewandelt und der Maschinenstaat gelangt mit einer äußeren Aehnlichkeit des wahren Staats zum Daseyn, in welchem Alles vernichtet wird, was die gute Erziehung hervorgebracht. Wenn daher eine gute Grundlage der Erziehung aufrecht erhalten werden soll, so müssen auch die Sittengesetze so eingerichtet oder so verfaßt werden, daß sie dieser keine Eintracht thun; denn wo dieses geschieht, da werden weise Gesetze entweder schlecht befolgt, weil man sie nicht versteht, oder sie werden absichtlich umgangen, weil man von ihnen nichts wissen will, so beziehen sich daher die Sittengesetze immer auf die Erziehung und Aufklärung eines Volkes, oder sie müssen mit diesen im Einklange erhalten werden; denn wo ein Volk durch eine gute sittliche und geistige Erziehung aufgeklärt worden, würden schlechte Sittengesetze eine üble Anwendung finden, und so umgekehrt gute, bei einem dazu nicht reifen, nicht aufgeklärten Volke, wie wir dieses in manchen Staaten gesehen haben, wo die Regierung weiter gehen wollte, als das Volk gebildet war, und so umgekehrt, wo jene Rückschritte machen wollte, und das Volk höher stand.

Bei den Spartanern waren die Gesetze, welche die Zucht oder Sitten betreffen, folgende: 1) Keiner darf nach seiner Willkühr leben, sondern er soll sich ganz nach den Gesetzen verhalten. — 2) Jedermann soll den gegebenen Befehlen gehorchen lernen. — 3) Die Alten sollen von den Jungen auf alle Art geehrt werden. Dieses geschah, indem Letztere bei der Ankunft der Alten aufstanden, ihnen auf der Straße auswichen oder stehen blieben, bis sie vorbeigegangen waren. — 4) Sollten die Alten berechtiget seyn, die

Kinder eines Jeden zu ermahnen. — 5) Wer die Fehltritte eines Andern gleichgültig ansieht, soll mit demselben gleiche Strafe leiden. — 6) Wenn ein Alter einem Jungen begegnet, soll er ihn fragen, wo er hingeht. — 7) Wenn ein Iren, das ist, ein zwanzig jähriger Jüngling, in Gegenwart der Alten die Knaben zu gelinde oder zu strenge straft, so soll er dafür von den Alten gestraft werden. — 8) Alle Jungen sollen der Alten Verweise willig annehmen. — 9) Nur dann sollten die Jungen reden, wenn es sich schickt, und mit Ueberlegung. — 10) Die Jungen sollen sittsam einhergehen, nicht um sich sehen und nicht mit den Händen gesticuliren. — 11) Jeder soll sich vor Schwelgerei und Trunkenheit hüten. — 12) Ein Zaghafter oder Tresant soll verachtet und beschimpft werden. — Was die Sittengesetze der neuen Völker anbetrifft, so findet man sie in den hin und wieder herausgegebenen Gesetzbüchern, im Preußischen in dem allgemeinen Landrechte ꝛc. Man sehe übrigens, was die Sittengesetze angeht, auch den Art. Polizey, Th. 114 nach.

Sittenlehre, s. Moral, Th. 93, S. 748 u. f.

Sittenlehrer, Moralist, Fr. Moraliste, eine Person, die Andere in guten Sitten, in der Moral unterrichtet.

Sittenlos, Bei- und Nebenwort, keine Sitte besitzend. Ein sittenloser Mann, ein Mann ohne Sitten. Ein sittenloser Knabe, ein sittenloses Mädchen, die keine Sitten haben. Sich sittenlos betragen.

Sittenlosigkeit, Fr. Immoralité, s. Unsittlichkeit, unter U.

Sittenpredigt, ein Kanzelvortrag über die Sitten, worin die Sitten sowohl von ihrer guten, als schlechten Seiten geschildert werden; besonders gilt aber ein solcher Vortrag immer der Verkehrtheit, der Verderbt-

heit, der Ausartung der Sitten, es sind die Schattenseiten der Sitten eines Zeitalters, welche darin bekämpft werden, um dadurch den Weg zur Rückkehr zu den guten zu öffnen.

Sittenregel, eine Regel, eine Vorschrift zu den Sitten oder die Sitten auszuüben.

Sittenrichter, Censor, Fr. Censeur, eine obrigkeitliche Person, welche das Amt hat, über die Sitten zu wachen. In Rom verwalteten dieses Amt die Censoren oder Schatzmeister, welche Servius Tullius, der sechste König der Römer, einführte. Diese Censoren hatten die Aufsicht über die Lebensart, die Sitten und Aufführung der Bürger, so daß Ehre und Beschimpfung von ihrem Urtheile abhing. Die sämmtlichen Pflichten eines Römischen Censors, hat uns Cicero in dem 3ten Kapitel des 3ten Buches von den Gesetzen in der altrömischen Schreibart aufbehalten. *) Damit die Censoren ihr Amt nicht mißbrauchen konnten, so hingen sie gewissermaßen von den Zunftmeistern des Volkes ab. Bei allen Verrichtungen ihres Amtes, sowohl als Schatzmeister, so auch als Sittenvorsteher, waren sie dem Senate und dem Volke verantwortlich; beide behielten sich das Recht vor, über die Gültigkeit ihrer Bewegungsgründe zu entscheiden. Die Censur bestand bis zur Dictatur des Cäsars, welcher das Censoramt unter dem Namen einer Praefectura morum oder Aufsicht über die Sitten mit zu der beständigen Dictatur schlug. Nach dem Dio, soll Augustus, nachdem er sich zum Gebieter Roms hinaufgeschwun-

---

*) Censores populi (so heißt die Stelle daselbst) aevitates soboles familias pecuniasque censento; Urbis Templa, Vias, Aquas, Aerarium, Vectigalia Tuentor: populi partes in tibus distribuunto, ex in pecunias aeritates, ordines partiuntor; Equitum peditumque proleum describunto Caelibes esse prohibento; mores populi egunto; bini sunto.

gen, ausdrücklich auf fünf Jahre zum Censor gewählt worden seyn, welches, allem Anscheine nach, so lange er lebte bei jedem Lüstre wiederholt worden, in dem man nicht findet, daß neben den Kaisern, noch mehrere Censoren gewesen, weil diese Regenten es nicht rathsam fanden ein so wichtiges Amt in einem monarchischen Staate zu dulden. Man findet indessen nur drei Kaiser, welche sich auf den Münzen haben Censores nennen lassen, nämlich Vespasian, und seine beiden Söhne Titus und Domitian. Nach den Römern findet man in den Europäischen Staaten eigentlich kein besonders weltliches Sittenrichteramt; dieser Zweig ist theils in protestantischen Staaten, was nämlich die Sittenverwaltung im Allgemeinen anbetrifft, das heißt, die öffentliche und gröbere Sittlichkeit, der Polizey unterworfen, insbesondere aber den Civilgerichten. In katholischen Ländern oder Staaten steht dieser Zweig größtentheils unter der Geistlichkeit.

Sittenrichteramt, s. den vorhergehenden Artikel.

Sittenspruch, Fr. Maxime de morale, ein Spruch oder kurzer Satz, welcher eine gute Lehre für die Sitten, das ist, für das ganze freie äussere Verhalten enthält, ein Moralischer Grundsatz, eine Sentenz; s. den Art. Lehrspruch, Th. 70, S. 365.

Sittensystem, s. unter System.

Sittenverbesserer, Fr. Reformateur des moeurs, Jemand, der die Sitten durch weise Anordnungen, entweder durch zweckmäßige Schuldisciplin, oder durch gute Polizeyanstalten, oder durch zweckmäßig darauf wirkende Schriften, oder durch eindringliche Kanzelreden, oder durch anziehende Sittengemälde, auch Schau- und Lustspiele ꝛc. zu verbessern sucht.

Sittenverbesserung, Sittenverfeinerung, Fr. Reformation ou Civilisation des moeurs, die Verbesserung der Sitten. Eine Verbesserung der Sitten

im Staate, in der bürgerlichen Gesellschaft, ist nur durch eine gute häusliche Erziehung und durch gute öffentliche Erziehungsanstalten zu erreichen. Wo diese fehlen, da werden auch die Sitten durch alle andere Vereine, die zur Verbesserung derselben wirken sollen, keine bessere Richtung erhalten; denn es muß erst ein guter Grund gelegt worden seyn, um ein gutes und dauerhaftes Gebäude darauf aufführen zu können; ist der Grund schlecht, um ein gutes Gebäude aufzuführen, so muß erst dieser verbessert werden, sonst werden alle Mühen solches dauerhaft aufzuführen, vergebens seyn, man wird immer repariren und verbessern müssen, und zuletzt wird dennoch das Gebäude einstürzen. Auch gute Gesetze wirken zur Verbesserung der Sitten. S. auch die Art. Sitte, Sittengesetz und Sittsamkeit.

Sittenverderblich, alles, was den Sitten nachtheilig ist, was sie verdirbt, ihren Untergang herbeiführt; so ist der übertriebene Luxus ein Verderber der guten Sitten; s. oben unter Sitte.

Sittenverfall, Fr. Decadence des moeurs; s. oben unter Sitte.

Sittenverfeinerung, s. Sittenverbesserung.

Sittig, Bei- und Nebenwort, von dem Hauptworte Sitte und dem Suffixo ig. 1. Gute äußere Sitten in Ansehung des gesellschaftlichen Lebens an sich haben und darin gegründet; eine veraltete Bedeutung, wofür jetzt sittsam üblich ist. Ein sittiger Mensch läßt sich am geringen begnügen, Sir. 31, 22. Daß man Dich einen sittigen holdseligen Mann heißet, Kap. 32, 3. Es soll aber ein Bischof unsträflich seyn, nüchtern, mäßig, sittig, 1 Tim. 3, 2. Die jungen Weiber sollen sittig seyn, keusch, häuslich ꝛc., Tim. 2, 5. — 2. In weiterer Bedeutung

sanft, gelinde. Ein süßer, sittiger Schlaf, eine gleichfalls veraltete Bedeutung.

Sittig, eine im Hochdeutschen weniger bekannte, jedoch im südlichen Deutschland gangbare Benennung eines Papageyes, wo das Wort auch Sittikust, Sitkust, Sickust lautet. Es ist aus dem Lateinischen Psittacus verderbt, wofür man in den spätern Zeiten Citacus sagte; s. auch unter Papagey, Th. 106, S. 417. Man nennt auch im südlichen Deutschland das Papageyengrün, sittiggrün.

Sittlich, Bei- und Nebenwort, in der ersten Hauptbedeutung des Hauptwortes Sitte. 1. Den Sitten, das ist, den Gebräuchen, Gewohnheiten eines Landes gemäß, üblich, gebräuchlich; daher ländlich, sittlich, außer welchem sprüchwörtlichen Satze es in dieser Bedeutung wenig gebraucht wird.

Die Einfalt macht, daß ländlich sittlich heißt; ein weiser Mann ist Schöpfer seiner Sitten. Haged.

2. Den guten Sitten, das ist, dem anständigen äußeren Verhalten in dem gesellschaftlichen Leben gemäß und darin gegründet; eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung. Der empfängt sie sittlich, Theuer. — 3. Zu den gesellschaftlichen Verhältnissen gehörig, darin gegründet; moralisch. Das sittliche Gefühl oder die Empfindung dessen, was sittlich gut oder böse ist. — 4. In noch weiterer Bedeutung, zu dem freien Verhalten des Menschen gehörig, in dessen freien Willen gegründet, moralisch, im Gegensatz des physisch, die sittliche Zureichung und Belohnung. Was durch ein Gesetz verboten ist, ist sittlicher Weise unmöglich. Sittlichgut, sittlich böse.

Sittlichkeit, Fr. Moralité, die Eigenschaft eines Gegenstandes oder einer Sache, da sie sich auf das freie

Verhalten der Menschen bezieht und darin gegründet ist. — So hat das Essen und Trinken an und für sich betrachtet keine Sittlichkeit, weil es zur Befriedigung eines physischen Bedürfnisses geschieht, es kann aber zur Sittlichkeit werden, wenn es über dieses Bedürfniß hinausgeht und Schwelgerei wird, dann ist das Verhalten in den Schranken der Ordnung uud Mäßigkeit, Sittlichkeit, und auf diese Weise verhalten sich alle Bedürfnisse des Körpers, so wie des Geistes; s. auch den Art. Leidenschaften der Menschen und Thiere, Th. 75. Die Sittlichkeit fordert, ihrem Wesen nach, Allgemeingültigkeit, also kann sie nur aus der Gesetzgebung der praktischen Vernunft hervorgehen. Das sinnliche Begehrungsvermögen hat Glückseligkeit zum Zweck, das vernünftige Begehrungsvermögen Sittlichkeit; wer also nur nach Glückseligkeit unter der Bedingung der Sittlichkeit strebt, heißt tugendhaft, wer dagegen die Vernunft der Sinnlichkeit unterordnet, lasterhaft. Dem Sittengesetz geht nicht das Gefühl der Achtung vorher, wie das Gefühl des Bedürfnisses beim sinnlichen Begehren, sondern es wird vielmehr durch das Sittengesetz selbst erst bewirkt. Es bringt in dem Menschen, in so fern er sich dadurch seiner als moralischen Subjects bewußt ist, das sittliche Ehrgefühl, die Achtung seiner selbst, als moralische Person, hervor. Das moralische Gefühl als Vermögen, Achtung für das Sittengesetz zu empfinden, ist kein besonderer Sinn, der als Erkenntnißquelle des Sittengesetzes diente, sondern es ist bloß Empfänglichkeit der freien Willkühr für die Bewegung desselben durch das moralische Gesetz, die man freilich bei jedem Menschen als Anlage voraussetzen muß, weil er sonst ohne sie sittlich todt seyn würde. Diese Empfänglichkeit kann aber durch Uebung vergrößert und durch Vernachläßigung vermindert werden. — Die Sittlichkeit, als Pro-

dukt der Freiheit, ist des Menschen eignes Werk; sie ist erworben, nicht angeboren. Die Natur hat sich aber gewisser Mittel bedient, um dem Menschen den Uebergang aus der Reihe der bloßen Naturwesen in die Reihe der freien Intelligenzen zu erleichtern. Diese Mittel sind theils negativ, theils positiv. Die negativen Mittel sind folgende: Der Mensch hat weniger und minder starke Instinkte, als das Thier, welche mit der Kultur abnehmen. Positive Mittel sind Gemüthsanlagen, wodurch dem Menschen der obengedachte Uebertritt erleichtert wird, dahin gehören: das moralische Gefühl, als Empfänglichkeit, das Gewissen, das Gefühl der Selbstschätzung und das sympathetische Gefühl. Diese Gemüthsanlagen werden in der Gesellschaft entwickelt und vervollkommnet. Der Egoismus der Sinnlichkeit erweitert sich zum Pluralismus immer mehr und mehr durch die Verbindung mit einer Person des andern Geschlechts, durch die Elternliebe, durch Familienverbindung und durch Uebertritt in bürgerliche Verhältnisse. Auch trägt die Bildung des Geschmacks, indem sie den Menschen durch den Genuß geistiger Freuden von dem groben Sinnlosen abzieht, zur Entwickelung der Moralität bei und bereitet diese vor. S. auch den Art. Sitte und Sittsamkeit.

Sittsam, Bei- und Nebenwort, von Sitte, und in sofern es von sitzen abstammt und zunächst den Begriff der Ruhe und Stille hat, wo es jedoch nur von den menschlichen Sitten, das ist, dem freien äußeren Verhalten in dem gesellschaftlichen Leben gebraucht wird, und dem wild, ungestüm, rauschend entgegengesetzt ist. Man ist in diesem Verstande sittsam, wenn man Alles dem gesellschaftlichen Leben unangenehme und unanständige Geräusch in seinem Betragen vermeidet. In weiterer Bedeutung ist sittsam überhaupt, den guten Sitten, das ist, dem anständigen

äußeren Betragen in der menschlichen Gesellschaft gemäß, in diesem Verhalten gegründet.

Mir trat mit sittsamen Geberden
Ein Heer vergoldeter Diener nach, Lichtw.

Beim Ottfried findet man sizzam; er braucht es nicht nur für wohl anständig, sondern in mehr eigentlicher Bedeutung für gemäßigt, so daß es jeder heftigen Bewegung entgegensteht. S. auch oben Sittig, welches ehemals gleichfalls für sittsam gebraucht wurde.

Sittsamkeit, Fr. Modestie, die Eigenschaft einer Sache, da sie sittsam ist, in den Bedeutungen des vorigen. Die Sittsamkeit ist eine der Tugenden, welche hauptsächlich jungen Leuten beiderlei Geschlechtes sehr ansteht, besonders aber dem Frauenzimmer. Der junge Mann tritt in mannichfaltige Verhältnisse des Geschäftslebens, wo seine von Hause mitgebrachte Sitten noch geschliffen und polirt werden, die Sittsamkeit sich aber in dem Grade abstumpft, als er in dem Stande, den er erwählet, mehr der Welt, als dem Zimmer angehört. Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Jungfrau; sie behält Sitten und Sittsamkeit in der Grundlage ihrer Erziehung bei, weil sie sich weniger aus dem elterlichen Hause entfernt, und wenn, durch Verhältnisse gezwungen, sie irgendwo als gebildetes, gut erzogenes Mädchen eintritt, so wird sie auch immer diesen Eigenschaften gemäß behandelt werden; sie tritt wieder in einen ähnlichen Kreis, wie sie verlassen, und kann ihre Sittsamkeit eben so, wie früher, bewahren, ja sie leihet derselben unter Fremden wohl einen neuen Glanz; auch ist es diese Tugend, welche das Mädchen am allererstenin denjenigen Stand führt, nachdem sie doch alle trach-

ten. Der Herr Dr. A. F. Salzer *) sagt über die Vernachläßigung der jungfräulichen Sittsamkeit Folgendes:

Nach dem einstimmigen Urtheile billiger und erfahrener Beobachter der Menschen, ist der Umgang junger Menschen verschiedenen Geschlechts zum Besten beider Theile gewiß sehr zuträglich, und wenn dieser Umgang in den Schranken bleibt, welche Anstand und Sittsamkeit vorschreiben, wenn er mit Wahl und Vorsicht geführt wird, wenn der Jüngling durch die bei längerer Bekanntschaft zunehmende Vertraulichkeit nicht zu kühn, das Mädchen nicht zu nachgebend wird, so läßt sich auch nicht leicht ein Mittel finden, das die Entwickelung der Seelenkräfte beider Theile mehr beförderte, die Sitten milder machte, vor Ausschweifungen und Laster besser schützte, und mehr Glück in die Tage der Jugend legte, als gerade dieser gegenseitige Umgang; er kann dagegen aber auch leicht durch Mißbrauch die Quelle werden, aus welcher hernach Bitterkeit für das ganze Leben fließt; er kann der Same werden, aus welchem Tod und Verderben sprießt. Wenn die Beobachtung der Regeln, welche Sittlichkeit und Wohlstand vorschreibt, nach und nach als lästig und unnöthig angesehen, und so anfangs in Kleinigkeiten, allmählig aber in wesentlichen Dingen, und zuletzt völlig bei Seite gesetzt wird; so glaubt der Jüngling nur zu leicht, sich jede Freiheit herausnehmen zu können, wenn er aber nur vor dem äußersten Schritte inne hält, das Mädchen, jede dieser Freiheiten zugestehn zu dürfen — und warum sollte sie es nicht? sie ist ja immer noch tugendhaft! — Wenn man aber den Dorn, welcher die köstliche Rose beschützt, weggenommen, jede Schranke, welcher die Unschuld beschirmt, zerbrochen, und nun der Sturm der Leidenschaft erwacht, keine der Hindernisse mehr findet, welche der bürgerliche Wohlstand ihm entgegensetzte, und frei und ungehindert auf die jeder Stütze beraubte Tugend loß tobt, was ist der gewöhnliche Erfolg dann anders, als Untergang

*) Beiträge zur Philosophie des Lebens aus dem Tagebuche eines Freimaurers. Berlin, 1780, in dem Abschnitte über die sittliche Bildung einzelner Menschen, S. 36 u. f.

und Verderben. Jetzt, da die Welt sich immer mehr und mehr zur Uebertreibung der edlen Freiheit des Denkens hinneigt, da so viele nur wenig oder gar nichts als heilig mehr anerkennen wollen, und damit oft mehr, als sie es glauben, das Gebäude der Tugend untergraben; jetzt nimmt auch Leichtsinn und Verderbniß der Sitten überhand und hauchen ihren giftigen Athem nur zu leicht auch in die reinsten Seelen! Jetzt ist es daher wohl ein Wort zu seiner Zeit, wenn man über weibliche Sittsamkeit redet, die Gefahren zeigt, welche der Unschuld drohen, und die zu warnen sucht, die noch auf Warnung horchen. Die junge blühende Schöne, welche jetzt den Kinderjahren entwächst, durch das Beispiel und die reichen Lehren ihrer sittsamen Mutter sich täglich mehr ausbildet, und nun mit aller der edlen Einfalt und Sittsamkeit in die größere Welt tritt, durch welche die Schönheit erst Schönheit wird, wird immer ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung seyn und oft den verstocktesten Misanthropen zum Menschenfreunde umwandeln. Wohin sie sich wendet, leuchten Liebe und Achtung aus jedem Gesichte ihr entgegen. Der Jüngling und Mann steht ehrfurchtsvoll zu ihrer Seite und fühlt die hohe Würde, die wie ein unsichtbarer Schutzgeist sie umschwebt; ihre tugendhaften Gespielinnen eilen ihr mit offenen Armen entgegen und rühmen sich ihrer Freundschaft. Freude und anständiger Scherz wird der Ton der Gesellschaft, worin ein gesittetes Mädchen erscheint, welche sich durch ihre Tugenden auszeichnet. Selbst der Frevler wagt es nicht, in ihrer Gegenwart Frevler zu seyn, der Zudringliche wird bescheiden; der boshafte Spötter zügelt den Lauf seines Witzes, und der Wollüstling steht staunend über die Größe der Tugend. Ein bescheidenes sittsames Mädchen kennt nicht einmal die Vorzüge, die sie besitzt; sie weiß nichts von der Auszeichnung, die sie genießt, weil Bescheidenheit ihr diesen Vorzug nicht gewähren läßt. Ganz von diesem verschieden ist das Loos eines Mädchens, welches sich dem herrschenden Leichtsinne hingiebt, junge flatterhafte Müßiggänger, faselnde Gecken um sich duldet, ihr Tändeln und ihren Weihrauch annimmt, und die Liebkosungen gern hört, die sie sich bemühen ihr zu spenden. Wenn sie Männern den Zutritt gestattet, deren Ruf nicht rein ist, deren

freie Grundsätze über Keuschheit und weibliche Tugenden man aus Erfahrung kennt oder zu kennen glaubt; so sinkt sie schon dadurch herab, wenn gleich ihre Tugend noch unbefleckt ist. Ihre Gesellschaft, die in der Sitteneinfalt und Reinheit gesucht wurde, wird nun lästig, und von den Müttern ihrer bisherigen Gespielinnen mit Recht ihren Töchtern für nachtheilig gehalten; denn nichts steckt leichter und unmerkbarer an, nichts gewinnt schnellere Gewalt über die Seele und Denkkraft, als so ein Beispiel. Alles zieht sich nach und nach zurück und sie argwöhnt nicht, daß ihr Betragen jeden Guten und Edlen zurückscheucht; sie sucht dann die Ursache in dem Neide ihrer Gespielinnen, und in der Eifersucht ihrer bisherigen Bekannten und Freunde, und fängt an, diese zu verachten, und sich in der guten Meinung, die sie bisher von ihnen gehabt, für eine Betrogene zu halten. Sie klagt ihrer neuen Gesellschaft ihr Unglück und wird von derselben in ihrer Idee bestärkt, und so zum Menschenhasse gestimmt, den betrogene Liebe und vermeintlich oder wirklich betrogenes Vertrauen nur zu leicht erzeugt. Das Urtheil der Menschen wird ihr nun gleichgültig, denn sie verachtet sie; und so thut und handelt sie nur nach dem, was ihr selbst für jetzt recht und gut scheint; bedenkt aber nicht, daß sie bei ihrer gegenwärtigen Stimmung der Seele nicht mehr unpartheiisch urtheilt, sondern durch ein Glas sieht, welches Leidenschaft und Vorurtheil geschliffen und die Eigenliebe ihr darreicht. Sie will jetzt der Welt zeigen, daß ihr Urtheil ihr gleichgültig sei; setzt daher eine Regel des geselligen Wohlstandes nach der andern bei Seite, und glaubt sich Alles erlauben zu dürfen, wenn sie nur den letzten Schritt vermeidet; und so taumelt sie ohne Wegweiser auf dem Wege des Lebens fort, bis sie früh oder spät auf einen sumpfigen Boden geräth und hinabsinkt. Dieses Gemälde ist nicht übertrieben, sondern wahr, und verdient daher wohl der Beherzigung. Gegen den Leichtsinn finden Vorstellungen selten Eingang, werden fast von einer jeden für überflüssig gehalten, als wären die Folgen eine Kleinigkeit, und als wären die Gefahren nicht vorhanden, die doch schrecklich im Hinterhalte drohen. Manche junge Schöne, wenn sie ihr Gefühl für Sittsamkeit einmal abgestumpft hat, fängt sogar an mit an-

scheinender Philosophie darüber zu raisonniren, sich ein Lehrgebäude aufzuführen, was ihr Haltung genug zu haben scheint, um sich damit einzuwiegen, und der Eitelkeit und den Leidenschaften zum Deckmantel zu dienen, die sie so gern in ihren eigenen und den Augen Anderer beschönigen möchte; allein der Grund, auf den sie baut, ist unsicher. Das Raisonnement lautet ungefähr so: „Nur die Tugend allein ist es, worauf es ankommt, nicht der äußere Schein. Die Welt mag über mein Betragen urtheilen wie sie will; ihr Vorwurf, ihr Tadel trifft mich nicht, so lange mein Gewissen nicht gegen mich zeugt, so lange ich meine Keuschheit bewahre, und wer wollte mir diese zu rauben wagen, wer hoffen hierin glücklich zu seyn! Bin ich nicht tugendhaft und stark genug, jeder Versuchung zu widerstehen, ohne daß ich nöthig habe, mich an alle die lästigen Regeln zu binden, womit die bürgerliche Gesellschaft nur die Schwachen hat unterstützen wollen? Hat das Leben nicht ohnehin unvermeidlichen Zwang genug, um ihn nicht durch freiwilligen vermehren zu dürfen? Warum soll ich es mir nicht so angenehm machen, als möglich? Nur selten finde ich eine Seele, die mich versteht, und von dieser sollte ich mich der Vorurtheile meiner Nebenmenschen wegen losreißen, ihrem Eigensinne meine Freuden opfern? Und was würde es mir helfen? Werde ich auch bei der größten Vorsicht den Lästerzungen entgehen können, die gerade da am beschäftigsten sind, Stoff zur Verläumdung aufzusuchen, wo er am wenigsten zu finden ist?" — Wenn man nun dieses Raisonnement, diese Scheingründe näher beleuchtet, so findet man bald, daß sie nichts anders, als ein leuchtendes Meteor sind, das den Wanderer von dem richtigen Wege ablockt und ihn dann sich selbst überläßt, wenn er in die Einöde und Wildniß gekommen, wo er dann des Lichtes am meisten bedürfte. Die Untersuchungen irriger Grundsätze, die unsern Begierden schmeicheln, sind zwar selten angenehm, weil sie die Selbsttäuschung aufheben, und die Blöße darstellen, die verwundeten Seiten des Herzens angreifen; indessen so wie Heilmittel dem kranken Körper, so sind Beleuchtungen jener Grundsätze von dem Lichte der Vernunft für die Seele eben so nothwendig, und geben Gesundheit und verlorene Kräfte

wieder, wenn das Verderbniß noch nicht zu weit um sich gegriffen hat und nicht Eigensinn sich dem Gebrauche der Heilmittel widersetzt. — Keuschheit und strenge Sittsamkeit sind das Ziel, wonach die Jungfrau, das Mädchen streben muß; allein die Wege, die von diesen abführen, sind so mannigfaltig, und auch so einladend, daß sehr viel dazu gehört, um nicht einen derselben zu betreten. Der Mittel, um sich vor diesen Abwegen zu bewahren, sind nur sehr wenige; das kräftigste und wirksamste Mittel ist die Vermeidung der Gelegenheiten und das Halten auf Sitte und Wohlanstand; sie nur ziehen um den Abgrund des Lasters heilige Schranken, die keiner muthwillig übertritt, ohne sich der größten Gefahren auszusetzen. Denn nur zu oft ist der wärmste Entschluß, der beste Vorsatz für sich allein. ohne Hülfe von aussen, zu schwach, verliert in der Stunde der Versuchung nur zu oft seine Kraft über die Seele, und schwindet hin, wie der Nebel in der Morgensonne. Wer wagt es in der gegenwärtigen Stunde zu sagen, wie er in der folgenden denken und handeln wird? Das, was wir jetzt, so lange die Vernunft die Oberhand hat, bei kaltem Blute als verderblich und nachtheilig verabscheuen, erhält vielleicht in wenigen Augenblicken nachher, wenn das Gefühl in uns mächtig aufsteigt, unnennbaren Reiz. Die Vernunft tritt zwar früh oder spät wieder in ihre Rechte, würdiget Alles wieder nach seinem wahren Werthe; allein dann ist es oft zu spät. Alle Veränderungen der Seele geschehen durch äußere Eindrücke; nicht auf einmal schreiten wir über das mit kühnen Schritten hinaus, was uns bisher achtungswürdig war, und unser Charakter bildet und verändert sich immer nur durch einzelne Veränderungen. Wem daher an der Erhaltung seiner Tugend liegt, der vermeide sorgsam jede ihm nachtheilige Gelegenheit; merke sorgsam auf die kleinsten Bewegungen, die in seinem Innern vorgehen, und wende strenge Vorsicht bei allem Thun und Lassen an, weil er sonst Gefahr läuft seinen Seelenzustand unvermerkt verderben und die Keime des Guten, welche in ihm lagen, erstickt zu finden. Man gewahrt oft junge Frauenzimmer von Kraft und Entschlossenheit, welche über die Versuchungen auf ihre Sittsamkeit reden, und dabei doch das

verabsäumen, ohne welches jene Kraft, jene Entschlossenheit nur zu leicht in Nichts zerstiebt. Man gewahrt hieraus, daß sie die Welt und die Schlingen noch nicht kennen, welche sie der Unschuld und Sittsamkeit legt; sie haben die Gewalt noch nicht erfahren, wenigstens nicht genug zu ihrem Nachtheile, welche Umstände, Gelegenheit, Ueberredung und Leidenschaft über unser Thun und Lassen ausüben; sie betrügen sich daher mit eitlen Hirngespinnsten, flattern wie die Mücke um das Licht, um den täuschenden Schein, welchen die Freuden der Liebe um sich her verbreiten; zwar nur anfangs in weiten Kreisen, aber nach und nach verengert sie dieselben. Was sollte es ihr auch schaden? sie bleibt ja noch fern genug von dem leuchtenden Feuer; zwar sinkt hier und dort eine von ihren Schwestern; allein warum sind sie nicht auf ihrer Huth; für sie ist die brennende Flamme noch fern genug: sie gewahrt ja die Feuersäule vor sich, und ist gewiß, ihr nicht zu nahe zu kommen, und indem sie nur so vor dem rothen Strahl sich hütet, wird sie des unmerklich leuchtenden weitern Brennkreises nicht gewahr, geräth hinein, und sinkt verbrennt, wie ihre Schwestern zur Erde. Könnte man es der jungen Welt doch laut genug sagen, daß es auf dem äußersten Rande, selbst der erlaubtesten Vergnügungen immer sehr gefährlich zu gehen sei, daß der Fuß nur zu leicht von der scharf abgeschnittenen Gränze der Tugend in den Abgrund des Lasters hinabgleitet! Dafür ist aber fast jedes Ohr so lange taub, bis traurige eigene Erfahrung die Wahrheit dieser Behauptung bestätiget. Vorzüglich ungern glauben junge Mädchen an diesen Grundsatz, halten nur zuleicht jede nothwendige Einschränkung ihrer Freuden für willkürlichen Zwang, schätzen Glück und Freude nur zu oft bloß nach der Empfindung des gegenwärtigen Augenblicks, sehen nicht genug auf die Wirkungen und Beziehungen, welche Denkungsart und That auf ihr zukünftiges Schicksal haben kann und wird; sie achten nicht auf die Gränzen, über die man nicht hinaus darf, und daß diese Gränzen jedesmal um so mehr Achtung verdienen, je kostbarer der Schatz ist, den sie beschirmen sollen. Die Neigungen der Liebe regen sich nur zu leicht bei dem Menschen, und um so leichter, je mehr Gelegenheit und Anlaß sich dazu

findet. Bleibt ein junges Frauenzimmer in den Schranken der Sittsamkeit und des Anstandes, so fällt der größte Theil dieser Anläße hinweg. Der Verführer wagt es nicht, sich ihr auf eine unbescheidene Art zu nahen, sie geräth nicht in Gefahren, von denen es immer ungewiß ist, ob sie ihnen glücklich entgehen wird, und die doch auf jeden Fall nachtheilige Folgen für sie haben; denn je mehr sie mit dem Gegenstande, der sie anfangs schreckte, vertraut wird, desto schwächer wird die Besorgniß, und desto mehr nimmt die verabscheuende Empfindung ab. So wie die Furcht aber allmählig schwächer wird, so verbindet sich damit auch stuffenweise immer mehr und mehr ein gewisses Gefühl von Sicherheit. Der erwünschte Ausgang lehrt sie die Gefahr immer mehr gering schätzen, und so wagt sie, in zunehmendem Vertrauen auf ihre Stärke und Kraft zuletzt alles, bis endlich das gewöhnliche Schicksal des verwegenen Seiltänzers sie trifft — ein unglücklicher Augenblick ihr Tod und Verderben bringt. Vorsicht und Vermeidung allzu genauer Vertraulichkeit im Umgange mit jungen Mannspersonen ist daher einem Mädchen nicht genug zu empfehlen, wenn sie ihre Sittsamkeit bewahren will. Insbesondere aber sollte eine jede, der ihre Unschuld und Tugend noch lieb ist, sich vor einsamen Zusammenkünften mit ihnen sorgsam hüten, am wenigsten sie selbst veranstalten, selbst dann nicht, wenn sie von dem edlen Charakter des Jünglings sich überzeugt glaubt; denn auch er ist Mensch; auch er kann sich vergessen, und dann am ersten, wenn man ihm mit einigen Schritten zuvorkommt. Ehlers sagt sehr wahr in seinem Werke: Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen, S. 200: „Personen von warmer Empfindung dürfen es sich nicht zutrauen, wie sehr sie auch die Tugend lieben, daß sie in den Schranken einer freundschaftlichen Liebe werden bleiben können, und daher ist auch alles sogenannte Liebeln, oder jede Art der Liebesscherze, wobei man sich glaubt, alles, nur nicht die völlige Liebes-Vereinigung erlauben zu können, durchaus nicht als sittlich gut anzusehen.“ — Und ferner fügt er an einer anderen Stelle hinzu: „Ist ein Mann oder eine Frau laulicht in der ehelichen Liebe, oder ist auf einer Seite gar keine Liebe, wie leicht kann beim Spaziergange, wo-

bei man oft in Hecken gar keine Zeugen hat, die nun in den Dingen nicht mehr so scheu, nicht den Gatten oder die Gattin liebende Person einer anderen Frau oder einem anderen Manne Liebe entdecken oder der Verführung in die Hände fallen, welches nicht geschehen wäre, und keine Untreue veranlaßt hätte, wenn dergleichen Gemeinschaft und Spaziergänge nicht statt fänden." — Die Keuschheit ist eine köstliche, aber zarte Blume, wie die unter dem südlichen Himmel erzeugten auf nördlichem Boden. So lange die sorgsame Hand der emsigen Gärtnerin sie wartet und pflegt, alles, was ihr nachtheilig werden kann, entfernt und vermeidet, gedeihet sie; wird aber die Gärtnerin durch den guten Wachsthum allmählig dreister, glaubt sie die bisherige Vorsorge überflüssig, und setzt sie nach und nach mehreren Gefahren aus, so fängt sie unvermerkt an zu welken, und stirbt hin, ehe man es erwarten sollte, entblättert vom Hauche des Nordens. — Es ist daher bei einem Mädchen, die ihre Sittsamkeit bewahren will, durchaus nöthig, auch den äußeren Schein zu vermeidsn, also jeden zu vertrauten Umgang mit einer Mannsperson zu fliehen; denn wenn sie auch glücklich, in Rücksicht auf ihre Tugend selbst, allen ihr drohenden Gefahren entkommen ist, so ist doch ein sehr wichtiger Verlust, der Verlust ihres guten Namens bei einem solchen Benehmen vor der Welt, unvermeidlich, und hat auf das Glück des ganzen Lebens die nachtheiligsten Folgen; das Urtheil der Welt ist keine gleichgültige Sache, und im Ganzen genommen auch bei weitem nicht so ungerecht, als es uns in Stunden, wo wir uns gerade dadurch beleidiget fühlen, scheint. Wir leben einmal in der bürgerlichen Gesellschaft unter Menschen, stehen beständig mit Menschen in Verbindung, und bedürfen bei tausend und abermals tausend Gelegenheiten ihrer Freundschaft, ihrer Hülfe. Was sie über uns denken, ob sie uns für gut oder schlecht halten, kann uns daher nicht gleichgültig seyn; denn durch die gute Meinung, welche die Welt von uns hegt, genießen wir unzählbare Freuden, die uns ohne sie nicht zu Theil werden könnten, stiften und erhalten Freundschaften, die uns theuer und werth sind, und genießen in geselliger Fröhlichkeit das Leben, da wir uns sonst wie Ordensleute einkerkern, und dem Glücke der Ver-

traulichkeit und Mittheilung entsagen müßten. Insbesondere muß der gute Name einem jeden jungen Frauenzimmer auch aus dem Grunde unendlich theuer seyn, weil sie ohne ihn entweder auf alle eheliche Freuden auf immer Verzicht thun, oder, wenn sie auch noch eine Verbindung trifft, einem Manne sich ergeben muß, dem sie, unter veränderten Umständen, ihre Hand gewiß zu jeder Zeit versagt haben würde. Verachtung dessen, was andere über uns denken, ist nicht immer Großmuth, nicht immer Größe und Erhabenheit der Seele, sondern nur oft nichts weiter, als Leichtsinn oder gar Unverständigkeit, und verräth eine Seele, die, wenigstens zu der Zeit, von blinder Eigenliebe beherrscht wird, und ist selten etwas anderes, als der sicherste Beweis, daß der gute Ruf schon verloren ist. Denn noch hat man kein Beispiel, daß ein Frauenzimmer seine bürgerliche Ehre mit Vorsatz geringe geachtet, so lange es nämlich dieselbe noch hatte; noch nie es gesehen, daß ein noch sittsames Mädchen aus bloßer Weisheit gegen das Urtheil ihrer Nebenmenschen Gleichgültigkeit und Verachtung bewiesen, und so aus Grundsätzen der Sittsamkeit entsagt hätte. Nein, diese Verachtung kommt erst immer hinterher; ob es sich gleich manche überreden möchte, daß sie, statt der Folge, die Quelle ihres Betragens gewesen.

Der Ruf eines Mädchens hängt nun zwar nicht allein von der Reinigkeit der Sitten ab, auch Zufall, auch Lästerzungen können ihm schaden; obgleich dieses unter hundert Malen, vielleicht nicht einmal der Fall ist; „denn ein Frauenzimmer, sagt Campe im Theophron, S. 209, dessen Ruf befleckt, dessen Sittsamkeit öffentlich bezweifelt wird, ist nur höchst selten ganz rein, wenn auch zufälligerweise gerade dasjenige, was ihm das Gerücht jetzt nachsagt, wirklich unwahr seyn sollte; es hat immer den üblen Verdacht, welchen es erregt, wenigstens in gewissem Maße verdient.“ Da aber dieser Fall im Ganzen genommen immer möglich ist, sollte er nicht gerade ein Grund mehr seyn, aus dem ein jedes Frauenzimmer um desto sorgfältiger auf die Erhaltnng seines guten Namens Bedacht nehmen, um desto mehr sich bestreben müßte, durch anhaltendes sittsames Betragen den üblen Gerüchten, die etwa von ihm entstehen möchten, zu steu-

ern, und der Welt zu zeigen, daß man ihm Unrecht thue? Die Wahrheit wird, ungeachtet aller Bemühungen, sie zu unterdrücken, gewiß früher oder später wieder ihr Haupt erheben, und sich an ihren Feinden rächen, und das sittsame Mädchen wird gewiß die Freude haben, mehr als einen Vertheidiger ihrer Unschuld zu finden, und aus eigener Erfahrung bestätiget zu sehen, daß bei einem reinen Wandel der gute Name wohl niedergebeugt, aber nicht zertreten werden kann. In mehr als einer Rücksicht hat demnach ein Mädchen, bloß in Beziehung auf sein eigenes Wohl, Ursache genug, sittsam und eingezogen zu leben. Aber auch in Rücksicht auf andere ist Sittsamkeit Pflicht für sie; auch gegen ihre Nebenmenschen hat sie Verbindlichkeiten, welche sie durch einen sittlichen oder unsittlichen Lebenswandel mehr oder weniger erfüllt oder verletzt. Nichts wirkt mehr auf das Herz, als das Beispiel; mit Gewalt reißt es fort und giebt dem kaum werdenden, kaum halbgefaßten Entschluß Kraft zur Ausführung. Nur zu leicht kann daher eine reine unschuldige Seele durch sie auf Abwege geleitet werden, nur zu leicht, durch ihr Beispiel kühn gemacht, sich dem Leichtsinne ergeben, von einem Schritte zum andern ihr nachtaumeln, und so in den Abgrund des Lasters hinabgleiten, wenn gleich sie selbst durch ein glückliches Ohngefähr dem jähen Sturze noch bis jetzt entronnen. Nur zu leicht kann sie vielleicht unfreiwillig, aber doch immer durch die Schuld ihres Betragens den unbeständigen Liebhaber von seiner Geliebten, den flatterhaften Ehemann von seiner ihn liebenden Gattin ablocken, und so dieser Geliebten, dieser Gattin Wermuth in den Kelch des Lebens schütten. Durch den Mangel an Sittsamkeit, muß sie sich dann sagen, habe ich an dem Unglücke einer Schwester, dieser sonst glücklichen Freundin schuld; durch meinen Wandel, durch meine zu freien Grundsätze habe ich ihr Gefühl für reine Sitten abgestumpft, und der Verführung den Weg zu ihrem Herzen gebahnt; durch mich und meine Veranlassung ist alles das Verderben über sie gekommen, unter dessen Last sie jetzt erliegt! —

Die Sittsamkeit ist in dem gegenwärtigen Jahrhunderte beinahe ganz aus der Reihe der häuslichen

und der gesellschaftlichen Tugenden, besonders beim männlichen Geschlechte, gestrichen worden, theils haben dazu die politischen Ereignisse, welche Europa im letzten Decennium des verflossenen, und in den ersten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts heimsuchten, und noch heimsuchen, beigetragen, theils hat auch der Luxus, der sich jetzt überall eingeschlichen, der häuslichen Erziehung eine andere Richtung gegeben, und Anhänglichkeit, Herzlichkeit, Frohsinn, kurz alle die herrlichen Eigenschaften, welche die Jugend früher so auszeichneten, größtentheils verbannt. Die Eltern, nur mit den mannigfaltigen Vergnügungen und Zerstreuungen, die sich jetzt aufeinander thürmen, beschäftiget, widmen ihren Kindern nicht mehr die Sorgfalt, wenden nicht mehr den Fleiß auf die häusliche Erziehung, als ehemals; halten nicht mehr die Zucht und Sitte, worin sich unsere Vorfahren so praktisch bewiesen. Die Kinder sind sich in vielen Familien selbst überlassen, und wenn sie auch noch unter Zucht stehen, so ist diese doch so lau, wird sie mit so wenig Aufmerksamkeit betrieben, daß die jungen Leute größtentheils ihren Launen und Einfällen folgen können; daher findet man jetzt die wahre Bescheidenheit und Sittsamkeit bei jungen Leuten, sowohl in häuslichen Zirkeln, als auch in Gesellschaften, an öffentlichen Orten ꝛc., wo es doch so sehr auf das äußere Betragen ankommt, so selten. Hier, wo man bei unsern Vorfahren dem Alter den Vorrang gönnte, wo man so gern auf die Worte, auf die Erzählungen alter erfahrener Leute hörte und lauschte, führt jetzt die Jugend das Wort und das Alter sitzt gebeugt und hört auf die Thaten der bartlosen Jünglinge, die sie in den Klassen auf den Schulen oder an anderen Orten verübten, oder sie mischen sich in das Gespräch über Tagesneuigkeiten, Politik ꝛc., und wo ihnen dieses nicht vergönnt ist, da halten sie sich auch nicht lange auf, oder wenn sie dazu gezwun-

gen sind, so ist ihr Betragen unter sich von der Art, daß man froh ist, wenn sie den Zirkel oder das Zimmer verlassen. Ein solches Betragen kann nun wohl in der Zusammenkunft mit dem andern Geschlechte, auf dieses nicht günstig wirken; denn ein solcher Zimmerheroismus tödtet alle Sittsamkeit, verscheucht den geselligen Sinn, und stumpft für alle Freuden in häuslichen Zirkeln ab; daher auch wohl die Sehnsucht bei beiden Geschlechtern nach den öffentlichen Vergnügungen und Zirkeln, weil man sich hier freier bewegen kann, und nicht der Sittsamkeit zu huldigen nöthig hat; denn hier, wo jeder auf seinen Kosten lebt, hat er auch nicht nöthig sich zu geniren, und braucht nur der allgemeinen Sitte sich zu benehmen zu folgen, und diese ist oft herzlos genug. Wenn die jungen Männer in den Zirkeln Mädchen anträfen, wie sie Mistreß Griffith *) schildert, die ganz ihre Weiblichkeit verleugnen, so möchte ein solches Betragen allenfalls Entschuldigung verdienen, allein so ist dieses doch nicht gegenwärtig der Fall; denn die Mädchen haben Spielraum genug, sich frei zu bewegen, und die sogenannte Empfindelei findet wenig Eingang und kann sie auch nicht finden, weil das schmachtende Zeitalter vorüber ist, obgleich dieses bei allem Bösen, doch auch viel Gutes hatte und Zucht und Sitte eher beförderte, als störte. Mistreß Griffith sagt von ihren Frauenzimmern an dem erwähnten Orte: „Es findet sich zuweilen bei jungen Schönen ein sonderbarer Leichtsinn im Herzen und in den Manieren, über den sie, ob sie gleich noch frei von wirklichen Lastern sind, doch jene delicate Empfindlichkeit, welche der Himmel weiblichen Schönen als eine Schildwache zur Bewahrung ihrer Tugend gegeben, fast gänzlich verloren haben. Die Röthe der Unschuld, welche die sichtbare Zeugin von der Beunruhigung ihrer Liebe

*) Moralische Aufsätze für junge Weiber, S. 86.

für Wohlstand und Sittsamkeit schon dann ist, wenn die Seele zu deutlicher Vorstellung einer bevorstehenden Gefahr noch nicht einmal erwacht ist, glüht nicht mehr auf ihren Wangen; ihre Sitten und Manieren sind unweiblich, wenn sie auch gleich noch nicht männlich sind. Vertrauter Umgang mit ihnen ist der gefährlichste unter allen; denn die Kühnheit und Wärme ihrer Reden macht sie nur zu allgemein beliebt, und sie untergraben durch ihr Beispiel nur zu leicht die Stützen der Tugend, ehe wir es einmal für nöthig achten, gegen ihre Grundsätze auf unserer Huth zu seyn." Dergleichen gefährliche Heldinnen scheinen uns doch jetzt selten aufzustoßen, eben so wenig Wesen, wenigstens gewiß selten, wie sie Campe in seinem Theophron S. 153, schildert. „Sie sind eine Art unglücklicher und für die Welt wenig brauchbarer Wesen, welche ihr Gefühl über die Gebühr verfeinert, und nun, durch überspannte Hoffnungen und Erwartungen ohne Unterlaß getäuscht, die Welt für ein Jammerthal halten. In ihren Ausdrücken und Handlungen gehen sie nie die Mittelstraße; finden Alles entweder himmlisch, göttlich, oder abscheulich; sind in ihren Worten theilnehmend, bezeugen aber wenig Uebereinstimmung in ihren Empfindungen und Handlungen, quälen oft ihren Gatten mit kaltem Blute, und tyranniſiren ihr Hausgesinde. Dabei sind viele ihrer Handlungen in der That so edel, ihr sanftes, Leiden und Güte verkündigendes, Wesen, wirklich so ungemein einnehmend, und ihre Sprache, auch über die gemeinsten Gegenstände, so begeistert, so voll von hohen engelreinen Gesinnungen, daß jede gutartige Seele, besonders wenn sie selbst noch jung, gefühlvoll und unerfahren ist, sich mächtig davon angezogen fühlt. Vertraulichkeit mit ihnen ist jederzeit gefährlich, weil sie ihrer Natur nach nicht lange dauern kann, und weil derjenige, welcher sich an sie hängt, nur zu leicht ebenfalls an überspannten Empfindungen und

Vorstellungsart Geschmack findet und so ebenfalls elend wird." — Auf welche Weise kann man nun wohl die Sittsamkeit am besten bewahren; oder wo ist die Grenze zwischen einem allzufreien und allzuängstlichen Betragen; wo die Linie zwischen dem Steifen und dem Leichtsinnigen, zwischen dem Gezierten und dem Sorglosen? Ein gewisser Schriftsteller sagt hier: „Ein jedes Frauenzimmer muß sich hüten in ihrem Umgange mit einer Mannsperson ein Geheimniß zu haben; denn sobald in ihrem Umgange ein Geheimniß obwaltet, und wenn es auch nach ihrem beiderseitigen Urtheile, das allerunschuldigste wäre, so ist ihre Unschuld und Tugend unausbleiblich in Gefahr; denn nichts schmeichelt dem jungen Manne mehr, als das Vertrauen eines Frauenzimmers, für das er Achtung hat. So lange sie ihm Vertrauen durch Dinge beweiset, die keiner von beiden zu verheimlichen Ursache hat, so lange gewinnt seine Zuneigung, ohne daß sich seine Achtung für sie vermindert. In dem Augenblicke, da er einen Beweis ihres Vertrauens erhielt, von dem sein Gefühl ihm sagt, daß das Frauenzimmer in Verlegenheit gerathen würde, wenn es kein Geheimniß unter ihnen bliebe, so kann zwar seine Zuneigung dadurch vergrößert werden, allein es mischt sich darein auch unausbleiblich die Empfindung, die immer eine Folge davon ist, wenn wir an einem Andern eine Schwäche entdecken. Wir können diese Schwäche ertragen, und uns sogar, wenn sie uns zu Statten kommt, darüber freuen, aber wir entdecken sie nie, ohne von unserer Achtung für die Person etwas zurück zu nehmen. Anfangs berührt diese Empfindung vielleicht nur die Seele, wie der sanfte Wind den Bach auf dessen Oberfläche er unmerklich hinstreicht; aber mit der Zeit gewinnt dieser Eindruck an Stärke, die Hochachtung stürzt von ihrem Gipfel herab, und fällt desto schneller, je tiefer sie fällt; ihr Sturz wird endlich unaufhaltsam, und

wenn auf ihr Verschwinden nicht völlig Verachtung folgt, so tritt höchstens bloß Begierde an ihre Stelle." —

Wer die Sittsamkeit liebt soll keine Schwachheiten haben, wo ist aber der Mensch, der diese nicht hätte, und wo er Versuchungen in der Liebe widerstehen könnte? Man kann allen Versuchungen in die wir geführt werden widerstehen. Man hat zu allen Kraft, aber hier, wo alle Seiten des Gefühls berührt werden, da scheitert auch die klarste Vernunft, da beugen sich Riesenkräfte, und man will einem Mädchen hier eine Schwachheit böse deuten, man will einen Stein auf sie werfen, wo Männerkräfte scheitern? Wer so böse oder so kalt ist, hat nicht die Macht der Liebe empfunden, ist nie von seinem Gefühle zum Nachtheile seiner Vernunft überwältiget worden. Dies für den kalten Moralisten; dies für den Egoisten, der sich mit seiner Standhaftigkeit brüstet. In der Erziehung liegt nicht allein die Sittsamkeit in cultivirten Staaten, sondern auch in der Hütung und Bewahrung der Unschuld. Es ist den Hütern beizumessen, daß sie sorglos genug waren, ihren Pfändern der Liebe stärkere Grundsätze zuzuschreiben, als sie hatten, daß sie solche sich allein überliessen. Ein Schriftsteller sagt über die Bewahrung und Aufrechthaltung der Sittsamkeit folgendes:

Ehe man einsieht, wie wichtig die Sittsamkeit ist, muß man erst ein Bild von der Sache haben, wie hier erfolgt. Sobald ein Mädchen eine Schwachheit für einen ihr zugethanenen Jüngling oder jungen Mann hat, so darf sie ihm das nicht sagen, denn er merkt es von selbst, weil er sich schon zu sehr mit dem Andenken an sie beschäftiget. Anstatt aber dadurch in der Meinung von ihrer Unbefangenheit bestärkt zu werden, erfolgt eine ganz andere Wirkung. Er fängt an eine Vergünstigung, einen Kuß, welcher ihm früher eingeräumt worden, für eine bloße Kleinigkeit zu halten, und sie wird es ihm auch, je weniger er Widerstand von

ihrer Seite findet. Was soll er jetzt thun? Es bleibt ihm nur eine zweifache Wahl: entweder den ihm so reizend gewordenen Gedanken, daß er ihr nicht gleichgültig sei, aufzugeben, oder sich durch richtigere Beweise davon zu versichern. Er müßte nicht gefühlvoller Jüngling seyn, wenn er sich nicht zum Letztern entschließen sollte, und gesetzt, er könnte das Erstere wählen, so würde sie ihn selbst sehr bald davon zurückbringen, entweder weil es sie kränkt, ihn kälter, als sonst zu sehen, oder weil er aus ihrem Betragen, aus einem Worte, aus einem Blicke, so etwas schließen zu müssen glaubt. Er nimmt sich also eine neue Freiheit heraus, die Weigerung des Mädchens, ihr Erröthen dabei, oder was ihr sonst die Unschuld ihres Herzens eingiebt, ist ihm Bürge, daß sie, was er eben wagt, wirklich für wichtiger hält, als was sie ihm bisher vergönnte. Sein Verlangen wird also feuriger. Daß sein Versuch ihm mißlingen werde, besorgt er um so weniger, da ihre sonstige Schwachheit für ihn, ihm Bürge ist, daß sie nachgeben werde, und besorgte er es wirklich, so wird dadurch nur die Heftigkeit seines Wunsches vermehrt und sein Muth verdoppelt. Mit diesem zweiten Schritte geht es bald wie mit dem ersten, und dieses neue Geheimniß wird wieder für eine Kleinigkeit gehalten. Die Nachgiebigkeit wächst jetzt von der Seite des Mädchens, und in eben dem Maaße nimmt von Seiten des Günstlings die Zuversichtlichkeit, das Verlangen mehr zu erreichen, und die Dreistigkeit zu. Ein Schritt zurück wird niemals gethan; denn was in der Vertraulichkeit einmal eingeräumt worden, darüber ist ihr Einverständniß so entschieden, als wenn es sich auf die pünktlichsten Verabredungen gründet. Alle folgende Schritte vorwärts geschehen aber um so schneller, sobald nur die Gelegenheit dazu da ist, und sie sehen zuletzt Dinge für Kleinigkeiten an, wogegen sich kurz vorher ihr ganzes Gefühl empört haben würde. Alles, was das Mädchen dem begünstigten Jünglinge versagt, ist ihm von dem Augenblicke an wichtig, alles, was ihm bis dahin verstattet wurde, hält er sogleich für Nichts. Soll er nun den süßen Traum aufgeben, worin er sich gewiegt hatte; soll er es für Selbsttäuschung erklären, daß er

der Geliebten etwas werth zu seyn glaubte. Er gesteht ihr seine Zweifel und Besorgnisse; sie erinnert ihn an die Beweise ihres Vertrauens zu ihm; er beruft sich auf ihr eigenes Geständniß, oder nöthiget sie durch subtile Wendungen, ihm einzugestehen, daß dieses Kleinigkeiten waren; er bittet, er fordert, er fängt an durch Vorwürfe und Schmeicheleien das Herz in Bewegung zu setzen, ihre Gegengründe zu bestreiten und inniges Mitleid zu erregen, wenn er nicht seine Uebermacht zu gebrauchen wagt; nun kommt Gelegenheit, Uebereilung, leidenschaftliche Gluth, zufällige Veranlassung und dergleichen hinzu, so wird das ganze schöne Gebäude der Phantasie erschüttert, worin sich die Unschuld gerettet glaubt. So ist der Gang der Sache, wenn die Sittlichkeit aus den Schranken tritt. Es ist daher kein besseres Mittel die Unschuld und Tugend mit völliger Sicherheit zu beschirmen, als der feste Entschluß sich durchaus auf kein Einverständniß im Umgange mit dem andern Geschlechte einzulassen. Ist dieser Entschluß stark genug geworden, so wird er, von der edlen Schamhaftigkeit unterstützt, dem Blicke und den Worten des Mädchens eine Würde ertheilen, die ihrer Person auch dem ärgsten Verführer durchaus unverletzlich macht und ihr Herz auch vor dem mindesten Hauche thörichter Leidenschaften bewahret. Völliger Genuß des Lebens ist nur da möglich, wo die Seele für jede Freude offen bleibt, wo keine geheimen Vorwürfe, keine Sorgen, keine ängstlichen Erwartungen, keine Besorgnisse getäuschter Hoffnungen das Herz einschränken. Je größer die Unbefangenheit des Herzens ist, desto mehr kann es sich jedes schuldlose Vergnügen aneignen, desto voller es schmecken. Geht sie ins Freie, so kann sie alle Schönheiten der Natur um so reiner empfinden, auch wirkt diese mit der ganzen Fülle ihrer Kraft auf sie. Sitzt sie am Clavier, am Fortepiano, so dringt die Harmonie des einfachen Liedes ihr ins Herz, und ihre Stimme ist die Dollmetscherin ihrer reinen Empfindung. Ist sie in Gesellschaft, so macht ihr jeder züchtige Scherz, jede witzige Wendung, jede feine Bemerkung einen frohen Augenblick. Hat sie ein belehrendes und angenehmes Buch in der Hand, so fühlt sie Alles, was sie liefet,

rein, und verfolgt, ohne von Phantasien unterbrochen zu werden, mit Nachdenken, was ihr interessant ist. Ist sie mit häuslicher Arbeit beschäftiget, so geräth ihr Alles, weil ihr Geist dabei gegenwärtig ist, und jedes vollendete Werk macht ihr Freude. Wohin sie sich wendet genießt sie Achtung und Zuneigung; denn das Bewußtsein ihrer Unschuld ist ihr Bürge, daß sie nichts anderes verdient habe. Sie denkt an die Zukunft, ist aber ihrentwegen unbesorgt; denn ihr Gefühl sagt ihr, daß sie sich eines glücklichen Schicksals nicht unwürdig macht. Im entgegengesetzten Fall empfindet sie ganz das Gegentheil. S. auch den Art. Sitte und Sitteneinfalt.

Situationsplan, in der Kriegskunst, die Zeichnung eines Terraintheils, mit Berücksichtigung der militärisch wichtigen Gegenstände, wobei man sich denselben als eine ebene Horizontalfläche denkt, auf der alle Gegenstände so dargestellt sind, als sie unserm Auge erscheinen würden, wenn es sich über jeden Punkt dieser Fläche senkrecht erhoben befände, und es zeigt daher ein solcher Plan nur die Umrisse der gesammten Gegenstände an. In den militärischen Schriften findet man folgendes als Vorübung zur Zeichnung militärischer Situationspläne angeführt. Man braucht zum Planzeichnen Federn mit zweierlei Schnitt zu den starken und zu den feinen Linien. Der erste Schritt zu den Vorübungen besteht darin, sich auf einer vorgezeichneten Bleylinie mit der ersten Federart mit grobem oder starkem Schnitte in Ausziehung einer überall gleich starken Tuschlinie zu üben. Da man nun aber eine lange Linie nicht bis zu ihrem Ende, ohne abzusetzen, fortziehen kann, so müssen dabei folgende Punkte beobachtet werden: 1) muß man die Feder beim Absetzen sanft und senkrecht in die Höhe ziehen; 2) muß beim Wiedereinsetzen kein weißer Zwischenraum bleiben; 3) muß man bei demselben nicht gleich mit der Feder zu stark aufdrücken, und 4) muß man etwas oberhalb des Absetzungspunktes mit der Feder wieder anfangen, und ohne aufzudrücken

leise fortziehen. Kann man nun dieses bei geraden und sanft gebogenen Linien bewerkstelligen, so wähle man stärker gekrümmte Linien und sehe vorzüglich dahin, daß die ganze Breite der Federkuppe immer senkrecht auf den verschiedenen Richtungen der Linie liege, damit sie nicht ungleich stark wird. Alles, was von den starken Strichen gesagt worden, gilt auch von den feinen, nur daß man hier noch behutsamer verfahren muß. Man geht hierauf zu den punktirten Linien fort, und beobachtet dabei, daß sowohl bei allen runden, als bei allen länglichten Punkten, die Entfernung, Länge und Stärke derselben, sich stets untereinander gleich bleiben muß. Dann ziehe man sowohl feine, als punktirte Linien, zuerst in sanfte, dann in stärker gekrümmte Linien, in verschiedenen Entfernungen, parallel, und beobachte hierbei die größte Genauigkeit. Nach der Vollendung dieser Uebung geht man zum Schraffiren mit der Feder fort, indem die Striche stets gleich stark und gleich weit von einander entfernt gemacht, und bald horizontal, bald vertikal, bald nach der rechten, bald nach der linken Hand geneigt, gezeichnet werden. Wenn dieses aus freier Hand gut eingeübt ist, so zieht man geschlossene Umrisse, schraffirt jedes Quadrat nach einer andern Richtung, und hütet sich dabei vorzüglich vor dem Ueberfahren der Striche. Uebrigens müssen sämmtliche Felder gleich stark gehalten werden; es wird dann das Zeichnen der Dämme, nach der völligen Entfernung dieser Uebungen, keiner Schwierigkeit mehr unterworfen seyn. Man übe sich nun im Punktiren einzelner Felder und sehe vorzüglich dahin, daß die Punkte rund, gleich stark und gleich weit von einander entfernt gemacht werden. Um indessen die Sandfelder auf schwierigen Plänen von den Stadtvierteln unterscheiden zu können, so läßt man letztere, rund um von dem Umrisse aus, an Schwärze nach der Mitte zu abnehmen. Jetzt wären nun die hauptsäch-

lichsten Vorübungen mit der Feder beendiget. Man übe sich nun auf das Zeichnen der kleineren Charaktere und beobachte dabei, daß sie sämmtlich senkrecht auf dem untern Rande des Planes stehen. Die Häuser können bei signirten Dörfern stehen wie sie wollen, und müssen nur gleich stark und scharfkantig gemacht werden, weil dieses sehr viel zur Verschönerung einer Zeichnung beiträgt. Verschiedene Baumarten trifft man nur auf ökonomischen Karten an, in den militärischen bemerkt man sie nur als Bäume im Allgemeinen, und macht höchstens den Unterschied zwischen Obstbaum-, Laub- und Nadelholz. Bei dem Laubholze sind in diesem Falle drei Arten anzugeben, nämlich diejenigen, welche Holz zu Faschinen liefern, und diejenigen, welche nur als Stammholz zu benutzen sind, oder beides vereinen. Da es oft in Situationsplänen nothwendig ist, mit der Reißfeder umzugehen, so muß man sich zuerst in Ziehung einzelner Linien üben, indem man solche bald stark, bald fein, immer dichter zusammen zieht, und die Entfernung der Linien durchgehends gleich groß annimmt. Zu diesem Zwecke halte man das Lineal mit den zwei oder drei letzten Fingern der linken Hand fest, und bewege das Dreieck mit den übrigen Fingern derselben auf und ab. Dabei muß die Reißfeder von außen stets rein erhalten, weil man sonst leicht Flecke macht, und das Auge an ein richtiges Schätzen der Distanzen gewöhnt werden. Hat man es hierin zu einiger Fertigkeit gebracht, so ziehe man eine beliebige geschlossene Figur und schraffire dieselbe dergestalt, daß 1) alle Striche gleich stark und gleich weit von einander entfernt sind; 2) lasse man diese Striche sämmtlich mit dem obern oder untern Rande des Planes parallel laufen, und 3) so, daß keine Linie über, aber auch jede bis an den Umriß gezogen und das Zusammenlaufen derselben verhindert wird. Aus der eben gegebenen Erklärung eines Situationsplans erhellt, daß alle schief gegen die

Horizontalfläche fallenden geraden und krummen Ebenen so dargestellt werden müssen, als sie sich dem senkrecht über jeden Punkt erhabenen Auge zeigen würden; man muß daher alle diese schiefen Ebenen auf die Horizontalebenen versetzen, welches durch die Projection geschieht.

Die Austuschung der Situationspläne geschieht wie folgt: Zuerst nehme man schwarze Farbe, wozu man gute schwarze ins Rothbraune spielende Tusche nimmt, solche auf einer mattgeschliffenen Glasscheibe oder einem Reibestein von Porphyr ꝛc. sanft mit einem dazu passenden Läufer von Glas reibt, und wenn sie getrocknet ist, so reibt man sie wieder mit dem Finger und reinem Wasser auf, damit sich der Tusch feiner auflöse und nicht so leicht körnig werde; dann dieselbe so lange verdünnt, bis sie die gewählte Schwärze erhalten hat. Diese Farbe gebraucht man nur zur Anlegung der Wälder; die lichten und die ganz verwachsenen unterscheidet man dadurch, daß man die erstern ganz blaß anlegt, und die letztern noch mit etwas stärkere Tusche punktirt. Um Gestrippe zu bezeichnen, macht man viele einzelne Punkte mit diesem Tusche und giebt ihnen auf der rechten Seite einen starken Schattenstrich. Dann gebraucht man diese Farbe auch um auf illuminirten Plänen die Schatten an den Flüssen und Dämmen anzulegen. — Die blaue Farbe, aus blauer Tusche präparirt, gebraucht man dunkel beim Schatten der doppelten Flüsse, Teiche und Seen, so wie zum Schraffiren der horizontalen Wasserbogen bei den Morästen und sumpfigten Wiesen; die blaßblaue Farbe dagegen, die man aus demselben Tusche, nur verdünnt, oder mit etwas geriebenem Cremnitzerweiß versetzt, dient zum Anlegen der doppelten Flüsse, Seen und Teiche. — Die grüne Farbe besteht aus einer Mischung von $\frac{3}{4}$ aufgelösetem Gummi Gutte und $\frac{1}{4}$ aufgelösetem Grünspan, und wird zur Anlage von

Wiesen, Morästen und Hütungen gebraucht. Das Gelbgrüne, aus $\frac{1}{4}$ Gummi Gutte und $\frac{3}{4}$ Grünspan bestehend, dient zur Anlegung von Gärten und Dörfern. — Zur gelben Farbe nimmt man Gummi Gutte zur Anlegung von Saatfeldern, er muß aber sehr verdünnt und dazu Ochertusch oder aus gelbem Ocher bereiteter Tusch gesetzt werden. — Die braune Farbe bereitet man aus rothbraunem Tusche, oder auch aus Kaffeesatz; sie dient zur Anlegung der Fußsteige, einfacher Feldwege und Lehmgruben, die nachher punktirt werden, etwas stark aufgetragen; blässer dagegen zu den Wegen, Heerstraßen, Chausseen und Dämmen. — Die rothe Farbe bereitet man entweder aus reinem Carmin oder halb aus Zinnober und halb aus Lack oder Carmin. Die blaßrothe gebraucht man bloß um Städte anzulegen, die dunkelrothe zu den einzelnen Gebäuden, massiven Häusern, Brücken, Mühlen und andern kleinen Gegenständen.

Die Schrift zur Bezeichnung der Gegenstände des Plans, besteht entweder aus der stehenden oder liegenden, oder schrägen und geraden englischen Planschrift. Jede Planschrift zerfällt, ihrer Höhe nach, in vier Hauptabtheilungen: die größte zur Ueberschrift des Plans in der Beschreibung der Städte, Seen und Ströme; die zweite, die ungefähr $\frac{2}{3}$ von der Höhe der vorigen beträgt, dient zu den Namen der Dörfer, Truppencorps, mittlerer Seen, Flüsse, Wälder und Moräste. Die dritte beträgt $\frac{1}{2}$ von der Höhe der ersten, zum Beschreiben der kleinen Flüsse, Wälder, Moräste und Seen, so wie der Klöster, Kanäle, Chausseen, Vorwerke, Heerstraßen, Gärten, Wiesen, Berge und des Maaßstabes; die vierte Abtheilung beträgt $\frac{1}{2}$ der vorigen oder $\frac{1}{4}$ der ersteren; sie wird zu drn Namen der kleinen Flüsse, Bäche, Teiche, Mühlen, einzelner Regimenter, oder Bataillons, Feldwege,

Fußsteige, Kirchen, einzelner Häuser und aller übrigen, kleineren Charaktere gebraucht.

Das Auszeichnen selbst geschieht auf folgende Weise. Sobald ein Plan entworfen worden, so ziehe man zuerst die doppelten Flüsse und Seen; dann die Truppen, Städte, Dörfer, Dämme, Heerstraßen, Chausseen, und endlich die doppelten Wege und Umrisse der Gärten und Weinberge, nebst allen übrigen kleinen Charaeteren aus. Dann reinige man innerhalb aller anzulegenden Flächen den Plan von den Bleylinien, und lege nun nach folgender Ordnung an: 1) Die Truppen, Wälder, breiten Flüsse und Seen; 2) die Wiesen, Gräben und Sümpfe; 3) die Städte und Dörfer; 4) die Sandflächen und Weinberge; 5) die kleinen doppelten Flüsse und Teiche, die doppelten Wege, Chausseen, Heerstraßen und Lehmgruben; 6) die Mühlen, einzelnen Gebäude, Forsthäuser und alle übrigen kleinen Gegenstände. Nachdem alle Farben gehörig getrocknet sind, ziehe man die einfachen Flüsse, Bäche, Wege, Fußsteige, Kirchen, Häuser, Windmühlen, Weinberge und alle übrigen Gegenstände aus, die dem Anlegen, wegen des Auslaufens der Tusche hinderlich waren; dann erst lege man alle diese an. Diesem folgt das Schraffiren der Wasserlagen in den Sümpfen, die Anfertigung des einzelnen Strauchwerkes, der Alleen und Bäume. Bei der jetzigen Art, Berge zu zeichnen, ist es vortheilhaft die Häuser sämmtlich dunkelroth zu machen, und im Fall die massiven von den nicht massiven unterschieden werden sollen, letztere dunkelbraun, oder rothviolett anzudeuten.

Situationszeichnung, s. den vorhergehenden Artikel.

Sitz, von dem Zeitworte sitzen. 1) Die Handlung des Sitzens, der Zustand, da man sitzt; nur in einigen figürlichen Bedeutungen: Sitz und Stimme in

einem Collegio haben; Sitz auf dem Rathhause, in der Kammer, in der Akademie, in der Deputirtenkammer, im Parlament ꝛc. haben. Man sagt aber auch im gemeinen Leben: zehn Thaler in einem Sitze verspielen. — 2) Der Ort, wo man sitzt, worauf man sitzt, von solchen Körpern, welche zum Sitzen dienen. Der Sitz eines Stuhls, die Fläche, worauf man sitzt. Der Theil des Körpers, womit man sitzt, heißt das Gesäß. In weiterer Bedeutung ein jeder Ort, ein jedes Werkzeug, worauf oder wo man sitzt, so daß es ein allgemeiner Ausdruck ist, welcher die besonderen Arten als Thron, Stuhl, Sessel, Bank ꝛc. in sich schließt. In der Allee sind hin und wider Sitze angebracht. Die Sitze in den Kirchen, Deputirtenkammern, Reichsversammlungen, Schauspielhäusern ꝛc. Keinen Sitz in einer öffentlichen Versammlung mehr bekommen können. Die harte Erde, ein Stein war mein Sitz. Bei den Jägern heißt der Ort, wo sich das Rothwildpret niederläßt, der Sitz. — Auch in einigen figürlichen Bedeutungen des Zeitworts sitzen. Besonders der Art, wo man seinen dauerhaften Aufenthalt hat. Seinen Sitz in einem Orte haben, aufschlagen, sich daselbst niederlassen. Wien ist der Sitz des Römischen Kaisers. Die alten Deutschen hatten ihren Sitz am schwarzen Meere. So auch Wohnsitz, Ritterſitz, Landsitz, Wittwensitz ꝛc.

Sitz, beim Stuhlmacher, der Rahmen eines Stuhls, Kanapees, Sophas ꝛc., welcher auf den Unterstuhl zu liegen kommt und entweder beschlagen oder gepolstert wird. Im ersten Falle wird der Sitz zuerst auf seinen vier Theilen, die nur aus dem Groben zugeschnitten und behobelt sind, und aus dem Unterriegel, Hinterriegel und den beiden Tiefriegeln, be-

stehen, zusammengesetzt und geleimt. Dann werden die Löcher zum Rohrflechten eingebohrt; ehe aber die Riegel festgeleimt werden, legt man solche zusammengesetzt an ihren Ort auf den Unterstuhl, zeichnet nach Maaßgabe der Riegel des Unterstuhls die innere Schweifung der Riegel des Sitzes nach einem getreuen Augenmaaße ab, nimmt die Riegel wieder auseinander und schweifet sie mit der Rundsäge aus. Man hilft nun dieser Schweifung mit dem Schnittmesser nach und ebnet sie mit der Raspel. Dann wird der Sitz zusammengeleimt und mit Rohr beflochten. Nachdem er beflochten worden, wird er nach Maaßgabe der innern Schweifung mit der Rundsäge auch äusserlich ausgeschweift, mit dem Schneidemesser geebnet, und ihm auf dem ganzen Umfange ein Gesimsestab ertheilt. Jetzt wird der Sitz auf dem Unterstuhle aufgeleimt und mit den Leimzwingen angeschraubt, wird aber der Sitz gepolstert, so geschieht solches auf dem Unterstuhle; s. Polster, Th. 114, S. 604, und unter Stuhl und Stuhlmacher.

Beim Sattler ist der Sattelsitz an einem Sattel der eigentliche Sitz von Leder, der unter den Grundsitz zu liegen kommt. Bei einem Deutschen Sattel ist er ziemlich breit und nach der Größe der Stege des Sattelbaums zugeschnitten. Er ist nach Beschaffenheit der Güte des Sattels bald von einem schlechteren, bald von einem besseren Leder, oder auch von Sammet und Plüsch. Gewöhnlich sind zwei Leder über einander, unten ein schlechteres, oben ein besseres, und diese werden vor der Befestigung etwas mit Wolle ausgestopft und durchgenähet. Man stopft nämlich mit einer gewöhnlichen Schneidernadel auf jeder Seite des Sitzes von der Mitte an, mehrere Näthe schräg hinab, so daß die sämmtlichen Näthe auf jeder Seite parallel laufen, etwa einen guten Zoll von einander abstehen, und eine Pfeife bilden; dann wird der Sitz

an den Taschen mit einer sichtbaren Nath angenähet, damit sie recht in die Augen fällt. S. auch den Artikel Sattel, Th. 136, S. 656.

Beim Dachdecker, besonders beim Schieferdecker, der Sitz, worauf der Arbeiter sitzt, um das Dach zu decken. Da die Schieferdächer, besonders an Thürmen, sehr steil sind, so bedient sich der Decker eines Knotenseils, woran ein Sessel befestiget ist, der aus einem viereckigten Brette besteht, welches an dem Vorderrande einen halbrunden Ausschnitt hat, worin der Decker die Füße hängen läßt. Durch die vier Ecken des Brettes sind lederne Rieme gezogen, die sich oben zusammen in dem Ringe des Hakens oder einer Klammer vereinigen, und mit welchem der Sessel an das Knotenseil gehangen wird. Das Knotenseil ist an dem Dache befestiget und vermittelst der Knoten kann er auf dem Seile immer höher steigen, und seinen Sessel höher anbringen oder einhängen, welches aber sehr langsam geschehen muß; erst einen Steigbiegel, hernach den anderen, und wenn er den ersten höher eingehangen hat, so tritt er in denselben und hängt hernach den zweiten auch höher, und zuletzt auch den Sessel. S. auch den Artikel Schieferdach Th. 142, S. 450.

Sitz, (Bock=), an dem Unter=Gestell einer Kutsche, s. Th. 57, S. 289 u. f., und 396.
— , beim Dachdecker, s. oben, unter Sitz.
— (Garten=), eine Bank von Rasen, Holz, Stein ꝛc., in einem Thier=, Lust= oder Blumengarten; s. auch unter Bank Th. 3.
— Grund=), des Sattels, s. oben, S. 561.
— beim Jäger, s. oben unter Sitz, S. 560.
— (Kirchen=), s. Th. 38, S. 774 u. f.
— (Kutscher=), s. Th. 57, S. 389.
— (Land=), s. Landgut und Landhaus, Th. 59, S. 464 u. f.

Sitz (Polster=), gepolsterter Sitz, s. unter Polster, Th. 114, S. 604 u. f.

— (Ritter=), s. Th. 125.

— (Ruhe=), nicht nur ein Sitz, das heißt, ein Stuhl, Sopha, eine Gartenbank ꝛc., worauf man, von Spaziergängen ermüdet, auszuruhen pflegt; s. auch unter Ruhe, Th. 128, sondern auch ein Haus, ein kleines Landgut ꝛc., worin oder worauf man den Ueberrest seiner Tage der Ruhe pflegt. So war Ermenonville im Departement der Oise in Frankreich Rousseau's Ruhesitz. So haben viele Fürsten und Fürstinnen ihre Ruhesitze, wie z. B. die Oerter Amalienruh u. a. andeuten.

— (Sattel=), s. den folgenden Artikel.

—, beim Sattler, s. oben, unter Sitz, S. 561.

— (Sommer=), das Landhaus, Landgut, worauf man sich den Sommer über aufzuhalten pflegt; s. Sommersitz.

— (Sperr=), so viel als ein gesperrter oder abgesperrter Sitz in den Schauspielhäusern ꝛc., s. Sperrsitz.

—, beim Stuhlmacher, s. oben, unter Sitz, S. 560.

— (Winter=), das Schloß oder der Pallast in einer Stadt, wo sich ein Großer im Winter aufzuhalten pflegt; s. Wintersitz, unter W.

— (Wittwen=), ein Ort in der Stadt oder auf dem Lande, der einer Wittwe aus einem der ersten Stände zum Aufenthaltsorte angewiesen worden; s. Wittwensitz, unter W., und unter Leibesgedinge, Th. 70, S. 682 u. 705.

— (Wohn=), der Ort, woselbst man seinen Aufenthalt nimmt, der Wohnort; im engeren Verstande das Haus, worin man wohnt; s. Wohnsitz, unter W.

Sitzanker, beim Ankerschmid und in der Schiffahrt, ein großer schwerer Schiffsanker, der beständig auf einer Rhede oder in einem Hafen liegen bleibt,

damit er daselbst zum Buchsiren der Schiffe dienen könne.

Sitzarbeit, im gemeinen Leben, Arbeiten, die sitzend oder im Sitzen verrichtet werden, wozu nicht nur die Gewerbe, Handthierungen vieler Handwerker und Künstler gehören, wie z. B. das Handwerk der Schneider, Schuhmacher, Weber, Handschuhmacher ꝛc.; die Kunst der Uhrmacher, Formschneider, Holzschneider, Kupferstecher, Miniaturmaler ꝛc., sondern auch und insbesondere die weiblichen Handarbeiten, wie das Nähen, Stopfen, Stricken, Tambouriren, Schneidern ꝛc. gehören. Schädlichkeit des Sitzens, s. Th. 72, S. 367 u. f.

Sitzart, die Art des Sitzens oder in welcher Stellung oder Körperbeugung solches geschieht, auf welche Weise man sitzt; z. B. auf einem Sessel, auf der Hucke, auf einem Pferde ꝛc. ꝛc.; s. auch Sitzen.

Sitzbank, eine Bank zum Sitzen, zum Unterschiede von der Schlaf-, Wasch-, Hobel- ꝛc. Bank. Die Zusammensetzung ist etwas uneigentlich, weil man unter Bank immer schon ein Geräth zum Sitzen versteht, jede andere Bank aber erst durch den Zusatz verständlich wird, wie Hobel-, Schlaf- ꝛc. Bank.

Sitzen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches in einer doppelten Hauptbedeutung üblich ist.

1. Sich gesetzet haben, das ist, diejenige Stellung wirklich haben, da man den Leib auf den Hintern niederläßt, und ihn also zur Ruhe bringt, zum Unterschiede von dem Stehen und Liegen; in welcher Bedeutung die Oberdeutschen es mit dem Hülfsworte seyn, die Hochdeutschen aber mit haben verbinden.

1. Eigentlich. Wir sitzen schon. Bleiben sie sitzen, stehen sie nicht auf. Auf einem Stuhle, auf der Bank, auf dem Sopha, auf dem Bette, auf der bloßen Erde, auf dem Pferde sitzen. Gut zu Pferde sitzen, im Reiten einen guten Anstand haben. Wir haben

den ganzen Tag gesessen. Bei Tische sitzen, das ist speisen, ausserdem sagt man: am Tische oder vor dem Tische sitzen. Am Ofen, an der Wand, im Fenster, in der Thür sitzen. Bei oder neben Jemanden sitzen. Oben an, unten an sitzen. Einem zur Rechten sitzen. Sich müde sitzen. Auf eben die Art wie der Mensch, sitzt auch der Hund, die Katze ꝛc. Das Geflügel aber sitzt, wenn es sich auf die Brust und den Bauch niederthut. In engerer Bedeutung ist auf den Eyern sitzen, und oft nur sitzen schlecht hin, so viel als Brüten.

2. In weiterer und figürlicher Bedeutung, (1) In einigen Fällen braucht man dieses Zeitwort von solchen Verrichtungen, welche sitzend geschehen, da es denn zuweilen auf besondere Art construirt wird. Dem Maler sitzen, sich malen lassen, weil man dabei sitzt. Beichte sitzen, sitzend die Beichte der Beichtväter anhören. Einem Beichte sitzen. Auf eine ähnliche Weise sagt man im Niederdeutschen: Recht sitzen, das Gericht hegen oder halten. Die biblischen Redensarten zu Gericht oder am Gericht sitzen, Gericht halten, sind im Hochdeutschen veraltet. Man sagt aber wohl mit im Rathe sitzen, mit im Gerichte sitzen, mit in der Commission, mit in der Deputirtenkammer sitzen, ein Glied eines solchen Collegiums seyn, weil solches sein Amt sitzend verwaltet. In engerer Bedeutung ist der sitzende Rath, nicht allein der versammelte Rath, sondern wo das gesammte Raths-Collegium in zwei oder drei Klassen getheilt ist, wovon alle Jahre eine an die Regierung kommt, da ist der sitzende Rath die zweite Klasse, welche gerade die Regierung hat; daher auch der sitzende Bürgermeister, der regierende. (2) Ehemals brauchte man es auch für wohnen, seinen dauerhaften Aufenthalt an einem

Orte haben, in welchem Verstande es aber veraltet ist; dagegen bedeutet es in manchen Fällen noch sich in einer mit Ruhe, mit Mangel an Bewegung verbundenen Art des Zustandes befinden. Immer zu Hause sitzen, nicht aus dem Hause gehen. Immer über den Büchern sitzen. Im Kothe sitzen bleiben oder stecken, nicht aus dem Kothe kömmen. Auf Rechnung sitzen, einem Amte auf Rechnung vorstehen, so daß man dem Eigenthümer die Einnahmen und Ausgaben berechnet. Er sitzt warm, im gemeinen Leben, er befindet sich in einem guten Wohlstande. Stille sitzen, nicht wirksam seyn, nicht handeln. Im Gefängnisse oder gefangen sitzen, sich im Gefängnisse befinden, wofür man auch nur sitzen schlecht hin sagt. Schulden wegen sitzen, das ist, gefangen. Auf den Tod sitzen, wegen eines Verbrechens, welches den Tod verdient. Sitzen lassen, bedeutet theils ohne seinen Willen zurück lassen, theils auch mit seinem Willen, z. B. ein Mädchen sitzen lassen, sie nicht heirathen, wie man versprochen. Es kommt bei vornehmen Herren nicht darauf an, ihre Weiber sitzen zu lassen und sich mit andern zu schleppen. Viel Geld im Spiele sitzen lassen. Die Belagerer haben viele Mannschaft vor der Stadt sitzen lassen. Sitzen bleiben, wider seinen Willen unverheirathet bleiben, von dem weiblichen Geschlechte. (3) Von leblosen Sachen oder Gegenständen gebraucht, bedeutet es oft, theils sich auf eine dauerhafte Art an einem Orte befinden, theils nur überhaupt sich an einem Orte befinden. (a) Eigentlich. Der Hut sitzt nicht fest. Das Brett sitzt fest, sitzt locker. Es sitzt vieler Schleim auf der Brust. Es sitzt ihm auf der Brust. Hier sitzt mirs, hier fehlt mirs. Die Schuld nicht auf sich sitzen lassen. Der Nagel

sitzt ihm im Kopfe, er ist stolz, hochmüthig. Nichts auf sich sitzen lassen, sich gegen jede Beschuldigung verantworten. (b) In engerer Bedeutung mit den Nebenwörtern gut, schlecht ꝛc. von der Art und Weise, wie ein solches Ding in die Augen fällt, jedoch nur von Kleidungsstücken, wofür auch stehen üblich ist. Das Kleid sitzt ihnen vortrefflich. Der Mantel sitzt Dir nicht gut. Ehemals war es hier im weitern Verstande üblich, und wurde überhaupt für kleiden, anstehen, anständig seyn gebraucht, von welcher Bedeutung noch das Hauptwort Sitte, nach Adelung, übrig seyn soll. Schon Ottfried braucht es in diesem weitern Verstande. — 3. In der ganzen ersten Hauptbedeutung bekommt es im Oberdeutschen das Hülfswort seyn. Christus ist gesessen zur Rechten Gottes, in der Deutschen Bibel für hat, und Opitz dichtet:

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich Plato für und für
Bin gesessen über Dir.

Ein sitzendes Leben, sitzende Arbeit, wobei man viel sitzt, ist wider die Analogie und nur im gemeinen Leben üblich. Ein gesessener Mann, ein ansässiger, ist eben so unrichtig und auch nur im südlichen Deutschland gangbar.

II. In einer mehr thätigen Bedeutung, jedoch immer noch als ein Neutrum, diese Stellung annehmen, für sich setzen; eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, die aber im südlichen Deutschland gangbar ist.

Ein Stein, der traf den Jeger, das er vor Amacht darnieder saß. Theuerd. Kap. 37. Er saß auf ein reschen Pferd. Kap. 84. Ein jeglicher saß auf sein Maulthier, 2 Sam. 13, 29. Sitzet auf die Rosse, Jer. 46, 9.

Viel Tyrannen haben müssen herunter auf die Erde sitzen, Sir. 11, 5. Alle Fürsten am Meere sollen herab von ihren Stühlen sitzen, Ezech. 26, 16. Sitz hin zu meiner rechten Hand, Opitz, Ps. 110. Laß uns hier auf die höheren mit Moos bedeckten Steine uns sitzen, Geßn. Wo es überall vor sich setzen steht. Im Hochdeutschen nennt man es in dieser Bedeutung zuweilen in den Zusammensetzungen aufsitzen, zu Pferde steigen, sich zu Pferde setzen, absitzen, von dem Pferde oder Wagen steigen.

Das Stammwort dieses Zeitwortes ist das noch im Niedersächsischen übliche sied, niedrig; denn wer sitzet, der erniedriget sich, der persönlichen Höhe nach, oder vielmehr in Hinsicht des körperlichen Längemaaßes, die gerade herabgehende, oder die senkrechte Linie des Körpers nimmt gewöhnlich zwei Beugungen an, um so viel sie sich dann erniedriget. Das thätige Zeitwort von sitzen ist setzen; s. dasselbe, ingleichen Saß, Satz, Siedel, Sessel ꝛc.

Bei den Jägern wird von dem Rothwildpret gesagt es sitze, wenn es sich auf seinem Bette niedergelassen hat. Auch wenn der Hase in seinem Lager ist, so sagt man: der Hase sitzet fest.

Sitzer, weiblich die Sitzerin, eine Person, welche sitzt, ein nur in Besitzer und Beisitzer übliches Wort. Bei den Dichtern findet man es zuweilen angeführt oder im Gebrauche. So sagt Hagedorn:

Die Jahre, da des Gastmahls Länge
Den steifen Sitzern Lust gebahr.

Im Schiffbaue sind die Sitzer, Sitters Kimsitters, stark gebogene Krummhölzer, welche gegen die Lieger und Piekstücken vorschießen, das heißt, der Sitzer liegt mit der Hälfte seiner ganzen Länge neben dem Lieger, an welchem er durch starke Nägel oder Bolzen, welche durch den Lieger, und

Sitzen reichen, befestiget ist, so daß der Sitzer mit einer Hälfte längs dem Lieger liegt, und mit seiner andern Hälfte die Fortsetzung des senkrechten Belaufs des Schiffes an dieser Stelle bildet. Man unterscheidet sie in Sitzer des Flachs, die man auch Stecher nennt, und in verkehrte Sitzer. Die Sitzer des Flachses oder Stecher vereinigen sich auf die Weise mit den Liegern, daß ihre runde Bugt nach der Aussenseite des Schiffes fällt, so daß es bauchiger wird. Die verkehrten Sitzer sind dergestalt gegen die eingezogenen Flurhölzer oder gegen die Piekstücke verbunden, daß ihre hohle Bugt nach aussen zu fällt, wodurch denn der Bauch des Schiffes eingezogener wird; s. auch unter Schiffbau; Th. 143.

Sitzfleisch, ein nur im gemeinen Leben und in der vertraulicheren Sprachart im figürlichen Verstande übliches Wort, um Jemanden anzuzeigen, der nicht gern sitzt; daher sagt man: kein Sitzfleisch haben, von einem Individuum, welches bei allen sitzenden Arbeiten ꝛc. nicht lange aushält.

Sitzgeld, nur von mehreren Summen, ein nur in einigen einzelnen Fällen übliches Wort. 1) Dasjenige Geld, welches ein Verhafteter dem Gefangenwärter entrichten muß, heißt an vielen Orten das Sitzgeld. — 2) In Schwaben oder Würtemberg ist es dasjenige Geld, welches die Beisitzer des Landesgerichts, als eine Besoldung bekommen. Ferner ist es 3) daselbst dasjenige Geld, welches die Häusler den Grundherren des Dorfes als ein Schutzgeld entrichten müssen.

Sitzkasten, in einer Kutsche, s. Th. 57, S. 292.

Sitzkissen, ein Kissen, worauf man sitzt, oder welches auf einen Sitz oder zum Sitze bestimmt ist. Gewöhnlich findet man dergleichen mit Pferds- oder Kälberhaaren gepolsterte oder auch mit Seegras oder Heu ausgestopfte Kissen auf den Sophas, Divans, Stühlen, in den Kutschen, Chaisen und Kaleschen, auf den

Sitzbänken ꝛc. Wie die Ausstopfung geschieht; s. unter Kissen, Th. 75, S. 211 u. f. Das Sitzkissen einer Kutsche, s. Th. 57, S. 294 u. S. 389 u. f.

Sitzlehne, s. Seßlehne, Th. 69, S. 347 u. f.; in einer Kutsche, s. Th. 57, S. 294.

Sitzort, im Bergbaue, der Ort, wo der Bergmann ansitzt oder sitzend arbeitet. Ein Ort oder eine Straße die nur zwei Ellen hoch und $5\frac{1}{4}$ Ellen weit getrieben wird; daher kann der Hauer nur vor derselben sitzen, aber nicht aufrecht stehen. Man sagt daher auch auf dem Sitzorte fortfahren, einen solchen Ort in die Länge forttreiben. Auch wird derjenige Ort so genannt, wo der obere Bergmann auf Straßen arbeitet.

Sitzpfahl, im Bergbaue, der Pfahl oder kleine Klotz, worauf der Hauer in der Grube vor Ort sitzt und arbeitet und das Erz und Gestein sitzend aushauet.

Sitzstock, im Bergwerke, wenn man in einem hohen Flötz das Erz gewinnen soll, und das Flötz besteht aus Letten, so gewinnt man solchen sitzend auf einem Stocke, der in der Grube befestiget ist.

Sitztag, im gemeinen Leben ein Tag, an welchem ein Gericht oder Collegium seine Sitzung oder Versammlung hält.

Sitzträger, am Kutscherſitze, s. Th. 57, S. 389, 396.

Sitzung, nicht sowohl von dem Zeitworte sitzen das Substantivum, als vielmehr ein eigenes von diesem Zeitworte und dem Suffixo ung gebildetes Zeitwort die Versammlung eines Gerichts oder Collegii zu bezeichnen, weil die Glieder desselben dabei sitzen, für das aus dem Lateinischen entlehnte Session. In der ersten Sitzung, Sitzung halten, sich versammeln.

Sivaderie, Sivadière, ein in der Provenze, besonders

in Marseille gebräuchliches Getreidemaaß. Acht Sivaderien machen ein Provenzaler Hemine aus. Die Sivaderie Korn muß ein wenig mehr als 9 Pfd. nach dem Marseiller Gewichte, oder 7 Pfd. und etwas weniger mehr nach dem Marktgewichte an Getreide halten. Nach Pariser Kubikzollen hält dieses Maaß in Marseille 245 Zoll.

Sivadière, s. den vorhergehenden Artikel.

Sivan oder Siban, ein Monat im Kalender der Juden, welcher in einem gemeinen Judenjahre der neunte, in einem Schaltjahre aber der zehnte ist. Nach unserem Kalender fängt es sich im Mai an und endiget im Brachmonate.

Sivolti, in der Musik, umwenden, wird an das Ende des Musik- oder Notenblattes gesetzt, wenn das Stück noch nicht zu Ende ist, um an das Umwenden, Umschlagen des Blattes zu erinnern. Man setzt auch si volti subito, wenn ein schnelles Umwenden nöthig ist.

Siwa, Syeba, Dziwa, eine Göttin der Polaboren, Polabores, einer Wendischen Nation. Man stellte sie nackend dar, die Haare bis auf die Waden gehend; die Hände auf dem Rücken, und in der einen Hand einen goldenen Apfel, in der andern Weintrauben in Blätter gehüllt haltend; Einige stellen sie auch mit einem Kranze von Weinblättern auf dem Kopfe vor. Man opferte derselben Rinder, Schafe, auch Menschen, wobei ihre Priester das Blut derselben tranken, um darnach besser weissagen zu können. Nach der Opferung wurde tüchtig geschmauset und gezecht. Nach Einigen soll diese Göttin Symbulla geheißen haben, und eine Tochter des Sitalcis, Königs der Gothen, und eine Gemahlin des Anthyrs gewesen seyn, der unter Alexander dem Großen in Asien die Feldzüge mitgemacht, dann Stargard in Pommern erbauet, und mit dieser Siwa der Stammvater der noch jetzigen Herzöge von Mecklenburg gewesen seyn.

Ihr Tempel soll an der Stelle gestanden haben, wo Heinrich der Löwe den Dom zu Ratzeburg erbauet hat, und ist vom Vicelius, Bischof zu Lübeck auf Befehl des Kaisers Lothar zerstört worden.

Skaare-Rav, s. Räckling.

Skobiose, s. Scabiose, Th. 138, S. 108 u. f.

Skalber, s. Kropftaucher.

Skalde, Schwed. Skald, ein Name der alten Dichter der Schweden, Norweger und Isländer. Die Dichtkunst soll nach Schweden, Norwegen und Island durch Odin*) gekommen seyn. Es war in den älteren Zeiten kein König, kein Hauptmann oder sonst Jemand von Ansehen der nicht seinen eigenen Skalden oder Dichter gehabt hätte. Dieser mußte bei allen wichtigen Angelegenheiten und Verrichtungen immer zur Stelle seyn, um Alles aufzuzeichnen, was des Bemerkens werth sei, und solches in Liedern zu verfassen. In der Schlacht befand er sich in der Sköldborg, oder mitten unter der tapfersten Mannschaft, damit er die ausgezeichneten Thaten, die gelobt werden sollten, mit eigenen Augen gewahren konnte; und bei Gastmählern mußte er die Gesellschaft durch gute Einfälle und Lobgesänge auf ihre verstorbenen Helden erheitern. Ein solcher Skald oder Dichter

---

*) Ueber Odin sagt der Professor Thurmann in Halle, ein geborner Schwede, in den Hall. Anzeigen vom Jahre 1775, Nr. 32, in einer daselbst eingerückten Abhandlung über die Nordische Dichtkunst: Odin ist ein uralter Gott aller Germanier und hat wohl nie den Skandinavischen Boden betreten. Nebst einem großen Theile ihrer übrigen Mythologie hatten die Nordischen Völker ganz gewiß eine Erzählung von Odins Abkunft aus Godheim (dem Himmel) nach Manheim (der Erde) mit sich aus Deutschland gebracht. Aber ihre ersten Geschichtsforscher fanden dieses Manheim in Schweden und Godheim an dem schwarzen Meere und der Mäotis, wo vormals Gothen gewohnt hatten. Nun wurde der Gott Odin ein Heerführer, ein Stammvater der Nordischen Könige, und aus einer unrecht verstandenen Mythologie erwuchs ein historisches System, welches auf Sturlesons Glauben von allen Nordischen Geschicht-Schreibern angenommen worden.

stand überall in großer Achtung; er leistete dem Könige beständig Gesellschaft und war oft sein General und Minister. Der Name Skald oder Skalde soll nach dem Kanzeleyrath Ihre von Skiål, Vernunft, Klugheit abgeleitet worden seyn; daher Skiålamann, kluge Männer. Sie heißen auch Speking von Speke, Weisheit, davon das Englische Wort to speak, reden, abstammt. — Den Liedern der Skalden haben wir das erste Licht in der Schwedischen Geschichte zu danken, und Tacitus nennt sie mit Recht antiquissimum annalium genus; denn sie verdienen diese Ehre. Die alten Sagen der Schweden, Norweger und Isländer sind ganz voll von solchen Liedern, deren Werth nicht ganz verwerflich ist, obgleich sie, sagt Uno von Troil, *) für uns größtentheils unbegreiflich sind, wovon der Grund darin liegt, daß die Skalden ihre Lieder erstlich mit Fleiß so künstlich zusammensetzten, daß nicht allein der unwissende Haufe den Inhalt derselben, ohne Erklärung nicht erfahren konnte, wie z. B. in Geila Stürsonar, Viga Glums und Greltis Sagen; sondern es konnten sie auch große Dichter nicht verstehen, wie Gretters Historie davon einen Beweis giebt. Zweitens hatten sie die Gewohnheit die Worte in ihren Liedern so ausser aller Ordnung zu versetzen, daß dadurch nothwendig die Undeutlichkeit vermehrt werden mußte. Hier ein Beispiel davon aus Renhjelm, wo die Worte nach der natürlichen Bedeutung so hätten folgen sollen, wie die darüber gesetzten Zahlen bezeichnen.

---

*) Briefe, welche eine vom Hrn. Dr. Uno von Troil im Jahre 1772 nach Island angestellte Reise betreffen. — Aus dem Schwedischen übersetzt. Upsala und Leipzig, 1779, S. 192.

1 2 8 9
Hilmir vaan at holmi

5 7 6
Hialm-skoth rothni blothi

3 14 15 13
Huat ofduldu thess hoeldar

4 10 11 12
Hoerd oc austur i goerthom

18 20 17 19
Rogs bra Recka laegir

10 22 21
Rickur valkera lijki

23 24 27
Herstefnir let hrofnum

25 26 28
Hold flaemingia goldit.

Drittens sollten sie ihre besondere Dichtersprache (Skaldskaparmal) die sehr reich war und die bloß in poetischen Schriften, nicht aber im gemeinen Leben gebraucht werden konnte, und diese hat wahrscheinlich damals eines der vornehmsten Stücke ihrer gelehrten Studien ausgemacht. So findet man z. B. in Resenii gedruckter Edda einige funfzig Synonyma des Wortes bölja (Wasserwoge), und der Kanzelleyrath Jhre führt aus Lopt Guttoromsons Lgodalykil, einem Liebesliede 147 verschiedene Benennungen an, womit das Wort Frauenzimmer ausgedrückt werden konnte. Hier einige Zeilen aus dem erwähnten Liede, welche in der Edda unter den Kringaheiti vorkommen, und zeigen, wie weit die Dichter in ihren Antonomasien gingen:

Heingi eg hamri kringdan
Hang a riupu tangar.
Grimnis sylgs a galga
Gynnung bruar linna.

Die natürliche Ordnung dieser Worte ist: Eg heingi hamri kringdan linna gynnung a hang riupu bruar tangar, a Grymnis sylgs galga, das ist, ich hänge die rund und gehämmerte gaffende Schlange am Ende der Brücke des Berghuns am Galgen des Schildes Odiens. Ihre*) sagt: um hier Verstand zu finden, muß bemerkt werden, daß durch den Galgen des Schildes Odens der Arm angedeutet werde, an welchem der Schild, gleichsam aufgehangen, pflegt getragen zu werden. Unter dem Worte Ripa wird der Falk gemeint, den der Skald hat die Erlaubniß, ein Genus für das andere zu setzen. Die Brücke des Falken ist die Hand, worauf ihn der Jäger setzt, und deren Ende oder tong (Zunge) ist der Finger. Die gaffende oder das Maul aufsperrende rundgehämmerte Schlange, bedeutet einen Ring, das Ganze heißt also: ich stecke den Ring an den Finger.**) — Viertens nahmen sie sich um etwas noch unverständlicher zu machen, die Freiheit, wenn zwei Worte einerlei Laut hatten, die Periphrase des einen für das andere zu setzen, als z. B. das Wort hof bedeutet eine Pferdehufe, Pferdefuß; eben das Wort hof bedeutet auch so viel als Ehrbarkeit, Mä-

---

*) Bref rorande Eddan, das ist, Schreiben, die Edda betreffend, S. 17.

**) Ihre führt an eben dem Orte ein lustiges Exempel von dergleichen Antonomasien der Skalden aus Rudbecks Atlantika, Th. 1, S. 292 an. Die alten Skalden haben nämlich geglaubt, eine Katze, vildbasse, das ist, Wildschwein einen Eber nennen zu können, wenn sie dabei nur ein Wort hinzusetzten, was die Natur, den Aufenthalt oder die Sitten dieses Thieres anzeigten, als z. B. vaeggia basse, das ist Wanderber, weil sich diese Thiere oft in den Wänden in Höhlungen aufhalten. Er glaubt, daß es von einem eben dergleichen hohen poetischen Ausdruck herrühre, daß man eines der kleinsten wohl bekannten Thiere scherzweise Saerk-elefant, einen Hemdelephanten nennt.

ßigung, Verstand, und nur gebräuchlich, um den Pferdefuß, wie dadurch auch das Letzte anzudeuten. — Das größte Hinderniß bei der Erklärung solcher alten Poesien, rührt fünftens daher, daß die Handschriften von den alten Norwegischen Sagen, besonders, was die Verse anbetrifft, ungemein fehlerhaft sind, so, daß sie ohne die größte Schwierigkeit nicht gelesen werden können. Dieses ist auch die Ursache, woher die mehrsten Verse, in den sowohl in Island, als in Schweden gedruckten Sagen nicht zu verstehen sind; daher können nur Wenige damit fertig werden; indessen ist es doch möglich, wovon die neuen Auflagen von Kristnis Saga, Landnamabok ꝛc. und in Island hat sich besonders der Probst Gunnar, Paulsen wegen seiner großen Einsicht in dieser Sache bekannt gemacht und Ruhm erworben. Nur die Schwierigkeit den rechten Verstand der alten nordischen Poesien herauszubringen hat gemacht, daß diese von den Alten uns übrig gebliebenen Proben des Witzes mit solcher Verachtung angesehen werden, als hätten sie keinen Sinn und wären bloß Spielereien der Sprache; allein zugegeben, daß die Gedichte der Skalden nicht als Muster des Witzes und des Geschmackes angesehen werden können, so kann man doch nicht abläugnen, daß nicht zu weilen erhabene Ausdrücke und Gedanken, und sehr glückliche Gleichnisse darin vorkommen, und man kann des sterbenden Lodbrocks, Birrkamal, Eigils, Hofud, Lausen und Ejvindas, Haconarme nebst andern nicht ohne Vergnügen lesen*), auch urtheilt man in der neuern und neuesten Zeit anders über diese Poesie der nordischen Völker, besonders bei uns in

*) S. Five Pieces of Runis Poetry translated, from the Islandic Language. London, 1763.

Deutschland haben sich von der Hagen und Zeune sehr verdient um die nordische Poesie gemacht.

Der Gegenstand ihrer Poesie waren allerhand Begebenheiten des gemeinen Lebens; hauptsächlich aber waren es Lobgesänge auf die Thaten großer Männer, wobei sie beschuldiget worden, es mit ihren Schmeicheleien eben nicht so genau genommen zu haben. Man hat daher von den Skalden allerhand Lieder aufzuweisen, worunter ein nicht schlechtes episches Gedicht auf Karl und Grim, ingleichen auf Hialmar befindlich ist. Auch einige satyrische Stücke, welche man nidvisor, so wie das Vornehmen der Verfasser selbst yrkia nid nannte; von theatralischen Arbeiten findet man aber nichts, sie scheinen also keinen Begriff von diesen Arbeiten gehabt zu haben. — Man muß übrigens nicht glauben, was die Isländische Dichtkunst ins besondere anbetrifft, daß bei allen den Freiheiten, welche sich die Skalden herausgenommen, sie an keine Regeln gebunden gewesen; sie war es eben so gut, als jede andere. Es ist auch gewiß, daß keine Sprache einen so reichhaltigen poetischen Sprachschatz aufweisen kann, als eben sie; auch ist schwerlich ein Poetik so weitläuftig gewesen, als die Isländische, da nach Angabe der Edda nicht weniger als 136 Versarten, auf Isländisch Hattur, dahin gehören, die aber ihre besonderen Regeln haben. Die Edda ist gewiß eins der berühmtesten Ueberbleibsel des Alterthums; man hat solche fast überall für die Götterlehre der Alten gehalten, und hat ihr die Voluspa und das Havamal als ein Paar Theile derselben aufgedrungen; allein sie gehören nicht dazu. Nach Ihre ist die Edda, die er in einer Handschrift auf der Bibliothek zu Upsala untersuchte, nichts anders, als eine Anleitung zur Isländischen Dichtkunst, welche aus drei Theilen besteht; der erste, Daemisagor ist ein Auszug aus der Historia mythica veterum; der zweite Kenningar, ist ein

bloßes aerarium poeticum, und der dritte Liods Greiner enthält die Isländische Prosodie ꝛc. Eben so, wie man sich in Ansehung des Inhalts der Edda geirrt hat, so hat man es auch in Ansehung des wahren Verfassers derselben gethan. Die Mehrsten halten dafür Sämundr Sigfuson, der 1133 starb, habe ein sehr weitläuftiges Werk unter dem Namen der Edda geschrieben, welches viele große wichtige Gegenstände enthalten habe, und gleichsam eine Schatzkammer aller menschlichen Weisheit gewesen sey, wovon aber kaum ein Drittel auf uns gekommen, und in die jetzt bekannte Edda übergegangen sei; Ihre behauptet aber die noch vorhandene Edda sei aus keinem andern Werke ausgezogen worden, sondern zuerst von Snorre Sturleson zusammengesetzt worden. Nach Björn zu Skardsaa, oder vielmehr Olafr Hvitoskald soll der Mönch Gunlaug Sturleson's Edda fortgesetzt haben. Der Consistorialrath Schimmelmann in Stettin hat in einer Vorrede zu seiner Uebersetzung der Isländischen Edda, die auch unter dem Titel: Vorlaufender Bericht und zugleich die Vorrede von der alten und raren Isländischen Edda, so über 700 Jahre und darüber in Norden bisher unerklärlich versteckt gelegen, Stettin, 1776 (5½ Bogen) besonders zu haben ist, bekannt gemacht, daß das Alter der Edda bis an 1500 Jahr vor Christi Geburt gehe, wie er noch in einem besondern Traktate historisch erweisen wollte, und daß Sämund Frode sie nur im 11ten Jahrhunderte aus lange verborgen gewesenen Runenschriften zuerst ans Licht gestellt habe, daß der alte hohe sybillinische jetzt fast unnachahmliche Styl die älteste Zusammensetzung der Nomina und Pronomina, der Substantiva vor den Adjectiven, z. B. Vater mein (ablhi) ꝛc., und vornämlich der Inhalt dieses Alter deutlich erweise. Dieser Inhalt sey ganz kirchlich und enthalte die ganze Lehre von Gott, der Dreieinig-

keit, dem Messias und seinem Mittleramte; dem Antichrist (Rymer St. Römer) ꝛc. und alles was je theologisirt und sybillirt ist. Die Voluspâ sei der erste Theil der Edda, so Odins Moral; von den Dâmisagen, aber seien nur die ersten 33 ächt, die übrigen habe Snorre hinzugesetzt. Die Edda sei die älteste Tradition, die dem ganzen Europäisch-celtischen Volke bei ihrem ersten Auszuge aus Asien mitgegeben worden ꝛc.

Skale, s. Scala, Th. 138, S. 162 u. f.

Skalpelle, s. Scalpelle, Th. 138, S. 165.

Skalpiren, s. Scalpiren, daselbst.

Skammonium, s. Scammonium, das., S. 167 u. f.

Skandal, s. Scandal, das., S. 180.

Skandiren, s. den folgenden Artikel.

Skansiren, s. Scansiren, Th. 138, S. 180 u. f.

Skaphoiden, s. unter Versteinerung, in V.

Skapolith, Scapolith, s. unter Stein.

Skapulier, s. Scapulier, Th. 138, S. 186.

Skartenkraut, eine Benennung des Alantes s. Alant, Th. 11, S. 94 u. f.

Skarusfisch, s. Scarus, Th. 138, S. 188 u. f.

Skast, eine Benennung des Beinbrechers oder Fischadlers, s. Th. 13, S. 540.

Skate, die Norwegische Benennung des Rochen.

Skelett, Sceletus, Sceleton, Gr. σκελετος, Fr. Squelette, ein Todtengerippe; in der Anatomie, die mit einander verbundenen Knochen eines thierischen Körpers, um daran anatomische oder osteologische Demonstrationen zu machen; s. unter Knochen, Th. 41, S. 474 u. f. Hier noch Einiges zur Ergänzung jenes Artikels. Das Gerippe ist nicht nur in Ansehung des Verhältnisses seiner Theile zu einander verschieden, sondern selbst einzelne Knochen unterscheiden sich nach Alter, Geschlecht, Nation,

Individualität, auch wohl nach den Nahrungsmitteln, nach Gewohnheit, Lebensart und Kleidung, nach den Krankheiten und nach der Bereitung und Aufbewahrung. Nach dem Alter: Je jünger der Mensch, rückwärts vom zwanzigsten Jahre, um so größer ist der Kopf zum Rumpf und den Gliedmaßen; desto kleiner sind die Gesichtsknochen zur Hirnschale, desto größer hingegen die Gehörorgane zur Hirnschale; desto niedriger und flacher ist der untere Theil des Gesichts; um so größer ist der Thorax zum Becken, um so kürzer die Gliedmaßen, um so größer die Schlüsselbeine; um so mehr ist von den Knochen, noch Knorpel, um so ebener und glätter sind die breiten Knochen, um so ründlicher die langen, desto unbestimmter die gemischten; auch um so gefäßreicher sind sie. — Je älter das Kind, um so mehr werden seine Kiefer verlängert und vorgeschoben, weil durch die ausbrechenden Zähne wenigstens nicht in dem nämlichen Verhältnisse auch die Breite der Kiefer zunimmt, und alle Zuwüchse des Kiefers sie nur immer mehr nach vorne treiben. Das Kiefergelenk liegt fast in gleicher Linie mit dem Zahnfleische des Oberkiefers bei zahnlosen Kindern, und nur wenig höher bei zahnlosen Alten. Selbst die Beinhaut, das Mark, der Knorpel und selbst die einzelnen Knochen unterscheiden sich durch ihre Zusammensetzung aus mehreren Stücken, Festigkeit, Farbe, in den Hauptperioden des Lebens bis zur Vollendung des Gerippes; auch ist der Zahnwechsel merkwürdig durch die jedem Alter eigenthümliche Bildung, läßt sich also, ohne daß man die Größe zu Hülfe zu nehmen nöthig hat, ein Knochen eines Kindes von dem Knochen eines Erwachsenen, der eines Erwachsenen, von dem eines Alten unterscheiden; bei einigen Knochen jedoch leichter, bei andern schwerer; einige wegen der Kleinheit, z. B. der Gehörknöchelchen, fast gar nicht.

Das weibliche Gerippe ist durchaus kleiner, als das männliche; auch schwächer. Der vollständige Knochenkopf mit allen Zähnen ist am Gewichte im weiblichen Körper zu allen übrigen Knochen schwerer, wie 1 zu 6, im männlichen wie 1 zu 10; auch schon auf den ersten Blick an Umfang bei gleicher Höhe des Gerippes größer; die Hirnschale ist zu den Gesichtsknochen größer; alle Hirnschalenlöcher sind enger; auch das Gaumengewölbe und die ganze Mundhöhle ist kleiner. Der Brustkörper ist durchaus kürzer im Ganzen oberhalb oder bis in die Gegend der vierten Ribbe etwas weiter; unterhalb aber überhaupt enger, beweglicher, faßartiger, weniger kegelförmig, vorn rundlicher, wo der männliche platter ist, höher über dem Becken, weil die Entfernung zwischen der letzten Ribbe und dem Rande der Hüftbeine größer ist, weniger vorspringend. Daher der Schluß der Schambeine beim weiblichen Geschlechte, der Thorax hingegen beim männlichen in gerader Stellung hervorragt, oder in der Horizontallage des Körpers höher ist. Die Reihe der Dornfortsätze der Rückenwirbel ist weniger vorspringend, auch sind die Knorpeltheile der wahren Ribben etwas länger im Verhältniß zu den Knochentheilen. Die Brustbeine sind zusammen kürzer, endigen sich höher, ungefähr in die Horizontallinie zwischen den tiefsten Punkten des vierten, beim Mann ungefähr des fünften Ribbenpaares, daher ist die Linie zwischen ihnen und den Schambeinen länger. Nach einigen sollen sie nach unten von der Wirbelsäule abstehen. Die falschen Ribben nehmen in stärkerer Proportion bis zur letzten an Länge ab. Die Lenden sind länger. Das Becken ist in allen Durchmessern geräumiger. Die Kämme und Spitzknorren der Hüftbeine liegen weiter von einander. Die Schambeine stehen mehr von einander; das Knorpelband ist daher breiter, dicker und doch kürzer. Das Kreuzbein tritt mehr zurück und seine

Spitze nebst den! Steisbeinen nicht so weit vor. Die Schenkelgelenke oder Pfannen sind weiter von einander entfernt. Der Schoos ist umfassender und die Knochen der untern Gliedmaßen laufen unterwärts in einen spitzeren Winkel zusammen. Die Füße sind kleiner, die Schultern abhängiger und die Achselgelenke nicht so weit von einander entfernt. Die obern Gliedmaßen sind kürzer und die Finger laufen spitziger zu. Gerippe von schwachen Frauen, die in der Jugend öfter gebohren haben, pflegen sich durch einen platten Thorax und rundern Rücken von einem Mädchengerippe auszuzeichnen. Uebrigens unterscheidet sich, bei gleicher Größe, ein ausgewachsener weiblicher Knochen von einem männlichen durch weniger Rauhigkeit, kleinern Zacken, schwächere Furchen, flachere Gelenkhöhlen, mehrere Abrundung und Glätte. Gewöhnlich unterscheidet sich ein weiblicher Röhrenknochen von einem männlichen dadurch, daß wenn auch beide nicht nur gleiche Länge, sondern auch gleich große Gelenkfläche haben, der dazwischen liegende Theil oder Körper dennoch beim weiblichen merklich dünner erscheint, daher wiegen sie auch zusammen gegen den Schädel um so vieles leichter. Ueberhaupt haben sie etwas weibliches, was sich schwer beschreiben läßt. Das Stirnbein hat engere Höhlen, eine niedrigere Stirnglatze, und weniger vorspringende Augenbraunenbogen. Alle Gesichtsknochen sind feiner. Die obere und untere Reihe der Zahnfächer in den Kiefern ist mehr elliptisch, bei Männern mehr kreisförmig. Die Zähne sind kleiner und die Zungenbeine zarter. An den Rückenwirbeln sind die Körper höher, auch mehr zu den Seiten ausgeschweift, daher erscheinen sie auch weniger gestaucht. Ihre Querfortsätze sind stärker nach hinten gebogen und ihre Dornfortsätze sind schärfer. Die Ribben sind dünner, weniger gewölbt. Von den Brustbeinen ist das obere im Verhältniß zu dem un-

tern gewöhnlich viel größer, als beim männlichen. Die Lendenwirbel sind höher, schlanker oder weniger gestaucht. Das Kreuzbein ist breiter, die Steisbeine sind schmäler, mehr vorwärts gerichtet; die Hüftbeine breiter, flacher, mehr nach den Seiten übergebogen. Die Schlüsselbeine sind gerader; im männlichen Geschlechte liegen sie mehr von oben nach unten zu, und die Winkel, die sie mit den Brustbeinen machen, sind stumpfe; im weiblichen beinahe rechte. Die Schulterblätter sind kleiner, dünner, flacher; ihre Winkel spizziger. Die Schenkelbeine sind mehr nach vorne gebogen.

Was nun die Verschiedenheit der Knochengerippe nach den Nationen betrifft, so soll unter den Europäern, nach Jnsfeld, der Holländer einen länglichrunden Schädel, der Deutsche und Italiener einen runden, der Türke den rundesten haben*). Nach dem Vesalius sollen die Schädel der Bewohner in Steyermark und Kärnthen sehr besonders seyn**). Die Schotten haben meist hohe vorstehende Wangenbeine. In Albinus Sammlungen zu Leiden findet sich ein Russen- und ein Schwedenschädel, und auf dem anatomischen Theater daselbst, auch ein Engländer-, Spanier- und Franzosenschädel. Sömmering findet zwischen den Deutschen-, Schweizer-, Franzosen-, Schweden- und Russenschädel keinen charakteristischen Unterschied, ausser daß bei den Russen die Augenhöhlen klein, ihre Ränder viereckig und die Zähne klein sind.

---

*) Amat Belga caput oblongo rotundum rotundior Germanis, maxime rotunda figura Turcis placet, triangularem appetunt Aethiopes, quadratam. Calmucci Jusfeld de Lusibus naturae Lugd. Bat. 1772. §. 25.

**) Stiria et Carinthia varia raraque hominum et animo et corpore alunt monstra. G. Fallopii Examen, pag. 768 der Albinischen Ausgabe.

Bei den Asiaten sollen die Schädel der ehemaligen Perser weit zerbrechlicher gewesen seyn, weil sie den Kopf stets mit einer Art Turban bedeckten. Die Tartaren haben vorragende Kiefer, ein spitziges Kinn, lange von einander stehende Zähne und kurze Schienbeine. Der Kalmückenschädel ist würfelförmig, hat die größte Breite, vorspringende Kiefer und die Gesichtslinie macht mit der Horizontallinie einen Winkel von 70 Graden, daher wird die Nase platt. Ueberhaupt ist das Gesicht flach, der Schädel niedrig, die Nasenbeine sind klein, fast senkrecht liegend; die Nasenmündung ist enger und die Grube des Oberkiefers ist ziemlich flach. Die Chinesen sollen ovale Köpfe haben und die obern Schneidezähne sollen auffallender, als bei den Europäern vor den untern hervorstehen. Nach Daubeton soll sich nichts am Chinesen- und Tatarenschädel finden, was sie vor Europäischen auszeichnete; bei einem vollständigen Skelette eines Donischen Kosakens in Blumenbachs Sammlung findet man tiefe und breite Augenlöcher, eine weite Nasenmündung, die Flügel des Oberkiefers herunter gezogen, nebst einem kleinen Rückenmarksloche; es besteht übrigens aus dicken, festen und schweren Knochen. Die ganze Tatarische Race ist übrigens klein von Gestalt, und hat zum übrigen Körper große Köpfe, hohe Schultern und einen kurzen Nacken. Ihre Augen sind um so kleiner und tief liegender und die Nase desto kürzer, je mehr sie sich dem Pole nähert.

Bei den Afrikanern ist beim Neger der Schädel zum übrigen Gerippe im Ganzen größer, als beim Europäer, die Hirnschale kleiner zu dem groben Gesichtsknochen, und gleichsam von den Seiten zusammengedrückt, der Kopf liegt auf den Halswirbeln mehr vorwärts, deshalb ist der Uebergang vom Hinterkopf zum Rücken, oder der Nacken weniger eingebogen. Legt man einen Negerschädel ohne Unterkiefer auf

eine ebene Fläche, so liegt er sehr hinten auf, so daß die Zahnreihe die Fläche nicht berührt, sondern in die Höhe steigt. Vergleicht man die einzelnen Knochen eines Negers mit denen eines Europäers, so findet man das Stirnbein kürzer und flächer; Die Scheitelbeine kleiner, im Zusammenhange einander näher und die Spur von der Anheftung des Schläfenmuskels läuft höher oder näher in die Pfeilnaht. Das Grundbein ist flacher, und hat ein größeres, mehr nach hinten zu liegendes Loch fürs Rückenmark. Die Augenhöhle, Nasenhöhle und Gaumengewölbe sind geräumiger. Bisweilen sind die Nasenbeine offenbar gegen die Stirne hin spitzig. Die Gesichtsknochen sind grob und stark. Der Eingang zum Ohre ist beim kleinen Schläfebeine größer; selbst der Steigbügel scheint den Thieren ähnlicher, indem er kürzer und hohler ist. Der Oberkiefer ragt bis zum Wirbel von 70 Graden hervor. Der Unterkiefer ist oft stärker, überall dicker, höher und breiter; sein Seitenwinkel steigt bisweilen, wie beim Affen, als ein rechter herauf. Die Zähne sind vorzüglich breit und stark und vielleicht öfterer, als bei den Europäern überzählig. Ein sehr schönes natürliches Skelett von einem ausgewachsenen Neger besitzt die Kaiserl. Königl. Josephinische Militair-Akademie in Wien; auch in andern, sowohl öffentlichen, als Privatsammlungen findet man sie. Die Mumienschädel, die man hin und wieder in den anatomischen Sammlungen antrifft, sollen von denen der Europäer nichts Abweichendes besitzen; der Scheitel ist nicht niedergedrückt, auch sind die Gesichtsknochen nicht stärker, als bei den Europäern. Die vollständigen schönen Zähne bilden eine dichte Reihe, und nur die untern Schneide- und Eckzähne sind schräge nach vorn herunter abgeschliffen, am meisten das mittlere Paar der Schneidezähne, die deshalb auch kürzere Kronen haben. Nach Le Vaillant halten

die Gonaquois in Ansehung der Bildung das Mittel zwischen den Hottentotten und Kaffern. Ihre Wangenbeine ragen stark hervor, wodurch das Gesicht in dieser Gegend sehr breit wird, hingegen schmälert sich das Gesicht ganz außerordentlich an den Kiefern und gegen das Kinn hin, und giebt gegen den übrigen Körper dem Kopfe ein mageres kleines Ansehen. Die Nase ist sehr flach, kaum sechs Pariser Linien hoch. Die Zähne sind klein; der übrige Körper ist sehr gut gebildet.

Die Schädel der Nord-Amerikaner haben eine große, breite, ziemlich viereckige Fläche des sehr niedriggedrückten Scheitels, der sich dagegen zu beiden Seiten nach den Schläfebeinen zu, recht kugelicht wölbt; statt daß die Ränder des Plani Semicircularis beim Mumienkopf, von den Hochbeinen an nach dem Schädel convergiren, so divergiren sie hingegen bei diesem sehr auffallend. Die Backenknochen sind sehr hervorstehend und tief ausgewölbt, und die Nasenhöhle ist sehr geräumig und weit. Die Augenbraunenbogen sind sehr groß und hoch gewölbt. Die Gesichtslinie ist ziemlich senkrecht, der Hinterkopf merklich breiter, als bei Europäern, geschweige, als beim Neger- oder Mumienkopf. Die Vorderzähne des Oberkiefers laufen wie Meißel in eine scharfe Schneide, völlig das entgegengesetzte Extrem der Mumienzähne. Die flachen Knochen sind sehr dünn, und der ganze Kopf sehr leicht; also in allen fast das Widerspiel vom Neger. Ein Schädel vom Hond Eyland aus Amerika gleicht einem Negerschädel. Der Kopf ist von den Seiten zusammengedrückt, das Hinterhaupt lang, die Kiefer springen vor, die Nasenknochen sind klein, die Augenhöhlen groß, die Stirne und das Wangenbein flach, und die Schneidezähne haben die Breite der gewöhnlichen Backenzähne; im Ganzen ist der Schädel Affen- oder gar Hunde-ähnlich. Der Kopf der Caraiben

ist im Ganzen wie von oben nach unten zusammengedrückt, und gleichsam hinterwärts hinausgepreßt. Die Stirn ist sehr niedrig, vorzüglich in der Mitte wo das Stirnbein an die Pfeilnaht stößt, hat es einen merklichen Höcker. Durch das hinterwärts Hinausragen des Hinterkopfes, haben die übrigen Schädelknochen eine verschiedene Lage erhalten; so z. B. sind die Augenhöhlen weniger tief, als gewöhnlich, und ihre obere Wand ist vorgetrieben. Die Wangenbeine sind erhaben und die Nasenbeine kurz. Diese sonderbaren Gestalten rühren indessen durch die künstliche Umformung des weichen Kinderkopfes her, wie einige bewährte Augenzeugen die Verfahrungsart umständlich beschreiben, welches sich auch aus dem auffallenden Hügel zwischen dem Stirnbeine und den Seitenbeinen sehr leicht erklären läßt; denn indem der zarte Kopf des neugebornen Kindes an dieser Stelle bloß knorplicht ist, so wird sich, wenn man die Stirn hinlänglich preßt, allmählig diese Stelle in den Höcker herausgeben müssen. Nach Charlevoix haben einige Wilden in Canada runde, andere niedergedrückte Schädel, beides sollen Wirkungen der Kunst seyn. Die Eskimos und Grönländer sind klein, aber großköpfig, und haben flache Gesichter mit vollen Backen, doch ohne eingedrückte Nase. Die Feuerländer haben dicke Backen, breite Schultern und Brustkörper, eine kurze untersetzte Statur, dünne Schenkel, dicke Knie hagere Beine. Die Schädel der Mallikolesen sind nach Förster's eigener Beobachtung von der Nasenwurzel an aufwärts mehr platt, und hinterwärts zusammengedrückt, und unter allen Menschen deshalb am affenähnlichsten. Die Neuholländer sind kleinerer Statur und die Neuseeländer sind groß und stark; jedoch nur dünnbeinig.

Was die Verschiedenheit des Gerippes nach der Individualität betrifft, so haben einige

Menschen durchaus mehr dicke, als lange Knochen, andere dagegen umgekehrt wohl länger und breiter, aber nicht in dem Verhältniß auch dickere Knochen. Das Gerippe einiger Menschen hat bisweilen, ohne allen Verdacht der Kränklichkeit, einen großen oder kleinen Kopf, breite oder schmale Schultern, eine erhabene oder platte Brust, einen gebogenen oder geraden Rücken, schlanke oder kurze Lenden, dicke oder dünne Hüften, gestauchte oder gestreckte Schenkel, hohe oder niedrige Schienbeine, lange oder kurze Hände. Selbst die Substanz oder die Feinheit des Kerns der Knochen scheint verschieden zu seyn. — Auch nach den Nahrungsmitteln können die Knochen verschieden seyn, das heißt nach dem Genusse vegetabilischer odee thierischer Kost. Daß die Nahrungsmittel darauf Einfluß haben müssen, gewahrt man bei dem Genusse der Färberröthe oder bei dem Einathmen des Staubes der Färberröthe in den Krapp- oder Röthemühlen; denn bei den verstorbenen Arbeitern aus dergleichen Krappmühlen hat man die Knochen ganz roth gefärbt gefunden; auch der Genuß der warmen und der kalten Speisen hat Einfluß auf den Körper. — Gewohnheit, Lebensart und Kleidung hat gleichfalls Einfluß auf die Verschiedenheit der Knochen. So sollen die Nord-Amerikaner die Köpfe ihrer neugebornen Kinder mit einem Säckchen Sand und durch das Niedrigerlegen in der Wiege platt drücken, und dadurch die beschriebene Form erzwingen. Bei den Türken sollen die Ammen die kugelige Form des Kopfes erzwingen, welches auch oft bei uns geschieht, daß sie den Kopf gleich nach der Geburt eine runde Form geben, indem sie ihn sanft mit den Händen dazu drükken, welches aber im Preußischen den Hebammen bei Strafe untersagt ist, weil dadurch viele Organe in ihrer fernern Ausbildung gehindert werden können. — Die Druſen suchten dagegen auf dem Libanon die

Köpfe ihrer Kinder länglich zu formen. Die Mohren oder Neger sollen ihren Kindern die Nasen platt drücken, wenigstens ist dieses Anfangs geschehen, jetzt werden sie mit dergleichen Nasen geboren; denn die zu Kassel gebornen Mohrenkinder hatten dasselbe platte Gesicht, ohne daß es ihnen eingepreßt wurde; auch die großen aufgestülpten Lippen kommen nicht vom Plattdrücken. Die Schädel der Perser sollen, weil sie das Haupt bedeckten, schwächer, die der Aegyptier, weil sie es schoren und bloß trugen, sehr viel stärker gewesen seyn. Die Schädel der Neger sind auch härter, als diejenigen der Europäer, welches wahrscheinlich auch davon herrührt, daß sie ihn unbedeckt tragen. Die schon oben, S. 583, bemerkte Verschiedenheit der Form des Schädels zwischen einem Deutschen und Holländer, soll von der verschiedenen Art die gewickelten Kinder in die Wiege zu legen herkommen. Die Zähne der Aegyptier erhielten vielleicht durch das Leben von bloßen Pflanzen und zähen Wurzeln, die oben, S. 585, angeführte Gestalt. — So suchen die Europäerinnen der höheren Stände durch Schnürbrüste die natürliche Form der Brusthöhle an ihren Töchtern gerade umzukehren, statt daß sie der Natur überlassen oben schmal und unten breiter wird, liebt man sie unten schmal und oben breiter. Man erreicht dem Scheine nach auf eine Zeitlang seinen Zweck, bis endlich nach fünf und zwanzig Jahren, oft früher, die Verkrüppelung, oder eine hohe Schulter, das ist, ein wahrer Buckel hervorbricht. Ferner bemühen sie sich die Schulterblätter viel dichter, als es natürlich ist, an den Rücken zu pressen, oder durch allerhand Instrumente wenigstens den ganzen Rückgrad so gerade, als möglich, zu zwingen. Bei Haarkräuslern oder Friseurs, Peruquiers, die beständig mit der einen Hand den Kamm führen, und mit der andern Hand das Haar bloß ruhig halten, erhöht sich endlich die Brusthöhle durch

die anhaltende Wirkung der Muskeln der Schulter auf der eigentlich arbeitenden Seite. Auch die Drahtzieher, welche durch die Ziehstange die Drehscheibe in Bewegung setzen, haben durch die Anstrengung, mit beiden Händen die Stange im Kreise zu drehen, erhöhete Schulterblätter und eine zusammengepreßte Brust. Die Bruchbänder sollen am Schambeine einen Knochenauswuchs veranlassen. Vieles Reiten in früher Jugend krümmt die untern Gliedmassen; vieles Knien macht die Kniescheiben endlich breiter. Durch die Handthierung der Bäcker beim Brodbacken erhalten sie eingebogene Knien, so daß die Beine nicht zusammen, sondern von einander abstehen, gleich den Füßen unter einer Bank. So veränderten die Europäerinnen der höheren Stände ihre Füße durch das Tragen der Schuhe mit hohen Absätzen endlich so, daß die Fußwurzel und der Mittelfuß einen natürlich starken Bogen bildete, und nach dem fünf und zwanzigsten Jahre schlechterdings nicht mehr gerade ausgestreckt werden konnte; sehr oft ist Verwachsung der Gelenke die Folge davon. Durch diese hohen Absätze erhielt das ganze Skelett eine andere Richtung, Schob man nämlich unter die Ferse eines gerade stehenden einen eben so hohen Keil, als die Absätze betrugen, so mußte er nothwendig vorwärts fallen, wenn er sich nicht durch Ueberbeugung nach hinten oder Zurückstreckung hilft. Die Chinesinnen machen ihre Füße durch das Einzwängen in Holzschuhe vollends ganz unbrauchbar. Man findet auch bei allen die gewöhnliche Schuhe tragen, die Zehen mehr oder weniger verrenkt, wo nicht mehr oder weniger verkrüppelt, und die sogenannten Hühneraugen sind Produkte enger Schuhe. — Auch Krankheitsstoffe verändern die Knochen. Liegt z. B. Eiter an einem Knochen, so scheint er ihn allmählig zu erweichen, gleichsam schaumig zu machen und aufzulösen, ohne

daß das Ueberlegen des Knochens weiter, als der Eiter reicht, leidet, der daher auch in solchen Fällen bloße Löcher zeigt. Solche aufgelöfete Knochen pflegen, so lange die Stelle nicht geöffnet ist, weder schwarz zu seyn, noch heftig zu riechen. Bisweilen wird der Knochen ganz zerfressen, so daß sichtliche Stücke von demselben abgehen nnd sich mit dem Eiter vermischen oder im Eiter hinabsinken. Gemeiniglich wird ein verdorbener Knochen erst dann Kohlschwarz und stinkend, wenn die Luft zu ihm tritt. Die sogenannte Englische Krankheit, Rachitis, macht nicht nur die Knochen der Kinder weicher und die Endstücke dicker, sondern sie giebt ihnen auch ein eigenes misfarbiges Ansehen; s. den Art. Englische Krankheit, Th. 11, S. 19 u. f. Bei den sogenannten Cretins, aus welchen Einige eine verschiedene Menschengattung machen, die aber wahrscheinlich, ja wohl gewiß bloß Kranke sind, steigt das Hinterhauptsstück des Grundbeins vom großen Rückmarksloche senkrecht in die Höhe, so daß dieses ganze Loch mit der Centrallinie des Körpers in einer Ebene liegt; selbst die Gelenkknöpfe liegrn nach vorne zu und der Zapfen liegt mit dem Körper des Flügelstücks in einer Horizontalfläche. Von innen angesehen ist dieser Zapfen eher erhaben, als daß er die gewöhnliche Verbindung zeigte, wodurch der Hirnschale viel Raum entgeht und der Knoten des Gehirns sehr zusammengedrückt wird. Die Seitenblutleiter müssen, um zur Halsvenengrube zu kommen, nochmals in die Höhe steigen, und die Halswirbel müssen einen großen Bug nach vorne machen, um zu den Gelenkknöpfen zu gelangen. Soweit ist genug, um zu beweisen, daß dieses nicht bloß eine Krankheit der Haut, sondern selbst der festesten Theile ist, die mit der oben erwähnten Englischen Krankheit Verwandschaft zu haben scheint. — Bloßes Wasser in dem Kopfe, treibt die Knochen auseinander, die Hirn-

schale vergrößert sich, und überlebt es das Kind, welches doch nur selten geschieht, so wird es auch verhältnißmäßig dicker. Auch Wasser oder Eiter in der Brust treibt bisweilen die Ribben auseinander. Eine Geschwulst der Aorte schiebt die Knochen aus ihrer Lage, und treibt sie selbst auf. Eiter oder sonst eine Geschwulst dehnt bisweilen die Oberkieferhöhle ungeheuer aus, so sehr, daß der Knochen so dünn wie Papier wird. Auch venerisches Gift verdirbt die Knochen, und zerfrißt sie bisweilen. Die Knochen wassersüchtiger Personen enthalten bisweilen statt des Marks eine gallertartige Flüssigkeit, und werden gleichsam magerer. Wird ein Knochen mit Verlust seiner Beinhaut entblößt, so stirbt er leicht ab, Auch beim Skorbut verderben die Knochen auf eine eigene Art; sie werden weich, schwammig, brechen auch wohl von selbst, nachdem diese Stelle bis zu einem knorplichten Wesen erweicht worden. Bei der Gicht werden die Knochen von ihren Knorpelflächen allmählig entblößt, reiben sich auf einander und erhalten polirte Oberflächen. In einigen selten scheinenden Krankheiten wird ein Knochen aufgetrieben, gleichsam aufgeblasen, schwammig, und sehr leicht, in andern ebenfalls aufgetrieben, aber zu gleich dicht, fest, steinhart und schwer. Ein faulender Knochen wird kohlschwarz und verbreitet einen eigenen, höchst widerlichen Geruch. Aus diesem hier Angeführten über die Knochen der Skelette wird man leicht beurtheilen können, mit welcher Vorsicht man beim Sammlen der Knochen zu Werke gehen muß, um nicht schadhafte zu erhalten, nach welchen man denn oft den Knochenbau des Körpers ganz falsch beurtheilen kann; es ist also nöthig, auf die oben angeführten Krankheiten ꝛc., welche auf die Knochen Einfluß haben, genau zu merken, Man findet auch noch die Knochen in Hinsicht ihrer Bereitung und Aufbewahrung verschieden.

Läßt man z. B. im Knochen das Fleisch unter Wasser so lange faulen, bis es sich sehr leicht von dem Knochen absondern läßt, und wässert man es während und nach der Reinigung fleißig, so werden sie durch ein vorsichtiges Bleichen, welches weder in zu starker Sonnenhitze, noch in zu schattigen Orten geschehen muß, ohne alle Künsteley am weißesten und saubersten, nur müssen die Knochen nicht von zu alten Körpern seyn. Die weißesten Knochen liefern junge schwindsüchtig und wassersüchtig gewordene Personen; weniger weiß und sauber werden sie, wenn man durchs Kochen das Fleisch von ihnen zu bringen sucht, da ohnehin durch die Hitze der Schmelz der Zähne losspringt. Solche Knochen lassen sich in verschlossenen Schränken Jahrhunderte lang, ohne merkliche Veränderung, aufbewahren. Bisweilen findet man in den Gräbern menschliche Knochen, die durch und durch schon grün sind, und wie ein Turkis aussehen, welches von nahegelegenem Kupfer oder Messing kommt, wie der flüchtige Salmiakgeist beweiset. Mumienknochen enthalten selbst in ihren Höhlungen Asphalt oder Judenpech und Cedernharz, welches sich statt des Marks in solche hineinzieht.

Das Skelett wird nicht nur in der Anatomie zum Studium der Knochen für Aerzte und Wundärzte, sondern auch in den bildenden Künsten, besonders in der Zeichenkunst, zum Studium der Lage der Knochen, ihrer Verbindung mit einander ꝛc. gebraucht. Ueberhaupt ist die Knochenlehre, Osteologie, dem Künstler eben so wichtig, wie sie dem Arzte ist; denn nie wird ein Künstler mit Sicherheit einen schönen nackten Körper darstellen, wenn er nicht die richtige Lage der Knochen oder Gebeine, welche den Bau des Körpers überall unterstützen, und aufrecht halten, und so zusagen in Ansehung desselben das sind, was das Bauholz einem Gebäude oder in einem Hause ist, weiß.

Meiner's Grundriß der Geschichte der Menschen.

Blumenbach. Dissertatio de generis humani varietate nativa; und seine Decas collectionis suae craniorum diversarum gentium. Goett. 1790. — Dessen Knochenlehre, S 287 und 346.

Große's Magazin der Naturgeschichte der Menschen, 2r Band, 1s St.; 3r Band, 1s St., S. 136.

D'Ulloa, Voyage dans l'Amerique meridionale. Tom. 2, pag. 77. — Desselben Voyages au Nord. Tom. 5, pag. 14, 15.

Göttingensches Magazin, 1r Bd., 1s St., S. 109.

Bonn, Descriptio thesauri ossium morbosorum Havii, No. 463, p. 137.

Le Vaillant Voyage dans l'intérieur de l'Afrique. Paris, 1790, Tom. 2, pag. 117.

Mémoires de l'Academie royale des Sciences de Paris, 1723. p. 324.

Krug, Geschichte von Grönland, S. 169.

Sömmerig's vom Baue des menschlichen Körpers, 1r Th., Frankfurth am Main, 1791, S. 66 u. f.

Skenographie, Fr. Scenographie, eigentlich die Beschreibung einer Scene; man gebraucht dieses Wort auch von der perspectivischen Vorstellung eines Hauses und eines Modells in erhabener Arbeit.

Skiographie, Fr. Sciographie, die Vorstellung im Profil oder der perspectivische Durchschnitt der innern Theile eines Gebäudes, als der Zimmer, Kammern, Treppen ꝛc.

Skizze, Fr. Esquisse, Ital. Schizzo, in der Zeichen- und Malerkunst, der Entwurf eines Gemäldes oder der Entwurf zu einem auszuführenden Gemälde; auch ein Gemälde, welches angefangen, aber nicht ausgeführt worden. Unter den Skizzen sind einige nur bloße Gedanken, andere dagegen weit ausgeführter; daher kann man sie in mehrere Abtheilungen bringen, nämlich: in Andeutungen, in ausgeführten und in vollendete Skizzen. Bei der ersten Art, den Andeutungen, hat der Künstler, Maler oder Zeichner,

bloß die Idee zu einem Bilde, einem Gemälde, nur leicht aufgezeichnet, nur bloß das Maaß zu den Figuren, Gruppen ꝛc. angedeutet; nirgends ist Ausführung, Alles bloß Contur. In der zweiten Art sind die Gedanken ausgeführter, die Figuren schon mehr schattirt, mehr ausgemalt; und in der letztern, steht die ganze Skizze vollendet mit Schatten und Licht, in so weit es zur Skizze gehört, da; der Zeichner oder Maler hat hier alles genau berücksichtiget und erwogen, so daß nach diesem Entwurfe das Gemälde angefertiget werden kann; es ist gleichsam der Geist, die Seele, die in das Gemälde übertragen wird; daher haben gute Skizzen bei Künstlern und Kunstfreunden einen hohen Werth, und werden, wenn sie von alten Meistern sind, fast so theuer bezahlt, als die Gemälde selbst; sie werden auf Kunstausstellungen ausgestellt und bewundert. Es versteht sich hier, daß es Skizzen von großen, erhabenen Gegenständen seyn müssen, z. B. aus der Religions- oder weltlichen Geschichte, aus der Mythologie ꝛc., kleinere Skizzen, würden auf einer Ausstellung von Künstlern wohl beachtet, aber vom Publikum übergangen werden. — Eigentlich soll der Name Skizze nur kleinen angefangenen Gemälden zukommen, welche als Muster zu größeren, die der Maler darnach malen will, gebraucht werden; und Entwurf, Anlage, sollen blos von einem angefangenen Gemälde verstanden werden, daß man noch fertig machen will, welches doch nicht mit den Skizzen geschieht. Das Wort ist aus dem Italienischen und aus den Malerschulen der Italiener, wo es zuerst Anwendung fand, um den Entwurf eines Gemäldes anzuzeigen. Es ist nachher bei der Verbreitung der Malereien bei allen Nationen eingeführt worden, wo diese Kunst blühte. Auch Schriftsteller haben sich dieses Wortes zur Bezeichnung kleiner, leicht entworfener Erzählungen, Bruchstücke von Reisebeschrei-

bungen ꝛc. bedient, wie z. B. Meisner, dessen Skizzen bekannt sind.

Skizziren, Fr. Esquisser, in der Malerei, mit dem Bleystifte oder auch mit dem Pinsel einen leichten Entwurf von einem Werke machen, welches man im Kopfe hat. Man sagt daher einen Gedanken skizziren, der Gegensatz davon ist, ausarbeiten, endigen, ausführen, Fr. arrêter, terminer, finir.

Sklave, Servus, Fr. Esclave, Engl. Slave, Ital. Schiavo, eine Person, welche einer andern eigenthümlich zugehört, und welche nicht freiwillig, sondern durch Zwang unter ihre Botmäßigkeit gekommen, sei es nun durch Erbschaft, oder durch Kauf, Tausch ꝛc., und die daher verpflichtet ist ihrem Angehörigen, Herren, alle nur mögliche physische und moralische Dienste zu leisten. Daher Jemanden zum Sklaven machen. Jemandes Sklave seyn, seiner Willkühr als ein Sklave unterworfen seyn. Ein Sklave seiner Leidenschaften seyn, sich von ihnen ohne Widerstand beherrschen lassen. Da die Gefangenen noch bei den meisten unkultivirten oder rohen Nationen, die man mit dem Namen Barbaren belegt, als solche Sklaven angesehen und behandelt werden, so bedeutet Sklave in engerer Bedeutung oft einen solchen Gefangenen. Nach dem Adelung ist dieses Wort, so wie die Bedeutung von einer Nation der Sklaven oder Sclaven entlehnt worden, weil die ehemaligen Deutschen und andere benachbarte Völker die Gewohnheit hatten, die Gefangenen, welche sie im Kriege von ihnen machten, als solche eigenthümliche Knechte zu behandeln und die Einwohner der von ihnen eroberten Gegenden zu Sklaven zu machen, woher denn auch noch die Leibeigenschaft in den ehedem von Sklaven und den mit ihnen verwandten Nationen bewohnten Provinzen herrührt. Man schrieb den Namen dieser Nation im Lateinischen ehemals am

häufigsten Sclavi und im Griechischen σκλαβον. In den neueren Zeiten hat man angefangen, in diesem Worte, wenn es die Nation bezeichnet, den Gaumenlaut zu verbannen und Slaven zu schreiben, mit der Behauptung, daß diese Schreibart die richtigste sey. Nach dem B. A. Kercselich de Corbavia, in seinem zu Zagrab herausgekommenen Werke: de regnis Dalmatiae, Croatiae etc., soll der eigenthümliche Name Sklave und nicht Slave lauten, wie aus Urkunden daselbst bewiesen wird, obgleich die Russen, Dänen, ꝛc. so schreiben. Adelung sagt noch: daß der eigenthümliche Name einer Nation zu einem allgemeinen Nennworte geworden, hat mehrere Beispiele vor sich. So führt Frisch aus dem Thomas Magister an, daß Καρ bei den Griechen gleichfalls einen leibeigenen Knecht bedeutet habe, weil οι Καρες, das ist, die Karier, zuerst als Knechte verkauft worden. Sklav statt Sclave zu schreiben, ist ein neuer Gebrauch im Deutschen, wo es angeht, das k mit dem c zu vertauschen; auch Adelung ist der Meinung, daß es besser sey, obgleich er es auch in seinem großen Wörterbuche der Deutschen Sprache unter Sclave aufführt, jedoch dabei bemerkt, daß es der Deutschen Sprache freilich angemessen sey, dieses Wort, wenn es ein allgemeines Nennwort ist, Sklave zu schreiben; man müßte denn aber auch Scorbut, Scorpion, Scrupel ꝛc. mit einem k schreiben, welches aber noch nicht so allgemein sei, daß es zur Regel dienen könnte. Freilich zur Zeit Adelungs, als er sein Wörterbuch herausgab, noch nicht, aber jetzt, wie schon bemerkt, führt man es überall ein oder sucht es in guten Schriften einzuführen und behält das c nur da bei, wo sich das k mit der Aussprache durchaus nicht verträgt, und das c einen Mittelton zwischen diesem Buchstab und dem k bildet, also nicht völlig hart, sondern weich ausgesprochen wird.

Wenn die Sklaverey entstanden oder auf welche Weise man zuerst Sklaven gemacht hat, ist wohl nicht schwer zu erklären. Der Stärkere überwindet den Schwächeren und macht ihn sich dienstbar; dieses ist gewiß der Ursprung. In den meisten Ländern hat die Sklaverei bei den Weibern ihren Anfang genommen, wie man noch aus der Behandlung derselben bei den Wilden ersieht; s. oben, unter Sitte, S. 505 u. f.; auch artet der häusliche Dienststand in Sklaverey aus. So bietet ein armer, ein unwissender Mensch einem Herrn seine Arme an, um von ihm unter gewissen Dienstleistungen ernährt zu werden, dieser gewöhnt sich daran, sich bedienen zu lassen, und betrachtet den Dienstleistenden als ein ihm zugehörendes Gut. Die Gewohnheit zu gebieten erzeigt Härte und Eigensinn; man befiehlt und straft unaufhörlich nach bloßen Einfällen, nach bloßer Laune, und der Diener ist nichts mehr als ein Sklave. Dieses ist die Geschichte der Sklaverey in der Kindheit aller bürgerlichen Gesellschaften. Nachdem sich aber die bürgerliche Verfassung immer mehr und mehr entwickelte und die Regierungen sich verschiedentlich gestalteten, so fand man auch andere Mittel sich Sklaven zu verschaffen. Hierzu diente nun nicht nur der Krieg, worin die Gefangenen zu Sklaven gemacht wurden, sondern auch andere Vorwände liehen bald dem Stärkeren und Reicheren dazu die Mittel, worunter auch Wohlthätigkeit und Dienstfertigkeit gehören. Wenn ein Insulaner auf Mindanao seinen Sohn aus der Sklaverey loskauft, so macht er ihn nachher zu seinem eigenen Sklaven, und eben so hart verfahren auch die Kinder mit ihren Eltern. Der Schuldner wird der Sklave seines Gläubigers, und wenn man demjenigen, der Alles verloren hatte, nichts abnehmen konnte, so nahm man ihm seine Freiheit. So hat auch der Fiskus oft die Sklaverey als Strafe gebraucht. Man

bestrafte den Verbrecher, indem man ihn verkaufte, und so gab es Fälle genug, wodurch die Sklaverei möglich geworden und einen Schein des Rechts von Seiten der Gebieter gewonnen. Durch die Lehnsverfassung wurde eine andere, vorher unbekannte Art von Sklaverey, die auf dem Grund und Boden haftet, eingeführt. Der Leibeigene lebte nicht im Hause seines Herren, aber er war demungeachtet ihm unterworfen und wurde von ihm mit dem Viehstande und dem Gute verkauft, welches er bewohnte; s. Leibeigen und Leibeigenschaft, und die Entdeckung von Amerika gab zu einem neuen Sklavensysteme Veranlassung und gewiß zu dem drückenste und unmenschlichsten.

Was nun Sklave in der Gesellschaft, im Staate, anbetrifft, so ist dieser Stand bei den alten Völkern, Israeliten, Griechen, Römern, alten Deutschen, im Art. Knecht und Knechtschaft, Th. 41, S. 286 u. f. schon ausführlich abgehandelt worden, sowohl was die Geschichte dieses Zustandes betrifft, als auch die besonderen oder einzelnen Arten des Sklavenstandes; auch findet man darüber Manches in dem sehr ausführlichen Artikel Leibeigen und Leibeigenschaft, Th. 70, S. 440 u. f., welcher Zustand doch auch eine Art Sklaverey ist. Hier wird also nöthig seyn, über die Sklaven, den Sklavenstand, die Sklaverey und den Sklavenhandel zu sprechen, welcher Menschenhandel, besonders seit der Entdeckung der neuen Welt mit den Negern getrieben worden, so wie auch von denjenigen Sklaven, welche von den Barbareskenstaaten durch Korsaren auf dem Meere ꝛc. gemacht worden, also von den Christensklaven in den Mohamedanischen Ländern. Ehe ich jedoch hiermit beginne, will ich über die Sklaven bei den alten Deutschen das Nöthige hier sagen.

Ueber die Sklaven der alten Deutschen

ist zwar schon, wie oben erwähnt, unter Knecht und Knechtschaft, Th. 41, S. 362 u. f., Einiges gesagt worden; indessen bleibt hier noch zur Ergänzung des dort Gesagten der eigentliche Sklavenhandel derselben hier abzuhandeln übrig. Bei den alten Deutschen oder Teutschen galten die Sklaven für eine vorzügliche Waare, die sie sowohl an Auswärtige verhandelten, als auch von denselben einhandelten. Die alten Deutschen schätzten den Ackerbau nur geringe, weil Krieg und Jagd ihre Hauptbeschäftigung war, und deshalb mußten sie auch bei der späterhin steigenden Kultur, bei der Vermehrung ihrer Bedürfnisse, auf eine größere Anzahl Anbauer desselben Bedacht nehmen. Anfangs tödteten sie die im Kriege gemachten Gefangenen, um ihre feindlichen Nachbaren dadurch zu schwächen, wie alle rohe Völker, bei denen noch kein Schatten von Kultur sich gezeigt hat; nachdem sie sich aber zu cultiviren anfingen, mehr Grundeigenthum und geräumigere Wohnungen erhielten, so ießen sie auch die Gefangenen am Leben und machten sie zu Sklaven, die ihnen das Feld bauen und auch zu sonst mancherlei Nutzen seyn mußten, wodurch sie eben den Zweck, die Feinde an Anzahl zu schwächen, erreichten. Ein zweites Mittel sich Sklaven zu verschaffen war das Spiel, welches sie leidenschaftlich liebten, und welches daher oft mit dem Verluste ihrer Freiheit endigte. Ein drittes Mittel waren die an ihren Küsten oder in der Nähe derselben Schiffbruch gelittenen Schiffe, deren Güter sie sich nicht nur zueigneten, sondern auch die sich an das Land geretteten Personen wurden ihre Sklaven; dann erhielten sie Zuwachs daran durch die freiwillige Anerbietung, entweder aus Hungersnoth oder aus christlicher Andächteley; durch die geschehene Aussetzung gleich nach der Geburt; durch die Fremdlingschaft oder das sogenannte Wildfangsrecht, weil ein jeder, der ohne den

geheiligten Schutz des Gastrechts den Deutschen Boden betrat, ein allgemeiner Feind war; durch Unvermögenheit seine Schuldenlast zu tilgen; durch unebenbürtige Heirath mit Sklaven; durch gebrochene Geisselschaft; Verlust im Zweikampfe; Uebergebung zum Pfande, und durch gewisse Verbrechen.

Der Krieg war eigentlich ein unerschöpflicher Quell der Deutschen Knechtschaft, der aber nicht bloß mit fremden Völkern geführt wurde, sondern zuweilen unter der eigenen Nation, die sich sehr oft wegen ihrer nomadischen Lebensart drängte, so diente er auch eben nicht zum Wachsthume der ganzen Volksmasse. Erst durch ihre großen Wanderungen vermehrte sich der Nationalreichthum an Mannschaft. Fangen wir die Römische Epoche unserer Deutschen Geschichte nur mit dem Markomanen Kriege unter Mark Aurel an, wodurch die alten Grenzen Deutschlands gegen die Römer wieder hergestellt und die nächstangrenzenden Staaten durch den Deutschen Menschenraub fast ganz entvölkert worden sind, so gewahren wir, daß sich diese Verwüstungen unter Valerian, Diokletian, Konstantin dem Großen, und unter den folgenden Kaisern von Zeit zu Zeit wiederholen; ja die Allemannier, Franken, Burgunder und Sachsen brachten von ihren Heerzügen ganze Herden Menschen als Sklaven zurück. Der Einbruch der Franken in Gallien, und die von Klodewig gewonnene Schlacht bei Zülpich vermehrte hauptsächlich in Oberdeutschland die Leibeigenschaft. Die Franken, das mächtigste Volk unter den Deutschen, erregten den Neid der Sachsen, welches sehr viele Kriege unter den zwei Völkerschaften verursachte, und meist zum Vortheile der Ersten ausschlug. Dadurch ward Frankreich mit einem Heere von Sächsischen Sklaven überschwemmt, und diese Anzahl wuchs noch sehr ansehnlich unter Karl dem Großen, der sie dreißig Jahre mit Vor-

theil bekriegte; unter eben diesem Kaiser nahmen auch die Slavischen Kriege ihren Anfang, die beinahe kein Ende hatten. Mit besonderer Bitterkeit wurden diese Kriege seit Otto dem Großen geführt, besonders unter dem Braunschweigischen Herzog Heinrich dem Löwen, und unter Markgraf Albrecht dem Bären von Brandenburg, welche Fürsten so grausam mit ihnen verfuhren, daß sie dadurch Meklenburg, Pommern, Wagrien, und die Mark Brandenburg fast ganz entvölkerten, indem die wenigen Ueberreste zu den Dänen und Pommeranern flüchteten; allein dort eben so wenig Mitleiden fanden, daß sie vielmehr von ihnen an die Sorben, Böhmen und Pohlen verkauft wurden. Man mußte daher die verödeten Länder wieder mit Kolonisten aus Flandern, Holland, Friesland und Westphalen besetzen, denen zur Anlokkung große Vortheile eingeräumt wurden, woraus das Flämmische und Holländische Recht in Niederdeutschen Bauergütern entstanden ist. Der östliche Markgraf Gero bezwang die Lausitzer, nahm ihnen all ihr Landeigenthum weg und theilte es unter seinen Sächsischen Rittern aus. Das Volk mußte aber theils als Leibeigene den Feldbau fortsetzen, und theils wurde es nach Sachsen in die Knechtschaft geschleppt. Die unglückliche Slavische Nation ward seit Kaiser Heinrich dem Vogeler fast in ganz Deutschland zerstreut und ihre Anzahl wurde so groß, daß man bald alle Leibeigene Sklaven nannte, und auf diese Art der Geschlechtsname einer edlen Völkerschaft zur Benennung der niedrigsten Volksklasse machte. Der allgemeine Haß und die große Verachtung gegen die Wendischen Völker hat auch in Nieder-Deutschland wo diese Unglücklichen einst von ihren Siegern vertheilt wurden, eine härtere Gattung von Deutscher Knechtschaft hervorgebracht, als im Reiche oder im südlichen Deutschland. Man hielt an verschiedenen

Orten in Europa, vorzüglich in Deutschland, große Sklavenmärkte; so hatte man Sklavenmärkte zu Rom, Lyon, an der Preußischen Seeküste und in den meisten Deutschen Handelsstädten. Auf diesen Märkten wurden oft die Sklaven gegen gewisse Sachen eingetauscht; häufig gegen Pferde, wie solches der Erzbischof Lullus zu Mainz berichtet, und daher gab man auch von einem Sklaven eben so viel Zoll, als von einem Pferde. In einer Fuldischen Karte wird für einen Sklaven zum Pferde noch ein Schild und eine Lanze zugegeben; dagegen bekam der heilige Rembert, Erzbischof von Hamburg, für sein Pferd eine ganze Anzahl gefangener Christen. Die Gothen gaben manchmal für ein Stück Brod einen Sklaven hin. Unter den Franken galt ein brauchbarer, wohl unterrichteter Sklave 12 Goldschillinge. Sie wurden oft schaarenweise aneinander gefesselt verkauft, so, daß man ganze Herden an groß und klein auf einmal erhielt. Im Leben des heiligen Eligius, Bischof von Nayon wird erzählt, daß von ihm manchmal zwanzig, dreißig bis funfzig zusammen, und zuweilen ganze Schiffsladungen von hundert Stücken aufgekauft worden wären, die aus Männern, Weibern und Kindern und aus allerlei Nationen, Sachsen, Britten, Gallier, Römer und Mauren bestanden hätten. Helmold zählt 7000 Sklaven, die auf einmal auf dem Markte zu Meklenburg feil waren*). So gab es einige Sklavenhändler, die große Lieferungen in die entferntesten Länder besorgten. Die Wenden brachten viele aus Böhmen und Rügeland die Donau herauf. Liutprand sagt von den Einwohnern von Verdün: sie hätten junge Knaben ihrer Schamglieder

*) Audivi a referentibus, quod Mecklenburg, die fori de captivitate Danorum DCC. numero sunt animae omnes venales, si suffecissent emtores. Chron. Slav. L, II. c. 12.

beraubt und sie sehr theuer nach Spanien an die Araber verkauft*). In Frankreich führten die Juden diesen Mauriſchen Sklavenhandel, und der Erzbiſchof Agobard von Lyon hielt deswegen heftige Strafpredigten an die Chriſten. Den Sarazenen in Afrika lieferten die Venetianer vom Sklavenmarkte zu Rom eine große Anzahl Chriſten. Da man ihnen aber dieſes Gewerbe verboten hatte, ſo erkauften ſie dieſelben von den Seeräubern des Mittelländiſchen Meeres, und führten ſie jenen zu, bis ihnen der Doge auch dieſes unterſagte **). Aus den Formeln des Mönchen Markulfs gewahrt man, wie häufig der Deutſche Sklavenhandel vom 5ten bis ins 9te Jahrhundert geweſen. Die 21ſte Formel des 2ten Buches enthält einen Akt, daß Jemand auf öffentlichem Markte von einem Sklavenhändler in Gegenwart einer gehörigen Anzahl Zeugen einen Sklaven für eine beſtimmte Summe Geldes erkauft, und ihn von demſelben in ſeine Gewahrſam übergeben und zum vollſtändigen Eigenthume erhalten hätte. Dieſes in Vergleichung

---

*) Carsamatiam autem Graeci vocant, amputatis virilibus et virga eunuchum, quos Verdunenses ob immensum lucrum facere solent, et in Hispaniam ducere L. VI. c. 3.

**) Hier ſind dieſe Stellen: Hoc passi sumus a fautoribus Judaeorum, non ob aliud nisi quia praedicavimus Christiani, ut mancipia eis Christiana non venderent, ut ipsos Judaeos Christianos vendere ad Hispanos non permitterent, nec mercenarios domesticos habere. Litt. ad. Lud. Pium de insolentia Judeor. Tom. I. opp. Ed. Baluz. p. 62. — Contigit plures Veneticorum hanc Romanam advenisse in urbem negotiatores: et mercimonii nundinos propagantes multitudinem mancipiorum virilis scilicet et femini sexus emere visi sunt, quos et in Africam ad paganam gentem nitebantur deducere. Anastas. in vita Zachariae P. R. ad a 747. — Quo tempore mercatores Veneti lucri cupidi a piratis et latrunculis mancipis comparabant, et transfretantes de eis commercium faciebant. Cui manifesto facinori Ducis obviare volentes pie decreverunt, ne quis de mancipiis commercium faciat, vel in navibus recipiat. Dandul. in Chron. ad a 878 p. 186.

mit dem Kapitulare Karls des Großen von 779, Kap. 19 lehrt uns zugleich die Förmlichkeiten, die beim Menschenhandel damals erforderlich waren. Im 2ten Buche, Formel 22, kommt noch ein dergleichen Kaufbrief vor und begreift seine unter Bürgern üblliche Form. Man trifft unter den alten Formeln verschiedene Kaufbriefe an, worin sich freigeborne Leute selbst an einen Andern zu Sklaven verkauften. Der Kontrakt wurde in ihrem Namen aufgesetzt und genau bemerkt, daß sie den Kaufschilling für ihre Person, der oft in einer geringen Summe besteht, vom Käufer baar und richtig empfangen hätten, und sich daher ihm zum Eigenthume übergäben, um mit ihnen, wie mit seinen andern Sklaven zu verfahren, sie zu verkaufen, zu vertauschen oder zu züchtigen. Auf eine ähnliche Art, war auch der Contrakt abgefaßt, wenn sich einer für eine vorgeschossene Summe selbst zum Pfande verschrieben hatte. Ueberhaupt aber durften die Contracte über Sklaven nicht bei Nacht geschlossen werden, sondern bei hellem Tage und in Gegenwart von Zeugen. Daß übrigens die Sklaven als eine ordentliche Waare angesehen worden, sehen wir aus den Fränkischen Zollordnungen. Man zahlte für jeden an der Zollstätte eine Seiga, das ist, einen Pfennig, wenn man ihn zum Verkauf vorbei führte; hatte man ihn aber zum Gebrauche im Hause bestimmt, so war er zollfrei. Die Sklaven gingen durch den Handel oft sehr schnell aus einer Hand in die andere, und kamen auf diese Art in das Ausland. Mit dem Sklavenstande waren die Handwerke verbunden oder diese wurden von Sklaven betrieben. Wenn daher Gregor von Tours anführt, daß bei den Franken die auf dem Markte feil gestandenen Sklaven jedesmal von den Käufern befragt worden wären, was für ein Handwerk sie verständen, so ist davon die Ursache die Gewohnheit der Deutschen ihre

gröberen Bedürfnisse an Schiff und Geschirre, an Waffengeräthe und Bausachen sich durch ihre Leibeigenen anfertigen zu lassen. Man findet deswegen in den Salischen, Burgundischen und Longobardischen Gesetzen Servi aratorii, argentarii, aurifici, Sartorii, Sutores, Carpentarii, Molinarii, fabri aerarii et serrarii, und die Beschreibung der ältesten Deutschen Handwerker bei Rhode geht meist auf Knechte. Ihre mancherlei Handthierungen und Handwerke kann man auch aus andern alten Gesetzen und aus den Kapitularen ersehen. In dem Anhange des Salischen Gesetzes von Karl dem Großen kommen Schweinhirten, Schmiede, Weingärtner, Müller, Wagner, Jäger und verschiedene Künstler vor. In den Bayerschen und Burgundischen Gesetzen, werden ausser diesen noch Goldschmiede und Virbicarii genannt. Am ausführlichsten ist das Kapitulare Karls des Großen über seine Meiereyen, S. 45, darin stehen Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Drechsler, Wagener, Schwerdtfeger, Falkner, Seifensieder, Brauer, Becker, Netzmacher; zu den übrigen Handarbeiten wurden die weiblichen Sklaven gebraucht. Die Handwerker hatten sowohl auf den Kaiserlichen Villen, als bei den Klöstern ihre eigenen Werkstätte, die ihnen ihre Leibherren erbauet hatten. Im Leben des Bischof Gebhards von Costanz heißt es, daß er aus seinen besten Sklaven Köche, Becker, Gastwirthe, Walker, Schuster, Gärtner, Wagner, und andere Meister in besondern Künsten gemacht hätte. Man unterscheidet daher in den Stiftern von ihnen diejenigen Leibeigenen, welche die häuslichen und wirthschaftlichen Arbeiten zu verrichten hatten und nannte sie Dage Schalci (von Tage und Schalk, Knecht) soviel als Tagelöhner, Hausknechte. Dahin rechnete man zuweilen auch Becker, Viehhirten, Fischer, Köche und Badeknechte. In einer Urkunde von 1445

beklagt es Herzog Philipp der Gütige von Burgund das zum Nachtheil des gemeinen Wesens in den Klöstern alle Handwerker und Handthierungen getrieben würden. Die Kunststücke der Laien kamen nach und nach fast alle in die Hände der Geistlichkeit, indem sie, ehe man über die Contracte schriftliche Akten aufsetzte, als Sinnbilder einer geschehenen Schenkung von Grundeigenthum übergeben wurden. Daher trifft man noch gegenwärtig das meiste Hausgeräth der alten Deutschen in den Kirchenschätzen an. Und es wäre zum Nutzen der Alterthümer zu wünschen, sagt Fischer *), daß man davon Abzeichnungen und Beschreibungen hätte. Aber nicht den Sklaven allein überließ man diese Beschäftigung, sondern auch Freie, Freigelassene und selbst der Adel verfertigte mancherlei Kunstsachen. Harald Hardraad und der Graf Rognwald Kolson in den Orkneyinseln rühmen hauptsächlich unter den Künsten, die sie gelernt hatten, die Schmiedekunst. Die übrigen Handwerke standen unter Aufsicht der Hauswirthin.

Der Einführung der Christlichen Religion verdankten die Sklaven eine bessere Behandlung; die Zahl der Leibeignen verminderte sich und der freie Verkehr mit Menschen, als eine Waare, ward eingestellt. Die Geistlichen bemüheten sich die Freilassung der Sklaven zu bewirken, indem sie den Grundsatz auszubreiten suchten, daß man sich durch die Freilassung seiner Sklaven das ewige Seelenheil erwerben könnte; ja sie nöthigten sogar solche bußfertige Sünder, die selbst keine Leibeigene besaßen, daß sie sich welche kauften, um sie hernach in der Kirche feierlich frei zu lassen. Die Priester selbst kauften sich Sklaven auf und widmeten sie dem geistlichen Amte oder bestimmten sie

---

*) Geschichte des teutschen Handels, 1r Theil. Hannover, 1788, S. 42, 43.

zum Lehrstuhle, wodurch sie ihre Freiheit erhielten. Die Deutsche Freilassung war aber von ganz eigener Beschaffenheit. Der Leibeigene blieb theils wegen der Hörigkeit, theils wegen des Besitzes des Bauerguts, welches ihm sein Herr zugleich mitgegeben hatte, noch in einiger Dienstbarkeit; sie leisteten noch allerlei Frohndienste und bezahlten ihre Gülte; sofern war aber jene noch von der alten Verfassung verschieden, daß diese nicht mehr willkührlich gefordert werden durften, sondern entweder durch den Contract oder durch das Herkommen bestimmt waren. Gegen die Sitte der heidnischen Völker in Europa ihren Göttern Sklaven zu opfern, die sie von den Nachbarn gekauft hatten, eiferte gleichfalls die Geistlichkeit, und der heilige Olaus, König in Norwegen, rief daher einmal drohend aus: Ich will eins der blutigsten Opfer bringen. Nicht schlechte und niedrige Sklaven sollen es nach dem Gebrauche seyn, sondern die Vornehmsten im Volke will ich dazu auslesen. Auf den Bericht des heiligen Bonifacius, daß die Neubekehrten in Deutschland ihre Sklaven den alten Heiden zuweilen zum Menschenopfer verkauften, ermahnte ihn Pabst Gregor der Zweite ernstlich, diesen Gräuel nicht länger zu dulden und die Missethäter als Todschläger zu bestrafen. Karlomann befahl im Jahre 743 auf der Leptinischen Synode, daß das Wehrgeld desjenigen verfallen seyn sollte, der seine Sklaven an die Heiden verkaufen würde, und wenn er sie zum heidnischen Menschenopfer hergegeben hätte, so soll er gleich einem Todschläger mit dem Kirchenbanne belegt seyn. Es wurden deshalb von den heidnischen Völkern auf den Grenzen sehr große Sklavenmärkte gehalten, wie wir es von den alten Preussen wissen, die sich ohnehin zu ihrem Menschenopfer die schönsten Personen auszulesen gewohnt waren. Nach den alten Concilienschlüssen und nach den Staatsgesetzen war dieser

Handel doppelt unerlaubt; einmal, weil überhaupt keine Sklaven auſſer Landes geführt, und dann, weil ſie nicht den Juden oder Ungläubigen überlaſſen werden ſollten. Auf der Kirchenverſammlung zu Chalons ward im Jahre 650 unter Klodowig dem 2ten can. 9. die Verordnung gemacht, daß kein Sklave auſſer den Fränkiſchen Staaten verkauft werden ſollte, damit nicht, wie es daſelbſt heißt, die Chriſten in einige Gefangenſchaft oder gar in die jüdiſche Sklaverei gerathen möchten. Ein Geſetz der Allemannen verbot überhaupt allen Verkauf der Chriſtenſklaven an Juden und Heiden. Man fing auch an durch verſchiedene Geſetze den Verkauf der Kinder, der auch nur im höchſten Nothfall Statt fand, einzuſchränken. Man verordnete anfangs, daß ſie durch die Zulegung des ſechſten Theils ihres Kaufpreiſes wieder ausgelöſet werden könnten, und damit ſie auf dieſe Weiſe um ſo gewiſſer wieder in ihre vorige Freiheit zurückkehren möchten, ſo geſtattete man keinen weiteren Verkauf derſelben auſſer Landes; ſpäterhin galt eine Verordnung, wodurch ſie nur auf ſieben Jahre zur Knechtſchaft verkauft werden konnten. Endlich unterſagt das Weſtgothiſche Geſetz durchaus allen Handel mit den Kindern. Nach dem Franzöſiſchen Rechtsgelehrten Euſebe von Lauriere ſollen die alten Deutſchen ihre Kinder verkauft, auch darüber, wie die Römer, das Jus Vitae et Necis ausgeübt haben; allein dieſem war nicht ſo, der aus dem Verkaufe der Kinder gezogene Schluß iſt falſch. Dergleichen Verkäufe hatten immer eine außerordentliche Urſache zum Grunde, und kamen nicht von der Unnatur des Volkes. Es entſtand nämlich bei ihnen alle Augenblicke wegen ihres geringen Ackerbaues Theurung und Hungersnoth; daher waren ſie genöthiget, wenn ſie nicht ihre Kinder vor ihren Augen vor Hunger ſterben ſehen wollten,

sie dem reicheren Theil der Nation für den Unterhalt als Sklaven zu überlassen.

Karl der Große untersagte im Kapitulare von 779, c. 19, allen Verkauf der Sklaven ausser den Fränkischen Marken und bedrohte die Uebertreter mit der Acht. Auch ließ derselbe auf der Kirchen-Versammlung zu Rheims, Can. 2, befehlen, daß der Sklavenhandel überhaupt nur unter Christen bestehen, und ein jeder, welcher seine Knechte den Juden oder den Heiden verkaufen würde, die Gemeinschaft der Kirche verloren haben und sein dieserhalb geschlossener Contract unverbindlich seyn sollte. Indessen fanden sich doch viele Christen als Knechte bei den Juden, die aber, so bald sie nicht mehr bei ihrem Herrn bleiben wollten, und sich ein Christ sie für einen billigern Preis zu kaufen anbot, unverzüglich entlassen werden mußten. Eben das Verbot Sklaven nicht an Auswärtige oder an Heiden zu verkaufen, galt auch in andern Reichen; so erließ der König Kanut in England ein solches Verbot*). Durch dergleichen Verbote erhielt der auswärtige Sklavenhandel einen gewaltigen Stoß und konnte sich kaum noch als Schleichhandel erhalten, der aber auch sehr unbequem war, da die Bischöfe auf einer eigenen Synode den Auftrag erhalten hatten, in ihren Sprengeln fleißig nachzuforschen, ob Jemand Sklaven außer Landes geschickt oder Christen an Juden und Heiden verkauft hätte, oder ob die Juden mit christlichen Sklaven Gewerbe trieben. Indessen blieb der Schleichhandel in einzelnen Gegenden immer noch sehr groß, wie z. B. unter den Nordalbingern, die zuweilen sogar die leibeigenen Christen, die von den heidnischen Sklaven entflohen,

*) Can. 2. Praecipimus, ne Christiani passim in exilium vendantur, vel in gentilitatem, ne forte pereant animae. Im Concilio Aenhamensi von 1009 heißt es: Ne Christiani et innocentes extra patriam vendantur.

und zu ihnen geflüchtet waren, zu Knechten machten, und sie wieder an dieselbe zurück verkauften, bis der heilige Anschar, Erzbischof zu Hamburg, dieses Uebel endlich unter ihnen gänzlich ausrottete. Selbst der innere Sklavenhandel bekam viele Einschränkungen; denn bei jeder Reichsprovinz waren wieder einzelne Verbote, die jede Sklavenlieferung auſſer Landes verwehrten. Im Allemannischen Gesetze, C. 37, §. 1, heißt es: Sklaven sollen nicht außer der Provinz weder an Christen, noch an Heiden ohne Erlaubniß des Herzogs verkauft werden; und §. 4 ist der Uebertreter des Gesetzes mit dem Verluste des Kaufpreises und mit der Acht zu bestrafen. Herzog Tassilo von Bayern gebot ebenfalls in seinem Edikte, daß keine Sklaven über die Grenze verkauft werden, und daß demjenigen, der dies nicht beobachten würde, sein Wehrgeld verfallen seyn sollte. Auch das Friesische Gesetz, Tit. XVII., §. 5, belegt den Verkäufer eines Sklaven an die Heiden mit dem Verluste des Wehrgeldes. Der heilige Wulstan zerstörte durch seine heftigen Predigten den groſsen Sklavenmarkt zu Bristol, wo eine Menge Sklaven aus ganz England zusammenkamen und an die Iren verkauft wurden. Sein Eifer that auch bei den übrigen Britten eine gute Wirkung, daß dadurch der berühmte Conzilienschluß der zweiten Londner Kirchen-Versammlung vorbereitet wurde, der überhaupt allen Menschenverkauf untersagte. Dieses hinderte aber nicht die Veräußerung der Leibeigenen als Glebae adscripti mit den Grundstücken, sie konnten jetzt nur nicht mehr als eine Handelswaare aus der Hand verkauft werden. Die Nachrichten der Schriftsteller, daß im Anfange des 14ten Jahrhunderts keine Sklaven mehr im Reiche existirt hätten, ist daher nicht so zu verstehen, als wenn gar keine Leibeigenschaft mehr vorhanden gewesen wäre, sondern man muß es so erklären, daß damals die alte strenge Knechtschaft aufgehört hätte, wo man

die Menschen als ein vollkommenes Eigenthum zu jedem Gebrauche habe verkaufen können. Hieraus kann man sich auch die Ursache erklären, warum sich im 13ten Jahrhunderte die Leibeigenschaft so sehr vermindert hat. Man trifft zwar keine Urkunde an, durch welche die Leibeigenschaft in einem ganzen Lande oder Distrikte aufgehoben worden wäre; allein die Anzahl Akten auf der andern Seite, wie ganze Herden Leibeigene freigelassen oder wenigstens der Kirche als bloße Zinsmänner überlassen worden, ist sehr bedeutend. Auch findet man nicht nur, daß alle theologische Bücher, kanonische Gesetze und Kirchenakten mit solchen Grundsätzen angefüllt sind, sondern auch die weltlichen Gesetzbücher, wie man es aus dem Sachsen- und Schwabenspiegel ersieht, die durchaus behaupten, daß die Leibeigenschaft nicht aufgehoben, auch erhielten die Leibeigenen dadurch hin und wieder mehr Freiheiten; denn wenn gleich nach der Osnabrückischen Eigenthumsordnung, C. III., §. 4, jeder Eigenthumsherr die Erlaubniß hat, seine Leibeigenen frei aus der Hand zu verkaufen, so darf sie der neue Erwerber doch nicht mit neuen Unpflichten und Diensten belästigen. Es heißt am angeführten Orte: „Es steht auch dem Eigenthumsherrn frei, die Eigenbehörige an Andere zu übertragen oder zu veräußern, und wird dann derjenige, welcher dieselbe rechtlicher Weise tit. oneroso vel lucrativo erhandelt, gekauft, oder an sich gebracht hat, Eigenthumsherr. Dieser soll es aber denn bei den althergebrachten Pflichten bewenden lassen, und die Eigenbehörige mit neuen Diensten oder Auflagen der jährlichen praestandorum, oder, daß sie davor Geld erlegen sollen, auch sonst über die althergebrachte Gewohnheit, wenn besonders die Erben nicht vergrößert sind, sondern in dem Stand, wie sie vorher gewesen, verblieben, nicht beschwehren.“— Die zunehmende Bevölkerung beförderten die Leibherren

ganz besonders, und sie ließen dieserhalb kleine Belohnungen der Fruchtbarkeit aussetzen, wodurch die leibherrlichen Einkünfte vermehrt wurden, weil jeder Leibeigene für seine Person alle Jahre einen Zins entrichten und dem Eigenthumsherrn nach dem Tode einen Theil seines Vermögens verlassen mußte. Die geschehene Ueberlassung einiger Grundstücke an dieselbe, hob die Leibeigenschaft nicht auf, und war schon seit den Zeiten des Tacitus bei ihnen üblich, wie auch bis auf die neuere Zeit. S. auch die oben angeführten Art. Leibeigen und Leibeigenschaft.

Der Sklavenhandel und die Greul der Sklaverei in den Kolonien, können nicht genug mit schwarzen Farben geschildert werden, als es schon geschehen, und wäre des Las Casas Absicht bei dem Vorschlage die Neger zu Sklaven zu machen, nicht rein und lauter gewesen, indem er die eingetretenen Abscheulichkeiten nicht in der Größe vorher übersehen konnte, als sie ausgeübt worden, so müßte auf seinem Andenken noch jetzt der Fluch nicht nur aller der Unglücklichen, die seit der Zeit durch unmenschliche Behandlung theils auf dem Transport nach ihrer Bestimmung, theils in Sklavenketten gemordet worden sind, sondern auch der Rechtschaffenen, die den Sklavenhandel verabscheuen, ruhen.

Bei der Entdeckung von Amerika oder vielmehr nach derselben, als die Spanier sich schon im Besitze eines großen Theils der neuen Welt befanden, gingen diese stolzen Europäer unmenschlich mit den Eingebornen um, um sie gänzlich auszurotten, und da dieses nicht möglich war, so raubte man den übrig Gebliebenen die Freiheit. Man rechtfertigte dieses Verfahren auf eine sonderbare Art. Nach Lopez de Vega soll man den Amerikanern den Vorwurf gemacht haben, daß sie Tabak rauchten und sich den Bart nicht wachsen ließen, und man habe auf dieses Verbrechen das Recht: sie zu Sklaven der Spanier zu machen, ge-

gründet. Hierzu kam der Eifer für die Religion, und um diese auszubreiten glaubte man, Menschen, die keine Christen seien, der Sklaverey unterwerfen zu dürfen. Alle Peruaner, denen man daher das Leben schenkte, wurden anfangs zu einer sechsmonatlichen Sklaverey verurtheilt, und nachdem diese Zeit abgelaufen, erlaubte man ihnen zum Scheine nach ihren Hütten zurückzukehren, schoß ihnen aber Verschiedenes vor, was sie, aus Noth gezwungen, annehmen mußten; sie waren daher genöthiget, um los zu kommen, erst diese Schuld zu tilgen; sie wurden also gezwungen ihrer Freiheit zu entsagen oder ins Gefängniß zu wandern. Die Weiber und Kinder stellten sich als Bürgen dar, und wurden dadurch auch Sklaven. Die Bewohner von St. Domingo wurden wie das Vieh zusammengekoppelt und so zur Arbeit getrieben. Diese Unglücklichen vergifteten sich entweder, oder sie hungerten sich zu Tode. Einige knüpften sich an die Bäume auf, nachdem sie vorher ihre Weiber und Kinder aufgeknüpft hatten. Columbus brachte einige Amerikaner nach Europa; allein schon während der Ueberfahrt suchten sie sich umzubringen, so daß man genöthiget war sie zusammenzufesseln. Hierdurch geriethen sie aber in eine Art Raserei, welche sich nur mit dem Tode endigte. Diejenigen, welche man nach Barzellona brachte, setzten die Zuschauer durch ihr Winseln und Geschrei in Schrecken. Die eingebornen Amerikaner, welche Sklaven der Europäer geworden, gehörten in den ehemaligen Spanischen Besitzungen den Domainen oder andern Privatpersonen an. Sie mußten in den Queckſilberbergwerken ganz nackt arbeiten, damit sie nichts verstecken konnten, und starben darin zu Tausenden fort. Nach den Gesetzen durfte Niemand einen Peruaner zur Arbeit in den Bergwerken zwingen; allein dieses Gesetz ward übergangen, und die Uebertretungen wurden durch Bestechungen wieder gut ge-

macht. So verhielt es sich auch mit dem andern Gesetze, nach welchem ein Eigenthümer, der einen Indianer mit zu harten Arbeiten überhäuft, so daß er darüber stirbt, dafür einen andern Indianer verlieren sollte. Diese Strafe wurde aber keinem auferlegt und daher das Verbrechen täglich begangen. Die Geistlichen selbst leiteten die Indianer mit dem Stocke. Mußte daher nicht den Las Casas, der seinen Vater auf der ersten Reise des Columbus begleitete, und der von sanfter, gelassener Gemüthsart war, das Elend der schuldlosen Indianer so rühren, daß er späterhin, wie oben angeführt worden, Alles anwandte ihre Ketten zu lösen. Ihr Unglück bewog ihn ein Geistlicher zu werden, um ihre Bekehrung zu bewirken und sie dadurch den Händen ihrer Unmenschen, ihrer Tieger zu entreissen. Er nahm selbst den Titel und die Würde eines Bischofs von Chiappo in Mexico nur an, um dadurch den Spaniern Ehrfurcht einzuflößen, und so auf ihr Herz zum Vortheil der armen Indianer zu wirken; allein vergebens; denn diese Aufführung, die ihn zum Abgott der Unterdrückten, und zum Schrecken der Unterdrücker machte, wurde so hart von seinen Feinden mitgenommen, daß er genöthiget ward, diese Würden niederzulegen, und seine Nation, wie oben angeführt worden, vor den Richterstuhl der ganzen Welt zu fordern, und der Erfolg war, daß die Schwarzen die Ketten tragen mußten, welche man den Indianern abnahm. Hiernit war aber die Rache der Spanier gegen die Indianer nicht gedämpft, sondern sie benutzten ihre schwarzen Sklaven jene zu unterdrücken; denn da die erkauften Neger ganz von dem Willen und den Einfällen ihrer Herren abhingen, so wurden sie auch zu ihren Lüsten gebraucht, und dadurch erhielten sie Vorzüge, die sie sich so gut zu Nutze machten, um die Mexikaner zu unterdrücken oder doch wenigstens einen unversönlichen Haß zwischen den

Freien und den Sklaven zu unterhalten. Das Gesetz hegte nur diese Abneigung, und traf noch wirksamere Maaßregeln, um alle Verbindungen unter ihnen zu verhüten. So ist den Negern verboten, bei Strafe für die Männer verstümmelt und für die Weiber hart gezüchtiget zu werden, einen Liebesumgang mit den Indianern zu haben, und daher sind die Neger große Anhänger der Spanier, da sie im Gegentheil in den andern Besitzungen die stärkste Feindschaft gegen die Europäer hegen.

Las Casas Herausforderung seiner Nation bestand in zwei Schriften, die eine gab er im Jahre 1542 heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kaiser Karl dem Fünften; die zweite Schrift führt den Titel: die Verheerungen Indiens. In beiden Schriften schildert er den schlechten Zustand Indiens, und hält den Tyrannen dieses unterjochten Landes das Unrecht und die Grausamkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sklaverey ihr Leben aushauchen müßten. Er zeigte, daß es das Christenthum entehre, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben, und sie auf Kosten der Habsucht zu morden; allein seine Vorstellungen fanden nicht nur kein Gehör, sondern man fing auch an ihn, als Vertheidiger der Menschlichkeit, zu hassen und zu verfolgen. Dieses schreckte aber den muthigen Las Casas nicht zurück, Alles für seine neu gewonnenen Glaubensbrüder zu thun. Da aber alle Vorschläge, Ermahnungen und Bitten vergeblich waren, so schlug er leider im Drange der Umstände den Tyrannen West-Indiens vor, die abzunehmenden Ketten der christlichen Indier den heidnischen Schwarzen an zu legen, und von diesem Vorschlage an datirt sich der die Menschheit entehrende Sklavenhandel. Und wenn man hier

zugeben muß, daß auch Las Casas einen nicht zu billigenden Vorschlag gethan, der, wenn gleich keine Christen, doch immer Menschen betroffen, so läßt sich dieses mit der damaligen Zeit, dem Drange der Umstände und dem Spanischen Despotismus entschuldigen; wenn aber in der neuern Zeit, in welcher die Fackel der Aufklärung das Feld der Gerechtigkeit und Menschlichkeit wohlthätig erhellte, und die christliche Religion auch unsere schwarzen Brüder erleuchtet; ein Pitt (1799) beschäftiget seyn konnte zur größern Ausbreitung des Sklavenhandels noch Kolonien anzulegen, so muß man erstaunen! und wenn gleich dieser große Minister im Jahre 1804 selbst scheinbar auf die Abschaffung desselben drang, so kann dieses die böse Meinung von seinem Gefühle für Menschlichkeit nicht entkräften. —

Die meisten Sklaven und der größte Handel mit denselben wird in Afrika, besonders auf der Westküste dieses Welttheils, von dem Kap Verga, bis zum Kap Lopez und Kap Negro, welches Küstenland man Guinea nennt, betrieben. Die Einwohner dieses Landes sind schwarz und gehören zur Negerrace. Das Eigenthumsrecht, das einige Menschen in diesem Lande über andere erworben, ist sehr alt, nur nachdem die Europäer nach Menschen, als nach einer couranten Waare geizten und suchten, ist dieses Recht über die Gebühr ausgedehnt worden. Kein Eigenthumsherr hat nämlich das Recht einen Menschen, der im Sklavenstande geboren ist, zu verkaufen; er kann nur diejenigen Sklaven veräußern, die er erwirbt, entweder im Kriege, wo jeder Gefangene, wenn er nicht ausgewechselt wird, ein Sklave ist, oder als eine Buße, für ein ihm angethaenes Unrecht, oder wenn er sie als ein Zeichen der Erkenntlichkeit empfangen hat. Dieses Gesetz, welches zum Besten der gebornen Sklaven gemacht zu seyn scheint,

ist aber späterhin, nachdem die Europäer die Ueppigkeit auf den Küsten von Afrika eingeführet haben, unzulänglich. Es wird täglich durch die abgeredeten Streitigkeiten eludirt oder vereitelt, die zwei Herren gegen einander erregen, damit sie wechselsweise zu einer Buße verurtheilt werden, die sie in gebornen Sklaven bezahlen, mit denen sie nachher vermöge dieses nämlichen Gesetzes nach Gefallen walten können. Das Sittenverderben hat sich den Privatpersonen und den Landesfürsten mitgetheilt; sie haben häufige Kriege miteinander angefangen, um Sklaven zu bekommen. Sie haben ferner die Gewohnheit eingeführt, nicht nur diejenigen, die einen Angriff auf das Leben oder das Eigenthum eines Mitbürgers gethan hatten, mit der Sklaverey zu bestrafen, sondern auch diejenigen, die ausser Stand waren, ihre Schulden zu bezahlen, und diejenigen, welche die eheliche Treue verletzt hatten. Dieses ist mit der Zeit die Strafe der geringsten Vergehungen geworden, da sie anfangs bloß für die größten Verbrechen bestimmt war. Man hat nicht aufgehört die Verbothe, selbst der gleichgültigsten Dinge zu vermehren, bloß um das Einkommen aus den Strafen mit den Uebertretungen zugleich zu vermehren. Die Ungerechtigkeit hat ferner weder Ziel, noch Maaß gekannt, um sich diese Opfer zu verschaffen. Die Oberhäupter in denen von den Küsten entfernten Gegenden, lassen Alles, was sie von Menschen ausserhalb den Dörfern antreffen, aufgreifen und nach den Küsten schleppen. Um das Geschrei der Erwachsenen zu verhüten, werden ihren Knebel in den Mund gesteckt; die Kinder steckt man in Säcke, und auf diese Weise wird Alles, was man habhaft werden kann, auf die grausamste Weise fortgeschleppt und verhandelt. Werden diese Menschenräuber durch Zusammenrottung der Dorfbewohner ꝛc. ergriffen und zu dem Landesherrn geführt, der den Auftrag, den er

selbst gegeben hat, immer verleugnet, so erkauft dieser, unter dem Vorwande, Recht darüber ergehen zu lassen, diese seine Abgeschickten an die Schiffe, mit denen er einen Handel geschlossen. Dieser verhaßten grausamen Kunstgriffe ungeachtet, haben doch nicht so viele Sklaven geliefert werden können, als die Kaufleute verlangten. Die Sklaven sind für den Handel der Europäer in Afrika, was das Gold in unserm Handel mit der neuen Welt ist. Die Negerköpfe stellen das baare Geld der Staaten in Guinea oder längst der Küste von Guinea vor. Alle Tage tauscht man diese Münze gegen Luxuswaaren aus, die sie verzehren und zerreissen, und ihr Geld oder ihre Waare, als Kapital als Landesschatz betrachtet, schwindet ohne reellen Ersatz dagegen zu haben, weil sie nicht so leicht nach Verhältniß des Gebrauchs wieder hervorgebracht wird oder sich so leicht nicht wieder erzeugt, als jene. Der Sklavenhandel wäre auch dieserhalb an den Küsten dieses Landes schon gesunken, hätten die Küstenbewohner nicht die Völker tiefer im Lande mit den freinden Sitten angesteckt, von denen sie fast alle Sklaven bekommen, die sie den Europäern liefern. Vor beinahe achtzig Jahren klagte man schon, daß die Sklaven wegen Mangel auf einen viermal so hohen Preis gestiegen wären, weil man sie größtentheils mit Ostindischen Waaren bezahlte, die damals in Europa doppelt so hoch gestiegen waren, als vor der genannten Zeit. Man mußte in Afrika doppelt so viel dieser Waaren geben; die Amerikanischen Pflanzörter, wo der letzte Handel mit Negern geschieht, waren also genöthiget diese verschiedenen Preiserhöhungen zu tragen, und daher viermal so viel zu bezahlen, als ehemals. Das entferntere Oberhaupt, welches seine Sklaven verkauft, empfing weniger Waare, als vor funfzig Jahren derjenige bekam, der die Seinigen nahe an der Küste verkaufte. Die Profite der Mittelsmänner, die Ko-

sten der Reise, die bisweilen auf 3 Prozent steigende Abgaben, die man an die Oberhäupter bezahlen mußte, durch deren Land man zu gehen oder zu reisen genöthiget war, nahm die Differenz der Summe hin, die der erste Verkäufer empfing, und die der Europäische Kaufmann bezahlte. Diese Kosten stiegen täglich wegen der Entfernung der Orte, wo es noch Sklaven zu verkaufen gab. Je weiter dieser erste Markt entfernt seyn wird, je größer werden die Kosten der Reise werden, sagt ein gewisser Schriftsteller der damaligen Zeit, sie werden so hoch steigen, daß so wenig von dem, was der Europäische Kaufmann geben kann, übrig bleiben wird, um es dem ersten Verkäufer zu biethen, daß dieser seinen Sklaven lieber wird behalten wollen; alsdann wird der Sklavenhandel aufhören. Wie würde aber dieser Schriftsteller sich wundern, wenn er seine Vorhersagung so wenig eingetroffen und den Sklavenhandel noch bis jetzt fortgesetzt sehe, wenn auch gleich nur noch als Schleichhandel, da der öffentliche Handel scheinbar verboten ist.

Auf den Küsten von Guinea treten die Menschen- oder Sklavenhändler in Gesellschaft zusammen, und machen Arten von Karavanen aus, indem sie auf zwei bis dreihundert Meilen weit verschiedene Koppeln von dreißig bis vierzig Sklaven der Küste zuführen, die das nöthige Wasser und Korn, überhaupt Proviant tragen, um in den dürren Wüsten, durch welche man reisen muß, leben zu können. Um sich nun der Sklaven zu versichern, ohne ihren Marsch zu mühsam zu machen, wird jedem Sklaven eine 8 bis 9 Schuh lange hölzerne Gabel um den Hals gehängt. Diese Gabel ist hinten mit einem vernieteten Nagel so geschlossen, daß der Kopf nicht durch kann. Der Stiel der Gabel, der von sehr schwerem Holze ist, fällt vorn herüber, und ist dem, der sie am Halse hat, so beschwerlich, daß er, obgleich er Arm und Bein frei hat,

weder gehen, noch die Gabel anfheben kann. Wenn man sich auf dem Marsche setzen will, stellt man alle Sklaven hintereinander, legt und befestiget jede Gabel mit dem Ende auf die Schulter des Vordermanns, welches so von einem Sklaven zum andern bis auf den allervordersten geht, dessen Gabel von einem der Führer getragen werden muß. Man kann selten andere Fesseln anlegen, ohne selbst die Last davon zu empfinden. Um aber ruhig auf dem Transporte schlafen zu können, binden die Sklavenhändler die Arme eines jeden Sklaven an den Niet der Gabel, die er trägt, fest. Auf diese Art wird es ihm unmöglich zu fliehen, noch das Geringste zur Wiedererlangung seiner Freiheit zu versuchen. Diese Vorsicht ist sehr nöthig für den Tyrannen; denn wenn der Sklave einmal seine Ketten abwerfen kann, so ist er frei; denn die Gesetze, die dem Eigenthümer den Besitz seines Sklaven versichern, und die ihm denselben zu allen Zeiten wieder in die Hände liefern, schweigen zwischen dem Sklaven und dem Sklavenhändler, der das verachteste unter allen Gewerben treibt. Da die Sklaven in der Regel aus entfernten Gegenden kommen, so geschieht dieses immer in großer Anzahl. Diese Einrichtung ist um die Unkosten des Transportes zu vermeiden nothwendig. Die Zwischenzeit von einer Reise zur andern, die wegen dieser Sparsamkeit schon lange ausfallen muß, währt oft aus besonderen Ursachen noch länger. Die gewöhnlichste derselben ist der Regen, der macht, daß die Flüsse austreten, und dadurch die Passage gehindert wird, wodurch der Handel stockt. Die gute Jahreszeit, um im Innern von Afrika zu reisen, fällt zwischen den Monat Februar und September, und vom September bis in März findet man bei der Rückkehr der Händler den größten Ueberfluß an dieser Waare.

Man treibt den Sklavenhandel dies- und jenseits

oder auf der Süd- und Nordseite der Linie. Die erste, unter dem Namen von Angola bekannte Küste, hat nur drei Hafen, Cobindo, Loango und Malymbo, die allen handeltreibenden Nationen geöffnet sind, zwei andere, St. Paul von Loando und und St. Philipp von Benguela waren ehemals nur den Portugiesen geöffnet. Diese Häfen liefern ungefähr ein Drittheil der Schwarzen, die nach Amerika gebracht werden, auch sollen sich diese Sklaven weder durch Verstand, noch durch Arbeitsamkeit auszeichnen. Die zweite, welche man mit dem allgemeinen Namen der Goldküste bezeichnet, ist reicher an Rheden, jedoch sind sie nicht alle dem Handel gleich günstig; denn der Zwang, den die Europäischen Forts an verschiedenen Orten eingeführt haben, hält die Sklavenhändler davon zurück. Mit gänzlicher Freiheit werden die Geschäfte zu Anamabu und Calbari getrieben, woselbst sich auch die meisten Sklavenhändler versammeln. Im Jahre 1768 sind aus Afrika 164,000 Sklaven geholt worden, nämlich die Engländer für ihre Kolonien auf den Inseln 53,000, in dem nördlichen Festlande 6,300; die Franzosen 23,500; die Holländer 11,300; die Portugiesen 8,700; die Dänen 1,200. Diese Unglücklichen sind nicht alle nach dem Orte ihrer Bestimmung hingelangt; der achte Theil ist auf der Fahrt umgekommen, welches von dem engen Zusammenschichten im Schiffsraume herrührte, gleichsam wie die Heringe und Sardellen in den Fässern, so daß die Luft in diesem Käfich verpestet ist, dazu die schlechte und wenige Kost, so daß es kein Wunder ist, wenn noch mehr starben. Die Sklaven werden zwar zur Erholung ein paarmal des Tages auf das Verdeck geführt, um frische Luft zu schöpfen; allein dieses wirkt nur geringe auf ihre Gesundheit, weil sie doch den größten Theil des Tages in ihrem verpesteten Kerker bleiben müssen. Ueberhaupt begeht man mit

diesen unglücklichen Opfern eines barbarischen Vaterlandes alle nur mögliche Greuel; so segelte das Schiff Zong, Kapitain Luke Collingwood von der Insel St. Thomas an der Küste von Afrika, mit 442 Neger-Sklaven und 17 Weißen am Bord mit der Bestimmung nach St. Domingo ab. Durch das enge Zusammenpacken starben gleich anfangs der Reise sechzig, die übrigen, im kränklichen Zustande, hatte der Kapitain nicht Lust an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, weil er auf der Reise einen noch größeren Verlust zu haben glaubte; er entschloß sich daher, sie alle über Bord werfen zu lassen, wodurch er die volle Summe auf die Unterschriebenen in England zu bekommen hoffte. Er gab deshalb vor, sich verirrt zu haben, indem er Jamaika für St. Domingo genommen, ließ das Schiff windwärts gehen, und indem er vorgab, daß es ihm am Wasser fehle, suchte er 133 kranke Sklaven aus und ließ sie von der Schiffsmannschaft über Bord werfen, und so in einer Zwischenzeit von einigen Tagen wieder 90; dann noch einmal 26, und 10 Sklaven, welche ein ähnliches Schicksal fürchteten, sprangen freiwillig ins Meer, so daß von der ganzen Ladung nur noch 127 Sklaven übrig blieben, mit diesen und noch 480 Gallonen Wasser lief er in den Hafen seiner Bestimmung ein. Dieser Fall kam im Gerichtshof (Court of Kings Bench) zu London vor. — Von den oben angeführten 164,000 Sklaven hat jede Nation die Sklaven, die sie gekauft, in ihren Kolonien zum Landbau angestellt, nur Groß-Britannien hat den Spaniern 4000 überlassen, und ungefähr 3000 durch den Schleichhandel in die Französischen Besitzungen eingeführt. Wenn man nur die Zahl der Menschen, die sich Afrika jährlich rauben läßt oder die durch die Oberhäupter aus ihrem Vaterlande auf diese grausame Weise verbannt worden, auf 60,000 anschlägt, und jeder Sklave zur Stelle 79 Rthlr. kostet, so

beträgt die ganze Summe, die Afrika dafür empfängt, 4,840,000 Rthlr. Indessen ist die oben angeführte Summe der Neger noch viel zu niedrig angeschlagen worden; denn im Jahre 1771 holten die Engländer 47,146 Neger aus Afrika, wovon der Antheil der Liverpoler Kaufleute allein 29,250 betrug. Hierzu wurden aus Großbritannien, einige kleine Fahrzeuge ungerechnet, 195 Schiffe abgeschickt, nämlich 107 von Liverpool, 58 von London, 25 von Bristol und 5 von Lancaster. Um eine nähere Uebersicht von dem ganzen Handel zu bekommen, mag hier die Angabe von Campbell*), wie viel Neger-Sklaven aus den Hauptländern, wo sie aufgekauft worden, in dem genannten Jahre von den Engländern geholt worden, stehen. Von ihrer Faktorey am Senegalflusse, die ihnen durch den Pariser Frieden 1763 abgetreten worden, haben 43 Schiffe, ausser 400 Tonnen Arabischen Gummi, 3810 Sklaven gehabt. Nach der Gegend von Kap Roxo an bis an die Goldküste sind 56 Schiffe hingesegelt und haben 11,960 Sklaven abgeholt, und an der Goldküste 29 Schiffe 7525 Sklaven. Aus dem Königreiche Benin und der Küste, wo die Flüsse Benin, der alte und neue Kallabar fließen, sind 13,301 Sklaven auf 63 Schiffen fortgebracht worden. Die ganze Küste von Angola hat auf 4 Schiffen nur 1051 Sklaven geliefert. Wenn man nun nach diesem Verhältniß die Zahl der Sklaven annimmt, welche die übrigen Nationen aus Afrika holen, so kann man, schlecht gerechnet, die Anzahl der Sklaven die jährlich aus Afrika geholt werden, auf 75 bis 80,000 ansetzen, und seit den 1770ger Jahren hat dieser Handel bis auf die neueste Zeit, das heißt, bis zur Abschaffung desselben, eher zu, als abgenommen, also sind jährlich

*) Survey of Great Britain, Tom II, p. 624 u. f.

noch weit mehr Sklaven geholt worden; denn nach dem 6ten in England publicirten jährlichen Bericht der Directoren der Afrikanischen Kompagnie, wird gemeldet, daß im Laufe des Jahres 1810 nicht weniger, als 70 bis 80,000 Neger von der Westküste von Afrika als Sklaven nach Amerika transportirt worden sind; vorzüglich zwischen Kap Palma und Benguela, wo dieser Handel besonders stark getrieben wird, weil die zu Bissao angelegte Portugiesische Niederlassung ihn aus allen Kräften beschützt; allein es ist bekannt, daß trotz des Verbots die Amerikaner und selbst die Engländer den größten Theil daran haben; sie tragen nur Sorge sich mit Spanischer oder Portugiesischer Flagge zu decken.

Die Engländer und Holländer haben die Sklaven von jeher wohlfeiler gekauft, als die Franzosen, und die Portugiesen am wohlfeilsten, weil sie ihre Schiffe von Brasilien aus mit Tabak und Branntwein, den sie aus ihrem eigenen Boden ziehen oder selbst gewinnen, spediren; auch kam ihnen der ausschließende Handel auf den Küsten zu gute, die auf 200 Meilen lang sind, und 30 bis 40 Meilen tief ins Land hineingehen. Der Handel der Franzosen mit dieser Menschenwaare war schon beschränkter, wie derjenige der Engländer und Holländer, weil sie nicht so, wie jene, durch die Unzulänglichkeit ihres Asiatischen Handels und durch die Unvollkommenheit einiger zum Handel nöthiger Manufakturen, Kommission, Fracht, Assekuranz zu bezahlen brauchen, um einige Waaren, die unentbehrlich sind, aus fremden Häfen zu bekommen. Ausser den Portugiesen bezahlen alle übrigen Völker ihre Sklaven mit denselben Waaren, welche in Säbeln, Flinten, Pulver, Eisen, Branntwein, Nürnbergerwaaren, wollenen Zeugen, Ostindischer Leinwand ꝛc. bestehen. Die Nationen, welche nordwärts der Linie wohnen, haben eine kleine weiße Muschel, die sie von

den Maldiven bekommen, zu ihrer Münze angenommen; jenseits der Linie fällt dieses Mittel aber zum Eintausch weg; denn man verfertiget dort zum Zeichen des Werthes ein kleines Stück Zeug aus Stroh, das $1\frac{1}{2}$ Schuh lang und 1 Schuh breit ist. Dieses wirkliche Zeichen ist nur der vierzigste Theil eines idealen Werthes, den man ein Stück nennt. Nach diesem Gelde werden die Waaren, welche den größten Werth haben, berechnet, man sagt sie gelte eins, zwei, drei, vier oder mehrere Stücken. Jedes Stück kostet, dem ersten Einkaufe nach, beinahe einen Dukaten, und man gab zu Ende des verwichenen Jahrhunderts 35 bis 36 Stücken für einen Neger, die Abgaben mit berechnet. Die stärkste dieser Abgaben besteht in einem Grazial, welches man einem von der Regierung bestellten Mäkler, der immer einen Mittelsmann zwischen dem Käufer und Verkäufer abgiebt, schenken muß. Diesem Mäkler muß man zu schmeicheln und ihm sich ergeben zu machen suchen; denn er ist bei dem Wetthandel der Europäer untereinander in Hinsicht der Sklaven und bei dem steigenden Werthe derselben, eine wichtige Person geworden. Eine zweite Abgabe, die zwar nur unter dem Namen eines Geschenks verlangt wird, aber nichts desto weniger ein erzwungener Zoll ist, besteht darin, was man dem Landesherrn und seinen vornehmsten Bedienten zahlen muß, um die Erlaubniß zum Handeln zu bekommen. Die Summe wird nach der Größe des Schiffes abgemessen und kann auf 3 Prozent angeschlagen werden. Man darf sich übrigens nicht wundern, daß die Europäer so viele Sklaven von der sogenannten Sklavenküste bekommen, da die despotischen Negerfürsten mit ihren Unterthanen auf das Grausamste verfahren und sie nach Willkühr opfern, wie der König von Dahomeh oder Dahomy auf der genannten Küste Sklavenopfer zum Zeitvertreibe für

sich und seine Höflinge anstellen läßt und dessen Pallast ganz mit Menschenschädeln geziert ist.

Ausser den Portugiesen hatten die übrigen Handeltreibenden Nationen Europas den Afrikanischen Handel ausschliessenden Kompagnien unterworfen, welche zu ihrer Sicherheit Forts anlegten. Unter den vielen Factoreyen der Engländer, waren die von Kap-Corso an der Goldküste und zu Fort-James auf einer Insel am Eingange des Gambra-Flusses die ansehnlichsten und einträglichsten. Man hatte zwar viele derselben wieder verlassen, indessen blieben noch sechzehn übrig, die sich den Alleinhandel auf der Küste anmaßten, nämlich sie nöthigten die Eingebornen nur an sie zu verkaufen, und die Fremden nur von ihnen zu nehmen; Letztere wurden auch schon durch die Forts von dem Handel mit den Küstenbewohnern abgehalten. Als aber späterhin die Gegenden, woran das Fort lag, nichts mehr liefern konnten, so sank der Sklavenhandel, indem die weiter im Innern des Landes wohnenden Völker ihre Sklaven lieber nach den freien Häfen, wo sie die Käufer wählen konnten, hinbrachten; und die Factoreyen, die anfangs bei der großen Bevölkerung der Küste so viel Vortheil schafften, sanken daher mit der Verminderung oder Erschöpfung der Quelle, der Sklaven, die sie jetzt mit weit mehr Kostenanfwand aus dem Innern holen mußten, herab. Auch machte England im Jahre 1752 diesem Monopole ein Ende, indem die Nation den Interessenten alle diese befestigten Factoreyen, worin nur 120 Mann lagen, für 112,142 Pfd. St. 3 Schill. 3 Penc., nach unserem Gelde ungefähr 672,853 Rthlr., abkaufte, deren Unterhaltung jährlich an 13,000 Pfd. St. nach unserem Gelde 78,000 Rthlr. gekostet hatten. Die Nationen, welche jetzt auf diesen Küsten Kolonien und Forts besitzen, sind: die Portugiesen, Engländer, Niederländer und Dänen.

Da sowohl der Transport der Sklaven, als auch die Schwierigkeit sich dieselben zu verschaffen große Vorsicht erheischt, so bedient man sich lieber der kleinen, als der großen Schiffe zu diesem Handel. In der Zeit, da eine kleine, nahe an der Küste liegende Strecke Landes in vierzehn Tagen bis drei Wochen eine Ladung lieferte, sparte man dabei, wenn man große Schiffe hatte; denn man konnte Sklaven, die alle eine Sprache redeten, verstehen, verpflegen und trösten; allein späterhin, da die Sklaven in den Factoreyen ꝛc. abnahmen, da sich jedes Schiff kaum 60 bis 80 Sklaven monatlich verschaffen konnte, welche 200 bis 300 Meilen weit hergebracht wurden, von der Strapaze einer so langen Reise erschöpft sind, fünf bis sechs Monate lang im Angesichte ihres Vaterlandes auf den Schiffen bleiben müssen, alle verschiedene Sprachen reden, in der Ungewißheit des Schicksals, das sie erwartet, leben, und immer in dem Wahne sind, daß die Europäer sie fressen und ihr Blut trinken werden, da giebt ihnen das Heimweh, die Langeweile und Angst schon den Tod oder es macht sie krank, so daß Scharbock, Aussatz und andere ansteckende Krankheiten zuweilen eine ganze Schiffsladung dieser unglücklichen Geschöpfe aufreibt, noch ehe das Schiff einmal in See sticht, und besonders bei der Unmöglichkeit die Kranken von den Gesunden abzusondern. Ein kleines Schiff dagegen, welches 200 bis 300 Neger führen kann, vermindert, wegen der kurzen Zeit, die es sich an der Küste aufhält, den größten Theil der Zufälle und des Verlustes, die ein Schiff von 500 bis 600 Sklaven auszuhalten hat. Daher hatten die Engländer, die diesen Handel am weitesten getrieben haben, an der Gewohnheit, nur Fahrzeuge von 120 bis 130 Tonnen nach den Gewässern, die sich vom Senegal an bis an den Fluß Volta erstrecken, abgehen zu lassen, und nur nach Callabar ein wenig ansehn-

lichere hinzuschicken, weil daselbst der Handel etwas lebhafter ist, und sie dort ihre Hauptladungen zusammen bringen.

Bei diesem Handel oder vielmehr bei der Schifffahrt nach der Sklavenküste ist noch Manches zu berücksichtigen. Erstlich sehen viele Unternehmer mehr auf die Größe, als auf den Gang ihrer Schiffe, worin sie durch ihre eigene Habsucht betrogen werden, weil solches die Reise verlängert, deren Dauer man aus allen möglichen Gründen einschränken sollte; zweitens segelt man von Europa zu allen Zeiten dahin, ohne auf diejenige Zeit zu merken, welche die Winde und Ströme zur Fahrt bestimmen, um in diesen Gewässern anzulangen. Man hat daher eine große und kleine Fahrt; die Letztere ist die geradeste und kürzeste; sie ist bis an den entferntesten Hafen, wo die Sklaven zu haben sind, und nur 1800 Meilen lang. Man kann sie vom Anfange des Septembers bis zu Ende Novembers in 35 bis 40 Tagen zurücklegen, weil dann die Winde und Ströme vom Anfange der Fahrt bis zum Ende günstig sind; auch läßt sie sich wohl im December, Januar und Februar, aber mit weniger Sicherheit und Glück unternehmen. Diese Gewässer sind vom Anfange des März bis zu Ende des Augustes nicht mehr schiffbar, weil man in dieser Zeit stets gegen furchtbare Ströme kämpfen müßte, von denen man nordwärts getrieben wird, und gegen den Südostwind, welcher unabänderlich weht. Die Seefahrer müssen sich daher in dieser Jahreszeit von den Küsten entfernt halten, in das offene Meer steuren, und zwischen Afrika und Brasilien, bis gegen den 26sten oder 28sten Grad südlicher Breite segeln, und sich dann der Küste von Guinea nähern, um etwa 150 bis 200 Meilen windwärts des Hafens, wo man landen will, im Angesichte der Küste zu kommen. Diese Fahrt beträgt 2500 Meilen und erfordert 90 bis 100 Tage um sie

zurückzulegen; dieses ist die große Fahrt. Ohne die Länge dieses Weges zu rechnen, nimmt derselbe die zum Handel und zur Rückkehr günstige Zeit hin; die Schiffe werden von Windstillen befallen, durch ungünstige Winde aufgehalten, durch Ströme fortgerissen; das Wasser mangelt, die Lebensmittel verderben und die Sklaven bekommen den Scharbock. Ferner sind die nordwärts der Linie gebornen Neger den Pocken ausgesetzt, welche durch eine sehr sonderbare, die Gefahr aber sehr vermehrende, Beschaffenheit dieser Nation, selten vor dem vierzehnten Jahre bei ihnen ausbrechen. Dringt nun diese Seuche in ein noch vor Anker liegendes Schiff, so giebt es bekannte Mittel die Heftigkeit derselben zu hemmen; allein ein damit auf seinem Wege nach Amerika befallenes Schiff, verliert oft seine ganze Ladung Sklaven. Diejenigen, welche der Linie südwärts geboren sind, haben statt dieser Krankheie eine andere, die sich in einer Art Beule zeigt, deren Gift auf der See durchbricht und schlimmer wird, und sich niemals aus dem Grunde heilen läßt.

Ein noch wichtiger Punkt beim Sklavenhandel ist die Erhaltung der Neger auf den Schiffen. Obgleich allen nach Afrika handelnden Nationen, die den Negerhandel getrieben und noch im Stillen unter den diesen Handel begünstigenden Flaggen treiben, die Erhaltung ihrer Sklaven auf der Fahrt gleich wichtig ist, so ist doch die Behandlung bei einigen verschieden; nur darin stimmen sie alle überein, daß sie ihnen Bohnen, mit ein wenig Reiß vermischt, zur Nahrung reichen. Die Engländer, Holländer und die Dänen halten die Mannsleute strenge in den Eisen und legen oft den Frauensleuten noch Handschellen an, wozu sie die Schwäche der Mannschaft auf den Schiffen zwingt. Die Franzosen dagegen, welche stärker bemannte Schiffe haben oder deren Schiffmannschaft

weit zahlreicher ist, gestatten den Sklaven schon eine größere Freiheit, weil sie zahlreicher sind; sie nehmen drei oder vier Tage nach der Abfahrt Allen die Fesseln ab. Alle miteinander, besonders aber die Engländer, sind zu nachsichtig gegen den Umgang ihrer Matrosen mit den Sklavinnen; diese Unordnung ist Schuld an dem Tode von drei Viertel von denjenigen, welche die Fahrt nach Guinea jährlich aufreibt; nur die Portugiesen sind während der Fahrt vor Empörungen und andern Unglücksfällen gesichert, welches daher kommt, daß sie aufmerksamer sind, und mehr Vorsorge hegen, nur freigelassene Neger zu ihrem Schiffsvolke zu nehmen. Die durch die Reden und den Zustand ihrer Landsleute ruhig gestellten Sklaven machen sich eine ziemlich günstige Vorstellung von dem Loose, das ihrer wartet, und diese Beruhigung macht, daß man beiden Geschlechtern damit tröstet, zusammen zu wohnen ꝛc.; bei andern Fahrzeugen würde aber diese Geselligkeit die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen.

Was nun den Verkauf der Sklaven in Amerika anbetrifft, so verkaufen nicht alle Nationen ihre Waaren auf einerlei Weise. Der Engländer, der auf dem allgemeinen Markte, alles, ohne Unterschied, eingekauft hat, schlägt seine Ladung im Ganzen los und ein einziger Kaufmann ersteht sie gewöhnlich, und verkauft sie dann einzeln an die Landeigenthümer. Was sie verwerfen, wird entweder durch den Schleichhandel oder mit Erlaubniß in die fremden Pflanzörter geschafft, wo die Käufer mehr durch den niedrigen Preis der Neger angelockt, als durch die schlechte Beschaffenheit derselben abgeschreckt werden. Die Portugiesen, die Holländer, die Franzosen und die Dänen, die keinen Abgang für hinfällige und gebrechliche Sklaven wissen, nehmen dergleichen in Guinea niemals an. Alle vereinzeln ihre Ladungen, so wie der Eigenthümer der Pflanzungen oder die Pflanzer es ver-

langen. Der Kauf wird entweder auf baares Geld oder auf Kredit geschlossen. Wenn der Zahlungs-Termin auf $1\frac{1}{2}$ Jahre hinausgesetzt ist, wie es in den Französischen Besitzungen nur zu oft der Fall ist, so müssen die Arbeiten der Neger dann schon $\frac{2}{3}$ seines Kaufpreises eingebracht haben; und ist dieses nicht der Fall, so rührt es von andern Ursachen her. Bei dem Sklavenverkaufe werden auch von einigen Händlern, die alle Menschlichkeit verleugnen, die kranken Sklaven in einen engen Raum gesperrt und dann ihrem Schicksale überlassen, auf eine oder die andere Art umzukommen, entweder zu verhungern oder durch Krankheiten. Auch stellt man bei den kränklichen Sklaven das sogenannte Greifen, den Greifkauf an, der auf folgende Weise veranstaltet wird: das Schiff, worauf sich die Sklaven befinden, die auf diese Weise losgeschlagen werden sollen, wird durch Segeltuch verdunkelt und die Käufer hineingelassen, welche dann mit einer Heißgier vorwärts dringen und so viele Sklaven greifen, als sie gebrauchen. Uebrigens wird bei allen Verkäufen keine Rücksicht auf Verwandte ꝛc. genommen. Mann und Weib, Eltern und Kinder werden mit solcher Gleichgültigkeit getrennt, als es unter uns noch nicht mit dem Viehe geschieht.

Zustand der Sklaven in den Kolonien. Der Zustand der Sklaven in den Pflanzungen Amerikas, besonders Westindiens, ist wirklich bemitleidungswürdig, nur Wenigen fällt ein erträgliches Loos, nämlich das, wenigstens menschlich behandelt zu werden. Es scheint, als wenn die Pflanzer Westindiens mit encrustirten Herzen geboren würden, oder sie verhärteten sich im Laufe ihrer Praktik dermaßen, daß sie das Unglück dieser von ihrem Vaterlande, ihren Verwandten, Freunden und Bekannten getrennten Menschen nicht nur nicht rührt, sondern sie auch noch die

Tage derselben, bei einer schon drückenden Arbeit, durch Peinigungen aller Art verbittern wollen, so daß ein solcher Unglücklicher seine Tage verwünschen muß, indem er der Hölle Pein zu erdulden glaubt, und ein Engländer, Hr. Woolrich, sagt: daß der beste Sklavenmeister in Westindien seine Sklaven noch nicht so gut behandelt, wie der schlimmste Herr seine Diener in Europa. — Man theilt die Sklaven in zwei Klassen, die erste Klasse enthält diejenigen Sklaven, welche zum Gebrauche der Plantagen gekauft werden, die zweite, Innsklaven genannt, müssen sowohl in, als ausser dem Hause gewisse Arbeiten verrichten. — In dem ganzen Amerikanischen Archipelagus ist der Zustand der Neger erbarmungswürdig. Eineenge, ungesunde, von aller Bequemlichkeit entblößte Hütte ist seine Wohnung; sein Bett besteht aus einer Hürde, die den Körper eher zerschlägt, als ihm die nöthige Ruhe verschafft. Sein ganzes Hausgeräth besteht aus einigen irdenen Töpfen und einigen hölzernen Schüsseln. Seine Kleidnng besteht aus einigen Stücken grobes Leinen, welches kaum hinreicht seine Blöße zu decken, noch weniger ihn gegen das Ungemach der Witterung sowohl vor der unerträglichen Hitze bei Tage, als auch der gefährlichen Kühle des Abends und der Nacht zu schützen, und was man ihm an Maniok, gesalzenem Rindfleische, Stockfisch, Früchten und Wurzeln giebt, reicht kaum hin, sein trauriges Leben zu fristen. Hierzu kommt nun noch, daß er unter einem brennenden Himmelsstriche, und unter der immer aufgehobenen Peitsche seines unmenschlichen Auffehers zu einer beständigen Arbeit verdammt ist. So ruft man die Feldsklaven in Westindien des Tages zu ihrer Arbeit, und wenn sie dann nicht zur rechten Zeit erscheinen, so werden sie durchgepeitscht. Sie fangen ihre Arbeit auffer der Erndtezeit mit Tagesanbruch an und endigen sie

bis zum Untergange der Sonne, wobei ihnen nur des Morgens eine halbe und des Mittags zwei Stunden zur Erholung und zum Essen Zeit gelassen wird. Ausser der gewöhnlichen Arbeit verlangt man noch, daß sie für das Vieh Gras lesen sollen, welches sie nur entweder zur Mittagszeit beim heißen Sonnenbrande, oder nach der Arbeit am Abende thun können. Zur Zeit der Erndte müssen sie noch länger arbeiten, ja so lange, als sie nur können. Die Arbeit verrichten sie in Reihen unter der Peitsche des Aufsehers, der über eine gewisse Anzahl zu gebieten hat. Daß übrigens dabei Greulscenen vorfallen, wie man sie bei den rohesten Barbaren nicht antrifft, wird man sich leicht denken können. So sah Hall eine Frau sitzen, die ihr Kind säugte, und welche in diesem Zustande gewaltsam durch furchtbare Peitschenhiebe aufgetrieben ward; auch Sir G. Yonge macht die Bemerkung, daß die Weiber gewöhnlich unrichtige Wochen hielten wegen der grausamen Behandlung, die sie erdulden müßten *). Wie angestrengt sie arbeiten müssen, beweiset folgender Fall. Ein Mädchen war bei einer Mühle angestellt, um solche zu unterhalten; der Schlaf übermannte sie, sie fiel gegen die Rolle und verlor eine Hand, mit der sie der Mühle Arbeit geben wollte. So werden den Arbeitern bei den Mühlen, wenn sie durch Ueberarbeitung in Schlaf verfallen, oft die Arme ergriffen und abgerissen. Wenn gleich der Zustand der Sklaven in den Kolonien überall beklagenswerth ist, so herrscht dennoch einige Verschiedenheit in der Behandlung. So geben z. B. diejenigen Pflanzer, welche eine große Strecke Landes besitzen, ihren Sklaven gewöhnlich ein Stück Land, welches zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse hinreichen muß. Zu der

*) Abstract. of the Evidence, pag. 53, 54, 55.

Bearbeitung dieses Landes können sie einen Theil des Sonntages verwenden, und dann die wenige Zeit, die sie an den andern Tagen von der Essenszeit abbrechen können, wenn sie nicht, wie schon oben bemerkt worden, noch Gras suchen müssen. In den enger eingeschränkten Eilanden giebt der Einwohner selbst die Nahrungsmittel her, die größtentheils übers Meer herkommen. Ueberhaupt ist bei der Beköstigung der Sklaven folgender Satz bei den Pflanzern angenommen worden: entweder sie geben ihnen Acker, wie oben angeführt worden, oder sie erhalten Mundvorrath oder sie erhalten Beköstigung und Acker zusammen. Die beste Beköstigung ist zu Barbados. Nach dem Generale Fottenham bekommt dort jeder Sklave ein Maaß Grütze auf 24 Stunden, und mitunter einen halben verfaulten Hering; denn wenn diese Fische für die Weißen unbrauchbar geworden, werden sie für die Sklaven gekauft. Das Höchste, was ihnen in der Woche zugestanden wird, sind 9 Maaß Korn und 1 Pfd. Salzfische. Als ein Beweis, daß Manche nicht gesättiget worden, sollen sie verwesete Kadaver der Thiere gegessen haben, gleich den Hyänen, und wenn man die Eigenschaft des Stehlens ihnen zueignet, so ist ihnen diese nur durch den Hunger geworden. Man hat in einigen Kolonien ein Mittel zur Unterhaltung der Neger erdacht, das sowohl für den Landbau, als auch für die Menschen gleich verderblich ist. Man schenkt ihnen nämlich einen Tag in der Woche, an welchem sie sich entweder durch Arbeiten in den benachbarten Pflanzungen oder durch Raub oder Plünderung so viel verdienen können, als sie zum Unterhalte auf die ganze Woche brauchen.

Die sogenannten Innsklaven, die Sklaven im Hause, werden besser bekleinet und beköstiget, auch haben sie weniger Arbeit, als die Feldsklaven; allein sie sind dafür den Launen ihrer Gebieter und Gebiete-

rinnen ausgesetzt, welche durch ihre Grausamkeit ihnen das Leben so verbittern, daß sie gern mit den Feldsklaven tauschen. Die Sklaven außer dem Hause sind Boten, Träger ꝛc., und haben die Verpflichtung, ihrem Gebieter täglich eine festgesetzte Summe zu liefern. Ausser diesem Unterschiede, der aus der Lokalität der Amerikanischen Eilande entspringt, hat auch jede Europäische Nation ihre eigene Art, die Sklaven zu behandeln. Der Spanier braucht sie zu Gefährten seiner Trägheit; der Portugiese zu Werkzeugen seiner schändlichen Lüste; der Holländer zu Schlachtopfern seines Geizes; der Engländer behandelt sie noch am besten und giebt ihnen auch reichlichere Nahrung, als sie bei den übrigen erhalten; und wenn er gleich die Ehen unter seinen Schwarzen niemals befördert, so empfängt er doch die Kinder, die aus freiern Verbindungen entspringen, mit Gütigkeit, als ein Geschenk der Natur, und verlangt selten vom Vater und der Mutter eine Arbeit oder einen Zoll, der ihre Kräfte übersteigt. In seinen Augen sind die Sklaven bloß physische Wesen, die man nicht ohne Noth aufreiben und stumpf machen muß; er macht sich aber nie mit ihnen gemein, lächelt ihnen niemals zu, spricht auch nicht mit ihnen; es hat gerade das Ansehen, als schämte er sich seinen Sklaven merken zu lassen, daß die Natur ihm einige Aehnlichkeit mit ihnen gegeben habe; auch wird er von den Sklaven gehaßt, obgleich sie sich übrigens besser bei ihm befinden, als bei den andern Nationen. Der Franzose behandelt seine Sklaven nicht mit Stolz, nicht mit Verachtung; er geht mit ihnen wie mit sittlichen Wesen um, und diese Behandlung macht, daß sie zu vergessen scheinen, wie sehr ihr Herr sich bestrebt durch ihren Schweiß Vermögen zu erwerben, daß er immer das Maaß ihrer Arbeiten übertreibt, und es ihnen oft an Lebensunterhalt fehlen läßt. Selbst die Glaubensverschiedenheit der

Europäer hat Einfluß auf das Schicksal der Neger in Amerika. Die Protestanten, die den Bekehrungsgeist nicht haben, lassen sie in der Mohamedanischen Religion, oder in dem Heidenthume, worin sie geboren und erzogen worden, unter dem Vorwande, daß man Christen nicht in der Sklaverey halten könne. Die Katholiken dagegen bemühen sich, ihnen einigen Unterricht in der christlichen Religion zu geben, sie zu taufen; aber weiter erstreckt sich ihre christliche Liebe auch nicht; denn zur Erleichterung des unglücklichen Zustandes ihrer neuen Glaubensbrüder thun sie nichts, ja sie rechnen ihnen diese Bekehrung als eine große Gunst an, die sie durch Verdoppelung der Arbeit wieder gut zu machen haben; also nicht Liebe war das Bekehrungsgtschäft, sondern nur Eigennutz.

Die Bestrafung der Sklaven geschieht gewöhnlich mit einer Peitsche, die aus Kuhhaut gemacht, so derb ist, daß man ein Pferd damit zerfleischen kann. Der oben erwähnte Hr. Woolrich hat sich überzeugt, daß man in einer Diele oder Brett durch einen Peitschenhieb Vertiefungen wahrnehmen konnte. Die Verwundungen und Streifen sind oft so tief, daß man die Finger hineinthun kann, und so beschaffen, daß kein Menschenalter sie verwischen wird. In dem Abstract of the Evidence *) pag. 66—67, findet man Beispiele von der unmenschlichen Behandlung durch Peitschenhiebe angeführt. So hat Hr. Fitzmaurice schwangere Weiber gekannt, die so furchtbar gepeitscht wurden, daß sie in Folge dieser Behandlung unzeitige Niederkunft hielten. Davidson kannte ein Mädchen, eine Negerin, welche zwei Tage nach der Peitschung am Brande der Wunden starb. Jackson erzählt, daß ein Neger unter den

*) Dieses sind gerichtliche Belege, welche dem Unterhause (House of commons) von Augenzeugen dieser Greulthaten vorgelegt worden.

Peitschenhieben seinen Geist aufgegeben. Dieses sind zwar unmenschliche, aber immer noch gelinde Strafen gegen die ausserordentlichen, die bei Vergehungen der Neger angewendet werden, und die allen Glauben an Grausamkeit übersteigen, wenn sie nicht durch glaubwürdige Augenzeugen erzählt würden. So hat Kapitain Rap Sklaven gekannt, die erst mit der Peitsche zerfleischt, hernach in ein Stockhaus geworfen worden, und dann eine Kette von 60 bis 70 Pfund schwer um ihren Leib und ein Gewicht von 66 Pfd. schwer an die Kette befestiget erhielten, wenn sie zur Arbeit in das Feld getrieben wurden. Der Hals war in einen großen eisernen Kragen gespannt, der mit zwei bis vier hervorstehenden Haken versehen ist, wodurch sie gehindert werden sich zu legen oder zu schlafen. Nach dem Doctor Harrison wurden einem Neger in Jamaika Schrauben gesetzt, daß der Brand an Händen und Füßen entstand, und dieses bloß des Verdachtes wegen, daß er seinem Herrn, einem Aufseher, eine Summe Geldes entwendet haben sollte, welches sich nachher als falsch erwies. Der Herr kannte die Bestrafung des Negers, gab ihm aber keine Entschädigung. Nach dem schon oben erwähnten Hrn. Fitzmaurice soll bei einem Plantagen-Meister, Rushic genannt (der Name mag der Nachwelt hier aufbehalten bleiben), auf Jamaika geschmolzenes Zinn auf die nackten Sklaven getröpfelt worden seyn, so daß derselbe durch diese Grausen erregende Behandlung in drei Jahren 40 von 60 seiner Sklaven umbrachte. Die übrigen Scheußlichkeiten dieses Plantagen-Meisters, eines zweiten Robespierre, sind nicht bekannt, sondern unterdrückt worden. Ein Aufseher eines Gutes in Grenada warf einen Sklaven in siedendes Zuckerrohr; er starb vier Tage darauf. Nach der Aussage des Kapitain Cook soll eine Frau, Rachel Lauder genannt, eine Sklavin fürchterlich

geprügelt, und sie würde sie sogar getödtet haben, wenn man sie nicht daran verhindert hätte. Des Mädchens Verbrechen bestand darin, daß sie nicht Geld genug vom Borde des Schiffes, wohin sie von ihrer Zuchtmeisterin geschickt worden, um ihre Reize feil zu bieten, nach Hause gebracht hatte. Der schon oben erwähnte Lieutenant Davidson erzählt, daß die Frau eines Predigers! zu Port-Royal brennenden Siegellack auf ihre Neger zu tröpfeln pflegte, nachdem sie durchgepeitscht worden; er selbst wurde als Chirurgus zu einem dieser Unglücklichen abgeschickt, dessen Brust furchtbar verbrannt war. Zu diesen außerordentlichen Bestrafungen der Sklaven sind die Veranlassungen immer nur geringe, immer keine Kapital-Verbrechen, sondern nur, daß sie zu spät ins Feld gekommen, oder daß sie nicht genug Gras aufgelesen, oder daß sie sich zu lange aufgehalten haben, wenn sie weggeschickt worden; oder daß sie wegen übergroßen Hunger Lebensmittel gestohlen haben oder Teller zerbrochen haben ꝛc. Bei Kapital-Verbrechen, wie Weglaufen ꝛc., werden die Strafen nur verlängert, die Qual ist ausgesuchter. Ueberhaupt geschieht das Strafen hier ganz willkührlich, ganz nach den Launen der Gebieter oder Gebieterinnen; denn Gesetze gegen diese Unmenschlichkeiten giebt es nicht, und wenn sie da sind, so werden sie umgangen.

Fig. 8719 zeigt einen gefesselten Sklaven bei der Arbeit; a ist der Maulkorb; b das Halseisen oder den Halskragen mit den Stacheln; c die schwere eiserne Kette mit dem Gewichte; d die Beinschellen. — Fig. 8720 stellt ein Paar Handschellen vor, mit welchen die männlichen Sklaven eingeschlossen werden; die rechte Hand ruht auf dem einen, die linke auf dem andern; sie werden dadurch beinahe in Berührung gebracht und durch ein kleines Schloß am Ende zusammen befestiget. — Fig. 8721 stellt ein Paar Bein-

schellen vor. Der rechte Knöchel eines Mannes ist an den linken eines andern auf eben die Art befestiget. Man gebraucht diese Beinschellen in den Behältnissen der Sklavenschiffe, damit die Neger nicht entlaufen oder wenn das Schiff in See ist, nicht ins Meer springen können, um ihrer Qual zu entgehen. — Fig. 8722 stellt eine Daumschraube vor. Die Daumen werden durch zwei abgerundete Löcher in dieses Instrument gezwängt. Durch die Umdrehung eines Schlüssels hebt sich ein Riegel vermöge der Schraube von a zu b, wodurch der Druck immer schmerzhafter wird, jemehr man drehet, ja man kann beim Fortfahren des Drehens machen, daß das Blut unter den Nägeln hervorspritzt. Durch Hinweglassung des Schlüssels c läßt man die gefolterte Person im konvulsivischen Schmerz ohne Mittel sich zu befreien Diese Schraube wird bei Fällen des Eigensinns angewendet, wo der Sklave nicht gestehen will, oder in andern Fällen nach Willkühr. — Fig. 8723 ist ein Maulsperrer. Die punktirten Linien in der Figur zur rechten Hand der Schraube, stellen vor, wenn er geschlossen, die schwarzen Linien, wenn er offen ist. Er öffnet sich bei a b durch eine unten angebrachte Schraube, mit einer Naß am Ende. Dieses, auch den Chirurgen unter dem Namen Speculum oris bekannte, Instrument hat man erfunden, um einen geschlossenen Mund zu öffnen, und es wird gebraucht bei der sogenannten Maulsperre. Bei den Sklaven bedient man sich desselben, wenn sie eigensinnig sind, und keine Nahrungsmittel zu sich nehmen, sondern sich zu Tode hungern wollen; man sperrt ihnen dann mit diesem Instrumente den Mund auf, und bringt ihnen Speisen hinein.

Die Krankheiten, welchen die Sklaven in Amerika unterworfen sind, oder die sie in der Sklaverey bekommen, sind der Piau und das Magenweh,

zwei ihnen eigene Krankheiten. Der Pian zeigt sich durch einen trocknen, zirkelförmigen Ausschlag, der die Haut manchmal bedeckt, der aber gemeiniglich geschwürartig und mit einem weißlichen ins Gelbe fallenden Mehle gleichsam überstreuet ist. Man hat den Pian mit der Lustseuche gleichstellen wollen, weil einerlei Mittel beide Uebel hebt, allein dieses soll nicht der Fall seyn. Alle aus Guinea kommende oder auf den Eilanden geborne Neger, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, bekommen ihn einmal in ihrem Leben; es scheint daher ein angeerbtes Uebel zu seyn, eine Art eines innern Giftes, welches heraus muß, wie bei den Pocken, und es ist ein höchst seltener Fall, daß eine Person ihn zum zweiten Male bekommt, wenn er aus dem Grunde geheilt worden. Daß er nicht ansteckt, geht daraus hervor, daß die Europäer diese Krankheit, ungeachtet des häufigen, fast täglichen Umganges, den sie mit den schwarzen Frauensleuten, den Negerinnen haben, fast niemals bekommen. Letztere säugen die weißen Kinder und stecken sie mit dem Pian nicht an. Bei dem Magenweh wird die Haut und die Gesichtsfarbe der damit Befallenen olivenfarbig, ihre Zunge weiß, ein unüberwindlicher Schlaf übermannt sie, sie sind ohnmächtig und zur geringsten Thätigkeit unfähig. Es ist eine gänzliche Vernichtung, ein Hinsinken der Maschine. In diesem Zustande ist der Mensch so muthlos, daß er sich lieber todt schlagen läßt, als daß er sich bewegt. Bei dem Ekel vor gelinden und heilsamen Nahrungsmitteln haben sie eine Art Leidenschaft vor allem, was salzig oder gewürzt ist. Die Beine schwellen, die Brust tritt voller Schleim und Wenige kommen davon. Die Meisten ersticken zuletzt, nachdem sie sich mehrere Monate unter vielen Schmerzen abgezehrt haben. Diese Krankheiten raffen in Amerika jährlich den siebenten Theil der dort hingebrachten Neger auf. Das

Magenweh scheint aus einem dickgewordenen Geblüte zu entspringen, welches der Kummer über die Entfernung vom Vaterlande, die schlechte Nahrung, die grausame Züchtigung bei der geringsten Kleinigkeit, ja oft ganz ohne alles Verschulden, erzeugt. Auch eine tiefe Melancholie zeigt sich bei ihnen, besonders auf den Schiffen, wenn sie von ihrem Vaterlande nach Amerika transportirt werden. Hr. Isaak Wilson hat angeführt, daß das Schiff, worauf er sich als Chirurgus befand, und das 370 Tonnen und 602 Sklaven hatte, 155 Sklaven verlor, und von den andern Schiffen, welche mit dem genannten in Gesellschaft segelten, und demselben Inhaber angehörten, verlor das eine von 450 Sklaven 200, das zweite von 466, 73, das dritte von 546, 158; und von den vieren zusammen starben, nach der Abladung ihres Ballastes, 220 Sklaven, und ein anderes Schiff, welches zu gleicher Zeit mit dem genannten einlief, verlor 362 Sklaven. Alle diese Sklaven sind von einer tiefen Melancholie befallen worden, welche in Lamentiren und klagenden Gesängen ausbricht, in welchen sie den Verlust ihrer Verwandten, Freunde und das Vaterland betrauern. In dieser Melancholie gehen sie so weit sich zu ermorden, und dreien von dem Schiffe Isaak Wilsons ist dieser Versuch wirklich gelungen. Andere weigern sich standhaft Nahrung zu nehmen, und wenn die Peitsche und andere strenge Mittel gebraucht wurden, sie zum Essen zu zwingen, so sahen sie dem wachhabenden Officier frei ins Gesicht, und murmelten in ihrer Sprache: bald werden wir nicht mehr seyn. Schon diese Melancholie, verbunden mit schlechter Kost, verursacht ein Hinschwinden aller Kräfte, welches in einen Durchfall sich auflöset, woran, trotz der kräftigsten Gegenmittel, viele sterben. Uebrigens sterben bei gehöriger Pflege dennoch viele Sklaven wegen der unglück-

lichen Geistesstimmung, sagt Herr Wilson; denn auf seinem Schiffe ließen es weder die Eigenthümer, noch der Kapitain an Aufmerksamkeit fehlen; die Sklaven wurden eben so gut, als die Schiffs-Mannschaft behandelt, und dennoch starben viele daran.

Ueber die Sklaven und den Sklavenhandel haben sich schon früher verschiedene Stimmen erhoben. So äußert sich der berühmte George Whitfield bei seiner Religions-Reise in Amerika über die Sklaven in einem Briefe von Georgia an die Einwohner von Maryland, Virginien und Nord- und Südkarolina, wie folgt: „Als ich kürzlich durch Eure Provinz auf meinem Wege hierher kam, wurde ich von dem Mitgefühle heftig ergriffen über den unglücklichen Zustand der armen Neger. Ob es gesetzlich ist Christensklaven zu kaufen und dadurch den Nationen, von denen sie solche kaufen, anfeuern in immerwährendem Kriege miteinander zu leben, will ich nicht zu entscheiden auf mich nehmen. Ich bin aber überzeugt, daß es Sünde und ein Verbrechen ist, wenn sie solche gekauft, sie so zu mißhandeln, als ob es Vieh sei, nein noch ärger; und was auch für besondere Ausnahmen gemacht werden mögen, was ich menschlicher Weise voraussetze, daß es der Fall ist. Ich fürchte, daß Ihr insgesammt, die Ihr Neger haltet, diesen Vorwurf gerechter Weise verdient; denn Eure Sklaven arbeiten mehr wie das Vieh und die Pferde thun, worauf Ihr reitet. Diese, wenn sie ihre Arbeit gethan haben, werden gefüttert und gepflegt; aber viele Neger werden ermattet durch Arbeit in Euren Plantagen, sind verbunden ihr Korn noch nach ihrem Zuhausekommen zu mahlen. Eure Hunde werden geliebkoset, geschmeichelt an Eurem Tische; aber Eure Sklaven, welche Ihr gewöhnlich mit dem Namen Hunde oder Vieh belegt, haben nicht ein gleiches Privilegium. Kaum ist ihnen vergönnt die Brodrinden, die von Eurem Tische fallen,

aufzuheben, ohne zu erinnern, welche Anzahl in die Hände der unmenschlichen und grausamen Aufseher gerathen, welche ihren Rücken mit der Peitsche gefühllos zerfleischen, bis sie zuletzt der Tod aus diesen Teufelsklauen erlöset. Als ich durchreisete, besah ich mir Eure Plantagen, die ich gut kultivirt, eure Häuser geräumig gebauet, und Euch im Ueberflusse fand; allein mein Blut erstarrte dabei, wenn ich bedachte, wie viele Eurer Sklaven weder zu essen, noch Bekleidung haben, obgleich alle Bequemlichkeiten, deren Ihr Euch erfreuet, deren saurer Schweiß hervorgebracht hat." — Pope, in seinem Versuch über den Menschen (Essay on man) regt das Mitleid für die armen Sklaven an, indem er den Geiz und die Grausamkeit der Gebieter tadelt. — Thomson in seinen Jahreszeiten (The Seasons) malt den Sklavenhandel, als ein grausames Geschäft, indem er zeigt, wie der Hayfisch die Sklavenschiffe verfolgt, um die Beute zu erhaschen, die ihm hier von den ins Meer geworfenen Sklaven wird, und daß er gierig auch die Theilnehmer dieses Handels verschlingen möchte, die Guineen mit Blut färben. — Cowper schildert den Zustand der Sklaven mit lebhaften Farben, indem er zeigt wie der Mensch seinen Bruder sich unterwirft, an Ketten legt und durch Arbeit und Peitschenhiebe seinen sauren Schweiß erpreßt ꝛc. Auch Shenstone, Richard, Savage, ließen sich in ihren Gedichten über den Sklavenhandel aus. Bei so vielen Stimmen von allen Seiten gegen den Sklavenhandel, besonders aber seit der Trennung der vereinigten Staaten von Nord-Amerika vom Mutterlande, wo die Stimmen immer lauter und heftiger wurden, und seit 1789 dieser Gegenstand sogar öfterer im Englischen Parlamente vorkam, so fand er dennoch überall großen Wiederstand, sogar Pitt widersetzte sich mit Kraft, wie auch schon oben angeführt worden, den

Vorschlägen zur Abschaffung desselben. Späterhin änderte sich aber immermehr die allgemeine Stimme und die Sklavenhändler verloren die meisten ihrer Anhänger, so daß 1807 der größere Theil auf Abschaffung dieses Handels drang. Vier Jahre später fanden sich keine Stimmen, welche sie unterstützte, und das Parlament genehmigte eine Bill, nach welcher sie für Staatsverräther erklärt werden. Vorher wurden nämlich diejenigen, welche Sklavenhandel trieben, bloß durch Confiscation des Schiffes und der Ladung, und durch Geld bestraft. Der Gewinn war aber zu groß, als daß nicht einige Speculanten gereizt wurden, ihre Kapitale aufs Spiel zu setzen, besonders da, wenn bei drei Versuchen, nur einer gelang, sie keinen Verlust zu erleiden hatten. Aus diesem Grunde schlug Herr Brugham im Monat Junius 1810 im Englischen Parlamente vor, auf den Sklavenhandel persönliche Strafen zu setzen, und fand keinen Widerspruch. In der folgenden Sitzung schlug er eine Bill vor, die in beiden Häusern durchging, und am 14ten Mai 1811 vom Könige sanctionirt wurde. Nach derselben ist jeder Handel mit Sklaven, welchen Englische Unterthanen in irgend einem Theil der Welt treiben, als ein Hochverrath gegen den Staat erklärt, und wird mit höchstens fünfjährigen und wenigstens dreijährigen gezwungenen Arbeiten bestraft. Dieser Strafe unterliegen die Kapitaine, Chirurgen, Aufseher ꝛc., welche sich auf einem Schiffe, das Sklavenhandel treibt, befinden und dessen Bestimmung wissen. Die Matrosen, Schreiber, Bedienten, Mäkler ꝛc. werden höchstens mit zweijähriger Gefängnißstrafe belegt, und von aller Strafe befreit, wenn sie innerhalb der drei Monaten, nach ihrer Ankunft in England, diejenigen anzeigen, welche den Handel mit Sklaven getrieben haben.

Sobald der Sklavenhandel abgeschafft 'worden, bildete sich in England eine Gesellschaft zur Verbesserung des Zustandes der Neger in Afrika, unter dem Namen Institution Africaine. Diese Gesellschaft beschäftiget sich hauptsächlich mit der Kolonie zu Sierra Leona auf der Pfefferküste. Sie hat viele nützliche Pflanzen hinbringen lassen und auch den Bengalischen Hanf mit großem Erfolge eingeführt. Es wurden, ausser verschiedenen Pflanzen, der Kaffeebaum, der Thee und die Chinapflanze angebauet. Auch wird schon Baumwolle und Reis ausgeführt. Auch wurden in Sierra Leona im Jahre 1810, 300 Kinder unterrichtet und einige junge Afrikaner nach London geschickt, um die Lancastre-Methode nach Sierra Leona zu versetzen. Im December 1810 und Januar 1812 wurde vom Senegal folgendes berichtet:

Die Ungewißheit, ob wir noch lange am Senegal und in Goree bleiben werden, läßt uns nicht hoffen, daß wir großen Einfluß auf die Gedanken der Einwohner über den Sklavenhandel haben werden, sie betrachteten ihn seit alten Zeiten für eins der unschuldigsten Gewerbe, und haben bei demselben so viel gewonnen, daß sie sehnlichst die Erneuerung desselben wünschen. Die der hiesigen Niederlassung am nächsten wohnenden Eingebornen sind eine schöne Menschenrace und werden auch für die schönsten Neger der Küste gehalten. Sie lieben die Europäer und man kann bei ihnen ganz sicher ohne Waffen reisen. Wir gehen täglich durch Dakar und Goree und finden überall bei den Negern die gastfreundschaftlichste Aufnahme. Wenn diese Niederlassungen immer in Englischer Gewalt bleiben, so wird die Abschaffung des Sklavenhandels viel gewinnen; so lange aber die Einwohner oder Eingebornen die Erneuerung des Sklavenhandels erwarten, kann man keinen vollkommenen Erfolg hoffen. Die Kriege, welche sonst sehr häufig waren, und bei welchen sehr viele Gefangene gemacht und zu Sklaven verkauft wurden, sind jetzt sehr selten. Wenn sie statt haben,

so begnügen sich die streitenden Partheien damit, einander Vieh wegzunehmen und einige Gefangene zu machen, welche dann von ihren Verwandten wieder mit Ochsen, Getreide und Tabak losgekauft werden. Das Rauben durch plötzliche Ueberfälle ist jetzt selbst unter den Afrikanern nicht mehr bekannt. Neuerdings hat man bloß zwei oder drei Beispiele, daß Kinder wegen der Bezahlung einiger vor der Ankunft der Engländer gemachten Schulden genommen, aber sogleich wieder zurück gegeben wurden. Die Sklaverey besteht hier nur noch dem Namen nach, und es ist fast kein Unterschied zwischen dem Herren und seinem Sklaven, sie arbeiten miteinander, essen und trinken aus demselben Gefäße, schlafen unter einem Dache ꝛc. Ich glaube, daß einige Missionaire in beiden Niederlassungen sehr nützlich seyn würden, um einige Kenntniß unter den Einwohnern und denjenigen, welche sie oftmals besuchen zu verbreiten. Auch scheint das Englische Parlament endlich die Gewaltthätigkeiten, welche die Pflanzer in den Kolonien gegen ihre Sklaven aus üben, bestrafen zu wollen. Die Dinge, welche bei Gelegenheit der Verhaftung der Hrn. Hogge und Huggins bekannt gemacht wurden, enthalten Schauder erregende Details. Der Erste hatte seit mehreren Jahren große Verbrechen begangen, wäre aber doch der Strafe entgangen, wenn er nicht von den Weißen wäre gehaßt worden, und hätte einen seiner Richter zum Duell aufgefordert. Dieserhalb wurde er vor Gericht gezogen, und überwiesen, daß er auf die grausamste Art viele Sklaven umgebracht habe; dessen ungeachtet empfahl ihm die Jury, welche ihn für schuldig erkannte, der Güte der Richter, und der Gouverneur der Insel, Hr. Elliot, konnte nur durch Geschicklichkeit und Standhaftigkeit die Vollziehung des Urtheils bewirken. Er mußte sogar, um die Ruhe zu sichern, die Miliz der Insel herbei kommen lassen. Der andere Pflanzer, Huggins, wurde losgesprochen, ob es gleich durch Zeugen und durch eigenes Geständniß bewiesen war, daß er auf dem öffentlichen Platze, in Gegenwart mehrerer Magistratspersonen seine Sklaven barbarisch geschlagen habe, indem er dem einen 165 Peitschenhiebe, dem andern

187, einem dritten 212, einem vierten 242, und endlich einer Frau 290 geben ließ, und sogar noch bei der Letzten ihren Bruder zum Vollziehen seines wilden Zornes machte. Er wurde dessen ungeachtet frei gesprochen und sogar der Drucker einer Zeitung mit Gefängnißstrafe belegt, weil er diese Thatsache in einer benachbarten Insel bekannt gemacht hatte. In der Depesche des Gouverneurs Elliot, in welcher er von diesem sonderbaren Rechtsfall Rechenschaft giebt, drückt er sich auf folgende Art aus: Diese außerordentliche Thatsachen können nur erklärt werden, wenn man die oben gemachte Behauptung annimmt, daß nämlich die vorgeblichen Gerechtigkeits-Tribunale unserer meisten Inseln aus Leuten bestehen, die des Richteramtes unwürdig sind.

Diese Kolonie der freien Neger hat sich aber seit der Zeit sehr gehoben und ganz der menschenfreundlichen Gründung entsprochen; sie zählt bereits 17 Ortschaften mit 16,671 Einwohner. Ueberall sind Schulen angelegt, in welchen die Neger im Lesen, Schreiben und Rechnen und in der christlichen Religion unterrichtet werden. Durch einen im Jahre 1825 abgeschlossenen Vertrag, hat der König von Sherbro und die Königin von Ya-Comba den ganzen Landstrich Sherbro-Bullem an diese Kolonie abgetreten.

Wie schon oben, S. 625, bemerkt worden, wird der Sklavenhandel, trotz aller Verbote und Strafen, immer noch betrieben; auch die neueste Zeit zählt Beispiele davon auf. Die Ursache liegt an der Quelle selbst, nicht an denen, die daraus schöpfen; denn ehe nicht die Einwohner der Küstenländer Afrikas, wo dieser Handel getrieben wird, einen gewissen Grad von Civilisation erreicht haben, ist auch an Aufhebung oder vielmehr Zerstörung dieses Handels nicht zu denken, und so sehr auch die Britten in den neuen Kolonien ihn zu verhindern suchen, so wird er dennoch fortgesetzt, und wenn nicht öffentlich, doch auf einem Schleichwege. Der Reiz der Neger auf den Skla-

venküsten nach kurzen Waaren aller Art, Branntwein ꝛc. ist unbeschreiblich, und sie geben Alles hin um diese zu besitzen. Die Fürsten selbst verkaufen ihre Unterthanen um Branntwein, Spiegel, Flinten, Schellen ꝛc. Um dergleichen Sachen verkaufen die Neger ihre Kinder, Eltern, Nachbar; sie schleppen diese Schlachtopfer nach den Handelskomptoirs und übergeben sie den Kaufleuten. Die Mulatten von Loanda verführen alle Mädchen: nach einigen Jahren kommen sie wieder zu ihnen, und nehmen ihnen die Kinder unter dem Vorwande, daß sie ihnen eine bessere Erziehung geben wollen, weg, um sie zu verkaufen. Merolla sagt dieses auch von den Portugiesen. Nach demselben Reisebeschreiber locken die Weiber in Benguela, mit ihren Männern einverstanden, andere Männer an sich. Der Mann bemächtiget sich sogleich seines Nebenbuhlers und verkauft ihn bei der ersten Gelegenheit ungestraft. Nach Le Maire hatte ein alter Neger einstens beschlossen, seinen Sohn zu verkaufen, dieser aber sein Vorhaben geargwohnt, und geschwind seinen Vater an einen Kaufmann verkauft. Die Kinder der Neger beschäftigen sich gewöhnlich mit der Verjagung der Vögel, welche die Feldfrüchte verzehren; wenn sie sich aber verirren, so werden sie aufgefangen und verhandelt. Die Insulaner auf dem Bissagos lieben ausnehmend starke Getränke, wenn nun ein Schiff ankommt, so ist der Schwächere immer ein Raub des Stärkeren. Alles dieses beweiset, daß die Einwohner oder die Bewohner der Sklavenküsten selbst grausam gegen sich sind und sich aus Rach- und Habsucht oft gegenseitig opfern, ohne die vielen verbotenen Mittel- und Schleichwege zu berücksichtigen, wodurch sie sich diese Opfer schaffen oder zu verschaffen suchen, und besonders die reichen und vornehmen Bewohner jener Länder, die bei der Despotie, womit sie über die Niedern herrschen, auch willkührliche

Mittel ersinnen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, wie auch schon oben, S. 618, angeführt worden. — Das sich gegenseitig Rauben oder Stehlen, um sich zu verkaufen, findet, ausser auf den schon oben angeführten Küsten von Afrika, auch bei den Tataren, im nördlichen Asien, in Sibirien, und in vielen Provinzen von China statt. Wenn ein Tatar eine Manns- oder Frauensperson antrifft, die keinen Paß vom Könige vorzeigen können, so bemächtiget er sich ihrer, und macht aus ihnen einen Theil seines Vermögens. Nach Tavernier soll in Circassien ehemals folgender Rechtsgrundsatz bei Eheleuten, welche sich nicht vertragen konnten, geherrscht haben. Wenn nämlich das unzufriedene Ehepaar seine Klage vor den Herrn des Ortes brachte, so kam derjenige Theil gut weg, der zuerst kam. Kam nämlich der Mann zuerst, so ließ der Herr die Frau einziehen und verkaufen, und dem Wittwer gab er eine andere Frau; kam hingegen die Frau zuerst, so fand das Gegentheil statt.

In Afrika ist der Sklavenstand in den despothischen Neger-Reichen erbarmungswürdig, und ihr Loos kann nur dadurch gemildert erscheinen, daß es ihr eigenes Vaterland ist, wo sie dergleichen Schmach erdulden müssen, so z. B. dürfen die Sklaven in Angola und in vielen andern Afrikanischen Reichen nur auf den Knien mit ihren Herren sprechen; man begräbt sie nicht einmal, sondern wirft ihre Leichen auf den Schindanger, wo sie den wilden Thieren zur Nahrung dienen. Entflieht ein Sklave von der Goldküste, und man erhält ihn wieder, so verliert er das erste Mal ein Ohr, zum zweiten Male das zweite, und zum dritten Male kann ihn sein Herr an die Europäer verkaufen, oder ihn todten. In Issini, einem Negerreiche auf der Zahn- oder Elfenbeinküste, können die Sklaven bei dem geringsten Versuche zu entweichen am Leben bestraft werden. Auch auf den Ostindischen Inseln behandelt

man die Sklaven unmenschlich. Auf den Maldiven macht man sich aus einem Sklaven so wenig, daß er so zusagen dem Publikum Preis gegeben ist; denn diejenigen, welche einen Sklaven mißhandeln, werden entweder gar nicht oder doch nur halb so strenge bestraft, als andere, welche dies bei einer freien Person thun. Auf Java besteht die geringste Strafe eines Sklaven darin, daß man ihm ein Stück Holz an einer Kette an den Hals hängt, welches er, so lange er lebt, mit herum schleppen muß. In Batavia, der Holländischen Ostindischen Besitzungen auf Java, hängt das Leben des Sklaven von den eigensinnigen Launen seines Herren ab, der das geringste Versehen sehr hart bestraft. Man bindet ihn nämlich an einen Pfahl, stäubt ihn so, daß das Blut herabrieselt und der Leib mit Wunden bedeckt ist; damit er indessen an den erhaltenen Wunden nicht sterbe, streuet man Salz und Pfeffer in seine Wunden; in anderen Besitzungen tröpfelte man die so Gemißhandelten Harz in die Wunden. Es ist unmöglich alle die Grausamkeiten aufzuführen, die Menschen gegen Menschen begehen und dadurch die Menschenwürde schänden, sich dadurch unter das Thier herabsetzen.

Wenn gleich einige Europäische Nationen die Negersklaven den eigensinnigen Einfällen ihrer Herren und dem willkührlichen Richterspruche der Obrigkeit Preis gaben und geben, so haben doch andere gewisse Gesetze eingeführt, die aber eben nicht zu Gunsten der armen Sklaven sprechen. So hatten die Franzosen ihre Codenoir, aus welchem man den Zustand der Negersklaven in Amerika beurtheilen kann. Hier einige Artikel aus diesem Codex: Die Sklaven sollen keine großen Stöcke tragen, sie müßten denn Briefträger sein. Sollen sie sich weder bei Tage, noch bei Nacht an irgend einem Orte unter dem Vorwande einer Hochzeit oder anderer Veranlassung, bei Strafe

von Stockschlägen, und wenn sie es wiederthun, bei Lebensstrafe, zusammenrotten. Allen Weißen auf den Inseln soll erlaubt seyn, den Negern Alles wegzunehmen, was sie bei sich haben, wenn solches auch die Früchte ihres eigenen Fleißes wären, wofern sie nicht ein Billett von ihrem Herren vorzeigen können. Der Sklave, der seinen Herrn, oder seine Frau, oder seine Kinder blutrünstig oder ins Gesicht geschlagen, soll am Leben bestraft werden. Wenn ein Sklave zum zweiten Male entläuft, so soll ihm ein Bein abgehauen und er gebrandmarkt werden. Thut er's zum dritten Male, so büßt er seine That mit dem Leben. Kein Herr darf seinen Sklaven frei lassen, wofern er nicht von den Gouverneurs oder von den Intendanten der Kolonien die Erlaubniß dazu schriftlich erhält. Man beklagte sich in den Kolonien, daß die Herren ihre Sklaven ungestraft hinrichten lassen; hierauf bezieht sich nun zwar ein Artikel zu Gunsten der Sklaven; allein er ist so gestellt, daß die Herren gewöhnlich der Strafe entgehen. Dieser Artikel heißt nämlich: Wir befehlen, daß man den Herrn, der seinen Sklaven umgebracht, peinlich belangen, und ihn, nach Verhältniß der Umstände, bestrafen soll. In solchen Fällen, wo eine Entlassung von der Strafe Statt finden kann, sollen unsere Bedienten diese ertheilen dürfen, ohne daß man sich an uns zu wenden braucht. Aus Allem, was über die Sklaven und ihre Behandlung angeführt worden, wird man gewahren, daß man diese jetzigen Unruhen, das Losreißen der Kolonien von den Mutterländern größtentheils diesen barbarischen Behandlungen zuschreiben muß; denn hätte man die Sklaven menschlich behandelt, sie nicht ärger, wie das Vieh zur Arbeit angestrengt und ihnen dabei die elendeste Kost gereicht, würden sie wahrlich nicht so einstimmig auf ihre Freiheit gedrungen und sie mit so vielem Blute erkauft haben. Allein bei

einer Behandlung, wie sie bei uns noch kein Karrengaul, keine Mähre vor einem Sandwagen oder vor einem Charlottenburger*) genießt, konnten sie sich da wohl ferner einer solchen Behandlung unterwerfen, wieder zurückkehren in ihren Kerker; wieder in das Joch, welches mit ihrem Blute bezeichnet worden, da sie die Thore der Freiheit geöffnet sahen? Wären diese Unglücklichen wie Menschen behandelt worden, würden sie nur halb das Loos empfunden haben, was bei uns freie Dienende genießen, sie würden bei ihrer geringen Kultur diesen Weg nicht betreten, ihn nicht gefunden haben, aber so macht das übertriebene Unglück erfinderisch, und wenn es auch auf einige Zeit die Kräfte lähmt, so kehren diese doch bald mit erneuerter Kraft wieder, wie dieses in der Geschichte so oft vorkommt; denn daß nur wirkliche Grausamkeit eine Sehnsucht bei Sklaven hervorbringen kann, aus ihrem Zustande herauszutreten, und sich zu empören, beweisen die vielen Fälle, da man Sklaven von freien Stücken in Freiheit setzen, sie aber solches nicht annehmen wollten. Als nämlich die Könige von Frankreich den Baronen ihre angemaßte Gewalt zu entreißen suchten, weigerten sich die an die Sklaverey gewöhnten Leibeigenen ihrer Freiheit zu genießen; man mußte sie durch Gesetze dazu zwingen. Louis Hutin verordnete, daß diejenigen, welche ihre Freiheit nicht annehmen würden, große Geldstrafen erlegen sollten. Auch in neuerer und neuester Zeit findet man Beispiele genug, daß in den Staaten, wo man die Bauern frei machen will, sich viele dieser Freiheit widersetzten und dem Separations-

---

*) Wagen, welche Personen für ein Geringes täglich, besonders aber des Sonntags, nach der Stadt Charlottenburg bei Berlin bringen, und in der Regel sehr abgemagerte Pferde vorgespannt haben, die nur durch die Peitsche in Bewegung erhalten werden können.
Kth.

geschäft große Schwierigkeiten in den Weg legten. Auch haben die Sklaven schon oft versucht sich durch Empörung gegen ihre Herren zu befreien. Die Geschichte zählt oder stellt Beispiele dieser Art genug auf, wo die Bedrückungen so weit gingen, daß sie ihr Schicksal nicht mehr ertragen konnten und ihre Bedrücker und Peiniger mit gewaffneter Hand angriffen, um ihr Leben statt unter der Folter, in der Schlacht zu enden. Die freigelassenen Volsinier bewiesen den Völkern von Toskana, daß sie sich, weil die Gewalt keine Zügel kennt, wie die übrigen allen Ausschweifungen überlassen dürften. Sie bemächtigten sich der obrigkeitlichen Gewalt, unterwarfen ihre alte Herren einer Art von Sklaverey und machten ein Gesetz bekannt, welches ihnen das Recht gab, die Mädchen, welche sich an freie Männer verheiratheten, zuerst zu beschlafen. Die Sklavenkriege der Römer waren blutiger, als die Punischen, und die Züge der Grausamkeit und Rachsucht der Soldaten des Spartacus und des Mamelus erfüllen beim Lesen mit Schrecken. Man muß bei solchen Aufständen immer die Rohheit und Wuth der sich Empörenden berücksichtigen, die keine Grenzen kennt, daher oft die Brutalität dieser Empörer bis auf das Aeußerste getrieben worden. So empörten sich im Jahre 1358 die Leibeigenen in den nördlichen Provinzen Frankreichs, um ihre Herren umzubringen. Sie erstürmten das Schloß eines dieser Herren, knüpften ihn auf, nachdem sie in seiner Gegenwart seine Frau und seine Tochter geschändet hatten. Frau und Kinder wurden erst gezwungen, vom Fleische ihres Vaters zu essen, und dann die ganze Familie ermordet und das Gebäude in den Brand gesteckt. Die eingebornen Peruaner erklärten im Jahre 1742 einen Mann zu ihrem Könige, der sich für einen Abkämmling der Incas ausgab. Die Spanier zerstreuten bald diesen elenden Haufen der

Empörer; allein die Gefangenen sagten einstimmig aus, daß diese Verschwörung dreißig Jahre gereift habe. Die Neger, die auf den Schiffen oder in den Kolonien ihre Sklavenketten zerbrechen, ermorden gewöhnlich die Weißen mit aller ersinnlichen Wuth. Nichts kommt ihrer Klugheit und Kühnheit gleich, wenn ihnen die Verzweiflung Waffen in die Hand giebt. In den Wäldern von Surinam leben viele entlaufene Neger die alle Holländer, die sie habhaft werden können, ermorden. Derselbe Fall ist in Brasilien, wo die aus den Kolonien ꝛc. in die Wälder entlaufenen Neger alle Weiße aufpassen und sie ermorden. Ueberhaupt hegen sowohl die Neger, als auch die Farbigen einen grenzenlosen Haß gegen die Weißen, welches sie auch in der neuesten Zeit bewiesen, wo die Neger sich mit den Farbigen auf St. Domingo verbanden, alle Weißen von der Insel verjagten und einen Negerstaat unter dem Namen Hayti gründeten; auch in der Trennung des Spanischen Süd-Amerikas vom Mutterlande hat es nicht an dergleichen Scenen gefehlt, so auch in Brasilien. Daß die Neger eben nicht feige sind, haben sie oft bewiesen, selbst ihre Standhaftigkeit auf dem Blutgerüste; denn die Gewohnheit gequält zu werden und zu leiden, erzeigt bei ihnen eine bewunderungswürdige Geduld und Standhaftigkeit. Man hört sie daher selten schreien oder sich beklagen, und man kann dieses wahrlich nicht für Stumpfsinn, sondern man muß es für Seelengröße halten. Labat hat Neger gesehen, welche gerädert und gefoltert wurden, ohne einen Seufzer auszustoßen. Ein Neger wurde verbrannt, ohne dabei Niedergeschlagenheit zu zeigen; er forderte noch auf dem Scheiterhaufen eine Pfeife Tabak und rauchte immer fort, selbst nachdem seine Beine vom Feuer ergriffen wurden. Zwei Neger wurden verurtheilt, der eine zum Strange, der andere zum Staubbesen; der Beicht-

vater versah sich und breitete den zum Tode, der nicht sterben sollte; man bemerkte erst den Irrthum in dem Augenblicke, da er vom Henker herabgestoßen werden sollte; er wurde also befreiet und der andere mußte beichten; da sich dieser bloß auf den Staubbesen gefaßt gemacht hatte, so stieg er doch mit eben der Gleichgültigkeit zur Leiter hinauf, mit welcher der andere herabgestiegen war, gleich, als wenn ihn die eine Strafe so wenig gerührt hätte, als die andere. Atkins sah bei seiner Untersuchung der Sklaven einen langen Mann, welcher mit Verachtung auf seine Gesellschafter herabsah, die sich, ohne darüber empört zu seyn, visitiren ließen. Er wandte die Augen nie nach den Kaufleuten hin. Wenn man ihm befahl, er sollte aufstehen und das Bein ausstrecken, so gehorchte er nicht. Sein aufgebrachter Herr brachte ihm empfindliche Hiebe auf seinen nackten Leib bei; der Neger ertrug Alles standhaft, ohne einmal zu seufzen; nur ein Paar Thränen brachen durch; allein er suchte sie zu verbergen, gleichsam als wenn er sich seiner Schwachheit geschämt hätte. Es war, nach Atkins, ein Oberhaupt einiger Dörfer, die sich dem Handel der Engländer widersetzt hatten. — Ein Neger auf Jamaika, seines Lebens überdrüßig, wollte sich ermorden. Er begab sich daher zu seinem Herren, einem Britten, der ihn gemißhandelt hatte, und redete ihn, wie folgt, an: Die Ungleichheit ist ein Naturgesetz, und wenn uns das Schicksal zur Sklaverey verdammt, so muß man es sich gefallen lassen; indem ich mich aber meinem Herren unterwerfe, behalte ich noch eine Empfindung, die ich nicht ersticken kann. Wenn nämlich meine Fesseln mir unerträglich werden, so muß ich entweder mein oder meines Tyrannen Leben endigen. Wenn uns ein harter und grausamer Herr durch Mißhandlungen zu Boden drückt, fühlt er wohl allen Haß, mit welchem man ihn verabscheut, und weiß er auch,

daß die Furcht vor den Martern das Süße der Rache nicht aufwiegt! Der Tod war nie ein Unglück für Sklaven, er ist oft ein wares Gut für sie. Sie haben freilich die Kraft der Gesetze und die Macht der Vorurtheile auf ihrer Seite; allein die Sklaven behalten doch wenigstens die Kraft ihrer Arme. Genießen Sie Ihre Rechte; denn Herrschen ist süß und Gebieten hat Reiz. Ich sage Ihnen nichts von Menschlichkeit, weil ich glauben muß, daß es auf der Erde gar keine Menschlichkeit giebt. Man sagt, jemehr man seine Sklaven drückt, desto mehr Kraft giebt man seiner Seele. Machen Sie sich dieses Vorurtheil zu Nutze, ohne etwas davon befürchten zu müssen. Wir können uns nicht vereinigen; aber jeder von uns kann zu seinem Herren sagen: Was Du auch thust, so bleibst Du immer ein Mensch, und Du wirst Dich immer gegen mich vertheidigen und schützen müssen. — Der Neger setzte noch einige andere besondere Umstände hinzu, die auf seinen Herren Beziehung hatten, öffnete sich dann die Brust unter den Augen seines erschrockenen Herren. Hieraus wird man gewahren, daß die Neger und Indier eben sowohl Standhaftigkeit, Muth, Selbstverleugnung, Ehrgefühl, kurz Tugenden besitzen, welche der kultivirteste Europäer manchmal nicht hat, warum sollten sie daher nicht, durch den Druck aufs Aeußerste gebracht, zur Empörung gegen ihre Tyrannen Kraft in sich fühlen! Zum Glück für die Sklaven-Inhaber sind dergleichen Empörungen nicht sehr häufig, besonders wenn man das Mißverhältniß der Anzahl der Herren zu der der Sklaven in Erwegung zieht, welches allerdings für die Sicherheit der Erstern sehr fürchten macht. In Athen verhielten sich die Sklaven zu den freien Bürgern fast wie zwanzig zu eins. Privatpersonen trugen kein Bedenken eine große Anzahl derselben in ihren Häusern zu halten. So hatte Titus Minucius,

ein Römischer Ritter, 400, und Plinius sagt von einem gewissen Cäcilius, daß er in seinem Testamente 4000 Sklaven vermacht habe. Diese Sklaven der Alten wurden zwar nicht geachtet und mit Stolz behandelt, indem jeder vornehme Römer einen Sklaven an seiner Thür angekettet hielt, gleich einem Hunde; allein sie hatten weniger zu arbeiten, als die Neger in den Kolonien, daher waren sie mit ihrem Loose eher zufrieden. Die Europäer in den Kolonien sind bei ihren Sklaven, indem sie solche mit Arbeiten überhäufen und noch dabei die Peitsche führen, anders zu Werke gegangen, um jede Meuterei zu unterdrücken. Denn nimmt man einige unbeträchtliche Empörungen aus, die bald durch grausame Todesstrafen unterdrückt wurden, so haben die Pflanzer ꝛc. keine erhebliche Verschwörungen zu fürchten, und ihre Sicherheit beruht auf einigen Grund; denn die Niederlassungen der Europäer werden durch Forts und durch Kanonen geschützt, wogegen wehrlose Sklaven nichts machen können. Ferner kommen die aus Afrika weggeführten Neger nicht alle aus einem und demselben Lande, sondern aus verschiedenen Staaten, und daher sprechen sie auch ganz verschiedene Sprachen und können sich also nicht unter einander verstehen; auch hassen die Neger des einen Stammes die Glieder des andern, und ihre gegenseitige Erbitterung geht so weit, daß sie lieber unter den Händen der Europäer sterben, als einem nicht zu ihrem Stamme gehörigen Sklaven ihre Freiheit verdanken wollen. Die Pflanzer vermischen diese Racen und gestatten einer Pflanzung keinen Verkehr mit einer andern. Ergreift einer das Schwerd, ohne von seinem Herren dazu befehlicht zu seyn, so wird er auf die empfindlichste und grausamste Weise bestraft, und wenn sie die Kriegsübungen der Europäischen Truppen sehen, werden sie von einem unbeschreiblichen Schrecken ergriffen. Man hat sich

übrigens vor den Sklaven so wenig gefürchtet, daß man im Kriege, wo man sie gebrauchte, den Ausgang des Treffens auf sie ankommen ließ, und diese Unglücklichen fochten tapfer; gleichwohl vergaßen die Herren nicht, daß sie Sklaven fechten ließen. Auch in den Feldzügen war ihr Schicksal hart. Bei den Römern und andern Völkern zogen sie nackt zur Armee. Die Sklaven der Franken hatten keine andre Waffen, als eine Pike und einen Degen. Zur Zeit des Hugo Capet dienten die Leibeignen mehr als Schanzen und Wälle, als wie Soldaten. Man setzte sie allen Gefahren aus, ohne ihnen Mittel zur Vertheidigung zu geben, obgleich man die Pferde bepanzerte. Da sich die Gothen nach der Eroberung von Spanien sehr schwach fanden, so verordneten sie, daß jeder Gothe den zehnten Sklaven ins Feld stellen sollte; hätten sie einen Aufstand erregt, so würden die freien Soldaten sie kaum haben bändigen können. Uebrigens hat Montesquieu sehr Recht, wenn er sagt: Der Mensch gewöhnt sich an Alles, selbst an die Sklaverey, wenn nur der Herr nicht selbst härter ist, als die Sklaverey. — Diese liebe Gewohnheit rechtfertiget so Manches und muß es auch rechtfertigen, weil es so ist; wie wäre sonst manche Plackerei zu ertragen! Die Sklaven haben von jeher das Schicksal des Viehes gehabt, ja sie sind bisweilen noch härter behandelt worden, wie auch schon oben, S. 632, und S. 650, angeführt worden. Plato läßt den Sklaven in seinen Gesetzen, so wie andere Völker in den ihrigen, das natürliche Recht sich zu vertheidigen nicht zukommen. Die alten Gesetzgeber und Philosophen waren so sehr an die Sklaven gewöhnt, daß sie solche für ein natürliches Uebel ansahen. In Sparta ließ man ihnen bei Kränkungen oder Beschimpfungen nie Gerechtigkeit wiederfahren, und in Rom sah man, wenn ein Sklave unrecht litt, bloß

auf den Vortheil seines Herren; eben so ungerecht waren in diesen Stücken die Germanischen Völkerschaften. Man erklärte sie sogar für unwürdig, ein gerichtliches Zeugniß abzulegen. Im Gothischen Gesetzbuche, Bd. III, wird der Sklave als Zeuge verworfen und seine Klagen werden für unglaubwürdig erklärt; nur die Sklaven des Königs sind davon ausgenommen, weil ihre Dienste um den Monarchen sie dazu fähig macht. In Athen gewöhnte man sie zu allen möglichen Kränkungen, und wenn ein Sklave ein edles Gemüth blicken ließ oder edle Gesinnungen äußerte, so wurden sie sogleich erstickt. Man stäupte und schalt sie von Zeit zu Zeit ohne allen Grund tüchtig aus, damit sie nur einen recht sklavischen Charakter behalten möchten. Ließen sie sichs einfallen, oder nahmen sie sichs heraus, einen freien Menschen in Absicht auf Gang, Geberden, Kleidung, Putz ꝛc. nachzuahmen, so wurden sie gleich unbarmherzig bestraft; selbst den Namen freier Menschen durften sie nicht führen. So ließ Domitian den Pomposianus züchtigen, weil er zweien seiner Sklaven den Namen Hannibal und Magon gegeben hatte; auch durften sie dem Dienste gewisser Götter nicht beiwohnen; denn man glaubte, daß ihre Gegenwart den Zorn der Unsterblichen rege machen und die Opfer besudeln würde. Solon gestattete den freien Männern die Knabenliebe, verbot sie aber den Sklaven; auch durften sie sich nicht salben und räuchern. Die unschuldigste Handlung wurde zu einem Verbrechen gemacht, und als solches bestraft. War zum Beispiel ein Sklave zu geschwätzig, so wurde ihm die Zunge abgeschnitten. Man folterte die Sklaven wegen der Verbrechen ihrer Herren. Wenn man ein gewisses Factum mit dem Zeugniß freier Menschen und auch mit der Aussage der Sklaven belegen konnte, so zogen die Richter die Folter der Sklaven, als einen

sichern und untrüglichen Beweis vor. Wenn ein Mann argwöhnte, daß seine Frau ihm untreu sei, so spannte man die Sklaven auf die Folter, um zu erfahren, ob sie davon nichts wüßten. Die sich im südlichen Europa niedergelassenen nördlichen Völker, hatten gleich grausame Gesetze oder sie nahmen wenigstens die Römischen an. Das Gothische Gesetzbuch erneuerte die alten Anordnungen über diese Materie und setzt hinzu: Man kann die Sklaven auf die Folter spannen, wenn etwas gegen den König, die Nation und das Vaterland gesagt worden; auch im Fall einer Mordthat und falscher Münze. Nach dem Livius, Buch 7, mußten die Römer eine Abgabe bezahlen, wenn sie Sklaven frei lassen wollten, welche Abgabe viel einbrachte. In der Folge wurde die Freilassung der Sklaven sehr beschränkt; der letzte Wille eines Sterbenden, wodurch er einer großen Anzahl Sklaven die Freiheit schenkte, wurde gar nicht erfüllt, wenn sie nicht der Verordnung gemäß war. Wer nur zwei Sklaven hatte, konnte sie beide freilassen; von vieren konnte man zwei, von sechsen, drei; von achten, vier; von siebzehn, fünf; von achtzehn, sechs frei lassen; stieg die Anzahl von achtzehn bis dreißig, so konnte man den dritten, stieg sie bis hundert, den vierten und war sie noch größer den fünften Theil in Freiheit setzen; nie aber durfte man im Testamente mehr als hundert frei lassen; s. auch Th. 41, S. 354 u. f. Man zwang sie zur Heirath, damit sie Sklaven zeugten. Heirathete ein Sclave eine freie Person, so wutde eine solche Verbindung durch die Gesetze der Westgothen für infam erklärt und die Kinder einer solchen Ehe waren von der Ehre die Waffen zu tragen ausgeschlossen. Ein Gesetz des Egiga verbietet dem Herren eines Sklaven, ihm die Hand, die Nase, die Lippen, die Zunge, den Fuß abzuhauen, und ihm ein Auge auszureissen, in sofern der Richter nicht gegen-

wärtig ist. Daß man übrigens die Sklaven weniger achtete, als die Thiere, beweiset, daß ein Bischof von Soissons im Jahre 1155 ein schönes Pferd suchte, um seinen Einzug in die Stadt halten zu können. Dasjenige, was er fand, wurde mit fünf Leibeigenen von seinen Gütern, zwei Weibern und drei Männern, bezahlt. Nach Pigafetta bezahlt man in Agola für einen großen Europäischen Hund zwanzig Sklaven. Man ißt daselbst das Hundefleich sehr gern, und Battel sah einen gemeinen Hund gegen zwei Sklaven einhandeln. Die Azanaphis, an der Küste von Arguin, geben nach Cadamosto zwölf bis vierzehn Sklaven für ein Pferd ꝛc. Bei den Römern setzte man die Sklaven, wenn sie alt wurden, auf eine Insel der Tiber aus, um daselbst Hugers zu sterben, oder man ließ sie auch unter seinen eigenen Augen verhungern, wie es der weise Cato mit den seinigen that. Vedius Pollio, Römischer Bürger, fütterte die Fische in seinem Fischhalter mit dem Fleische der Sklaven. — Ein Albucius züchtigte seine Sklaven vor der Begehung eines Fehlers, um sie aufmerksamer zu machen, und eine Frau befahl ihre Sklaven hinzurichten, und gab bei der Erinnerung des Mannes: man könne mit dem Leben der Sklaven doch nicht so leichtsinnig spielen, zur Antwort: Ist denn der Sklave auch Mensch! — Die Edelleute in Dännemark konnten einen Bauer und einen Bürger tödten, wenn sie einen Thaler auf die Leiche legten. Friedrich der Dritte suchte dieses Privilegium dadurch abzuschaffen, daß er verordnete, ein Bauer, der einen Edelmann tödte, sollte nur zwei Thaler auf den Leichnam legen. Es gab auch eine Zeit, da man von der Strafe ein Wildpret erlegt zu haben befreiet war, wenn man bescheinigen konnte, man habe eigentlich einen Leibeigenen tödten wollen. Da nun die Sklaven einmal ein Opfer der Politik und der Grausamkeit

ihrer Herren waren, so mußten sie auch bald ein Opfer des Aberglaubens werden. Im Tempel zu Mexico wurde der Sklave ein Jahr lang gefüttert, ein Jahr lang angebetet, und nachher geopfert. Die Neger auf Sierra Leona halten Menschenblut für zu kostbar, als daß es vergossen werden dürfe; gleichwohl verewigten sie auf den Gräbern vornehmer Personen eine Menge von Sklaven. Die Europäer opferten die von ihnen unterjochten Amerikaner leichtsinnig auf, so, daß in einem Jahre mehr als 200,000 umkamen, die das Gepäck der Spanier fortschleppen mußten.

Mit dem Leben der Sklaven hat man bei den Alten eben so geschaltet, wie mit ihren Gütern. Schon in den ältesten Zeiten war das Recht, sie umzubringen, geheiliget. Moses erklärte denjenigen für unstrafbar, der seinen Sklaven so mißhandelt, daß er erst nach 2 Tagen stirbt. Wenn die Zahl der Heloten so groß wurde, daß man sie für gefährlich hielt, so bewaffnete man die kühnsten Spartaner mit Dolchen, um sie ermorden zu lassen. Diese Ermordung geschah am hellen Tage, während welcher Zeit die Heloten mit ihren Arbeiten beschäftiget waren. Durch viele Römische Gesetze wurden die Sklaven zum Tode verurtheilt, die sich im Hause eines ermordeten Herren befanden, oder auch an einem Orte, wo sie die Stimme eines Menschen bei einem solchen Vorfall hören konnten. Wer einen Sklaven in einem solchen Falle in Schutz nahm, wurde wie der Mörder bestraft. — Der Sklave, welchem sein Herr befahl, daß er ihn umbringen müsse, war unstrafbar; auf der andern Seite hatte der Herr das Recht, den Sklaven niederzustoßen, wenn er ihm nicht gehorchen wollte. Auch derjenige Sklave wurde bestraft, der seinen Herrn nicht verhinderte, sich das Leben zu nehmen. Wurde ein Herr auf einer Reise ermordet, so wurden sowohl diejenigen, welche bei ihm geblieben, als auch die andern, welche

die Flucht ergriffen, hingerichtet. Diese Gesetze, sagt Montesquieu (XV. 17) bestraften selbst diejenigen, deren Unschuld erwiesen war; sie gründeten sich ganz auf das Recht des Krieges, nur mit dem Unterschiede, daß man hier im Schooße des Staats selbst Feinde zu finden glaubte. Man muß sich übrigens wundern, daß Nationen, die selbst so eifersüchtig auf ihre Rechte und Freiheit waren, dennoch andere zu Sklaven machen konnten. Die Lacedemonier waren nicht die einzigen, welche die Dienstbarkeit mitten in einem freien Lande einführten; die Korynophoren in Sycion, die Penesten in Thessalien, die Klaroten auf Kreta, die Gymniten in verschiedenen Theilen von Griechenland, die Prospelaten in Arkadien, die Leleger in Karien, die Mariandiner bei den Herakleoten, und die Juden in Aegypten, waren den Heloten gleich *). Die Römer, die allein für ihre Freiheit fochten, ja dafür gar nicht zur Ruhe kommen konnten, unterwarfen sich Andere und machten sie zu Sklaven. Welchen Begriff von Freiheit hatten wohl diese Völker und auf welcher Höhe der Kultur, wenn man den Kulturmesser anlegt, standen sie? —

Bei den Alten ist der Sklavenstand und Sklavenhandel von allen Nationen als rechtmäßig anerkannt worden; wenigstens findet man nicht, daß die Sklaverey bei ihnen in Schriften angegriffen worden wäre, dagegen findet man sie sowohl von den Schriftstellern, als von den Regierungen vertheidiget. Aristoteles sucht in seiner Politik, B. 1, zu beweisen, es gebe natürliche Sklaven. Die Rede des Spartacus an die Sklaven, machte keinen sonderlichen Eindruck; man hielt den Vertheidiger der Menschheit für einen Sophisten oder Rebellen. In

---

**) De Pavv. Recherches philos. sur les Egyptiens et les Chinois. Tom. II.

der neuern Zeit ist Vieles zur Begünstigung der Sklaven geschrieben worden. Melon und Andere bedauern die Abschaffung derselben in Europa. Nach ihnen würden die Nationen begüterter seyn, wenn man diesen Fehler nicht gemacht hätte. Man hat sogar gesagt, daß Mitleid und Barmherzigkeit die Sklaverey einführen; denn nach dem Völkerrechte müssen die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht werden, wenn man sie nicht hinrichten will. Nach dem Römischen Rechte war es den Schuldnern erlaubt sich selbst zu verkaufen, und nach dem Naturrechte sind die Kinder eines Vaters, der sie als Sklave nicht ernähren kann, eben so gut Sklaven, als ihr Vater. Dem Christenthume, als dem Verbreiter der wahren Kultur und Humanität, und seinen Auslegern, den Geistlichen, haben wir es zu verdanken, daß der Sklavenstand schon größtentheils abgeschafft worden, oder doch wenigstens eine ganz andere Gestalt erhalten hat. Der Pabst Alexander der Dritte wagte es im 12ten Jahrhunderte die Sklaverey abzuschaffen; er verbot sie im dritten im Lateran gehaltenen Concilium; man widersetzte sich aber seinen Excommunikationen und Befehlen, und es blieben so viele Sklaven und Leibeigene als zuvor. Nach der Entdeckung von Amerika untersuchte man die Frage, die Sklaverey betreffend, sehr ernstlich; und ungeachtet der Barbarey jenes Zeitalters, fing man doch in Europa an, sich von den Rechten der Menschheit ungleich richtigere Begriffe zu machen, als Griechen und Römer vorher davon gehabt hatten. Die Indianer wurden im Jahre 1511 auf St. Domingo so grausam behandelt, daß die Missionarien wider diese Grausamkeit predigten. Der Pater de Montesino zeichnete sich besonders durch seine Unerschrockenheit aus. Ein Spanischer Befehlshaber verklagte ihn, und führte in seiner Klage an, daß er die Befehle des Königs aus den Augen setze. Der

König ließ die Sache durch eine eigene Commission untersuchen, und nie ist wohl ein edlerer Rechtsstreit vor dem Richterstuhle der Nation anhängig gemacht worden, und nie haben die Richter ein rühmlicheres Geschäft zu vollbringen gehabt. Diejenigen, welche zum Vortheil der Indianer sprachen, stellten vor, daß alle Menschen frei geboren werden, und daß man unmöglich einer Nation, wider welche man sich nicht beklagen könne, die Freiheit rauben dürfe. Die Gegner dagegen sagten: man müsse die Indianer als Kinder betrachten, die in einem Alter von funfzig bis achtzig Jahren weniger Verstand hätten, als die Europäer in ihrem zehnten; sie setzten hinzu, die Indianer könnten sich weder regieren und leiten, noch die einfachsten Wahrheiten begreifen. Sie seyen gegen ihre armselige Lage so unempfindlich, daß sie, der auf ihre Bekleidung verwandten Sorge ungeachtet, die Kleider zerreissen, um nackt in den Wäldern herumlaufen zu können; sie überließen sich, ohne Scham, allen Arten von Ausschweifungen, und Müßiggang scheine ihr höchstes Gut zu seyn; daher sie blos durch die Nothwendigkeit, arbeiten zu müssen, in der Unterwürfigkeit erhalten werden könnten. Endlich seien sie um so viel weniger fähig von der Freiheit einen guten Gebrauch zu machen, da sie mit der Verstandlosigkeit der Kinder die Laster der verdorbenen Menschen verbinden. Montesino widerlegte diese Einwürfe; seine Gegner hingegen erschöpften alle Gründe für die Sklaverey; sie strichen ihren politischen Nutzen sorgfältig heraus. Montesino war bereit auf Alles zu antworten; allein es war schwer die Gegenparthei vollkommen zu besiegen. Das Urtheil erschien und zeigte, daß der König die Richtigkeit der Vorstellungen des Montesino einsah. Es lautet: Man solle die Indianer für frei ansehen, allein die eingeführte Regierungsform solle bleiben, das heißt, man erkannte die Rechte dieser

Völker auf die Freiheit, allein dessenungeachtet hielt man sie in einer harten oder drückenden Sklaverey. Was Las Casas in Mexico für die armen Indianer gethan, ist schon oben, S. 615 und S. 616, angeführt worden. Im Jahre 1683 wollte man in Rom den Eifer Alexander des Dritten in Abschaffung der Sklaverey nachahmen. Das Kardinalcollegium wandte sich an die Missionarien in Angola mit bitteren Klagen über den Sklavenhandel, und munterte sie zugleich auf dagegen zu predigen, damit diese böse Gewohnheit abgeschafft würde; allein der Erfolg hat diese christliche Anmahnung nicht gerechtfertiget. Da man mit der Sklaverey der Indianer und der Farbigen nicht so durchkommen konnte, so hat man den Sklavenhandel mit Negern vertheidiget. Man führte an: es sey unmöglich freie Neger einem Staate einzukörpern; denn Dummheit und Verdorbenheit des Gemüths seien die Hindernisse, die ihrer Freilassung im Wege ständen, und dennoch haben die Quäker die Neger in Pensilvanen in Freiheit gesetzt und sie zu Gliedern und Unterthanen der Kolonien gemacht, wo sie eben so ruhig und friedselig, als die Engländer leben. Man hat ferner den Satz aufgestellt: die Neger wären es allein, die die Kolonien anbauen könnten, und die Produkte Amerika's würden weit theurer seyn, wenn man sich nicht der Arme der Neger bedienen wollte; allein auch hierauf kann man erwiedern, daß auch die Weissen die Pflanzungen anbauen können, daß die Arbeit der Neger weit mehr kostet, als die Arbeiten freier Menschen, und daß man zur Abkürzung und Erleichterung der schwierigsten Arbeiten wohl Mittel finden könnte, wie man sie in den Staaten der Freiheit gefunden hat. So hat man zum Beispiel auf einigen Westindischen Inseln die Erfahrung gemacht, daß man mit eben so gutem Erfolge Ochsen zum Zuckerbau gebrauchen kann. Auch beweisen die

leibeigenen Arbeiten in den Salz- und Steinkohlengruben in Schottland, daß das Sklavenhalten mehr kostet; denn jene kosten den Eigenthümer mehr, als freie Tagelöhner, welches auch einleuchtet, indem sie, ausser der Nicht-Beköstigung, auch weit strenger arbeiten, weil sie Lohn empfangen, und der Herr weiter für sie nicht zu sorgen braucht. Die Sklaverey ist auch der menschlichen Gesellschaft, so wie überhaupt der bürgerlichen Verfassung nachtheilig; sie tödtet die Industrie, vermindert die Wege des Erwerbs und die Volksmenge, und folglich auch die Stärke und Sicherheit des Staats. Ihr Einfluß auf die Sitten der Völker ist eben so fürchterlich; denn sie macht nicht nur den Gebieter, sondern dessen ganze Familie unempfindlich, verderbt den Charakter und erstickt jeden Funken von Humanität. Nach Hume war die Haussklaverey die Ursache von der Barbarei der älteren Zeiten. Auch Kraft und Energie geht sowohl bei den Herren, als bei den Sklaven verloren. Der Herr, ans Herrschen über Sklaven gewöhnt, wird, so hart er auch gegen die Sklaven ist, weichlich im Schooße seiner Familie, in dem er Ansehen und Vergnügen genießt. Was geht ihn das Wohl des Staates an, wenn er nur dasjenige aufrecht erhält, wovon seine Existenz abhängt. Ja die Pflanzer beneiden sich unter einander, und sehen scheell auf ihre gegenseitige Produktionen; nur das gemeinsame Interesse ihrer Sicherheit untereinander in Rücksicht auf die immer zur Empörung geneigten Sklaven, verbindet sie einigermaßen, also nur allein das Interesse auf ihre Sicherheit. Die Sklaverey drückt dem Geiste eine fast nicht vertilgbare Erniedrigung ein; sie macht den Sklaven lasterhaft, weil das Betragen gegen ihn von Seiten seines Gebieters und dessen Familie nur mehr denn zu oft lasterhaft ist, weil es auf Willkühr beruht, weil er sich Alles gefallen lassen muß; worauf können also seine Gedanken

bei einer solchen Behandlung anders gerichtet seyn, als gleichfalls auf lasterhafte Streiche, die er zu begehen gedenkt. Man hat sich oft über die Sittenverderbniß der Sklaven beklagt; allein sie verdienen Nachsicht und Entschuldigung, wenn man ihre Behandlung, ihre Lage ꝛc. berücksichtiget. Die Sklaven der Römer, sagt man, waren lasterhaft, daß man ihrer Freilassung Grenzen setzen mußte. Das Uebel wurde aber dadurch nicht gut gemacht. Die Römer, die ihre Sklaven verdorben hatten, bestraften sie mit ihren eigenen Lastern. Ein in der Geschichte so fest begründeter Satz, der aber immer verkannt und nicht gewürdiget wird, obgleich eine Menge Beispiele solches beweisen.

Die aufgeklärten Europäischen Nationen haben die armen Neger in den Kolonien schon sehr oft in Schriften in Schutz genommen; sie haben ihr Unglück beklagt, bejammert; allein alle diese edlen Empfindungen sind in Europa auch verhallt; sie gelangen nicht oder nur selten in denjenigen Theil der neuen Welt, wo die Sklaven unter der Knute seufzen, und gelangen sie auch wirklich dahin, so werden sie unterdrückt, weil man hier bloß der Stimme des Eigennutzes folgt. Vergeblich stellt man dem Herren die Gefahr vor Augen, die ihm droht, vergeblich erinnert man ihn, wie süß die Rache für ein verwundetes Gemüth ist; allein er ist taub. Sollte man es glauben, daß eine Prophezeiung in der philosophischen und politischen Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beiden Indien*) schon nach kaum funfzig Jahren eintreffen würde. Dieses giebt wieder einen Beweis von dem, was oben, S. 652, schon erinnert worden. Es heißt nämlich

*) Aus dem Französischen übersetzt ꝛc. von J. Mauvillon, 4r. Th. Hannover, 1776, S. 237.

daselbst: „Doch was sage ich. Es schweige die unnütze Stimme der Menschlichkeit gegen die Nationen und ihre Herren; vielleicht ist sie niemals in öffentlichen Geschäften zu Rathe gezogen worden. Je nun! Wenn denn der Eigennutz allein Rechte auf eure Seele hat, ihr Völker Europas, so hört noch, was ich euch hier sage. Eure Sklaven brauchen weder eure Großmuth, noch euren Rath, um das gotteslästerliche Joch, das sie unterdrückt, zu zerschlagen. Die Natur redet lauter als Philosophie und Eigennutz. Schon haben einige ermordete Weiße einen Theil unserer Verbrechen gebüßt; schon sind zwei Kolonien flüchtiger Neger entstanden, welche durch Traktaten und durch die Macht vor eurem Frevel gesichert sind. Gift hat von Zeit zu Zeit einige Schlachtopfer gerächt. Verschiedene haben sich eurer Unterdrückung durch einen freiwilligen Tod entzogen. Diese Umbringungen sind lauter Blitze, die das Gewitter verkündigen, und es fehlt den Negern nichts, als ein Anführer mit hinreichendem Muthe, um sie zur Rache und zum Blutbade zu leiten. Wer ist er, der große Mann, den die Natur zur Ehre des menschlichen Geschlechtes vielleicht hervorbringen sollte? Wo ist er, jener neue Spartacus der keinen Crassus finden wird? Alsdann wird der schwarze Coder verschwinden und wie schrecklich wird der weiße werden, wenn der Sieger nur aufs Vergeltungsrecht achtet?" — Blicken wir nun jetzt auf die neue Welt, auf das ehemalige St. Domingo, und auf das Spanische Amerika; welche Veränderung! Die Erfüllung der Prophezeiung. — Keine Unterdrückung, keine Tyranney hat bestand, sie wird früher oder später furchtbar gerächt. — Montesquieu hat sich nicht entschließen können die Frage von der Sklaverey im Ernste abzuhandeln; überhaupt ist derjenige, der das System der Sklaverey im Ernste behauptet, ein Feind der menschlichen Ge-

sellschaft und deren Aufklärung. Er theilt gleichsam die Gesellschaft, nach einem gewissen Schriftsteller, in zwei Klassen berechtigter Mörder, nämlich in die der Unbedrücker und in die der Unterdrückten. Es wäre eben so gut, man riefe den Menschen zu: Wenn ihr euer Leben erhalten wollt, so raubt mir es geschwind, denn ich stelle dem eurigen nach. Man kann hier freilich einwenden, das Recht der Sklaverey erstrecke sich nur auf die Arbeit und Freiheit, nicht aber auf das Leben; allein hierauf ist zu erwiedern: derjenige, der den Gebrauch meiner Kräfte bestimmt, waltet auch über mein Leben, das von dem freiwilligen und gemäßigen Gebrauche meiner Fähigkeiten abhängt; denn was ist das Daseyn für denjenigen, der es nicht als sein Eigenthum gebrauchen kann? Ich kann zwar meinen Sklaven nicht tödten; ich kann aber sein Blut Tropfen für Tropfen unter der Peitsche eines Henkers vergiessen; ich kann ihm alle ersinnliche Schmerzen und Arbeiten auferlegen; ihm alle angenehme Empfindungen rauben; ich kann von allen Seiten die Grundfesten und Triebfedern seines Lebens ergreifen und heimlich untergraben; ich kann durch langsame Martern den unglücklichen Keim ersticken, den eine Sklavin in ihrem Schooße trägt. Die Gesetze schützen einen Sklaven nur vor einem schleunigen Tod, bloß darum, um einer Grausamkeit das Recht zu lassen, ihn alle Tage zu tödten. Es ist möglich, daß die Neger boshaft, arglistig und von eingeschränkter Fähigkeit sich zeigen, weil sie unter der Peitsche dazu gezwungen werden sich zu verstellen und einen andern Charakter anzunehmen; und daß sie selbst die Ueberlegenheit unseres Verstandes anerkennen, ist unter der Peitsche und an Ketten sehr natürlich; denn sie erkennen unter solchen Umständen Alles an, ja diese Anerkennung geht so weit, daß sie sogar ihre Keuschheit und Schamhaftigkeit Preis gegeben, aber nicht etwa

von selbst, sondern durch Mißhandlungen. Man hat schon früher bemerkt, daß die Neger vortreffliche Anlagen zu den schönen Künsten besitzen, besonders zur Musik und Dichtkunst. Ganz besonders reizbar sind ihre Organe gegen die Macht der Musik. Ihr Gehör ist so richtig, daß in ihren Tänzen wohl hundert mit einem Male bei dem Takte eines Liedes aufspringen und mit einem Schlage niederfallen. Sie hängen so zu sagen an der Stimme eines Sängers, an der Seite eines Instrumentes. Bei ihren Arbeiten ist die Bewegung ihrer Arme und ihrer Füße immer nach dem Takte. Die Musik belebt bei ihnen den Muth und erweckt die Trägheit. Rührt ein Gegenstand, eine Begebenheit einen Neger, gleich macht er ein Lied darauf, welches zu allen Zeiten der Ursprung der Dichtkunst gewesen. Es erscheint wunderbar, daß einerlei Lied, bloß eine beständige Wiederholung derselben Töne, sie zwei ganze Stunden lang beschäftigen kann, und arbeiten oder tanzen macht. Ihre Melodien sind fast immer in $\frac{2}{4}$ Takt, und die allerlustigsten führen immer einen Anstrich von Schwermuth mit sich, und was sie in allen andern Fächern sowohl des Wissens, als der Künste und Handwerke leisten, beweisen uns, obgleich erst im Werden, die neu errichteten Negerstaaten in Amerika und die Kolonien der freien Neger bei den Britten in Afrika ꝛc. Es ist unbegreiflich, wie sich Menschen so herabsetzen können, gleichsam die Peiniger ihrer Brüder zu werden; wie sie sich abmühen können, Andere zu quälen und immer unter der Zuchtruthe zu halten, sich selbst wegen der Empörungen immerwährende Sorgen zu machen; da sie ihre Plantagen und Felder durch Freie weit besser und mit wenigeren Kosten und Mühen bearbeiten lassen können, als durch Sklaven, die alle Geschäfte nur mit Widerwillen und durch Zwang verrichten, weil sie sich entfernt von ihrem Vaterlande nur

als Opfer der Habsucht betrachten. Der Freie, der sich zu Arbeiten verdingt, hat auch Lust zur Arbeit; er leistet für seinen Lohn doppelt so viel, wenn wir Alles berechnen, als der Sklave, und man ist dabei ohne Sorgen in seinem Hause. Wenn dieses die Pflanzer berücksichtigten, sich von der Gewohnheit, Sklaven zu halten, losrissen, oder wenn sie sich, Noth gedrungen, welche halten müßten, sie menschlicher behandelten, sie Rechte genießen ließen, welche die Menschheit ehrten, so würden ihre Felder gewiß fleißiger angebauet und sie mehr Früchte erndten, als es auf diese Weise geschieht, wo das Erdreich nur mit dem Schweiße und Blute von Unglücklichen gedüngt wird.

Dank sey es den Missionarien, Dank sei es den katholischen Geistlichen, die von wahrer christlicher Liebe, vom Gefühle der Menschlichkeit ergriffen, sich gegen diese Tyranney erhoben, die Freiheit des Menschen von der Kanzel herab verkündigten, und die Despotie mit schwarzen Farben malten, Fegefeuer und alle Marter verkündeten, die Tyrannen zu schrecken. Ihre Bemühungen, auch die Neger zu retten, haben zwar nicht viel gefruchtet, weil der Despot göttliche und menschliche Rechte mit Füßen tritt; aber auch ihn ereilt die Strafe früher oder später, wie wir dieses auch in neuester Zeit gesehen haben. Keine Despotie ist von Dauer und kann es auch nicht seyn, weil sie unnatürlich ist und sich daher die Natur selbst an dem Frevler rächt. — Der Sklavenstand ist ein widernatürlicher Zustand, sagt ein Geistlicher; alles was dazu hilft den Menschen darin zu erhalten, ist eine Frevelthat gegen seine Person. Alle Hände, die ihn an die Tyranney eines Einzigen fesseln, sind feindselige Hände. Der Tyrann vermag für sich nichts, er ist nur die Treibfeder der Bemühungen, die alle seine Untergebene anwenden, um einander zu unterdrücken. Er unterhält sie in dem Zustande eines beständigen Krieges,

der den Raub, Brand, die Verrätherei und den Mord mancherlei Art rechtfertiget. So wie das Blut, das in seinen Adern rollt, so stammen alle Verbrechen aus seinem Herzen und vereinigen sich zuletzt wieder daselbst. Caligula sagte: Wenn das menschliche Geschlecht nur einen Kopf hätte, so wolle er sich eine Freude daraus machen, ihn abzuschlagen, und Socrates, wenn sich alle Laster auf ein Haupt sammeln ließen, so müßte man dasselbe herunter hauen. Caligula war ein Unmensch, ein blutdürstiger Tyrann, Sokrates dagegen ein Weiser. Ulrich von Hutten, der biedere Deutsche, sagt an einem Orte: Laßt mich in das Feldlager ziehen, ich finde da Soldaten, aber keine Schmeichler und Rückenbeuger, die Werkzeuge der Tyranney. — Hatte wohl Ulrich von Hutten zu seiner Zeit Recht? —

Die Frage: auf welche Weise man den Zustand der armen Sklaven in den Kolonien Amerika's verbessern könnte? haben schon mehrere Menschenfreunde seit längerer Zeit vor ihren Richterstuhl gezogen; sie löset sich sogar jetzt daselbst durch die eigene Befreiung in einzelnen Staaten von selbst auf; allein da es immer noch viele Kolonien dort giebt, wo Sklaven gehalten werden, so sollen die Vorschläge, die man zur Verbesserung des Zustandes der Neger gethan, hier kurz angeführt werden. Der erste Schritt zu dieser Verbesserung besteht darin, daß man den natürlichen und sittlichen Menschen kennen lernt. Diejenigen, welche die Neger an den Sklavenküsten kaufen; diejenigen, welche sie nach Amerika bringen, und dann diejenigen, welche über ihre Arbeit gebieten, glauben von Standes und der eigenen Sicherheit wegen dazu verpflichtet zu seyn, diese Unglücklichen zu unterdrücken. Das Herz der Verwalter ist jeder Empfindung von Mitleiden verschlossen, kennt keine andere Triebfedern, als

Furcht und Gewalt, und braucht sie mit aller Unmenschlichkeit einer erbettelten Herrschaft. Wenn die Eigenthümer der Pflanzungen aufhörten, die Sorge für ihre Sklaven für zu geringe zu achten, und sich einem Geschäfte der Menschlichkeit unterzögen, das in jedem Betrachte eine Pflicht für sie ist, so würden sie bald ihre Grausamkeit einsehen. Die Geschichte aller Völker würde ihnen beweisen, daß man die Sklaverey wenigstens gelinde machen müsse, wenn sie einträglich seyn soll; daß die Gewalt die innere Widerspenstigkeit der Seele nicht hemmt, daß der Vortheil des Herren es erfordert, daß der Sklave Lust zum Leben habe, und daß man nichts mehr von ihm zu erwarten hat, sobald er sich nicht mehr vor dem Tode fürchtet. Dieser Vorschlag in Ausführung gebracht, würde gewiß viele Veränderungen nach sich ziehen. Man würde der Nothwendigkeit nachgeben, Wesen, die zur mühsamsten Knechtschaft verdammt sind, von der man seit dem Ursprunge der Sklaverey gehört hat, auf eine schickliche Art zu ernähren, zu kleiden und unter Dach zu bringen. Man würde einsehen, daß es der Natur nach unmöglich ist, daß diejenigen, die nicht den geringsten Nutzen von dem Schweiße ihrer Arbeit genießen, so viel Einsicht, Sparsamkeit, Thätigkeit und Kraft haben sollen, als der Mensch, der das ganze Einbringen seiner Arbeit genießt; nach und nach würde man dann zu jener politischen Mäßigkeit gelangen, die darin besteht, die Arbeiten zu sparen, die Strafen zu lindern, dem Menschen einen Theil seiner Rechte wieder zu schenken, um desto sicherer den Zoll der Pflichten, die man ihm auferlegt, zu empfangen. Der Erfolg von dieser weisen Sparsamkeit wäre die Erhaltung von einer großen Menge Sklaven, die ausser dieser Sorge durch die von Heimweh, Verdruß und Betrübniß entstandenen

Krankheiten, wie auch schon oben, S. 640 u. f. angeführt worden, hingeraft werden.

Nicht den Negern ist es beizumessen, daß sie sich nicht in den Fesseln ihrer Sklaverey vermehren wollen, sondern der Grausamkeit ihrer Herren, die es dahin zu bringen gewußt, das Verlangen der Natur zu vereiteln. Sie verlangen von den Negerinnen so harte Arbeit vor und nach ihrer Schwangerschaft, daß ihre Leibesfrucht nicht zur Reife kommt, oder wenn es der Fall ist, sie die Niederkunft nicht lange überlebt. Man hat bisweilen Mütter gesehen, die durch die Züchtigung, die ihnen die Schwachheit ihres Zustandes nicht recht arbeiten zu können, zuzog, zur Verzweiflung getrieben, ihre Kinder aus der Wiege reissen, um sie in ihren Armen zu ersticken, und sie dadurch der Grausamkeit ihrer Gebieter für die Folge zu entreissen. Die schwarzen Thaten, deren Abscheulichkeit auf die Europäer zurück fällt, müßten diesen die Augen öffnen, die Menschheit nicht so mit Füßen zu treten, wie es bisher geschehen, und wenn sie auch nicht die Wohlthäter ihrer Sklaven werden wollen, so müßten sie doch aufhören ihre Henker zu seyn. Wenn sich die Pflanzer entschliessen, den Müttern, welche eine Anzahl Kinder bis ins sechste Jahr erzogen haben, die Fesseln abzunehmen, ihnen die Freiheit zu schenken, so würden alle Negerinnen in der Sklaverey, durch die Hoffnung eines so großen Vortheils belebt, nach welchem alle trachteten, den aber nur wenige erhalten würden, wetteifern ihre Kinder gut zu erziehen, deren Anzahl und Erhaltung ihnen einen ruhigen Zustand verschaffen würde, an der Stelle der Nachläßigkeit und des Lasters. Wenn dann die Pflanzer eine weise Einrichtung treffen, um sich diese neuen Unterthanen zu sichern, durch die Bande der Menschlichkeit zu fesseln, so werden sie ihren Feldbau durch die eigene Bevölkerung und ohne fremde Mittel zu unterhalten und zu er-

weitern im Stande seyn. Auch wird sich mit der Zeit und bei der immer weiter um sich greifenden Aufklärung, auch in Afrika, die Anzahl der Sklaven vermindern, ja die Rekrutirungen der Sklaven der Kolonien werden ganz aufhören, indem die Afrikaner die Menschen zum Anbau ihrer Ländereyen werden selbst gebrauchen lernen; auch der gegenwärtige Schleichhandel, durch das Verbot der Sklavenausfuhr herbeigeführt, wird den Preis derselben so erhöhen, daß man wird Bedacht nehmen müssen die Neger in den Kolonien zu schonen, um ihre Fortpflanzung dadurch zu begünstigen, und sich selbst, wie schon oben bemerkt worden, Arbeiter zu erziehen, die williger und thätiger arbeiten werden, als Menschen, die ihrem Vaterlande, ihren Familien, Freunden ꝛc. unfreiwillig entrissen worden, und daher den Schmerz der Trennung im Innern tragen. Das Mittel, die in der Kolonie gebornen Schwarzen an die Stelle der ausländischen zu brauchen, bietet sich von selbst dar. Man braucht dazu nur die Kinder der Neger zu pflegen, die auf den Inseln geboren werden; und dann dafür zu sorgen, daß man eine gleiche Anzahl Manns- und Frauensleute zusammen bringe, oder einige Jahre mehr Frauensleute, um desto eher dem Mangel des Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern abzuhelfen. Letztere Vorsicht würde allen Negern den Genuß der Liebesfreuden verschaffen und sie auf diese Weise mit ihrem Schicksale aussöhnen und sie auch vermehren. Man hat gesehen, daß sie größtentheils den schwarzen Frauensleuten, die ihnen Liebe und Sklaverey zu Gefährtinnen gegeben haben, bis in den Tod getreu sind; sie begegnen ihnen mit dem Mitleiden, das Unglückliche wechselseitig, selbst aus der Härte ihres Schicksals, schöpfen; sie erleichterten ihnen die Last ihrer Arbeit, indem sie sich wenigstens mit ihnen betrübten, wenn die Mutter, wegen übermäßiger Arbeit, oder Mangel

an Nahrung, ihrem Kinde weiter nichts, als eine versiegte oder von ihren Thränen feuchte Brust reichen kann. Die Frauenzimmer sind, obgleich man es ihnen nicht zur Pflicht macht keusch zu seyn, doch unwandelbar in ihren Verbindungen, wenn sie oft die Eitelkeit, von den Weißen geliebt zu werden, wankelmüthig macht. Dieses ist zum Unglück eine Versuchung zur Untreue, der sie nur zu oft Gelegenheit haben nachzugeben. Diejenigen, die die Ursache dieses Geschmacks an Negerinnen, der bei Europäern unnatürlich scheint, gesucht, haben sie in der Beschaffenheit der Himmelsluft gefunden, die unter der heißen Zone unwiderstehlich zur Liebe reizt; in der Leichtigkeit, ohne Zwang, und ohne anhaltende Aufmunterung diese unüberwindliche Neigung zu befriedigen; in einem gewissen starken Reiz von Schönheit, den man an den Negerinnen findet, sobald sich das Auge an ihre Farbe gewöhnt hat, besonders in einem Temperamentsfeuer, das ihnen die Macht giebt, die feurigsten Entzückungen einzuflößen und zu empfinden. Auch rächen sie sich, so zu sagen, wegen der demüthigenden Anhänglichkeit ihres Standes, durch die zügellosen Leidenschaften, die sie bei ihren Herren erregen, und unsere Buhlerinnen in Europa verstehen die Kunst, ein großes Vermögen zu verzehren und die Besitzer an den Bettelstab zu bringen, nicht besser, als die Negerinnen; nur haben die Afrikanerinnen den Vorzug vor den Europäerinnen in ihrer wahren Leidenschaft für die Männer, von denen sie gekauft werden. Mehr als einmal hat man der Treue ihrer Liebe das Glück verdanken müssen, Verschwörungen zu entdecken und zu verhindern, durch welche alle Unterdrücker unter dem Messer ihrer Sklaven gefallen wären. —

Wo man den Negern in den Kolonien die Freiheit geschenkt, ihnen die Fesseln abgenommen hat, da bauen sie auch mit gutem Erfolg die kleinen Pflan-

zungen, die man ihnen geschenkt hat, oder die sie durch ihren Fleiß erworben haben. Man fürchtete vielleicht, daß die leichten Mittel auf einem von Natur fruchtbaren Boden unthätig zu leben, unter einem heißen Himmel die Kleider zu entbehren, die Menschen in Müssiggang stürzen möchte; allein dieses ist nicht zu befürchten, wie die neuesten Zeiten in Amerika beweisen. Man gebe den Unglücklichen, wo sie noch in Sklaverey sind, unter Bedingungen die Freiheit; man gebe ihnen ein zweites Vaterland, und man wird sich bald von dem Flore der Kolonie überzeugen; man wird bald sehen, was freie Arme wirken können.

Wenn ein Portugiese, Alonzo Ganzales, der Erste war, der im Jahre 1434 auf der Küste von Guinea, der jetzigen Sklavenküste, bei dem Kap Bojador, einige Einwohner raubte, und durch den glücklichen Erfolg aufgemuntert, ihm viele seiner Landsleute folgten, so war dagegen ein Engländer, Morgan Godwyne, 247 Jahre später, im Jahre 1681, der Erste, der gegen den Negerhandel schrieb. Ihm folgte im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts Benezet, der in Amerika gegen den Menschenhandel predigte, und zugleich für den Unterricht der Neger sorgte. Im Jahre 1754 machten die Quäker ein Kirchengesetz, daß Negerhandel und Sklaverey sich mit dem Christenthume nicht vereinbaren lasse. Viele von ihnen gaben schon damals ihre Neger frei, viele erst in der Folge. Im Jahre 1772 entstanden große Bewegungen gegen diesen Handel in England; dem Parlamente wurden eine Menge Bittschriften überreicht, besonders von Quäkern, sie wurden aber alle verworfen; indessen hörten einzelne Menschenfreunde nicht auf, die Sache der unglücklichen Neger mit Eifer zu verfechten; bis der Ruf sie zu befreien immer allgemeiner ward. Besonders hat hierzu Ramsays Schrift, die im Jahre 1783 herauskam, beigetragen; sie brachte

Freunde und Feinde, Menschen und Unmenschen in Aufruhr; besonders drohte der Ausgang der 1780er Jahre dem Sklavenhandel den Untergang, weil sich in den letztern der genannten Jahre viele brave Männer aus allen Klassen und Ständen der Sache der armen Neger annahmen; allein man konnte doch erst zur Abschaffung dieses Handels in den ersten Lüstern des gegenwärtigen Jahrhunderts, wie schon oben angeführt worden, dringen. Die Londoner Gesellschaft zur Abschaffung des Negerhandels hatte durch Beihülfe ihres verdienten Vorstehers, Granville Sharp, guten Fortgang. Nach der bekannt gemachten Liste ihrer Mitglieder und deren Beiträge, hatte sie bis zum 12. August 1788 baar eingenommen 2760 Pfd., wovon der größte Theil auf den Druck solcher Schriften verwendet wurde, die von der grausamen Behandlung der Neger Nachricht ertheilen, und die Mittel an die Hand geben, wie diesen Uebeln abgeholfen und der Handel überhaupt abgestellt werden könne. Von den Parlamentsdebatten über diesen Gegenstand sind 11,500, von Ramsay's Schriften 4000, von Falconbridges Nachrichten und ähnlichen Pamphlets 15,000 Exemplare gedruckt worden. Das Conseil hat sich durch eifrige Bemühungen detaillirte Nachrichten über die große Sterblichkeit auf Sklavenschiffen verschafft und auf der andern Seite hat es durch sehr viele Zeugnisse und Beweise dargethan, daß die Neger bei einer besseren Behandlung sich durch sich selbst vermehren können, ohne daß es einer neuen Zufuhr bedürfe. Man müsse daher strenge auf das Verbot des Sklaven- oder Negerhandels halten. Die Sklaven, welche die Neger einmal haben, müßten menschlicher behandelt werden; ihr Leben, ihre Gesundheit, ihr Eigenthum müßten unter dem Schutze der Gesetze stehen. Keinem Sklaven sollte man die Freiheit versagen dürfen, wenn er ein

bestimmtes Lösegeld bezahlen kann; er möchte es nun selbst erspart oder von seinen Freunden erhalten haben. Man sollte die Pflanzer auf alle Weise anmuntern, ihnen die Freiheit zu schenken; anstatt sie, wie auf den Französischen Inseln geschehen, daran zu verhindern, wo man keine Neger ohne besondere Erlaubniß entlassen durfte, die nie für mehr, als einen ertheilt ward, und 2000 Livres kostete. Man sollte Prämien für einen besonderen Grad des Fleißes, der Treue und der Geschicklichkeit für sie aussetzen, und da sie sehr ergiebig sind, so würde dieses Mittel ungemein wirksam seyn. Man sollte für ihren Unterricht sorgen, man sollte sie mit einem Worte als Menschen behandeln, sie würden dann der Menschheit, wie die neuen Negerstaaten in Amerika beweisen, keine Schande machen.

Die Quäker haben sich schon lange, wie schon oben angeführt, besonders aber im Jahre 1772 für die Rechte der Menschheit verwandt, worin sie besonders in Amerika sehr glücklich gewesen sind. Die Gesellschaft zu Philadelphia hatte Franklin zu ihrem Vorsteher; sie verbot Schiffe zum Sklavenhandel nach den Afrikanischen Küsten zu senden; man darf auch keine Neger aus Pensilvanien nach den südlichen Provinzen ausführen, Virginien und Maryland mit einbegriffen. Die Afrikaner haben gleiches Recht mit allen freien Einwohnern erhalten, Prozeßsachen vor geschworenen Richtern zu führen. Schon von der Constituirung des Amerikanischen Freistaates an gab man fast allgemein seinen Abscheu und Widerwillen gegen den Sklavenhandel zu erkennen. Der Scherif der Stadt Philadelphia gab sich alle Mühe zu verhindern, daß die Neger nicht öffentlich verkauft wurden, wenn ein Concours über das Vermögen ihres Herren entstand. Verschiedene Personen von allen christlichen Gemeinen haben ihren Negern in ihrem Testamente die Freiheit gegeben und ihnen noch über-

dies ein Vermächtniß zu ihrer ersten Einrichtung hinterlassen. Die Assecuradeurs zu Philadelphia, von denen ein Drittheil zur Gemeine der Quäker gehört, zeichnen alle nicht gern auf Schiffe, die zu diesem Handel gebraucht werden. Nur Wenige unter ihnen, die nicht Glieder der Gemeine sind, verletzen diese Regel. Man hat Assecuranzen von 10,000 Pfund auf dergleichen Schiffe eröffnet und es wurden nur 1600 Pfund gezeichnet, da es doch sehr leicht gewesen wäre, die volle Summe für jeden andern Gegenstand des Handels zu versichern. Kein Eingeborner beschäftigte sich mit diesem Handel und nur ein einziges Handelshaus nahm noch Theil daran zu Ende des verwichenen Jahrhunderts. Die Gesellschaft zu Neu-York, die nach dem Muster von jener errichtet ist, und von dorther alle nöthigen Nachrichten erhielt, zählt unter ihren Vorstehern die angesehensten Glieder des Staats. Auch in Virginien herrschte eine den Negern sehr günstige Meinung zu der gedachten Zeit. Man behauptete, daß der Gebrauch der Sklaven die Trägheit der Weißen sehr befördere und ihre Wirksamkeit und Industrie zerstöre, so daß viele nützliche Geschäfte schlecht verwaltet, und andere ganz vernachläßiget wurden, bloß aus Mangel an Thätigkeit, der durch die herrschende Sitte der Sklaverey genährt wird. Man hat auch behaupten wollen, daß das Zuckerrohr nicht anders, als durch Sklaven gebauet werden könne; dieses widerlegt hinlänglich die Erfahrung. In Siam, in China, in ganz Indien wird es von freien Händen gebauet. Conchinchina allein bauet so viel Zucker, daß man jährlich 800 Millionen Pfund ausführt. Ueberdies verbraucht man eine große Quantität im Lande selbst; die Einwohner halten den Zucker für sehr gesund, vermischen ihn mit allen Nahrungsmitteln, und geben überdies das Rohr den Elephanten und Pferden. Die Erfahrung beweiset auch, daß man

den Pflug eben so gut, als Negerhände zum Aufbrechen der Erde gebrauchen kann. Diese Bearbeitung würde weit wohlfeiler sein; sie würde manchen Negern das Leben erhalten, die jetzt unter dieser Arbeit erliegen, welche gerade die schwerste von allen ist. Durch die Untersuchungen, die man über den Sklavenhandel angestellt, ist man auch noch auf verschiedene andere bisher unbekannte Folgen dieser unmenschlichen Sitten aufmerksam geworden. Dahin gehört das unverkennbare Sittenverderbniß der Einwohner in den westlichen Eilanden; es wird wohl größtentheils durch die Ruchlosigkeiten veranlaßt, die man sich gegen die Neger erlauben darf. Dieses gilt nicht nur von den Ausschweifungen des Zorns und der Rachsucht, sondern auch von andern Unordnungen. Man darf auch ferner den Mangel der Einwohner ꝛc., welche die Waffen führen können, nicht übersehen. Es ist nicht möglich, daß die wenigen Weißen diese mächtigen Besitzungen, im Fall eines Angriffes, vertheidigen können, und die Neger zu bewaffnen, darf man nicht wagen; denn man müßte fürchten ihnen das Racheschwerd in die Hände zu geben.

Ueber die Bedrückung der Neger in den Kolonien sprechen sich, ausser den schon oben, S. 644, angeführten Dichtern, auch noch folgende mit vieler Wärme aus: Pratt, der Verfasser der Leiden des Almoona, Maria und Harriet Falconar, und Miß Williams. Die Gedichte der drei Letzteren zeichnen sich vorzüglich durch edle und warme Empfindung der Menschlichkeit in Hinsicht der unglücklichen Neger aus. Pratt schildert in seinem Gedichte über die Menschlichkeit mit Wahrheit und Wärme die Verhältnisse des Menschen im Allgemeinen in Rücksicht auf Freiheit und Knechtschaft, nicht bloß in Beziehung auf Sklaverey, sondern auf die Knechtschaft in allen Theilen der Welt, auch in dem kultivirten Europa.

Mit der eigentlichen Sklaverey beschäftiget er sich vorzüglich im ersten Buche und zeigt sehr anziehend ihren Ursprung, und wie sehr die natürlichen Rechte der Menschen dadurch gekränkt worden. Der Verfasser des Gedichts über die Leiden des Almoona zeigt weniger Kunst, als freie und lebhafte Empfindung, welche er mit um so größerer Wahrheit darstellt, da er selbst in Afrika und Amerika Zeuge Grausen erregender Ungerechtigkeit war. Der Stoff des Gedichts ist eine wahre Begebenheit. Als nämlich die Engländer im Jahre 1655 Jamaika eroberten, begab sich ein Sklave zu ihnen, der sich sehr vortheilhaft auszeichnete; sein Name war Almoona. Kurz vor dem Einfall der Engländer hatte ihm sein Herr sein Weib genommen, das er mit der größten Leidenschaft liebte. Vergebens bat er oft seinen Herrn auf die rührendste Weise, daß er sie ihm wiedergeben möchte. Als die Engländer kamen, fand er Gelegenheit sie zu sehen. „Du bist mir, sagte er, theurer, als je. Es ist mir nicht möglich Dich wieder in meine Arme zu schließen, aber ich will mein Recht behaupten, und Dich von Deinem Elende befreien. — Er stieß ihr einen Dolch in die Brust und flüchtete zu den Engländern. Im Schlachtfelde traf er auf seinen Herrn und erschlug ihn. Die Engländer gaben ihm seine Freiheit. Er lebte noch bis zum Jahre 1718, allein in finsterer Schwermuth. — Was nun die Abschaffung des Negerhandels betrifft, so ward dieser Gegenstand, wie oben, S. 644, erwähnt worden, schon im Jahre 1789 im Parlamente öfters besprochen, und er wäre schon eher zur Reife gediehen, als in den ersten Lüstern des gegenwärtigen Jahrhunderts, wenn mehrere Staatsmänner sich nicht immer gegen die Aufhebung desselben gesträubt hätten. Im Jahre 1788 beschäftigte sich das Parlament bloß mit Berathschlagungen über vorläufige Einschränkungen, die aber auch nicht ohne

Widerspruch blieben. Am 2ten Junius 1788 schlug Esquire William Dolbes eine Bill vor, um den Transport der Neger aus Afrika nach Westindien und andern Gegenden etwas erträglicher für sie zu machen. Es heißt darin:

In jedem Schiffe, wo der Raum zwischen den beiden Verdecken nicht unter 5 Fuß hoch ist, oder wo die Kajüte zur Lagerstelle für die Neger eingerichtet ist, sollte der, welcher das Schiff führt, vom 10ten Juny 1788 an, nicht mehr Neger einnehmen dürfen, als fünf Personen, gegen 3 Tons Kargaison, wenn das Schiff nicht über 160 Tons hält, und drei Personen gegen 2 Tons, wenn es darüber hält. Wenn hingegen in einem Schiffe der Raum zwischen den beiden Verdecken unter fünf Fuß ist, oder wenn die Kajüte nicht zur Lagerstelle für die Neger eingerichtet ist, sollte der Schiffer nicht mehr als eine Person gegen 1 Ton einnehmen dürfen. Als der Maaßstab der Trächtigkeit der Schiffe sollte das Zertifikat angesehen werden, welches in der im 26sten Jahre der Regierung Georg des Dritten gegebene Akte for the further Increase and encouragement of shipping aud navigation vorgeschrieben ist. Für jeden Neger, der gegen diese Vorschrift am Bord genommen würde, sollte eine Geldbuße von 20 Pfd. entrichtet werden, wovon die eine Hälfte dem Könige und die andere Hälfte dem Ankläger anheimfällt.

Nachdem die Bill zu mehreren Malen von dem Unterhause untersucht worden, wobei alle dawider angebrachten Umstände sorgfältig erwogen wurden, und worin die Rede des Herrn Beaufoy*) eine der vorzüglichen war, ging sie am 18ten Junius durch, und ward noch an demselben Tage in das Oberhaus gebracht, wo sie aber lebhafte Debatten verursachte, weil

*) The speech of Mr. Beaufoy Tuesdai June 18, 1788 in a Committee of the wohole House von a Bill for regulating the conveyance of Negroes from Africa to the Westindies. London 1788.

viele Billschriften dawider eingebracht wurden. Der Herzog von Chandos wollte sie noch so lange ausgesetzt sehen, bis die Frage von der Abstellung des Handels entschieden wäre; der Graf Stanhope aber bestand eifrig auf die Nothwendigkeit, gleich gewisse Einschränkungen zu machen, weil auf die Art, wie die Neger transportirt würden, fünf von Hundert zur See stürben. Auf seinen Vorschlag ward daher die Bill am 25sten Junius von dem Committé untersucht und nach vielen Debatten darüber vereinigte man sich dahin, daß sie erst vom 1ten August an in Kraft gesetzt werden sollte. Allein der Staats-Sekretair Lord Sidney sagte bei der Gelegenheit, das Parlament müsse ohne Aufschub entweder die Neger gleich befreien oder über diese Materie bis zu dem Tage, wo es seinen Beschluß fasse, das strengste Stillschweigen beobachten; denn es würde von den gefährlichsten Folgen seyn, wenn die Neger in den Kolonien erführen, daß die Nation sich mit ihrer Freilassung beschäftigte, während die Pflanzer für die Fortdauer ihrer Knechtschaft streiten. Am 27sten und 30ten Junius ward ferner die Bill von dem Commité untersucht und dabei unter andern auf den Vorschlag des Herzogs von Richmond eine Klausel zur Entschädigung der Kaufleute ertheilt, welche durch die Vorschriften der Bill jetzt verlieren würden. Hierauf ward sie am 2ten Julius auf das Neue vorgenommen. Lord Hawkesbury sagte unter andern, daß er sich jederzeit dawider setzen werde, daß man durch irgend eine gewaltsame Akte den Negerhandel aufhebe, indem der Ein- und Verkauf der Neger ein sehr erheblicher Handelszweig sei; denn der Wohlstand der Amerikanischen Inseln beruhe größtentheils auf dessen Beibehaltung; auch wären die Neger zur Bearbeitung des Bodens der Kolonien unentbehrlich ꝛc. Er wolle daher folgende Bestimmungen in Vorschlag bringen:

1) Daß Niemand sich befassen dürfte als Kapitain eines Negerschiffes eine Reise nach Afrika zu machen, wenn er nicht vorher schon eine Reise als Equipagenmeister, oder drei Reisen als zweiter Unter-Equipagenmeister gemacht habe; 2) daß es verboten werde, mit irgend einem Schiffe, von welchem Kaliber es auch seyn möge, die Reise anzutreten, ohne einen Wundarzt am Bord zu haben; 3) daß es den Kaufleuten untersagt werde, das Leben ihrer Neger versichern zu lassen, ausgenommen gegen Feuer, Schiffbruch, Aufstand und Aufbringen von See-Räubern oder Feinden; 4) daß man jedem Kaufmann eine Prämie von 100 Pfd. versichere, der von hundert Sklaven nicht mehr als zwei auf der Reise von Afrika nach Amerika verlieren würde, so wie dem Wundarzt des Schiffes in eben diesem Falle eine Prämie von 10 Pfd., jedoch müßte der letzte Vorschlag, weil es eine Ausgabe des Staats beträfe, zuvor von dem Unterhause untersucht werden. Lord Walsingham pflichtete diesen Vorschlägen vollkommen bei. Der Herzog von Chandos fürchtete dagegen, daß die vorgeschlagenen Klauseln sowohl, als die Bill selbst, die Neger zu einer Empörung anreizen und die Kolonien einer sehr großen Gefahr aussetzen würden. Der Herzog von Richmond hielt die vorgeschlagenen Bestimmungen für nothwendig und heilsam. Er sagte, daß er sich von den vorgeschriebenen gefährlichen Folgen der Bill keinen Begriff machen könnte, daß die Sklaven, wie man jenseits behauptete, den König, die Pairs und das Haus der Gemeinen als ihre Freunde ansehen, glaube und wünsche er mit Eifer. Es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß alle Unterthanen von Großbritannien, die Regierung und die gesetzgebende Versammlung geneigt glaubten, sich jederzeit mit ihrem Vortheile zu beschäftigen, und ihnen den Schutz und die Gunst zu gewähren, deren sie bedürfen; hieraus folgt aber nicht, daß

die Neger so weit gehen müßten sich einzubilden, daß der König und das Parlament daran dächte, sie ganz frei zu machen ꝛc. Drei von dem Lord Hawkesbury vorgeschlagene Bestimmungen wurden einmüthig angenommen. Den Tag darauf war die Bill ganz verlesen und noch auf den Vorschlag des Lord Hawkesbury die Klausel hinzugefügt, daß diejenigen von der Verbindlichkeit, sie zu befolgen, frei seyn sollten, welche schon vorher mit einem fremden Reiche einen Contract wegen Lieferung einer Anzahl Sklaven geschlossen hätten. Hierauf ging die Bill mit 19 Stimmen gegen 11 durch. Am 4ten Julius ward sie wieder in das Unterhaus, wo Herr Steele, einer von den Secretairen der Schatzkammer, vorschlug, die Untersuchung der im Oberhause vorgenommene Verbesserungen zu verwerfen. Die Motion ward ohne Debatten angenommen. Es wurde nun eine neue Bill von William Dolbes in Vorschlag gebracht, welche von der vorhergehenden nur darin verschieden war, daß die vorgeschlagenen Veränderungen eingerückt waren. Diese Bill ward noch an demselben Tage dreimal verlesen und gebilliget, dann ins Oberhaus gebracht; hierauf ward eine dritte Bill in das Haus der Gemeinen gebracht und dann ins Oberhaus, wo sie am 11ten Julius zum dritten Male gelesen und genehmiget ward. Der König ertheilte auch den Assent. Während die Anordnungen dieser Regulating Bill in Ausübung gebracht wurden und man in Liverpool schon im Sommer 1788 die Sklavenschiffe nach Vorschrift derselben bauete, beschäftigte sich das Conseil mit einer genauen sorgfältigen Untersuchung der Gründe für und wieder die Abschaffung dieses Handels. Der 27ste April 1789 war zur Untersuchung dieser Sache im Unterhause bestimmt; sie mußte aber wegen Hastings Verhör ausgesetzt werden. Am 12ten Mai ward sie endlich zum ersten Male vorgetragen. Die Ver-

sammlung war zahlreich. Wilberforce sprach mit Begeisterung. Er schilderte die schädlichen Mittel, wodurch die Sklavenhändler in Afrika sich der Neger bemächtigten; den grausamen und unmenschliche Transport nach Westindien, wobei er zugleich bewies, daß von 100 Negern im Durchschnitt 50 bis 60 sterben, ehe sie Westindien erreichen oder sich an das dortige Klima gewöhnen; die schreckliche Behandlung, wenn sie in Westindien ankommen, wo man ihnen Merkurius und andere schädliche Arzneymittel giebt, um sie mit Vortheil auf dem Markte verkaufen zu konnen; die Schädlichkeit dieses Handels für die Europäer, da von 920 Matrosen, die dazu gebraucht werden, jährlich 216 umkommen, wenn auf andern Seereisen von einer gleichen Anzahl in einem Jahre nicht einmal 87 sterben; die nachtheiligen Wirkungen desselben für die Kultur der Inseln, welche sicher gewinnen würde, wenn man Ackergeräthschaften einführte, da ein Pflug eben so viel ausrichtet, als 100 Sklaven. Wilberforce legte hierauf folgende Punkte vor, die von dem Committé, welchem die Behandlung der Sache übergeben worden, in näherer Erwägung gezogen werden sollen.

1) Die Anzahl der Sklaven, welche jährlich von der Küste von Afrika in Brittischen Schiffen transportirt werden, wird auf 38,000 geschätzt. Die Anzahl derer, welche nach den Brittisch-Westindischen Inseln gebracht werden, beträgt nach einer fünfjährigen Mittelzahl der Jahre 1782—1787 ungefähr 22,500, und die Anzahl derer, welche auf diesen Inseln bleiben, ist, so weit man aus den Zahlregistern sehen kann, nach derselben Mittelzahl 17,500.

2) Werden die Neger größtentheils, welche auf Europäischen Schiffen ausgeführt werden, aus den innern Theilen des festen Landes von Afrika gebracht; viele von ihnen aus sehr weit entlegenen Gegenden. Man kann nicht genau bestimmen, auf welche Weise

diese Personen zu Sklaven gemacht werden; nach der Angabe der Sklaven selbst in den innern Theilen von Afrika und in den Gegenden, welche näher an der Küste liegen, kann man sie unter vier Klassen bringen. a) Kriegsgefangene; b) freie Menschen, die Schuldenhalber, oder zur Strafe von wahren oder unschuldigen Verbrechen gekauft werden, besonders wegen Hurerey und Zauberey, in welchen Fällen sie gewöhnlich mit ihrer ganzen Familie verkauft werden, oft zum Vortheil derer, von welchen sie verurtheilt werden; b) Hausssklaven, welche für Rechnung ihres Herren verkauft werden; an einigen Orten bloß nach seinem Gefallen, an andern nachdem sie von ihm zuvor wahrer oder erdichteter Verbrechen wegen verurtheilt worden; c) Personen, welche durch mannigfaltige Handlungen der Gewaltthätigkeit, Unterdrückung oder Betrügerei in die Sklaverey gerathen. Dergleichen Handlungen werden entweder von ihren Fürsten und Anführern gegen ihre Unterthanen ausgeübt, oder von einzelnen Personen gegen einander, oder auch von den Europäern, die sich mit diesem Handel beschäftigen.

3) Verursacht der Handel, welchen die Europäer auf der Afrikanischen Küste treiben, um Sklaven einzukaufen, viele und blutige Kriege unter den Eingebornen; erzeugt ungerechte Beschuldigungen und Strafen wegen erdichteter und fälschlich vergrößerter Verbrechen; befördert Handlungen der Gewaltthätigkeit, Unterdrückung und Niederträchtigkeit; hindert den natürlichen Fortschritten der Kultur und Aufklärung in diesen Ländern.

4) Das feste Land in Afrika liefert in seinem gegenwärtigen Zustande verschiedene wichtige Handelsartikel, welche für den Brittischen Handel und die Manufakturen höchst wichtig sind, und jenem Welttheile in einem vorzüglichen Grade eigenthümlich angehören; der Boden und das Klima sind durch Erfahrung sehr bequem gefunden worden, um andere Artikel hervorzubringen, welche die Engländer entweder jetzt ganz oder doch größtentheils von fremden Nationen holen müssen. Wahrscheinlich kann vermittelst dieser Vortheile ein ausgebreiteter, freundschaftlicher Handel mit Afrika an die Stelle des Handels treten, welchen wir jetzt mit Sklaven führen; wenigstens in so fern, daß wir hin-

längliche Retourwaaren für die Ladungen erwarten können, welche jetzt mit Brittischen Schiffen dahin gebracht werden. Dieser Handel muß allem Vermuthen nach in demselben Verhältniß zunehmen, in welchem Afrika mehr angebauet und verbessert wird.

5) Hat die Erfahrung gelehrt, daß der Sklavenhandel sehr schädlich und verderblich für die Brittischen Matrosen ist, die dazu gebraucht werden; es ist von ihnen eine weit größere Anzahl gestorben, als auf den Königlichen an der Küste von Afrika stazionirenden Schiffen, und auf Handelsschiffen, die zu andern Reisen gebraucht werden.

6) Die Art, wie die Sklaven von Afrika nach Westindien gebracht werden, zieht ihnen viele und grausamen Leiden zu, welchen durch keine Anordnung vorgebeugt werden kann; dies verursacht, daß eine große Anzahl jährlich auf der Reise umkömmt.

7) Auch von den nach Westindien gebrachten Sklaven sterben sehr viele in den Westindischen Häfen, ehe sie daselbst verkauft werden. Dieser Verlust ist in der Assembly auf der Insel Jamaika ungefähr auf 4½ Proc. von der eingeführten Anzahl angegeben; erfahrene Aerzte schreiben ihn größtentheils den Krankheiten zu, woran sie während der Reise gesammelt haben, so wie auch der Art, wie man sie auf den Schiffen behandelt, wo dergleichen Krankheiten auf kurze Zeit gehemmt werden, um die Sklaven in den Stand zu setzen, daß sie gleich verkauft werden können.

8) Der Verlust, der neulich, in den 1780ger Jahren, eingeführten Neger während der drei ersten Jahre nach ihrer Ankunft, beträgt wieder einen beträchtlichen Theil der ganzen eingeführten Anzahl.

9) Die natürliche Vermehrung der Sklaven in Westindien wird vornämlich gehindert a) durch das ungleiche Verhältniß zwischen den Geschlechtern bei der Einfuhr aus Afrika; b) durch die allgemeine Sittenlosigkeit unter den Sklaven und den Mangel an angemessenen Verfügungen zur Ermunterung der Ehe und Kinderzucht; c) durch die eigentlichen Krankheiten, welche unter ihnen herrschen, und zuweilen der übermäßigen Arbeit und der grausamen Behandlung zuzuschreiben sind, zuweilen auch von zu wenigen oder unreinen Nahrungsmitteln herrühren;

d) durch Krankheiten, welche eine große Anzahl Neger in ihrer Kindheit angreifen, oder welchen die aus Afrika eingeführten Neger vorzüglich ausgesetzt sind.

10) Die gesammte Anzahl der Sklaven auf der Insel Jamaika, war im Jahre 1768 ungefähr 167,000, im Jahre 1774 ward sie vom Gouverneur Keith auf 193,000 angegeben; im Jahre 1787 war sie nach der Angabe des Lieutenant Gouverneur Clarke ungefähr 256,000. Vergleicht man nun diese Zahlen mit der Anzahl derer, welche eingeführt und auf der Insel geblieben sind, so wie solche für die Jahre 1768 bis 1774 in den Berechnungen angegeben sind, die Hr. Fuller dem Committé übergeben, und für die Jahre 1775 bis 1787 in den Berechnungen des General-Inspecteurs; nimmt man ferner nach den Berichten der gedachten Assembly dieser Insel $\frac{1}{12}$ für die Summe derer an, welche am Bord nach der Ankunft starben, so ist in einer Periode von 19 Jahren der Ueberschuß der Gestorbenen über die Gebornen $\frac{7}{8}$ Proc. gewesen, wenn man die mittlere Anzahl der daselbst befindlichen Sklaven zum Maaßstabe annimmt. In den ersten sechs Jahren der gedachten Periode betrug der Ueberschuß der Gestorbenen etwas mehr als 1 Proc., in den letzten dreizehn Jahren nur $\frac{3}{5}$ Proc. der Mittelzahl; und dennoch wird in dem Berichte von der Insel Jamaika angegeben, daß in der letzten Periode 15,000 Neger in den häufigen Orkanen und wegen Mangel an Zufuhr umgekommen sind.

11) Die gesammte Anzahl der Sklaven auf der Insel Barbados war nach den Berechnungen, welche Hr. Braithwaite dem Committé übergeben hat, im Jahre 1768 70,706, im Jahre 1774 74,874, im Jahre 1780 68,270, im Jahre 1781 nach dem Orkan, 63,248, im Jahre 1786 62,115. Vergleicht man diese Zahlen mit der Zahl aller eingeführten Sklaven, ohne etwas für die wieder ausgeführten in Anschlag zu bringen, deren Hr. Braithwaite nicht erwähnt, so war der Ueberschuß der Gestorbenen in den zehn Jahren von 1764 bis 1774 ungefähr 5 Procent, in den sieben Jahren von 1774 bis 1780 ungefähr $1\frac{1}{3}$ Proc., der Mittelzahl aller zu gleicher Zeit lebender Sklaven. Zwischen 1780 und 1781 erlitt die Zahl der Sklaven einen Abgang vor

5000; in den sechs Jahren 1781 bis 1786 war der Ueberschuß der Gestorbenen noch etwas weniger, als $\frac{7}{8}$ Proc.; in den drei Jahren von 1783 bis 1786 nicht völlig $\frac{1}{3}$ Prozent der Mittelzahl. Ohne Zweifel ist während dieser ganzen Zeit eine Anzahl Neger ausgeführt, allein beträchtlich mehr in der ersten, als in der letzten Periode.

12) Die Berechnungen für die Leewards-Inseln, für Dominica, Granada und St. Vinzent enthalten keine hinlängliche Data, um den Zustand der Bevölkerung dieser Inseln zu verschiedenen Zeiten mit der Anzahl der nach und nach eingeführten und wieder ausgeführten Sklaven zu vergleichen. Wenn man aber auf den gegenwärtigen Zustand dieser Inseln die Schlüsse anwendet, welche in Ansehung von Jamaika und Barbados erwiesen sind; wenn man erwägt, daß man durch angemessene Mittel die Ursachen hemmen kann, welche bisher die natürliche Vermehrung der Sklaven gehindert und eingeschränkt haben, wenn man noch dazu nimmt, daß man nicht so viele Handarbeiter nöthig haben wird, ohne daß die Pflanzer im mindesten darunter leiden; so ist es klar, daß keine beträchtliche oder anhaltende Ungleichheit zwischen den Gebornen und Sterbenden entstehen könne, wenn man aufhört, Sklaven aus Afrika einzuführen.

Diese Sätze verursachten große Bewegungen; denn man wußte, daß Hr. Wilberforce aus guten Quellen geschöpft hatte; man konnte den Erfolg voraussehen, wenn diese Sätze für bewiesen angesehen würden. Daher wandten die Vertheidiger des unmenschlichen Handels alle Mühe an, um den Streich abzuwehren. Lord Penrhyn, ihr eifriger Verfechter, übergab dem Unterhause am 20sten Mai die Bittschriften der Kaufleute und Schiffspatronen zu Liverpool, der Eisenarbeiter, der hypothekarischen Gläubiger der Pflanzer, aller Interessenten in dem Westindischen Handel und der Bürgerschaft zu Liverpool. Herr Brook Watson übergab eine ähnliche Bittschrift von allen Kaufleuten und sonstigen Interessenten des Zuckerhandels in London. Nicht genug; auch

viele Kaufleute, Pflanzer und Andere, die bei dem Handel mit den Westindischen Eilanden interessirt sind, versammelten sich in der London Tavern, worin sie folgende Punkte festsetzten, die vom dem Sekretair James Allen unterzeichnet, und durch den Druck bekannt gemacht worden. Die Punkte lauten:

1) Die Sklaverey hat als ein Zustand des menschlichen Geschlechtes in Afrika seit den ältesten Zeiten, und viel eher existirt, als die Europäer an den Küsten dieses Welttheils handelten.

2) Von den Sklaven, welche die Englischen Kaufleute einhandeln, sind einige Kriegsgefangene, welche auf dem Schlachtfelde erwürgt, oder dem Aberglauben oder der Grausamkeit des Negers geopfert seyn würden, wenn man nicht die Hoffnung gehabt hätte, sie zu verkaufen; andere sind Verurtheilte, deren Strafe nur in Sklaverey verwandelt ist, andere sind geborne Sklaven, oder sind es ihrer Schulden wegen geworden.

3) Der Handel mit Afrika kann niemals der Nation große Vortheile bringen, auch nie bis auf einen gewissen Grad ausgebreitet werden, sobald man die Sklaven davon ausnimmt; im Gegentheil zieht der Ankauf der Sklaven nicht die nothwendige Folge nach sich, daß die Eingebornen in dem Zustande eines beständigen Krieges unterhalten und in den Fortschritten der Civilisation zurück gehalten werden.

4) Die Eigenthümer der Zuckerplantagen haben mit allen übrigen Unterthanen des Reichs ein gleiches Recht in dem freien Genuß ihres rechtmäßig erworbenen Eigenthums geschützt zu werden.

5) Ihr Eigenthums-Recht gründet sich auf Ueberlassung oder Verkauf der Krone und auf Parlaments-Akten und Briefe.

6) Das Kapital, welches gegenwärtig an Landeigenthum, Negern, Gebäuden, Möbeln und Lebensmitteln in den Westindischen Inseln liegt, beträgt 70 Millionen Pfund.

7) Dieser Werth hängt einzig und allein von der Bearbeitung des Landes ab, also wird jedes System, welches den Eigenthümern die Mittel entzieht, ihr Feld zu bearbeiten, den Werth dieses Kapitals vermindern.

8) Seit der Anlegung der Kolonien ist es in allen Englischen und fremden Inseln allgemeiner Gebrauch gewesen, das Land durch Neger bearbeiten zu lassen.

9) Ist es durch Erfahrung bewiesen, daß die Constitution der Europäer sich nie an den Ackerbau in den Westindischen Eilanden gewöhnt; man könnte also dort das Land nicht mehr bauen, wenn man sich nicht dazu eine hinlängliche Anzahl Neger verschafft.

10) Natürliche Ursachen, und die unglücklicherweise in jenen Gegenden nur zu häufigen Zufälle, bewirken in diesen Inseln eine beständige und schnelle Verminderung der Neger. Diese Sterblichkeit kann nie durch die Anzahl der Gebornen aufgewogen werden.

11) Wenn man sich in Ansehung der Kultur des Landes allein auf die Erhaltung der Bevölkerung durch die Anwesenden verläßt, so läßt man das Interesse der Pflanzer selbst, und aller ihrer Hypothekarischer Gläubiger, unter welchen viele Rentenirer, Wittwen und Waisen sind, auf den ungewissen Versuch ankommen, der noch nie angestellt ist; sollte er fehlschlagen, so wird er, wo nicht den gänzlichen Untergang, doch großen Verlust für viele Unschuldige nach sich ziehen, die sich theuer ein Recht erkauften, welches sie gesichert glaubten, durch das seit so langer Zeit in den Kolonien eingeführte System, ja durch verschiedene Akten des Parlaments.

12) Die Manufakturen, der Schiffsbau, die Schiffahrt, und die Staatseinkünfte von Großbritannien sind bei dem Handel mit Afrika und den Westindischen Eilanden wesentlich interessirt; also werden alle diese Gegenstände abnehmen oder blühen, je nachdem man die Pflanzer mehr oder weniger in den Stand setzt, die Kultur der Westindischen Eilande zu verbessern.

13) Nach dem Berichte des Königlichen Conseils hat bloß der Zoll von den nach Afrika und den Kolonien ausgeschifften Waaren 2,306,959 Pfd. betragen. Der Werth der von den Zuckerinseln eingeführten Waaren beträgt nach der Schätzung des Generalinspekteurs 5,389,045 Pfd.; so wie der Werth der Afrikanischen Naturwaaren 117,817 Pfd., also zusammen 5,506,871 Pfd. Sterl.

14) Die Trächtigkeit der Schiffe, welche von den Inseln abgegangen, nebst denen, die dort aus Afrika angekommen sind, betrug im Jahre 1787 zusammen

249,331 Tons. Die Anzahl der Matrosen, welche auf selbigen nur während des gedachten Jahres gebracht wurden, war 21,000. Die Einkünfte während eben dieses Jahres betrugen 1,627,142 Pfd.

15) Der Handel mit den Kolonien und der Sklavenhandel sind eine wahre Schule für die Marine.

16) Die Franzosen geben gegenwärtig eine Prämie oder Gratification von 40 Livres pr. Ton von jedem Schiffe, das aus einem Französischen Hafen nach Guinea befrachtet wird, und eine Prämie von 160 bis 230 Livres für jeden Neger, der in ihre Kolonien eingebracht wird.

17) Die Spanier haben nämlich verschiedene Häfen in Südamerika für die Einfuhr der Neger eröffnet; sie haben diese Häfen sogar für frei in Ansehung aller Fremden erklärt, wenn die Schiffe auch nach fremden Orten bestimmt wären; bloß um den Landbau in ihren eigenen Kolonien zu ermuntern; wie die ausdrücklichen Worte in der Königlichen Anordnung lauten.

18) Die Amerikanischen vereinigten Staaten haben verschiedene Schiffe zu diesem Handel befrachtet.

19) Der Minister hat erklärt, daß man den klagenden Partheien, welche das Opfer dieser großen Handelsrevolutionen werden würden, das heißt, den Kaufleuten und Manufakturisten, keine Schadloshaltung und Vergütung zugestehen würde; gleichwohl sind die Schiffe der Kaufleute zu keinem andern Handel zu gebrauchen; die Waaren der Fabrikanten können größtentheils in keinem andern Hafen abgesetzt, und überhaupt an Niemand verkauft werden, als an Pflanzer, ihre Pächter oder ihre Gläubiger. Diese Erklärung ist selbst beunruhigend für jeden, der in diesem Handel interessirt ist, oder an dem Wohlstande des Landes Theil nimmt, widerspricht jedem Grundsatze von Gerechtigkeit, und kann aus keiner andern Ursache fließen, als weil man die großen Uebel nicht vorhersieht, welche daraus entstehen können. Sollte die Gesetzgebung sie gut heissen, so würde sie gerade zu dahin wirken, alles Zutrauen auf Handels-Unternehmungen, auf die Zuverlässigkeit

königlicher Briefe und auf die Glaubwürdigkeit des Parlaments zu verbannen.

Auf diese Weise wurde von allen Seiten die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Verhandlung dieser Sache rege gemacht. Es wurde Parthei für und wider den Sklavenhandel genommen. Die Gallerie war immer zum Erdrücken voll, wenn dieser Gegenstand im Unterhause zur Sprache kam. Die Majorität gegen den Sklavenhandel aus Menschenliebe, die Minorität für denselben aus Eigennutz; indessen so sehr von allen Seiten auf Abschaffung desselben gedrungen wurde, so ward doch nichts entschieden; denn die Debatten waren wild und planlos. Das Publikum war in seiner Meinung über den Ausgang dieser wichtigen Angelegenheit sehr getheilt; die Meisten glaubten, daß die Opposition siegen würde, man wettete zehn gegen vier, daß die Abschaffung dieses Handels nicht Statt haben werde, und man hatte Recht, die Opposition siegte und der Handel dauerte noch bis zu der oben, S. 645, angeführten Zeit fort. Auch die Schriftsteller nahmen Parthei für und wider die Sache, und es sind über einen Gegenstand wohl nie so viele Schriften erschienen, als in den Jahren 1788 und 1789, wovon einige unten vorkommen werden. Man suchte einen Mittelweg ausfindig zu machen, in dem man Sklaverey (Slavery) und Sklavenhandel (Slavetrade) unterschied. Besonders machte Burke diesen Unterschied, und suchte zu beweisen, daß wenn man dieses Uebel auch nicht ganz heben könne, man es doch wenigstens unschädlich zu machen suchen müsse. Die größten Grausamkeiten wurden allemal gegen die armen Neger ausgeübt, ehe sie in die Hände der Pflanzer kamen. Uebrigens handelte das Parlament gar nicht unrecht, wenn man auch denen, die durch Aufhebung des Handels

Schaden litten, keinen Ersatz geben wollte. Der Kaufmann müßte bei seinen Speculationen sowohl auf den Verlust, als auf Gewinn rechnen; denn wenn es einmal ausgemacht wäre, daß der Sklavenhandel für das gemeine Beste nicht zuträglich wäre, so könnten einige wenige Privatpersonen nicht erwarten, daß man das allgemeine Wohl ihrem Interesse aufopfern werde. Die Westindischen Inseln selbst würden dabei gewinnen. Man sehe an dem Beispiele von Circassien und andern Ländern, daß in einem Lande, wo Sklaverey herrsche, keine Kultur möglich sei. Auf diese Weise durch häufige Parlaments-Debatten veranlaßt, findet man auch die Mittel aufgedeckt, wie die Europäer sich Menschen zu verschaffen suchten; denn die hartnäckigsten Vertheidiger des Sklavenhandel skönnen es nicht leugnen, daß die Europäer durch mancherlei Mittel die Sitten der Neger verderbt haben. Sie hatten gleich allen Wilden starke Leidenschaften; die Europäer wußten diese auf ihre Waaren zu lenken, und da, wie bekannt, alle wilde Nationen vorzüglich den Branntwein lieben, der ihnen durchaus schädlich ist, da er ihre Leidenschaften entflammt, so haben die Europäer ihre wilden Begierden gereizt und sie zuerst mit dem Genusse desselben bekannt gemacht, den sie dann späterhin auf alle Weise sich zu verschaffen suchten. Man kann also mit Recht sagen, daß die Europäer die Kriege und Gräuel selbst veranlaßt haben, welche gegenwärtig begangen werden, um Sklaven zu machen und sie verkaufen zu können; sie haben noch mehr gethan, sie haben geradezu selbst die Gewaltthätigkeit geübt, oder die Eingebornen dazu gereizt.

Die Anzahl der Negersklaven, welche in dem Jahre 1789 in Westindien lebten, ist nach Chalmer's Angabe in dem Berichte der oben gedachten Kommission in

Jamaika	256,000	Skl. zu 40 Pfd. ist	10,240,000	Pfd.
Antigua	37,808	= = = = =	1,312,320	=
Montserat	10,000	= = = = =	400,000	=
Nevis	8,420	= = = = =	336,800	=
St. Christoph	20,435	= = = = =	817,400	=
Virg. Inseln	9,000	= = = = =	360,000	=
Barbados	62,115	= = = = =	2,484,600	=
Granada	23,926	= = = = =	957,040	=
St. Vinzent	11,853	= = = = =	474,120	=
Dominica	14,967	= = = = =	598,680	=
Bahama	2,241	= = = = =	89,640	=
Bermuda	4,919	Skl. zu 45 Pfd. ist	221,355	Pfd.

zusammen 461,684 Sklaven, deren Werth auf 18,401,955 Pfd. Sterling beträgt. Ueber die Wichtigkeit dieses Handels für England haben die Vertheidiger desselben dem Unterhause folgende Berechnung vorgelegt:

Die ganze Ausfuhr nach den Zuckerinseln hat im Jahre 1787 betragen	1,612,009	L. 5 S. 10 D.	
Die Ausfuhr nach Afrika in eben dem Jahre	679,617	= 6 = 0	
	2,291,626	= 11 = 10	

Unter dieser Summe betrug der Werth der ausgeführten Englisch. Manufakturwaaren 1,896,318 L. 14 S. 7 D.
und von diesen der Leinen- und Wollenwaaren 625,740 L. 1 S. 7 D.

Die ganze Einfuhr von den Zuckerinseln hat in eben dem Jahre betragen:	6,539,415 L.	2 S.	0 D.
Die Einfuhr von Afrika, die verkauften Neger einberechnet, betrug:	1,226,627 =	19 =	3 D.
zusammen	7,767,045 =	1 =	3 =
Die Einkünfte der Krone von den aus den Zuckerinseln eingeführte Waaren betrugen	1,417,522 L.	7 S.	8 D.

Uebrigens hielten die zu diesem Handel in dem gedachten Jahre gebrauchten Schiffe 388,300 Tons, und zu ihrer Bemannung wurden 20,000 Matrosen erfordert. Es ist zu bewundern, daß man in dergleichen Berechnungen die Zuckerinseln immer mit dem Negerhandel in Verbindung setzt, gleich als ob jene nicht ohne diesen bestehen könnten. Dieser Satz ist fast bis zur Gewisheit erwiesen, und eben so ausgemacht ist es, daß die angeblichen Vortheile des Negerhandels an sich eine unpartheiische Untersuchung nicht aushalten. Es ist ungegründet, wenn die Vertheidiger des Negerhandels behaupten, daß die Brittische Ausfuhr nach Afrika bis 2,500,000 Pfd. Sterl. steigt; sie war nie höher, als 800,000 Pfd.. Vor dem Jahre 1763 war sie viel geringer, und während des Amerikanischen Krieges fiel sie bis auf 239,000, ja bis auf 154,000 Pfd. Die Einkünfte der Regierung von diesen Waaren sind unbeträchtlich; fast alle Waaren, die zum Negerhandel gebraucht werden, zahlen bei der Ausfuhr entweder gar keinen Zoll, oder man erhebt auch von den wirklich verzollten einen sehr beträchtlichen Rückzoll.

Zu der schon oben, S. 622, angeführten Behand-

lung der Sklaven auf den Schiffen, will ich hier nun noch ins Besondere diejenigen anführen, die sie auf den Englischen Schiffen erdulden müssen. Auf den genannten Schiffen werden sie täglich mit Saubohnen oder gekochtem Reis gespeist. Die Saubohnen zu essen zwingt man sie, indem man ihnen eine Schaufel mit glühenden Kohlen an den Mund hält und ihnen dadurch die Lippen verbrennt; man gießt ihnen auch wohl, um Andere zu schrecken, glühendes Bley in den Hals. Bei gutem Wetter wird ein Theil täglich von acht Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags auf das Verdeck gebracht, zugleich aber an eine lange Kette festgemacht, daß sie nicht über Bord springen können. Zuweilen müssen sie auf dem Verdecke tanzen; die Widerspänstigen muntert man mit der Peitsche dazu auf. Bei Regen oder stürmischem Wetter werden die Luftlöcher der Sklavenbehältnisse verstopft, daß dann die Luft eben so pestilenzialisch, wie die Unreinigkeit ihres Auswurfs ist. Fieber und Blutflüsse raffen sie bei lange anhaltender schlechter Witterung haufenweise weg. Die Kranken haben kein anderes Lager, als den harten Schiffsboden; daher wird ihnen durch die Bewegung des Schiffes, besonders wenn sie an der Ruhr leiden, Haut und Fleisch von Schultern, Armen und Hüften gerieben. Sklavinnen fallen auf dem Schiffe oft aus Verzweiflung in die größte Raserei, werden aber dennoch in der Zwischenzeit, wenn ihre Zufälle weniger heftig sind, verkauft. Wenn die Sklaven so durch Krankheiten zugerichtet sind, oder sonst solche Gebrechen bekommen, daß sich in Westindien keine Abnehmer finden, so werden sie entweder lebendig über Bord geworfen, oder man läßt sie in dem Schiffsraume verhungern, und wirft sie dann über Bord, um das Scheußliche, sie lebendig über Bord zu werfen, zu verdecken. Dieses geschieht aus der Ursache, daß durch den geringen Preis kranker Sklaven

nicht der Mittelpreis aller übrigen vermindert werde, und der Kapitain seinen Antheil von der ganzen Verkaufssumme von sechs Schiffen verliert. Ein Kapitain kaufte eine größere Anzahl Sklaven ein, als das Schiff fassen konnte; sie mußten daher aufeinander liegen und die Hälfte derselben starb auf der Reise.

Die Szenen, die auf den Inseln bei dem Verkauf der Neger vorfallen, sind oft nicht weniger empörend. Bei dem Verkaufe, der Scramble genannt wird, stellt man eine Anzahl dieser Menschen in einen Platz zusammen, wo denn die Käufer, wie beim Pferdekauf, die genaueste Besichtigung mit ihnen anstellt, sich von ihnen allerlei Proben vormachen läßt, um sich die beste Waare zu wählen. Man hat Pflanzerinnen gesehen, die aller Scham uneingedenk, die man selbst bei den wildesten Völkern antrifft, die männlichen Sklaven überall befühlt haben, um sich die gesundesten herauszusuchen; hier mag der Vorhang fallen; denn wahrlich man weiß nicht, wen man für das würdigere Geschöpf halten soll, eine solche christliche Menschenkäuferin, oder den armen heidnischen Sklaven, der nur zitternd und angstvoll aus den Mienen seiner Gebieterin zu errathen sucht, welches Loos seiner harrt. Mis Williams beschreibt diesen ängstlichen Augenblick mit vieler Empfindung*).

Man hat auch gefunden, daß dieser Handel für das Leben der Europäischen Seeleute sehr verderblich ist. Nicht sowohl das Klima, als auch die schlechte Be-

---

*) When borne at length to western Lands,
Chains on the beach the Captive stands,
Where Man, dire Merchandice! is sold,
And barter'd life is paid for gold,
In mute affliction, see thim try
To read his new possessor's eye;
If one blest glance of mercy there,
One half form'd tear may check despair.

handlung, welche die Matrosen auf den Schiffen erdulden müssen, und dann die angesteckte Luft auf den Schiffen verursachen einen beträchtlichen Verlust. So starben im Jahre 1786 1125 Matrosen auf allen Sklavenschiffen. Im Jahre 1787 starben 631 von 3082 Matrosen, womit 88 Liverpooler Schiffe bemannt waren. Auch desertiren viele der schlechten Behandlung wegen; auch werden sie zum Theil, weil sie krank oder zum Dienste untauglich geworden sind, wieder ihren Willen an der Küste zurückgelassen. Auf diese Weise rechnet man den Verlust eines jeden Sklavenschiffes auf 15 Mann. Im Jahre 1786, wo der Handel überhaupt 5000 Matrosen beschäftigte, bestand der ganze Verlust in 1950 Menschen, das ist beinahe 40 Prozent; auf einem Grönlandsfahrer beträgt er nur 1 Prozent; auf einem Westindienfahrer $2\frac{1}{3}$ Prozent, und auf einem Ostindienfahrer 4 Prozent. Selbst auf den Schiffen, welche von eben derselben Küste Holz holen, und dort noch länger verweilen müssen, ist der Verlust geringer. Die Matrosen sind der abwechselnden Witterung und den Regengüssen weniger ausgesetzt, und werden nicht so schlecht gehalten. Auf den Sklavenschiffen werden sie mit äußerster Härte behandelt, und bekommen überdies sehr schlechte Kost. Das Trinkwasser wird ihnen auf eine böswillige Art vorenthalten. Oben im Maste wird ein Flintenlauf aufgehangen, wodurch sie das Wasser aus dem Fasse schlürfen müssen; also muß jeder, der trinken will, den Mast zweimal hinauf und herunter klettern, um den Lauf zu holen und wieder an seine Stelle zu bringen; es finden sich daher wenige Matrosen, die sich freiwillig zu den Sklavenschiffen begeben, man sucht sie daher mit List zu bekommen, welches auf folgende Weise geschieht. Man hat zu Liverpool und Bristol öffentliche Häuser, in welche die Matrosen einsprechen. Hier erhalten sie nun von den Wirthen, die mit den

Kapitains der Sklavenschiffe in Verbindung stehen, starken Credit, bis sie ganz verschuldet sind; in diesem Falle macht sich nun der Kapitain bemerkbar, verspricht ihnen goldene Berge, und unter andern dreimonatliche Vorausbezahlung, da andere Kapitains nur einen Monat vorschiessen. Wenn ihnen nun auch der Kapitain eines Sklavenschiffes monatlich 40 Schillinge giebt, da sie auf andern Schiffen nur 30 bis 35 Schillinge erhalten, so bekommen sie doch viel weniger, weil die Hälfte ihres Soldes in schlechtem Westindischen Gelde bezahlt wird. Um in Voraus jeden Anklagen vorzubeugen, muß jeder Matrose dem Kapitain schriftlich bescheinigen, daß er wegen übler Behandlung und anderer Beschwerden nur bei solchen Personen klagen will, die der Kapitain in der Schrift namentlich aufführt; oft verpflichten sich die Matrosen bei 50 Pfd. Strafe, gar keine Klage gegen den Kapitain anzustellen; die Kapitains erlauben sich daher oft Züchtigungen, die alle Vorstellungen übersteigen. So wurde ein Kapitain zu Bristol in eine Geldbusse verurtheilt, weil er den bloßen Rücken eines Matrosen mit einem heißgemachten Eisen hin und her bestrichen und versengt hatte; ein anderer lies in die Wunden eines heftig gegeisselten Matrosen geschmolzenes Pech träufeln ꝛc.

Uebrigens veranlaßt der Sklavenhandel mannigfaltige Prozesse zwischen den Sklavenhändlern und den Pflanzern. Die meisten Konkurs-Prozesse werden von Erstern angestellt; von 3000 Prozessen, die in einem Jahre bei den Gerichten in Jamaika schwebten, waren 2700 Schuldklagen wegen nicht bezahlter Sklaven. Die Brittische Afrikanische Compagnie, die im Jahre 1750 aufgehoben wurde, hat zweimal banquerot gemacht; in den sechs Jahren von 1772 bis 1778 waren bloß unter Liverpooler Sklavenhändlern Fallissements von 710,100 Pfd. Sterl. Nicht

durch den Sklavenhandel ist diese Stadt so empor gekommen, sondern durch die ungehinderte Aufnahme der Fremden, den einträglichen Salzhandel, den auswärtigen Vertrieb der Manchesterwaaren, und die so sehr gestiegene Bevölkerung von Lancaschire, welche Provinz ihre meisten Handelswaaren aus Liverpool nimmt. Auch hat diese Stadt es nicht empfunden, wie sich während des Nordamerikanischen Krieges der Sklavenhandel so sehr verminderte, daß die Zahl der dazu gebrauchten Schiffe von 100 bis auf 11 fiel. London und Bristol, die gewöhnlich vierzig Schiffe zu diesem Handel gebrauchen, fühlten es eben so wenig, als im Jahre 1778 aus ganz England nur 28 Schiffe damit beschäftiget waren. Schottland und Irland haben ihn nie getrieben und zwei Städte in England haben ihn schon in den 1780ger Jahren eingestellt. Man hat auch zu erweisen gesucht, daß am Ende weder die Englischen Kaufleute, noch die Pflanzer in den Kolonien bei diesem abscheulichen Handel gewinnen. Die Pflanzer würden sich besser dabei befinden, wenn sie ihre Pflanzungen bearbeiten könnten, ohne so oft neue Neger einzukaufen, worin immer ihre größte Ausgabe besteht.

Die schon oben, S. 646, angeführte Kolonie Sierra Leona in Afrika hat ihren guten Fortgang besonders dem Gouverneur Marwel, so wie seinem Vorfahrer Columbine zu danken. Die Regierung sandte Unterhändler ab, um mit den Eingebornen des Scherbroflusses zu unterhandeln und sie zu vermögen, mit den Engländern zur Abschaffung des Sklavenhandels beizutragen. Einer dieser Unterhändler war selbst ein an dem Ufer dieses Flusses geborner Schwarzer. Er wurde in seinem zwölften Jahre als Sklave nach Nordamerika geführt; erhielt aber seine Freiheit, da er zur Zeit des Amerikanischen Krieges zu der Englischen Armee überging. Er wohnte einige Zeit in

Neu-Schottland, wo er lesen und schreiben lernte, und ging dann nach Sierra Leona. Die Unterhandlungen waren ziemlich befriedigend; indessen besteht der Handel mit Sklaven, besonders der Schleichhandel von andern Nationen immer noch fort, und auch selbst die Engländer treiben ihn noch unter der Hand, wie erst neuerlich ein Fall bewiesen, wo ein Kapitain dieserhalb bestraft ward, weil der Gewinn durch das Verbot bedeutender geworden ist. Wenn die Verachtung des Sklavenhandels wirklich bewirkt werden könnte, so würde die östliche Küste von Afrika einen Impuls erhalten, der sich nach und nach dem Innern dieses Continents mittheilen würde. Die mit der östlichen Küste von Afrika und mit Abyssinien angeknüpften Verbindungen, sollen die Mittel zur Verbreitung der Kultur und Civilisation vermehren. Die von der Goldküste erhaltenen Nachrichten beweisen, daß die Beamten der Afrikanischen Gesellschaft Befehl erhalten haben, ihre Aufmerksamkeit auf den Ackerbau zu wenden; leider hat aber die Erneuerung des Sklavenhandels durch die Portugiesen die Negerfürsten dieser Gegend in große Kriege verwickelt. Ein Beweis von den Fähigkeiten der Afrikaner hat ein Amerikanischer Schwarzer, der Kapitain Paul Caffee gegeben, welcher in seinem eigenen Schiffe, the Traveller, das er selbst führte und dessen Besatzung fast ohne Ausnahme aus Schwarzen bestand, in London angekommen ist. Dieser Kapitain hatte von dem, was für seine Brüder durch die Compagnie von Sierra Leona und durch das Afrikanische Institut gethan wurde, Nachricht erhalten, und wollte wissen, ob er nicht zur Beförderung dieser wohlthätigen Anstalten etwas beitragen könnte. In dieser Absicht hielt er es für nützlich das Etablissement zu Sierra Leona zu besuchen, die Einwohner kennen zu lernen, und mit den Freunden der Afrikaner, welche diese

Kolonie bewohnen, in Verbindung zu kommen. Man verschaffte ihm eine Lizenz, nach welcher er in Amerika eine Ladung für Sierra Leona einnehmen, und von diesem Orte eine nach England zurückbringen durfte. Er kam im July 1811 zu Liverpool an und begab sich bald nachher nach London, wo die Directoren, welche ihn sahen, durch seine Einsicht, durch seine richtigen Beobachtungen, so wie durch seine Geisteserhabenheit entzückt wurden. Er wurde dann zu einer Versammlung des Commité des Afrikanischen Instituts gerufen, bei welcher auch der Beschützer derselben, Herzog von Gloucester, zugegen war. Seine Geistesfähigkeiten und seine Herzensgüte machten auf alle, welche dieser Versammlung beiwohnten, den günstigsten Eindruck. Er stattete von allem, was er in Afrika gesehen, Bericht ab, und theilte selbst den Directoren mehrere Bemerkungen mit, welche von wichtigen Folgen waren. Uebrigens hat sich der Kapitain Caffee bloß durch seinen Fleiß und seine Thätigkeit aus der Dürftigkeit emporgehoben. Auch die Gesellschaft der Missionen in Afrika und vom Oriente wirkt vortheilhaft auf die Bildung der Afrikaner. Sie ist nun schon eine Reihe von Jahren beschäftiget, die Eingebornen von Sierra Leona zu bekehren; sechs Missionaire daselbst viele arbeiten zu Rio Pongas, und haben viele eingeborne Kinder, größtentheils Söhne von Chefs, unter ihrer Leitung.

Was nun die Christensklaven bei den Mohamedanern anbetrifft, besonders in der Berberey, so werden diese größtentheils von den Korsaren oder Seeräubern geraubt. Dieses Raubsystem fing mit dem 16ten Jahrhunderte an oder hatte zu Anfange des 16ten Jahrhunderts sein Beginnen. Die Stifter desselben waren zwei Söhne eines Töpfers auf der Insel Lesbos Horuk und Schereddin oder Hayradin genannt, mit dem Beinamen Barbarossa, weil

der Aelteste dieser Brüder, Horuk, einen rothen Bart hatte. Sie verließen das Handwerk ihres Vaters, begaben sich auf die See und gesellten sich zu einer Bande Seeräuber. Hier thaten sie sich durch Kühnheit uud Betriebsamkeit so sehr hervor, daß sie Meister einer kleinen Brigantine wurden, und da ihnen das Glück im Laufe ihres Raubhandwerkes immer mehr lächelte, so befanden sie sich bald an der Spitze einer Flotte von zwölf Galeeren und vielen andern kleinen Schiffen, welche besonders Horuk, als Admiral befehligte; sein Bruder Schereddin befehligte unter ihm. Sie nannten sich Freunde der See und Feinde aller derer, die darauf segeln, und ihr Name ward bald von der Strasse der Dardanellen an, bis an die Straße von Gibraltar fürchterlich. Mit ihrem Rufe und ihrer Macht vergrößerten sich auch ihre ehrgeitzigen Absichten, und unterdessen, daß sie als Korsaren handelten, nahmen sie die Ideen der Eroberer an und erlangten deren Gaben. Die Reisen, die sie an den Küsten von Spanien und Italien machten, brachten sie oft nach den Häfen der Berberey, in welchen man sie sehr gern sah; denn sie bereicherten die Bewohner durch den Verkauf ihres Raubes und durch die große Verschwendung der Schiffsleute. Die bequeme Lage dieser Häfen, die den damals größten Handelsstaaten der Christenheit so nahe waren, erregten bei den Brüdern den Wunsch daselbst eine Niederlassung zu haben, welcher Wunsch auch bald in Erfüllung ging, indem Eutemi, König von Algier, den Barbarossa um Hülfe gegen die Spanier ersuchte, die in der Nähe seiner Hauptstadt eine Festung erbauet hatten. Horuk nahm diese Einladung an, ließ seinen Bruder Schereddin auf der Flotte, und begab sich an der Spitze von 5000 Mann nach Algier, wo er als ein Befreier aufgenommen ward; allein statt dieser angenommenen Einladung in der Hülfe-

leistung auch auszuführen, ließ er den König heimlich umbringen, und sich an dessen Stelle zum Könige ausrufen, wobei ihn seine geübten alten Soldaten unterstützten, wogegen die leicht bewaffneten Truppen der Algierer nichts machen konnten. Er suchte sich durch verschiedene Künste, die dem Geiste des Volkes angemessen waren, festzustellen, war freigebig gegen diejenigen, die seinem Unternehmen günstig waren, dagegen zeigte er eine grenzenlose Grausamkeit gegen alle, die ihm nicht wohlzuwollen schienen. Er dehnte nach diesem ersten glücklichen Streich seine Macht noch weiter auf der Küste aus, und wurde nach einem unglücklichen Gefechte mit den Spaniern auf der Flucht eingeholt und getödtet. Sein Bruder Schereddin, gleichfalls unter dem Namen Barbarossa bekannt, trat an seine Stelle als König von Algier, mit eben dem Ehrgeitze, eben der Fähigkeit, aber mit besserem Glücke. Er unterwarf, um sicher zu gehen, seine Besitzungen dem Schutze des Großherrn, von dem er eine solche Zahl Türkischer Soldaten erhielt, als zu seiner häuslichen Sicherheit gegen seine Unterthanen, und gegen äussere Feinde hinreichend war; und da der Ruf seiner Unternehmungen mit jedem Tage wuchs, so bot ihm der Sultan Solyman die Befehlshaberwürde über seine Flotte an, als die einzige Person, die durch Muth und Erfahrung dem Andreas Doria, dem größten Seeofficiere seiner Zeit, entgegen gestellt werden konnte. Barbarossa begab sich nach Konstantinopel und gewann durch seine Gewandheit in den Künsten der Schmeichelei und der Vermessenheit eines Seeräubers das volle Vertrauen des Sultans und seines Veziers. Er legte ihm den Entwurf, sich von Tunis, des zu damaliger Zeit blühendsten Königreiches, Meister zu machen, vor; der Plan wurde genehmiget und durch List und Gewalt glücklich ausgeführt, nachdem er noch auf

, seinem Zuge von Konstantinopel nach Afrika mit einer Flotte von 250 Schiffen die Küsten Italiens verwüstet hatte. Diese Verwüstungen, die er nach seiner Eroberung von Tunis mit größerer Grausamkeit gegen Spanien und Italien fortsetzte, zogen ihm einen Krieg mit Kaiser Karl dem Fünften zu, der mit einer Flotte, aus beinahe 500 Schiffen bestehend, und über 30,000 Mann regulären Truppen am Bord habend, im Jahre 1535 von Cagliari absegelte und nach einer glücklichen Fahrt im Gesicht von Tunis die Anker warf. Dieser Krieg endete mit der Eroberung von Tunis, der Wegnahme der Flotte von Schereddin, die aus 87 Galeeren und Galioten bestand, und 300 meistens kupfernen Kanonen, und der Errettung von 10,000 Christensklaven, unter denen verschiedene Personen von Stande waren. Diese Sklaven sollten auf den Vorschlag des Barbarossa, ehe er eine Schlacht mit dem Kaiser wagen wollte, alle niedergesäbelt werden; allein seine vornehmsten Kriegsbedienten, obgleich sie ihm ihren Beifall, eine Schlacht zu wagen, gaben, und so sehr sie durch ihr räuberisches Handwerk gegen Auftritte des Blutvergiessens und der Grausamkeit abgehärtet worden, nahmen hier doch Anstand einzustimmen, und so willigte Barbarossa, mehr aus Furcht sie aufzubringen, als aus Menschlichkeit darein, das Leben der Sklaven zu schonen. Wie er aber vorhergesehen hatte, die Sklaven, durch ihre unglückliche Lage, in die Citadelle eingesperrt, zur Verzweiflung gebracht, hatten, nachdem seine Armee eine kleine Strecke von der Stadt entfernt war, ihre Fesseln zerbrochen, ihr Gefängniß geöffnet, die Türkische Besatzung überwältiget und das Geschütz des Forts gegen ihren vorigen Herren gekehrt, wodurch dem Kaiser der Sieg erleichtert ward. Dieser setzte den vertriebenen Muley Hassem wieder auf den Thron, und schloß mit demselben einen Tractat auf

folgende Bedingungen: daß dieser sein Königreich Tunis von der Krone Spaniens zu Lehn tragen und dem Kaiser als seinem Lehnsherren huldigen sollte; daß alle Christensklaven, die gegenwärtig in jenen Besitzungen seien, sie möchten seyn von welcher Nation sie wollten, ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt werden sollten; daß kein Kaiserlicher Unterthan künftig in Knechtschaft gehalten; daß keinem Türkischen Korsaren in die Häfen seines Reiches zu kommen erlaubt seyn; daß ein freier Handel, nebst der öffentlichen Uebung der christlichen Religion allen Unterthanen des Kaisers verstattet werden; daß der Kaiser nicht nur Goletta behalten, sondern daß auch alle Andere befestigten Seehäfen in dem Königreiche ihm übergeben werden sollten; daß Muley Hassem jährlich 12,000 Kronen zum Unterhalte der Spanischen Besatzung in Goletta bezahlen, daß er mit keinem Feinde des Kaisers in ein Bündniß treten, und ihm jährlich zur Anerkennung seines Lehnstragens sechs maurische Pferde und eben so viele Falken schicken sollte. Nachdem er auf diese Weise die Angelegenheiten in Afrika in Richtigkeit gebracht, die Vermessenheit der Seeräuber gezüchtiget, den Schiffen seiner Unterthanen ein sicheren Zufluchtsort versichert, und seiner eigenen Flotte an der Küste, von welcher her er am meisten von Seeräubern beunruhiget worden, einen bequemen Standort verschafft hatte, so schiffte er sich wieder nach Europa ein, da die ungünstige Witterung und die Krankheiten unter seinen Truppen ihm nicht verstatteten den Barbarossa zu verfolgen. Dieser fing daher bald wieder an sein altes Handwerk zu treiben, und erschien im Jahre 1543 mit einer Flotte von 110 Galeeren an der Küste von Italien und landete auf Reggio, welches er ausplünderte und verbrannte. Während der Zeit, daß Barbarossa als Kapitain Baschа die Türkische Flotte befehligte, war der Oberbefehl über

Algier einem abtrünnigen Verschnittenen, dem Hassem-Aga, anvertrauet worden, der in dem Dienste Barbarossas alle Stufen durchgegangen, und dadurch eine große Kriegserfahrenheit erlangt hatte, die ihm zu deiser Tapferkeit erfordernden Bedienung sehr geschickt machte; er übertraf selbst seinen Lehrer an Kühnheit und Grausamkeit in seinen Raubzügen gegen die christlichen Staaten. Da nun Algier, nach der Eroberung von Tunis, der allgemeine Zufluchtsort aller Freibeuter oder Seeräuber geworden, und da diese von dort aus ihre Streifzüge nach den Küsten Spaniens und Italiens unternahmen, bei ihren Landungen sich tief in das Land hinein wagten und ganze Dorfschaften mit sich in die Sklaverey führten, so unternahm Karl der Fünfte im October des Jahres 1541 einen zweiten Kriegszug nach Afrika, um Algier, das eigentliche Raubnest, zu erobern und zu zerstören; allein dieses Unternehmen mißlang sowohl zu Wasser, als zu Lande, wie es ihm der erfahrene Seeheld Andreas Doria vorher gesagt hatte; denn es war zu spät in der Jahreszeit. Die Herbstwinde machten jede Annährung der Algierischen Küsten gefährlich; auch vereitelte ein heftiger Sturm alle seine Versuche; die Spanier mußten sich, troß eines erfochtenen Sieges, mit Verlust ihres Kriegsgeräths wieder einschiffen, und nur mit großen Schwierigkeiten konnte er mit den elend zugerichteten Ueberbleibseln seiner Flotte und Armee davon kommen. Dieses war der Ursprung der seeräuberischen Staaten in der Berberey, die so viele Christen zu Sklaven gemacht und sie unter der Peitsche ans Joch gekettet haben. Ein anderer kühner Seeräuber, Namens Dragut, eroberte Tripolis im Jahre 1551; auch Tunis wurden 1569 genommen, und wenn gleich Don Juan von Austria, Feldherr Philipps des Zweiten von Spanien, sie den Türken im Jahre 1572 wieder entriß, so wurde sie von diesen doch wie-

der zwei Jahre darauf genommen, und die Spanier aus ihren Afrikanischen Besitzungen bis auf Oran und Mazalquivir verdrängt. Was das Schicksal dieser Raubstaaten in der neuesten Zeit betrifft, bis auf die Eroberung Algiers von den Franzosen, so sehe man darüber den Art. Seeräuber, Th. 151, S. 713 u. f. nach.

Was nun die Sklaven selbst betrifft, die sich in den Händen der Mohamedaner befinden, so kann man sich das Loos von vielen derselben leicht vorstellen, wenn man den Haß annimmt, womit die Anhänger Mohamets, besonders aber die Türken, von jeher die Christen verfolgten, und wenn es auch Ausnahmen von der Regel gab und giebt, wo die Türken gegen die Christen Mitleiden und Erbarmen zeigten und ausübten, so waren und sind dieses nur einzelne Fälle, die sich im Ganzen verlieren, wie ein Tropfen Wasser im Ocean; ihr Loos verwandelt sich nur dann, wenn sie den Mohamedanischen Glauben, den Islam annehmen; sie können dann zu den höchsten Ehrenstellen gelangen; so lange aber dieses nicht der Fall ist, so gebraucht man sie in der Türkey zu den niedrigsten Arbeiten, wobei sie nach den Launen und der Gemüthsart ihrer Gebieter oft der gröbsten und größten Mißhandlungen ausgesetzt sind. Bei den Arabern, Mauren ꝛc. in den Barbaresken-Staaten ist ihr Loos zum Theil weit erträglicher, als bei den Türken, ja mitunter sogar glücklich zu nennen. Wenn ein Korsar Beute gemacht hat, so werden die Christen von den eroberten oder erbeuteten Schiffen auf sein Schiff gebracht, und Ersteres, wenn es gut ist, wird mit einem Unterofficier und einigen Mauren besetzt, und so nach Algier geführt; ist es aber nicht viel werth, so wird es in den Grund gebohrt, nachdem er Alles, was ihm anständig ist, daraus weggenommen hat. Hat der Korsar vor Algier Anker geworfen, so führt er sogleich die Sklaven nach dem Königlichen Pallaste, wo sich

der Französische und Englische Konsul einfinden und in Gegenwart des Deys diejenigen, welche etwa von ihrer Nation sind, fragen, ob sie etwa in Diensten stehen oder bloße Reisenden sind. Die Letzteren werden dem Konsul, zu dessen Nation sie gehören, gleich ausgeliefert, die Ersten aber mit zu Sklaven gemacht. Der Dey läßt sie nachher in eine Reihe stellen und sucht sich den achten Mann aus, der allemal der geschickteste oder stärkste ist. Er nahm oft den Kapitain, die Oberofficiere, die Schiffsleute und ins Besondere die Zimmerleute, welche er ins Sklavenhaus des Staates schickte; die übrigen werden denjenigen überlassen, die sie erbeutet haben.

Der Staat hat nicht allein bei dem Verkauf und Wiederverkauf der Sklaven einen großen Gewinn, sondern auch dabei, daß kein Sklave wieder eingelöset werden kann, von dessen Lösegeld nicht zehn Prozent abgegeben werden, andere Abgaben, welche man das Abzugsrecht nennt, nicht zu gedenken. Wenn der Dey den achten Mann von den neuen Sklaven erhalten hat, so werden die andern nach dem Batistan oder Sklavenmarkt geführt, wo der erste Verkauf geschieht. Die Deleals oder Verkäufer führen sie den Markt auf und nieder, einen neben dem andern, und rufen mit lauter Stimme die Beschaffenheit oder das Handwerk eines jeden Sklaven aus, und was darauf geboten ist. Käufer von allen Nationen können dahin gehen und ihr Gebot thun, und der Meistbietende erhält den Sklaven. Ein Schreiber der Regierung ist dabei zugegen und führt das Protokoll. Hierauf wird ein zweiter Verkauf im Königlichen Hause in Gegenwart des Deys vorgenommen; alle Käufer sind verpflichtet dahin zu kommen, und wer ihn hier meistbietend kauft, erhält ihn erst zu seiner freien Disposition. Der Preis des ersten Verkaufs im Batistan gehört den Freibeutern und dem Schiffsvolk; was beim zwei-

ten Verkauf zugelegt wird, kommt der Regierung zu gut, und dieses ist gemeiniglich noch einmal soviel, weil die Käufer beim ersten Verkaufe nicht hoch bieten. Was beim zweiten Verkaufe geboten wird, muß gleich baar bezahlt werden, Die Sklaven werden in drei Ordnungen eingetheilt, als in die Sklaven des Beylik oder des Staats, der Galeeren und der Privatpersonen. Die ersten tragen um die Beine einen eisernen Ring und werden in die Bagnes oder Beylik vertheilt und zu verschiedenen Diensten gebraucht. Sie empfangen täglich drei kleine Brode, einen Strohsack oder eine kleine Matratze und eine rauhe Decke zum Bedecken oder darunter zu liegen. Die Bagnes sind weniger besser, als stinkende Gefängnisse. Hier werden sie des Nachts eingeschlossen. In jedem derselben haben diese Unglücklichen eine Kapelle für die freie Ausübung ihrer Religion. In diesem Bagnes müssen sie sich alle zu einer gewissen Stunde des Abends einfinden, und am folgenden Tage werden sie wieder herausgelassen, um an ihre Arbeit zu gehen. — Die Galeerensklaven gehören den Eigenthümern der Galeeren zu und werden in drei Bagnes vertheilt, wo das Schiffsvolk von den drei Galeeren sich aufhält. Sie hatten keinen gewissen Unterhalt, sondern mußten sogar noch monatlich ihren Vorgesetzten etwas abgeben, die ihnen denn auch vergönnten ihr Brod zu verdienen, es sei in Schenkhäusern oder auf dem Meere, oder durch Handarbeit bei Andern; oder sie gebrauchten sie in ihren eigenen Gärten und Aeckern, wofür sie ihnen den nöthigen Unterhalt gaben. Dieses geschieht aber nur, wenn die Galeeren nicht auf dem Meere waren, wiewohl diese selten und auch nur im Sommer auslaufen, und auch nicht alle drei zugleich. Diese drei Galeeren gehörten einem einzigen Herren, und Viele, die mit daran Theil hatten, gaben etwas Gewisses zu ihrer und der Sklaven

Erhaltung; dessenungeachtet richtete der Staat alles nach Gutdünken mit diesen Fahrzeugen ein. Die Anzahl der dazu bestimmten Sklaven brachtem dem Eigenthümer und denen, die mit daran Antheil hatten, vieles ein, sowohl durch's Lösegeld, als auch durch das, was sie monatlich abgaben, um die Freiheit zu haben ihre Geschäfte zu treiben. Als die Galeeren unbrauchbar wurden, hat man keine neuen wieder gebauet. Einige dieser Sklaven haben Wirthshäuser, wo jeder ohne Unterschied Essen und Trinken für die Bezahlung haben kann, und sie dürfen selbst die Türkischen Soldaten mit Gewalt und Schlägen zur Bezahlung zwingen. Diese Gastwirthe verdienen sehr viel auf den ungerechtesten Wegen, und können oft in einem Jahre das Geld zu ihrer Freiheit oder um sich ihre Freiheit zu erkaufen, ja noch etwas darüber gewinnen; wenn sie aber das Schuldige ihrem Herren bezahlen und noch etwas an den Wach-Bachy, so können sie ganz nach ihrem Gefallen leben, ohne von Jemanden dieserhalb zur Rede gesetzt zu werden. Was die Behandlung der Sklaven auf den Galeeren anbetrifft, s. unter Galeere, Th. 15, S. 663 u. f. — Die Sklaven der Privatpersonen sind wieder von zwey Klassen. Einige sind bloß zum Dienste der Käufer, als in ihren Häusern, Gärten, Meierhöfen oder Kramladen zu arbeiten, und diese sind glücklich oder unglücklich, nachdem ihr Herr oder sie selbst gesinnt sind. Viele von ihnen haben manchmal in den Häusern, wo sie hin verkauft worden, soviel, als ihr Herr zu sagen; sie schlafen in eben der Kammer, essen mit ihm, und werden öfters wie seine eigenen Kinder gehalten; hier arten sie aber zuweilen aus, besonders wenn es Leute von gewöhnlichem Schlage sind, z. B. Matrosen, werden halsstarrig und glauben ihrem Herrn alles bieten zu können, wodurch sie sich dann mancher üblen Behandlung aussetzen. Die von der andern Klasse sind die bemit-

leidungswürdigsten; es sind gemeiniglich diejenigen, von denen man ein groſses Lösegeld zu erhalten hofft. Sie werden von den Tagarins, einem aus Spanien vertriebenen Mauriſchen Volke, welches bloß mit Sklaven handelt, gekauft und müſſen arbeiten, ohne das Geringſte dafür zu bekommen, und werden durch allerhand harte Begegnungen gezwungen ſich theuer von ihnen loszukaufen. Gewöhnlich fallen dieſen Barbaren Leute von Stand und Vermögen in die Hände, die denn dieſe Härte zu empfinden haben, weil man weiß, daß ſie, um der üblen Behandlung zu entgehen, alles daran ſetzen, um aus ihrer Lage herauszukommen. Ein jeder, der Sklaven hat, hat auch die Freiheit ſie aufs Meer zu ſenden, und erhält den Theil von der Beute, den ſie gewinnen.

Die Loskaufung der Sklaven geſchieht auf dreierlei Weiſe: erſtlich durch chriſtliche Fürſten, zweitens durch chriſtliche milde Beiſteuer, und endlich durch chriſtliche Privatperſonen. In dieſen drei Fällen zahlt man gleich Abzugsgelder. Die öffentliche Loskaufung von Spanien geſchieht durch die ehrwürdigen Väter der Erlöſung. Dieſe müſſen mit einem Geleitsbriefe vom Dey verſehen ſeyn, und ihm bei ihrer Ankunft beträchtliche Geſchenke an Juwelen, Diamanten oder Geld machen. Der Dey läßt auch durch einen Aga-Bachy alles, was ſie an Geld und Waaren mitbringen, in Empfang nehmen, wenn er das Abzugsgeld in ſtarken Prozenten noch auſſer dem gleich abzieht. Nachher läßt ihnen der Dey zur Erleichterung ihrer Geſchäfte ein Haus miethen und giebt ihnen einen Dollmetſcher. Dieſe ehrwürdigen Väter von der Erlöſung ſind beſtändig gezwungen erſt einige Sklaven, deren Anzahl der Dey nach dem mitgebrachten Löſegeld beſtimmt, loszukaufen, wobei es nicht auf ihre freie Wahl ankommt. Hierauf kaufen ſie mit Beiſtand des Dollmetſchers diejenigen, die ſie auf

ihrer Liste haben und müssen darüber mit ihrem Herrn wegen des Preises handeln. Die Auslösung geschieht nur in ihren Häusern. Wenn diese ehrwürdigen Väter alle Römisch-katholischen Sklaven eingelöset haben und sie behalten noch Geld übrig, so müssen sie dafür auch die andern Christensklaven einlösen, wenn sie gleich nicht von ihrer Kirche sind. Wenn Alles in Richtigkeit gebracht worden, so wird ein Tag bestimmt, an welchem alle losgekauften Sklaven, nachdem vorher jeder von ihnen eine Kappe oder Borus empfangen, sich ins Spanische Hospital begeben, worin eine große Messe gesungen wird, nach deren Endigung, sie ins Königliche Haus geführt werden. Hier nehmen die ehrwürdigen Väter vom Dey Abschied und begleiten die losgekauften Sklaven alle zusammen bis zum Hafen, um sie sofort einzuschiffen. Alle Losgekauften gehen Paar bei Paar durch die Stadt nach dem Schiffe, welches gleich unter Segel geht. Der Dey läßt alle Vorsicht gebrauchen, daß sich unter sie kein anderer Sklave mischt. — Mit den Sklaven, die auf besonderen Befehl losgekauft werden, geht es auf eben diese Art an; allein da diejenigen, welchen ihre Loskaufung aufgetragen wird, Zeit und Gelegenheit dazu in Acht nehmen, so erhalten sie solche gemeiniglich um einen geringeren Preis, als jene Väter der Erlösung. Sobald die Loskaufung in Richtigkeit gebracht worden, und die gewöhnlichen Abzugsgelder gegeben worden sind, läßt der Reis von der Seemacht die losgekauften Sklaven einschiffen, auf welchem Schiffe es ihm gefällt, und absegeln, nachdem vorher ihre Namen auf den Reisepaß aufgezeichnet worden, doch darf keiner derselben noch das Geringste in Algier schuldig seyn. — In Tunis und Tripolis wird es mit den Sklaven fast eben so gehalten, wie zu Algier, auch hier kam in der mehr oder minder grausamen Behandlung ihr Ansehen oder Vermögen mit im Spiele;

denn gerade diejenigen, von denen man sich das meiste Lösegeld versprach, wurden auch am schlimmsten behandelt, weil man, wie schon oben angeführt worden, darauf rechnete, daß sie, dieser Behandlung wegen, sich auch eher durch Geld befreien würden. Man that also Alles, um sie zu reizen, die Mittel zu ihrer Lösung anzuschaffen. Es war eine Politik der drei Raubstaaten immer einen kleinen Krieg mit den christlichen Mächten zu unterhalten, weil der Krieg den Korsaren mehr Gelegenheit giebt, beträchtlichere Beute zu machen, wovon der Staat sehr viel Nutzen hat, sowohl in Ansehung der Kaufmannsgüter und Anwuchs der Schiffe oder der Kapermarine, als auch in Ansehung der Sklaven. Der Gewinnst, welchen jeder eingeschiffte Sklave bringt, treibt alle Anderen an, sich auch einschiffen zu lassen, wodurch die Raubschiffe sehr verstärkt werden, so daß sie im Stande sind die größten und stärksten Schiffe wegzunehmen. Eine andere Ursache war, daß die drei Raubstaaten vermöge ihrer Grundsätze allemal durch eben diese Unglücksfälle viel gewinnen, wodurch die andern Staaten viel verlieren. Denn einer von ihren Hauptgrundsätzen über den sie jederzeit genau hielten, ist der, daß der Staat niemals etwas von seiner Macht verlieren darf, daher sind die Herren eines verunglückten Kaperschiffes verpflichtet, ein anderes von gleicher Beschaffenheit wieder bauen zu lassen. Fällt ein Türke oder Maurer in die Sklaverey, so betrachtet ihn der Staat als todt und bemächtiget sich sogleich, wenn er keine Kinder oder Brüder hat, seiner sämmtlichen Güter und verkauft sie zu seinem Vortheile. Auch in Ansehung des Solds gewann der Staat, weil diejenigen, die in die erledigten Plätze wieder eintraten, für einen geringen Sold dienen mußten. — In den Reichen Fez und Marokko soll der Zustand der Sklaven in früheren Zeiten weit härter gewesen seyn, als in neuerer Zeit;

auch ist er wohl etwas übertrieben hart geschildert worden; man hat auch wohl die Algierische Sklaverey, die ungleich härter ist, mit der Marokkaschen vermischt. In Marokko gehören alle Sklaven dem Könige, der nicht duldet, daß ihnen Jemand Unrecht thut. Wenn ein Europäisches Schiff von einem Kaper genommen wird, so wird die christliche Mannschaft auf das Maurische Fahrzeug übergebracht und geplündert, doch behalten sie jederzeit etwas auf dem Leibe, um sich zu bedecken. Dieses ist der schrecklichste Augenblick, wo sie auf einmal ihre Freiheit und Alles, was sie bei sich haben, verlieren und in Ungewißheit wegen ihres fernern Schicksals schweben, dabei erhalten sie schlechten Unterhalt und schlechtes Lager am Bord. Der zweite nicht minder angenehme Auftritt ist, wenn sie gleichsam im Triumph von einem barbarischen Pöbel begleitet unter dem Freudengeschrei der Weiber eingebracht werden, und nach Hofe reisen müssen, wo sie dem Könige vorgestellt werden. Wenn dieses geschehen, werden sie in der Judenstadt einquartirt und bekommen täglich eine Blankille oder 4 Dänische Schillinge, wovon sie recht gut leben können, besonders wenn mehrere sich zu einer Haushaltung vereinigen. Ihre Arbeit ist nach Beschaffenheit der Umstände eingerichtet. Von der Arbeit läßt man auch die Kapitains, Chirurgen, Reisende und Frauenzimmer, nebst denjenigen, die entweder ihre Männer sind, oder dafür ausgegeben werden, frei bleiben. Diejenigen, die auf ihre Blankille Verzicht thun, oder sie an den Kaid geben, der die Christen commandirt, können frei von der Arbeit werden, und zu Hause thun, was sie wollen, gemeiniglich bereiten sie Wein und Branntwein, den sie an Christen und Juden, auch heimlich an Mauren verkaufen, wodurch ein Sklave in wenigen Jahren einige tausend Dukaten verdienen kann. Auf diese Weise leben die meisten besser, als

in ihrem eigenen Vaterlande und in der Freiheit. Die Sklaven, die unter den Marokkanischen Regierungen über zu harte Strafen klagen, haben Unrecht; sie werden oft nicht nach Verdienst, und ungleich gelinder, als Mauren und Juden bei gleichen Vergehungen bestraft. Die allgemeinste Strafe für mäßige Vergehungen ist neue Mauern aufzuführen und die alten niederzureissen, und das Gefährlichste besteht jetzt darin, daß Eltern zuweilen ihre kleinen Kinder, besonders Töchter, verlieren, welche die Mauren aus Religionseifer mohamedanisch erziehen lassen. Der Regent hat gemeiniglich einen Favoritsklaven, den er zu wichtigen Dingen gebraucht, als zur Unterhandlung mit Gesandten, Konsuls, Kaufleuten, Mauren und Juden, weil er glaubt, daß er dazu Klugheit und Treue vor seinen eigenen Leuten besitzt. Ein solcher war der Admiral Kaas ein Paar Jahre lang während seiner Sklaverey; ihm wurden die wichtigsten Dinge anvertraut. Die Sklaven haben einen Kaid über sich, welcher gewöhnlich ein Seekapitain ist, der sie auf seine eigene Hand mit Prügeln bestrafen kann, und dem Sultan wegen ihrer Aufführung Rechenschaft geben muß. Die Anzahl der Sklaven, so wie ihr Lösegeld, ist verschieden, und Letzteres nicht sehr hoch. In Salee werden die Sklaven eben so behandelt, nur gehören sie in dieser Marokkanischen Stadt nicht dem Regenten, sondern Privatpersonen, und es kommt in Ansehung der Behandlung derselben viel auf die gute Gesinnung ihrer Herren an. Sie werden zu Salee in die Maramuren oder Stadtgefängnisse zusammen eingesperrt bis sie vertheilt werden, und von Mohren die ganze Nacht sehr genau bewacht. Bei ihrem Verkaufe sind sie vielerlei Muthwillen und Mißhandlungen der Barbaren ausgesetzt. — Diejenigen Christen, die in Marokko zur Mohamedanischen Religion, zum Islam übergehen, die Rene-

gaten, werden eben nicht sehr geachtet, sie werden Aelsgh genannt, dagegen die Juden, welche übertreten, Aselami. Diese Renegaten sind theils Freiwillige, welches meistens Ueberläufer aus Sebta sind, oder auch Sklaven, die dadurch ihre Umstände verbessern wollen, theils sind es Gezwungene, welches aber unter dem Könige oder Sultan Mulei Abd Allah, welcher sagt, daß derjenige, welcher seinem Gott nicht getreu ist, auch seinem Könige nicht getreu seyn könne, weit seltener geschah, als unter den vorhergehenden Regierungen. Die meisten Renegaten sind Spanier, dann Franzosen, hierauf folgen die Italiener, Portugiesen, Deutsche, Schweizer und Engländer; von Dänen soll es keine geben. Es wird bloß zur Annehmung des Glaubens erfordert, daß sie sagen: La Illah ela Allah Mohamed Rasul Allah, wenn sie auch übrigens nichts weiter von der Religion wissen. Hierauf wird der Renegat in Mauriſchen Kleidern zu Pferde mit Musik und einem großen Gefolge durch die Gassen geführt; er giebt sich einen andern Namen, und sucht sich einen Vater aus, der ihn allemal in Vertheidigung nimmt. An dem folgenden Tage wird er beschnitten. Renegaten dürfen sich hier nur mit Negerinnen oder höchstens mit den Töchtern der Renegaten verheirathen, und werden kaum im dritten, vierten Gliede für Mauren angesehen. Sie haben einen Renegat-Kaide über sich, der mit Gefängniß und Prügeln strafen kann, die sie auch öfters verdienen, weil sie ein Abschaum des menschlichen Geschlechtes, ohne Religion, ohne Treue und Glauben ꝛc., und bei Mauren und Christen verächtlich sind. Sie können es nicht höher, als bis zum Reis oder Kaperkapitain bringen, wobei sie stets von einem eingebornen Maurer beobachtet werden, und sind Sklaven, die nie die Erlaubniß bekommen, aus dem Lande zu reisen. Sie treiben verschiedene Gewerbe, besonders den

Schiffbau. Wenn die Kaper eine Prise gemacht haben, so nimmt der Sultan, welcher die Schiffe bauen läßt, erstlich den 5ten Theil zu sich, womit er nach seinem Gefallen schaltet, obgleich gegen den Koran; hierauf nimmt er noch einen halben Theil, und alle Sklaven, wogegen er zum Belauf des halben Theils für die Kaper 50 Piaster für jeden Sklaven ausbezahlt; diese übrige halbe Prise wird unter die Mannschaft vertheilt. Der Kaperkapitain nimmt die Kleider und Sachen des christlichen Kapitains am Bord, die Waaren ausgenommen, und die Andern plündern die Mannschaft, so gut, als sie nur können. Die Bestrafung der Sklaven besteht in Stockprügeln, entweder auf den Hintern, oder auf den Bauch, oder unter die Füße; auch geschieht dieses Prügeln mit einem dicken ledernen Riemen. Dieser Bestrafungsart sind aber auch die Juden und selbst die Mauren unterworfen. In neuester Zeit hat sich hierin, nach Ali Bey, was sowohl die Renegaten, als die Christensklaven anbetrifft, nicht viel geändert.

Auch die Juden sind in Marokko, nach dem eben erwähnten Schriftsteller, Sklaven des Sultans, und dürfen sich daher nicht aus dem Lande entfernen. Sie werden in einer drückenden Sklaverey gehalten. Ueberall im Reiche, ausgenommen in Tanger, dürfen sie nicht unter den Mauren wohnen, sondern sind auf ein abgesondertes Viertel einer jeden Stadt, wo sie sich aufhalten, beschränkt. In Tanger wohnen sie neben den Mauren, und sind dadurch um so mehr vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt; denn bei Streitigkeiten nimmt sich der Maurer, wenn der Jude Unrecht hat, selbst Recht, und wenn der Jude Recht hat und bei dem Richter klagt, so neigt sich dieser immer auf die Seite des Muselmanns; ja es geht so weit, daß ein muselmännischer Knabe einen Juden schimpft und schlägt, wie alt und schwach auch Letzterer seyn

mag, ohne daß derselbe berechtiget wäre, sich zu beklagen und noch viel weniger sich zu vertheidigen. Diese Ungleichheit erstreckt sich bis auf die Kinder. Die Mohamedanischen Kinder schlagen die Judenkinder, ohne daß Letztere sich jemals nur im mindesten vertheidigen. — Auf Befehl der Regierung müssen die Juden eine eigene Kleidertracht haben, welche in weiten Hosen, einem bis an die Knie reichenden Rock, einem auf der Seite hängenden Bournous oder Mantel, Pantoffeln und einer sehr kleinen Mütze besteht. Alle diese Kleidungsstücke müssen schwarz seyn, bis aufs Hemde, dessen lange Aermel unbedeckt sind und herabhängen. Wenn sie vor Moscheen vorüber gehen, müssen sie ihre Sandalen oder Pantoffeln ablegen, eben dieses sind sie auch vor den Häusern des Kaid, des Kadi und der vornehmsten Muselmänner zu thun schuldig. Begegnen sie einem Muselmanne von vornehmen Stande, so müssen sie schnell bis auf eine gewisse Entfernung linker Hand vom Wege des Muselmanns ausweichen, ihre Sandalen zwei bis drei Schritte hinter sich lassen, und eine demüthige Stellung dadurch annehmen, daß sie den Körper ganz vorwärts krümmen, und zwar so lange, bis der Muselmann vorüber ist, und sich bereits eine beträchtliche Strecke entfernt hat. Bequemen sie sich nicht auf der Stelle zu dieser Erniedrigung, oder steigen sie nicht vom Pferde, wenn sie auf ihrem Wege einem Anhänger Mohamets begegnen, so werden sie empfindlich bestraft. Ali Bey war mehreremals genöthiget seinen Soldaten und Dienern Einhalt zu thun, welche über diese Unglückliche herfielen, um sie zu mißhandeln, wenn sie nicht schnell genug waren, und die ihnen von dem Muselmännischen Despotismus vorgeschriebene Stellung anzunehmen zögerten. In Fez, wo sie in einer Vorstadt ausserhalb der Stadt wohnen, dürfen Männer und Frauen nicht anders als barfuß

in die Stadt kommen und müssen hier eben so gut, wie zu Tanger, wenn ihnen der geringste Soldat oder der armseligste Neger begegnet, der in Königlichen Diensten steht, die Sandalen ausziehen. Auch zu Marokko hat das Judenquartier eine, eine halbe Stunde im Umfange betragende Ringmauer. Zur Nachtzeit und die Sonnabende wird das Thor dieses Viertels verschlossen und von einem Kaid bewacht. Die Judenfrauen gehen auf den Straßen verschleiert und barfuß und müssen sich, so schön sie auch sind, vor Negerinnen niederwerfen. Die Juden beschäftigen sich in den großen Städten, wie zu Tanger, Fez, Marokko ꝛc., mit den Künsten und Handwerken; sie sind Goldschmiede, Blechschmiede, Schneider ꝛc. ꝛc. Die vorzüglichsten Künstler unter ihnen, stehen doch weit unter den schlechtesten Europäischen, und doch werden sie unter den Mauren für sehr geschickt gehalten, man wird sich daher leicht einen Begriff von den Maurenschen Künstlern machen. Im Stehlen besitzen daselbst, jedoch die Juden eine ausserordentliche Geschicklichkeit und sie rächen sich für die üble Behandlung der Mauren, indem sie dieselben täglich übervortheilen und betriegen. — In Tripolis können, nach Ali Bey el Abassi, die Europäischen Renegaten ihr Glück machen und zu den ersten Staatsämtern gelangen. Der Admiral oder oberste Befehlshaber der Marine ist ein Engländer von Geburt und hat eine Anverwandte des Paschas Sidi Youssouf, welcher vor zwanzig Jahren über Tripolis herrschte. Dieser Regent war selbst nicht ungebildet, sprach ziemlich gut Italienisch und liebte Pracht und Aufwand. Die Christensklaven, die hier auch der Regierung zugehören, werden daher gut gehalten, dürfen bei Privatleuten in die Dienste gehen; sie müssen aber einen Theil ihres Verdienstes der Regierung abgeben.

Die Frauenzimmer, welche in die Sklaverey der

Mohamedaner gerathen, haben in so fern, wenn sie jung sind, ein besseres Loos, daß sie dann nicht zu arbeiten brauchen, indem sie in die Harems der Großen verhandelt oder verkauft werden, wo man sie dann mit aller nur möglichen Pracht unterhält, nur sind sie Gefangene, die von dem Willen ihres Gebieters abhängen. Welches Leben sie ungefähr daselbst führen, ist im Art. Serai, Th. 152, S. 343 u. f. zu ersehen. Sind die zu Sklaven gemachten Frauenzimmer aber schon bei Jahren, so daß sie keine Reize mehr besitzen, so werden sie in den Mohamedanischen Staaten, wo sie nicht der Regierung zufallen, an Privatleute verkauft, die sie zum Dienste im Hause oder auf dem Felde gebrauchen. Im Ganzen ist die Sklaverey der Christen bei den Mohamedanern bei weitem nicht so schlimm, als diejenige der Neger bei den Christen in den Pflanzungen Westindiens. Sie genießen nicht nur mehr Freiheit und können für Andere arbeiten, wenn sie nur ihrem Herrn ein Gewisses abgeben, sondern werden auch bei vielen Türken und Arabern, wie die Kinder des Hauses behandelt, wenn sie sich gut betragen und in die Launen ihres Gebieters zu schicken wissen, welches Alles, mit einigen Ausnahmen, bei den christlichen Pflanzern fortfällt, die nur allein auf ihren Gewinn sehen, worauf der Türke aber weniger sieht, weil er nicht den Handelsgeist besitzt. Er ist zufrieden, wenn ihm der Sklave nur das liefert, was er ihm im Hause oder auf seinen Feldern überträgt; er gebraucht sie nicht statt des Viehes, und behandelt sie nicht mit solcher Grausamkeit, wie oben angeführt worden; auch können sie sich loskaufen, wenn sie sich die dazu nöthige Summe erspart haben. Ueber die Christensklaven bei den Türken, s. auch unter Türkey, in T., so wie unter Tripolis und Tunis. Ueber den Sklavenhandel im Königreiche Juda, s. unter Juda,

Th. 31, S. 285. u. f. Ueber den Sklavenhandel auf der Insel Jamaika, s. unter Jamaika, Th. 28, S. 755 u. f.

Von der Sklaverey der Frauen. Auch die Frauen sind bei mehreren Völkern der Sklaverey unterworfen oder befinden sich im Zustande der Sklaverey. Bei den noch rohen, unkultivirten Völkern, den sogenannten Wilden, die noch zu wenig von der Natur abweichen, das heißt, von ihrem Naturzustande, sind die Weiber die Knechte ihrer Männer, wie auch schon oben, unter Sitte, S. 505, angeführt worden. Diese legen ihnen die schwersten Arbeiten auf, und sie müssen die eigensinnigen Einfälle der Männer befolgen, die sie mit ausserordentlicher Härte behandeln. In Ländern, in welchen man weiter in der Kultur gekommen, um schon einen Unterschied unter Freiheit und Sklaverey wahrzunehmen, sind sie Sklavinnen ihrer Männer. Der Mann maßt sich sogar das Recht über Leben und Tod an; er verkauft sie, jagt sie weg, und nimmt mit ihnen vor, was er immer will. In den Republiken, in der Urform, wo die Vaterlandsliebe Alles überwiegt, vernichtet man alle Vergnügungen, die der Luxus bei einem sklavischen Volke ersinnt, um sich zu zerstreuen; oder die die Regierungen ersinnen, um dem Volke einen Götzen zu geben, mit dem es sich beschäftiget, ein Spielwerk zum Augenverblenden; man liebt Rohheit und Kraft; denn nur diese hält man für die Brustwehre der Freiheit und des gemeinen Bestens; man fürchtet daher den Einfluß der Weiber in die Staatsgeschäfte, und also unterhält man sich mit ihnen so wenig, als möglich, wie man es in Griechenland und in Rom in den ersten Zeiten der Republik gewahrt; zu Ende der Römischen Republik findet man in der Verschwörung Catilina's schon Frauen verwickelt, wie Fulvia, welche dem Cicero die Verschwörung entdeckte, und mehrere andere aus

den angesehensten Häusern Roms. Bei den Griechen bewohnten sie die innersten Zimmer des Hauses (Gynaeceum), wohin keine fremde Mannsperson kam. — Unter dem Despotismus muß in den Sitten jeder Schatten von Freiheit schwinden. Der Umgang mit Frauen macht die Männer dreist, kühn und unternehmend, muthwillig, gefällig und witzig, lauter Eigenschaften, die sich zur Unterwürfigkeit nicht schicken, denen der Tyrann nicht hold ist; daher werden Serails erbauet und die Frauen eingeschlossen. — In den Monarchien mischt sich die Nation nur in sofern in die Staatsverwaltung, als sie, die Monarchie, beschränkt ist, eine halb republikanische, halb monarchische Form hat, wie die Großbritannische und die Französische Monarchie, wo sie dagegen unbeschränkt ist, bleibt die Nation fern von derselben; in beiden Fällen haben die Frauen Spielraum sich zu bewegen; sie haben eine vollkommene Freiheit und hängen nur in so fern von dem Manne ab, als dieser sie gut behandelt, sonst finden sie Mittel zur Trennung ohne weitere Despotie. Auch können sie Theil an Geschäften nehmen; sie sind die Seele aller Vergnügungen; und daher ist es Politik in einigen Monarchien, dem Volke so viele Vergnügungen und Zerstreuungen, als möglich, zu gewähren, damit es von allen Schritten der Regierung abgelenkt werde und diejenigen Regierungen, die nur die Frugalität, die höchste Mäßigkeit und Sparsamkeit lieben, mit mitleidigen Augen betrachte. Bringt es ein monarchischer Staat so weit, so hat er nicht das Mindeste von den Gefahren der Anarchie zu befürchten. Daher ist hier die Freiheit des Frauenzimmers auch von großem Nutzen, uneingedenk, daß die Kultur in jedem Staate den Frauen immer einen ansehnlichen Rang einräumen wird, indem sie am meisten zur geselligen Bildung der Männer beitragen. S. auch oben, S. 506, 507.

Auf Amboina dienen die Weiber ihrern Männern wie Sklaven; sie dürfen nicht mit den Männern speisen. Die Weiber der Karaiben dürfen nicht einmal in Gegenwart der Männer essen. Am Senegal müssen sie nach Brue einen Schleier vornehmen, so lange Männer gegenwärtig sind; so bald diese sich entfernen, legen sie den Schleier ab. Die Frauen in Madura dürfen nicht einmal den Namen ihres Mannes aussprechen; wollen sie daher von ihren Männern reden, so bedienen sie sich allerlei Umschreibungen, wodurch sie ihre tiefe Ehrfurcht ausdrücken. Auf den Sklavenküsten in Afrika ist es den Männern erlaubt, ihre Frauen bei dem geringsten Argwohn von Untreue an den Sklavenhändler zu verkaufen. Brue hat einstens eine Sklavin gekauft, deren Eltern ihn nachher gebeten, sie wieder gegen ein anderes Mädchen umzutauschen, an welchem er mehr Gewinn habe; ich that es, sagte dieser Reisebeschreiber; das Mädchen, welches ich zurückgab, wurde in der Stelle aus den Staaten des Dames weggeschaft; denn wenn es die Polizey erfahren hätte, so wäre sie hingerichtet worden. In den meisten Afrikanischen Reichen erkaufen die Männer ihre Weiber durch einige Geschenke. Da es sich nun oft trifft, daß der Neger mit seiner Frau unzufrieden ist, den Preis, welchen sie ihn gekostet, aber nicht einbüssen mag, so verkauft er sie um denselben Preis an einen jüngeren Mann seiner Familie. Broeck hat am grünen Vorgebürge sehr oft schwangere Negerinnen gesehen, die fünf bis sechs Ochsenhäute auf dem Kopfe und ein Kind auf dem Rücken schleppen mußten, während der Mann nur seine Waffen trug. — Wenn ein Mandingo einige Tage aus seinem Hause abwesend war, so empfängt ihn die Frau bei seiner Zurückkunft knieend, in welcher Stellung sie ihm auch zu trinken reichen muß, so oft er Durst hat. Selbst solche Männer, die nicht würdig

zu herrschen sind, und denen Geburt und Erziehung jede Art von Herrschaft versagt hat, wollen doch mehr, als die Weiber seyn. Nach Tavernier hat ein Bauer in Asem oft vier Frauen; zu jeder sagt er bei der Verheirathung mit ihr, welches Geschäft sie im Hause zu verrichten hat, auf welche Weise nun eine jede weiß, was sie zu thun hat, ohne daß Streit unter ihnen entsteht. Wenn Männer eine von ihren Frauen über die übrigen erheben, so hat die Eifersucht gar keine Gränzen und die Dienstbarkeit wird dann ganz unerträglich. Die erste Beyschläferin des Königs von Ardra hat ein großes Ansehen. Die übrigen Beyschläferinnen sind sämmtlich ihre Sklavinnen, welche sie sogar an die Europäer verkaufen kann. D'Elbee sah acht auf diese Weise verkaufen. Auch von einer Art politischen Sklaverey werden die Frauen gedrückt, die sich durch kein Bitten und Flehen mildern läßt. So erbt der König von Achem nach Beaulieu alle Güter seiner Unterthanen, wenn sie keine Söhne hinterlassen. Ein Vater darf seine Töchter bei seiner Lebenszeit verheirathen; stirbt er hingegen, ehe sie versorgt sind, so sind sie Eigenthum des Königs, der die schönsten in sein Serail aufnimmt. Aehnliche Rechte hat der König von Bantam nach Houtmann's Bericht. Um daher die Töchter aus der Sklaverey des Königs zu erlösen, verheirathen die Väter ihre Töchter schon in ihrem achten Jahre. Dann giebt es Länder, wo die Frauen Sklaven des Publikums sind, und wo ihre Ehre und Schaam dem Ersten dem Besten Preis gegeben wird, welches in Loango geschieht. Die Frau, die einen Fremden in ihr Haus aufnimmt, muß die ersten beiden Nächte bei ihm schlafen; auch sollen daselbst die Männer ihre Weiber, nach Merolla, umtauschen, und als ihnen die Missionarien darüber Vorwürfe machten, gaben sie zur Antwort: Es sei unmöglich, daß man sich immer

auf dieselbe Nahrung einschränken könne. — Bei den Otahittern giebt es Gesellschaften, in welchen die Weiber allen Männern gemein sind. — Die Tataren in Dagestan nehmen die Weiber, wie die Bedienten zur Pracht, je mehr einer Weiber hat, um so mehr Ansehen hat er. Bei den Römern gab, nach einem Gesetze des Romulus, ein Ehemann seiner Frau den Abschied oder er bestrafte sie mit dem Tode, wenn er sie des Ehebruchs, des Giftmischens oder des Weintrinkens überführen konnte. Die Frau durfte dagegen den Mann unter gar keinem Vorwande verlassen. In der Folge wurde sie gar seine Sklavin, die er verkaufen und hinrichten konnte; sie wurde zu gleicher Zeit die Sklavin der ganzen Familie, weil ein Vater seine Tochter zwingen konnte, ihren Mann zu verlassen, wenn er gleich in die Ehe gewilliget hatte. Nach dem Cäsar sollen die Gallier gleichfalls das Recht über das Leben und den Tod ihrer Weiber gehabt haben.

Die Weiber im Serail des Königs von Achem müssen sehr vorsichtig seyn, weil das geringste Versehen mit dem Tode bestraft wird; keine Sklavin kann unter seine Beischläferinnen aufgenommen werden. Wenn ihm ein Kaufmann ein Mädchen zum Verkauf anböte, welches schon an Andere feil geboten worden, so würde er den Kopf darüber einbüssen. Die Kinder werden sehr weit vom Serail erzogen und sie sehen ihre Mütter nicht wieder. Wenn eine Frau des Königs von Loango schwanger ist, so wittert der Tyrann, so klug auch immer ihr Betragen seyn mag, Untreue; eine Sklavin muß den Bonda trinken; erliegt sie der Gewalt dieses Giftes, so wird sie noch lebendig begraben, und die Frau wird zum Scheiterhaufen verdammt. So giebt es Fürsten, welche ihre Frauen das Amt des Henkers auftragen. Der König von Juda schickt bisweilen, nach Desmarchais, drei bis vier hundert Frauen aus, welche die Häuser der Unterthanen rauben und

umstürzen, und da man sie bei Lebensstrafe nicht anrühren darf, so führen sie ihre Aufträge ganz ruhig aus. Ein andermal ziehen sie Heerweise aus, jede ist mit einem langen Stabe bewaffnet; sie machen die Befehle des Königs in den entlegensten Provinzen bekannt. Ist irgend ein großer des Reichs nicht Sklave genug, das heißt, dem Fürsten nicht genug unterthänig, so werden seine Güter von zwei bis drei Tausend solcher Weiber verwüstet, und da sie, wie schon erwähnt, Niemand anrühren darf, so werden die Rebellen auf diese Weise leicht gebändiget. Auch mit Mord und Blut sind diese Serails befleckt. So zog sich Abdelchan, General im Königreiche Visapour, des Krieges müde, in sein Serail zurück, in welchem er 1200 schöne Weiber beisammen hatte. Hier, im Genusse aller Vergnügungen, erhielt er den Befehl des Königs, seines Herren, die Armee wider Sewagy anzuführen; da er nun sehr eifersüchtig war, so schloß er sich eine Woche lang mit seinen Weibern in sein Serail ein, überließ sich dem Genuß derselben, und ließ sie in dem Augenblicke seiner Reise sämmtlich vor seinen Augen hinrichten. — Die Härte und Grausamkeit derjenigen Kaufleute, welche die Harems der Mohamedanischen Großen mit Mädchen versehen, ist nicht zu beschreiben. Hier eine Geschichte, die Carre erzählt. „Ich sah in der Arabischen Wüste einen Mann, der sehr niedergeschlagen war und höchst unglücklich zu seyn schien. Ich fragte ihn nach der Ursache seiner Betrübniß. Er antwortete: Begieb Dich mit Deinem Führer hinter diesen Hügel, so wirst Du meine traurige Lage, in der ich mich befinde, kennen lernen, und mir vielleicht zu helfen suchen. Wir hatten kaum den Hügel erstiegen, als wir eine Karavane erblickten, die aus vielen Knechten und ungefähr aus hundert Kameelen bestand, auf welchen sich zweihundert schöne Mädchen von zwölf bis funfzehn

Jahren befanden. Einige hatten sich auf die Erde hingeworfen, schwammen in Thränen, und Verzweiflung malte sich auf ihrem Gesichte, einige klagten und schrieen, andere rissen sich die Haare aus. Nie hat mich ein Schauspiel so tief gerührt. Als der erste Anfall von Schmerz vorüber war, fragte ich den Türkischen Kaufmann um den Grund der Klagen so vieler Unglücklichen. Er gab mir zur Antwort: Ich bin eigentlich der Unglückliche und meine Verzweiflung ist hundertmal größer, als das Unglück dieser Mädchen zusammengenommen. Zehn Jahre lang habe ich sie in Aleppo mit vieler Sorgfalt und Kosten aufgezogen, nachdem sie theuer erkauft worden. Ich habe das schönste Blut aus Griechenland, Circassien und Armenien zusammen gebracht, und jetzt, da ich diese Mädchen nach Bagdad führen will, wo Perser, Araber und Mongolen sie einkaufen, sehe ich sie vor Durst sterben, weil ich den Weg durch die Wüste nahm, der mir der sicherste zu seyn schien. — Diese Nachricht erfüllte mich mit Schrecken und ich verabscheuete den Mann und sein Gewerbe. Da ich aber seine ganze Geschichte zu wissen wünschte, so stellte ich mich an, als wenn mir sein Schicksal nahe ginge. Er fuhr daher fort: Siehe die Gräber da, ich habe schon mehr als zwanzig Frauenzimmer und zehn Verschnittene begraben; sie starben, weil sie Brunnenwasser, welches mit verfaulten Heuschrecken angefüllt gewesen, deren Gestank alles ansteckt, getrunken hatten. Dieses Wasser ist für Menschen und Thiere ein tödtliches Gift. Jetzt müssen wir alle von Kameelmilch leben, und wenn ich nicht durch einen Zufall Hülfe erhalte, so büße ich mein ganzes Vermögen in dieser Wüste ein. — Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich mehrere dieser unglücklichen Mädchen vor meinen Augen sterben sah, und die Zuckungen des Todes auf ihrem schönen Antlitze erblickte. Ich nä-

herte mich einem sterbenden Mädchen, riß den Strick entzwei, an welchem unsere Wasserschläuche angebunden waren, und eilte ihm einen Trunk Wasser zu reichen. Darüber wurde mein Arabischer Wegweiser wüthend, und ich konnte aus seinem Toben die Härte seiner Nation abnehmen. Der Grausame schoß einen Pfeil auf die Unglückliche ab, der ich zu Hülfe kommen wollte, und tödtete sie; er schwur sogar, er wolle alle übrigen erschiessen, wofern ich es mir einfallen ließe, unsere Lebensmittel mit ihnen zu theilen. Siehst Du nicht, rief er mir mit Bitterkeit zu, daß wenn wir das wenige Wasser, welches wir noch übrig haben, auf eine solche Art verschwenden, wir bald ein ähnliches Schicksal zu befürchten haben? Er gab indessen dem Türkischen Kaufmann den Rath, er möchte einige von seinen Leuten nach den nicht sehr entfernten Sümpfen von Taiba senden, wo sie vielleicht Quellen finden würden, deren Wasser nicht verdorben sei. Allein der Türke fürchtete, daß die daselbst wohnenden Araber ihm den Rest seiner Waare rauben dürften, wenn sie es erführen; er machte sich daher diesen Rath nicht zu Nutze, und wir verließen die Karavane, ohne zu wissen, wie es derselben nachher ergangen. Jetzt verloren diese unglücklichen Schlachtopfer alle Hoffnung. Bei unserem Abschiede klagten sie laut, daß ihr Klagegeschrei noch jetzt in meinem Herzen ertönt." Obgleich diese Erzählung des Carre etwas fabelhaft klingt, indem mehrere Umstände darin sich nicht gut vereinigen lassen, und Caravanenführer in der Wüste, wenn sie kein Wasser antreffen, und ihr Vorrath verzehrt ist, Kameele schlachten, und sich des in dem Haubenmagen dieses Thieres befindlichen Wassers zum Trinken bedienen, so ist doch die Sache an und für sich wahr, daß man junge Mädchen in Circassien, Griechenland ꝛc. aufkauft, oder sie, wenn es angeht, raubt, sie erzieht und an die Mohamedanischen Großen

für die Harems verkauft. Nach Chardin soll der Kaufpreis dieser Schönheitswaare oft nur sehr gering seyn. Die schönsten Mädchen sollen, nach diesem Schriftsteller, in Mingrelien zwischen dreizehn bis vierzehn Jahren nicht mehr als zwanzig, die Frauen aber nur zwölf Thaler kosten. In Konstantinopel ist der Marktplatz, worauf die weißen Frauen verkauft werden, verschlossen und wird nur an den Tagen geöffnet, wo Sklavinnen verkauft werden. Es ist ein großer Hofraum, der in einer Höhe von drei bis vier Fuß mit einem Gerüste umgeben ist, auf welchem man die Sklavinnen ausstellt. In die kleinen Zimmer, die dahinter liegen, werden die Frauenzimmer geführt, welche die Kauflustigen behandelt haben. Sie werden auf dem Gerüste mit einem leichten Gewande, einer Art Decke, Tuch, welches sie übergeschlagen haben, ausgestellt. Der Verkäufer, der sie verhandelt, hebt oder läßt von jedem das Tuch zur Hälfte abheben, so daß sie so weit ganz nackt erscheinen und von den Käufern betrachtet werden können. Auf dieselbe Weise geschieht es auch zu Bagdad und auf allen Sklavinnenmärkten im Morgenlande. Diese Märkte werden gut bewacht und Christen nur sehr selten hineingelassen. Die ausgestellten Frauenzimmer werden hier gleichsam wie die Pferde und andere Nutzthiere auf den Viehmärkten betastet oder befühlt, und es entehrt wahrlich die Menschheit. Die Großen oder Eigenthümer des Serails verlangen, daß ihre Frauen keine andern Bedürfnisse und Wünsche haben sollen, als welche ihnen die eigensinnigen Launen ihrer Gebieter gestatten. Die Leidenschaften der Liebe sind in den Augen ihrer Tyrannen ein Verbrechen, sie sollen nur ihnen getreu seyn, obgleich sie oft einen solchen Tyrannen nicht zu sehen bekommen. Einige Könige der Neger heirathen, nach Jobson, sechzehn Frauen, die sich einzig und allein mit den Vergnügungen des Fürsten beschäftigen.

Die Anzahl ihrer Beischläferinnen ist nicht festgesetzt, aber der geringste Verdacht von Untreue hat den Tod zur Folge. Es gehört zum Zustande des Sklaven, daß er kein Eigenthum besitze, sondern ganz und gar seinem Herren zugehöre; dieses ist auch in vielen Gegenden der Fall mit den Weibern. Am Vorgebürge der guten Hoffnung, im Königreiche Benin, und überhaupt auf der ganzen westlichen Küste von Afrika kann ihnen keine Erbschaft zufallen. Ein ähnliches Gesetz findet man bei den Tatären, so wie auch bei den alten Bewohnern von Chaldäa und Arabien. Das bekannte rechtliche Urtheil des Moses, B. 4, Kap. 27, belehrt uns, daß bis auf diese Zeit die Weiber nie in der Erbschaft gefolgt. Dieser Gesetzgeber gestattete ihnen überhaupt nur in dem Falle ein Erbrecht zu, wenn im gleichem Grade kein männlicher Erbe vorhanden war. Man gelangt zum Besitz und Genuß einer Frau, wie man sich in den Besitz anderer Hausgeräthe setzt; man kauft sie. Sobald eine Frau ein Jahr mit einem Römer zugebracht, so gehört sie ihm zu; starb der Mann, so mußte die Frau bisweilen mit ihm in die andere Welt wandern, um ihn daselbst zu bedienen. Ein in Absicht auf die Volksvermehrung dem Staatsinteresse so ganz zuwiderlaufendes Gesetz, welches dennoch bei vielen Völkern eingeführt worden. Die Weiber der Heruler, die sich nicht gleich auf dem Grabe ihrer verstorbenen Männer erwürgten, wurden für infam erklärt. Die Dänen machten die gesetzliche Verordnung, daß beim Tode eines Mannes alle seine Weiber mit ihm verbrannt oder begraben werden müßten. In andern Ländern schien die Dienstbarkeit der Weiber noch kein hinlänglicher Grund zu seyn, ein solches Opfer zu fordern; man suchte daher diesem Opfer durch Scheingründe einen Anstrich von Rechtmäßigkeit zu geben, und es hieß nun, alle Weiber müßten aus Liebe zu ihren Männern ihn in die andere Welt

begleiten; man mischte sogar die Religion mit hinein oder die Geistlichen suchten wenigstens durch listige Kunstgriffe den Frauen unmöglich zu machen, sich einer solchen Aufopferung nicht zu unterziehen, wie z. B. in Ostindien, in Bengalen und Malabar ꝛc. ꝛc.; s. auch unter Selbstmord, Th. 153, S. 125 u. f. Bei dem Absterben eines Inkas in Peru, wurden seine Beischläferinnen hingerichtet; s. den angeführten Theil, S. 125. Wenn die Dienstbarkeit in der Selbstverleugnung besteht, sagt ein gewisser Schriftsteller, so kann man sagen, daß die Weiber bei den meisten Völkern ihr ganzes Leben hindurch diese Tugend üben. Ausser den allgemeinen Gesetzen, die in allen Ländern zu ihrem Nachtheile vorhanden sind, hat man sie auch noch mit einer Menge besonderer Verordnungen belästiget. Viele derselben beziehen sich zwar auf die Regierungsform, auf Klima und die Gemüthsart der verschiedenen Nationen; allein der Eigensinn der Männer war dessenungeachtet in den meisten Fällen der Maaßstab, wonach man ihnen ihre Vorschriften bestimmte. So durften z. B. die Weiber der alten Marseiller keinen Wein trinken, und die Römerinnen, welche diese Verordnung übertraten, wurden mit der Strafe des Ehebruchs, das ist, mit dem Tode belegt. In vielen Ländern mußten und müssen noch die Weiber ein eingezogenes, ein wahres Sklavenleben führen; Politik, Schicklichkeit und Eifersucht legen ihnen diese Ketten an; ein solches Gefängniß ist noch unerträglicher, als die Dienstbarkeit selbst. Nach der Natur, sagt ein Schriftsteller, ist kein Wesen so sehr zur Geselligkeit gemacht, wie das Weib; zieht man aber die Geschichte zu Rathe, so ergiebt sich's, daß die menschlichen Verordnungen gar nicht auf dieses Prinzipium gegründet worden. Griechenland ist voll von feilen Dirnen; in allen Griechischen Städten waltete die Liebe, nur den Frauen ward eine

erniedrigende Eingezogenheit zugemuthet. Die Griechinnen gingen nie unverschleiert vor die Thür; bei öffentlichen Schauspielen durften sie nicht erscheinen, sie durften nicht einmal ohne Erlaubniß aus einem Zimmer in das andere gehen; sie bewohnten, wie schon oben angeführt worden, die innersten Zimmer des Hauses, welches von großen Hunden bewacht wurde, um feile Männer abzuwehren. Perikles sagt: Weiber, Eure Hauptsache sey zu verhindern, daß das Publikum nicht von Euch rede; Euer größter Lobspruch, den Ihr verdienen könnet, ist, daß Ihr weder ein Gegenstand des Tadels, noch des Lobes werden möget. In der Andromache des Euripides werden einer Dame darüber sehr bittere Vorwürfe gemacht, daß sie sich ausser dem Hause habe sehen lassen. Lysias führt in einer seiner Reden eine Wittwe redend ein, die es für das größte Unglück, das sie habe treffen können, hält, daß sie an einem öffentlichen Orte erscheinen müsse. Solon suchte die Weiber dadurch zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, daß er verordnete, keine Matrone solle aus ihrem Hause gehen, wenn sie mehr Kleider und mehr Lebensmittel bei sich habe, als man für eine Obole haben könne. Er befahl auch, daß jede Frau, wenn sie ausgehe, eine Magd bei sich haben müsse, welche eine Fackel vor ihr hertragen soll. — Bei den Römern wurden die Frauen nicht nur noch mehr bewacht, indem man sie in den engen Familienkreis einschloß, sondern sie waren sogar einer Vormundschaft unterworfen, die erst mit dem Tode aufhörte, und ihr heftiger und eifersüchtiger Charakter, wie er noch gegenwärtig bei den Italienern zum Theil gefunden wird, verführte sie bald zu einer Strenge, in welcher sie die Griechen bei weiten übertrafen. Wie die Keuschheits-Gürtel in der neuern Zeit, erfanden sie verschlossene gläserne Sessel, in welchem die Damen arbeiteten und sich auch mit denen unterhielten, die sie zu

besuchen kamen. Bei der Tafel wurde bloß das verheirathete Frauenzimmer zugelassen, das aber nicht liegen, sondern dabei sitzen mußte. Auch bei den neuern Völkern Europas findet man ähnliche Gesetze unr Gebräuche. Die Frauen in England ließen sich bis zur Zeit der Revolution nie ohne Masken auf den Straßen sehen, und auch noch gegenwärtig leben die Engländerinnen sehr eingezogen, ja eingezogener, als alle übrigen Europäerinnen, welches daher kommt, daß sich die Britten mit der Staatsverwaltung beschäftigen, Handlung und Fabriken treiben oder sich zur See befinden und daher seltener bei ihren Frauen seyn können. Diese sind daher auf sich und auf die Frauen-Gesellschaft beschränkt. Die Schottländerinnen ließen sich vor ungefähr hundert Jahren nicht unverschleiert auf den Straßen sehen. — In Spanien und Italien, in welchen Ländern die Eifersucht der Männer sehr groß ist, werden die Frauen auch strenge bewacht. Man hat hier eine Art Infibulation, einen Keuschheitsgürtel ersonnen, der aus eisernem Drahte besteht und die Hüften umgiebt, und vermittelst eines Combinationsschlosses befestiget wird, dessen Combination zur Oeffnung desselben nur dem Manne bekannt ist; s. auch unter Schloß, Th. 156, S. 371. In Sicilien durfte ehemals, als die Sicilianer sich für frei hielten, keine Frau in einem Gasthofe beherbergt werden, wofern sie nicht authentische Scheine und Atteste vorzeigen konnte, oder sie der Wirth genau kannte. Die Betten in den Gasthöfen wurden bei der Nacht von der Wache untersucht. — In Aegypten durfte kein Schuhmacher bei Lebensstrafe den Frauen Schuhe machen, welche alte Gewohnheit der Kalif Hakim wieder eingeführt hatte, und bei den Sinesen oder Chinesen werden die Füße durch das Tragen von engen Holzschuhen zum Ausgehen fast ganz unbrauchbar gemacht. Nach dem Herodot

soll die Eifersucht bei den alten Aegyptern so weit gegangen seyn, daß man nicht einmal den Einbalsamirern der Leichen getraut hat. Man fürchtete, daß diese Menschen die weiblichen Leichname mißbrauchen könnten, die man ihnen daher nicht früher anvertraute, als bis sie in Faulniß übergingen. In Persien wird nach Boulaye der Ort, wo die Beischläferinnen des Schachs hinbegraben werden, für Jedermann geheim gehalten, damit der König nicht eifersüchtig zu seyn brauche. Nach Houtman dürfen in Bantam die Söhne nicht ihre Mütter besuchen, weil man befürchtet, daß sich die Ersteren zu weit mit den Letztern einlassen können; und in China oder Sina dürfen sich die Freunde und Verwandte einer Dame nicht ohne Erlaubniß des Mannes mit ihr unterhalten; nur den Vettern, die um vieles jünger sind, wird es gestattet, und ein Schwiegervater sieht, nach Navarette, nach dem Hochzeitstage das Angesicht seiner Schwiegertochter nie wieder. Die Sinesen sollen so mißtrauisch seyn, daß nicht einmal Bruder und Schwester mit einander reden dürfen. In Persien wurde den Weibern durch ein Gesetz verboten, sich auswärtigen Mannspersonen zu zeigen. Bei den barbarischen Völkern, welche Europa im 4ten und 5ten Jahrhunderte überschwemmten, findet man eine ähnliche Verordnung. Die Westgothen, welche sich in Spanien niederließen, machten es ihren Aerzten zur Pflicht, keiner Frau die Ader zu öffnen, wenn nicht ihr Mann, Bruder, Sohn oder Vater und Mutterbruder zugegen wäre. Bei den Mongolen mußten die Frauen ehemals einen feinen Schleier über das Gesicht gezogen im Hause tragen, und sie durften nicht anders, als in Gegenwart ihrer Männer, Kinder, Väter, Mütter oder einer andern zuverlässigen Person aus dem Bette aufstehen. Nach dem Tavernier werden sie in Armenien so sorgfältig eingeschlossen gehalten, daß viele

Männer das Angesicht ihrer Weiber nie gesehen. Ein Schriftsteller macht hierbei die sehr richtige Bemerkung, daß dieses wahrscheinlich sehr reiche Leute seyn müßten, die mehr Frauen in ihrem Harem aufnehmen, als sie nöthig haben und die diese Waare von ihren Commissionairs kaufen, ohne sie näher zu untersuchen. Nach Chardin soll es den Frauen in Persien eben so wenig, als den Kindern erlaubt seyn, sich ihre Kleider auszuwählen; keine Frau weiß am Morgen, welches Kleid sie den Tag über tragen werde. Nach Ali Bey el Abassi*) sind die Weiber in Tanger im Reiche Fez wenn sie ausgehen, so über und über vermummt, daß es schwer hält ein Auge im Hintergrunde einer unbeschreiblich großen Falte ihres Ghaiks zu sehen. Sie sind von der Gesellschaft der Männer gänzlich ausgeschlossen und üben sich nur im Schreien, welches ihre einzige Erhohlung zu seyn scheint; denn sie benutzen jede Gelegenheit sich darin zu üben. Im ganzen Reiche von Fez und Marokko sind die Juden der größten Verachtung ausgesetzt, sie dürfen nur barfuß in die Städte kommen, und die Judenweiber, welche unverschleiert gehen und an Schönheit alles, was die Einbildungskraft Griechischer Bildhauer als Ideal der Schönheit erschuf, in sich vereinigen, sind der Gegenstand der niedrigsten Verachtung; sie müssen gleichfalls barfuß gehen nnd sich zu den reich geschmückten Füßen scheuslicher Negerinnen niederwerfen; welche die thierische Zuneigung oder das Vertrauen ihrer muselmännischen Anbeter besitzen; nur daß sie öfters die Maitressen der Maurer werden, söhnt sie mit ihrem Geschicke einigermaßen aus. In Afghanistan werden die Frauen, als das Eigenthum ihrer Männer betrachtet, weil sie der Mann kauft. In

*) Reisen in Afrika und Asien ꝛc., aus dem Französischen. 1ste Abth. Weimar, 1816, S. 22, S. 165 u. f.

den Städten sind sie immer nach Mountstuart Elphinstone*) in ein großes, weißes Hemde gehüllt, das bis auf die Füße reicht und ihre Gestalt vollkommen verhüllt. Sie sehen vermittelst eines Netzwerkes in der weißen Haube, die ihren Kopf bedeckt; daher haben die Männer keine Gelegenheit die Mädchen zu sehen, und dieserhalb werden die Heirathen nur auf Kauf oder der Vortheilhaftigkeit wegen geschlossen.

Bei vielen Nationen im Russischen Reiche, wie z. B. bei den Tschuwaschen, Tscheremissen, Mordwinen, Wotjaken und Wogulen **), werden die Mädchen durch Freiwerber an die Männer verkauft. Der Preis pflegt zwischen 20 bis 50 Rubel zu seyn; auch für 5 bis 10 Rubel erhält Mancher seine Absicht, so wie Reichere wohl 80 Rubel geben müssen. Der Mann befiehlt nach der Verheirathung allein, und die Frau muß ohne Einwendung gehorchen; thut sie dieses nicht, sondern zeigt sich bösartig, so zerreißt er ihren Schleier, wodurch sie auf immer geschieden sind. Bei den Kirgisen werden die Mädchen gleichfalls zur Ehe verkauft. Der Mittelpreis eines Kirgisischen Mädchens zur ersten Frau besteht in 50 Pferden, 20 bis 25 Kühen bis 100 Schafen, ein paar Kameele oder einem Sklaven und einem Panzer. Arme Freier geben weit weniger, dagegen reichere auch weit mehr. Die zweite Frau ist weit theurer, als die erste, und diese wieder wohlfeiler, als die dritte ꝛc. Wenn bei der Hochzeit bekannt wird, daß die Braut nicht Jungfer gewesen, schlachten die Gäste des folgenden Tages das Reitpferd des

---

*) Geschichte der Englischen Gesandschaft an den Hof von Kabul, im Jahre 1808. Aus dem Englischen übersetzt von Fr. Rühs, 1r Bd. Weimar, 1817, S. 282 u. f.

**) Beschreibung aller Nationen des Russischen Reiches ꝛc. ꝛc. 1ste Ausg. Petersburg, 1776, S. 40—42.

Bräutigams, zerstücken sein Hochzeitskeid und verspotten die Braut; der Schwiegervater muß aber den Bräutigam schadlos halten. Die reicheren Kirgisen haben oft vier Frauen und mehrere Beischläferinnen.

Auch die Erziehung trägt an vielen Orten zu einer fast kindischen Dienstbarkeit bei. Die jungen Mädchen erlernen weder Gesang, noch Musik, noch Tanz, womit sich nur die feilen Dirnen abgeben. Man unterrichtet sie nicht im Schreiben, sondern höchstens im Lesen, damit sie allenfalls den Koran lesen können, den sie nicht verstehen. Unter Heinrich dem Achten war man in diesem Stücke ungleich strenger; denn man verbot den Weibern die Lesung des neuen Testamentes. — Die kranken Frauen haben auch noch in diesem Zustande mit dem Despotismus im Oriente zu kämpfen. In China bewickeln sie bisweilen ihre Hand mit einem seidenen Faden, dessen äußerstes Ende der Arzt anfaßt. Dieser beurtheilt nun die Beschaffenheit des Pulses aus den Schwingungen des Fadens, und verordnet die Heilmittel auf gut Glück. Tournefort konnte in dem Serail des Großvesirs, in das er wegen einiger Kranken geführt wurde, diese weder sehen, noch sprechen; er war durch eine Wand von ihnen geschieden, in welcher Löcher gemacht waren, wodurch die kranken Frauen ihren Arm stecken mußten, um nach dem Puls zu fühlen. Wenn auch eine Frau mit dem Tode ringt, wird der Arzt nicht zugelassen; denn weil diese Despoten glauben, der Blick eines Fremden beflecke eine Frau, mache sie vielleicht begierig nach fremden Mannspersonen; errege Lüste, die nur durch sie angefacht werden dürfen; sie sind daher ihrer Umarmung nicht mehr würdig, wo dieses geschehen, wo sie nur ein einziges Mal von andern Männern gesehen werden. Daß es in kultivirteren Staaten auch dergleichen Despoten geben möchte, wenn sie es nur

wagen dürften ihre Eifersucht durch solche Handlungen kund zu geben, ist nicht zu bezweifeln. —

Wenn in kultivirten Staaten die Frauen nicht durchaus Sklavinnen ihrer Männer sind, so verstatten sie dem Jünglinge und Mädchen, die einander heirathen wollen, dennoch keinen näheren Umgang. Ohne sich um Gleichheit des Charakters und der Bildung zu bekümmern, müssen sie sich durch Procuratoren lieben. Bei den heutigen Griechen kommt das junge Frauenzimmer vor seinem Hochzeitstage gar nicht aus seinem Hause, und ihre Liebhaber müssen sie durch Boten abholen lassen. Aus diesen bisher angeführten Thatsachen muß man schließen, daß der Zustand der Frauen in Europa, in den civilisirten und cultivirten christlichen Ländern, bei weitem die Lage derjenigen in den andern Welttheilen bei den Mohamedanern übertrifft. Dieses ist eine Folge des Christenthums. Diese Religion der allgemeinen Menschenliebe und Duldung hält auch das andere Geschlecht für Etwas, giebt es nicht der Despotie Preis. Den Frauen, überhaupt dem weiblichen Geschlechte sind dieselben Gesetze vorgeschrieben und dieselben Verheissungen gemacht; sie stehen mit den Dienern derselben in einiger Verbindung. Unter den kirchlichen Ceremonien kommen aber einige vor, die bei den Morgenländern nie Eingang finden werden, nämlich die Ohrenbeichte und die letzte Oelung. Die Weiber sollen indessen im Oriente die Mohamedanische Religion in jeder Rücksicht verfluchen, und die christliche, der Strenge ihrer Vorschriften ungeachtet, vorziehen, weil diese ihnen die Freiheit schenkt, und würden sie durch den Despotismus im Oriente nicht niedergedrückt, hätten sie die Freiheit der Europäerinnen nur in Hinsicht des Einflusses auf ihre Männer, so würde die christliche Religion unter den Mohamedanern schnelle Fortschritte machen, welches so unmöglich ist.

In den Ländern, in welchen die Zahl der Weiber

geringer ist, als die der Männer, haben sie einige Vortheile über die Letzteren. Diese müssen sich ihnen gefällig zu machen suchen, um ihre Geneigtheit zu erwerben. Sowohl auf dem festen Lande, als auch auf den Inseln sind die Beispiele nicht selten, daß eine Frau mehrere Männer nimmt. Der Ursprung dieser Gewohnheit, die vielen Reisenden ganz unbegreiflich ist, hat seinen Grund in der Seltenheit der Weiber, und bei den ausgelassensten Sitten werden reiche Weiber sich öffentlich mehrere Liebhaber halten, welches an andern Orten oft nur heimlich geschieht. Nach dem Strabo nahmen die Weiber in Medien eine gewisse Anzahl von Männern, und ein Weib, welches nur fünf Männer hatte, wurde so angesehen, als wenn es noch schlecht versehen sei. Nach dem Cäsar soll dieselbe Sitte in England üblich gewesen seyn; allein andere Schriftsteller geben dieses nicht zu, sondern berichten, daß daselbst nur die Gemeinschaft der Weiber üblich war, und daß man wahrscheinlich daraus geschlossen, daß die Vielmännerey durch die Gesetze gestattet werde. Die Weiber aus den edleren Kasten in der Gegend von Calinit dürfen sich mehrere Männer nehmen, und es giebt einige unter ihnen, die zu gleicher Zeit zehn Männer haben, die sie als Sklaven ihrer Reize behandeln *). Nach den alten Gebräuchen der Genenos dürfen die Weiber so viele Männer nehmen, als sie wollen. Die Nambouris, Braminen und die Nairen suchen zwar durch gütige Vorstellungen und durch Geschenke sie zu bewegen, daß sie nur einen Mann nehmen; allein gezwungen dürfen sie nicht werden. Nach Dellon soll diese Vielmännerey nie Unordnungen veranlassen; denn derjenige, der die gemeinschaftliche Frau besucht, stellt seine Waffen an die

*) S. den Brief des P. Tachard, im 1sten Bde. der Lettres edifiantes.

Thür, wodurch er die übrigen Mitmänner abhält. Die Kinder die aus einer solchen Ehe entspringen, können ihre Väter nicht beerben; denn auſſer der Schwierigkeit sie herauszukennen, glaubt man daselbst auch, daß sie der Mutter allein zugehören. Auch in Tibet ist die Vielmännerey erlaubt. Die Weiber verheirathen sich daselbst mit mehreren Männern, die fast sämmtlich Anverwandte, bisweilen gar Brüder sind. Das erste Kind gehört dem ältesten Manne zu; die folgenden den übrigen Männern; nach der Folge ihres Alters. Wenn man den Lamas hierüber Vorwürfe macht, so geben sie zur Antwort: Wir haben nicht Weiber genug. Dieser Gebrauch rührt in Hindostan daher, daß die Vorurtheile, den Unterschied der Kasten betreffend, durch die Religion geheiliget wird. Kein Mann aus einer edleren Kaste giebt sich mit einem Weibe ab, welches zu einer niedrigeren Kaste gehört. Wenn nun die Weiber einer Kaste nicht so zahlreich sind, daß ein jeder Mann eine Frau haben kann, so müssen nothwendig mehrere Männer eine Frau nehmen. Auf den Marianen hat die Frau die Herrschaft über das Hauswesen in Händen; der Mann kann ohne ihre Einwilligung darüber nichts verordnen. Benimmt er sich nicht gut, ist er mürrisch, zeigt er seiner Frau nicht genug Ergebenheit, die sie von ihm verlangt, so mißhandelt und verläßt sie ihn; sie nimmt ihr Vermögen mit, so auch ihre Kinder, und diese achten den neuen Mann ihrer Mutter so hoch, wie ihren Vater. Ueberhaupt muß sich der Mann hier ganz nach den Launen der Frau bequemen; wird sie ihm ungetreu, so muß er sich bloß an ihrem Liebhaber zu rächen suchen; wird hingegen in diesem Stücke die Frau von ihrem Manne hintergangen, so erzählt sie es den Weibern ihres Orts; diese versammeln sich mit Lanzen bewaffnet, verwüsten ihm seine Aecker und Alles was ihm zugehört; reißen seine Bäume und Früchte aus, treten

sie mit Füßen, und zuletzt greifen sie ihn selbst an, und jagen ihn mit Schimpf und Schande aus seinem Hause. Wie können wir Europäer uns glücklich preisen, daß diese Sitte nicht bei uns eingeführt ist. — Ein Schriftsteller sagt: Eine solche Sitte konnte sehr leicht aufkommen; ein beleidigtes Weib durfte nur ihre Nachbarin aufwiegeln, so war gleich die Verschwörung zur Rache da: sie züchtigten dann den Treulosen auf eine so ausgezeichnete Weise, daß das Andenken einer solchen Begebenheit den Männern mehrere Jahrhunderte hindurch Schrecken einjagen konnte. Man darf sich hierbei nur an das Beispiel einiger Europäerinnen erinnern, die den Mann, der seine Frau schlug, auf den Esel setzten; allein auch umgekehrt verlangte Geoffroi Herr von Conventry unter der Regierung Eduard des Bekenners, daß seine Gemahlin sich nackt auf ein weißes Pferd setzen und durch die Stadt spazieren reiten sollte. Dieser Geoffroi zog nämlich die Privilegien der Stadt Conventry ein, und seine Gemahlin suchte ihn mit seinen Unterthanen auszusöhnen. Er gab nur unter der oben angeführten Bedingung nach. Sie trug lange Zeit Bedenken, diese die weibliche Scham und Delikatesse beleidigende Zumuthung auszuführen; endlich entschloß sie sich dazu. Sie befahl bei Lebensstrafe, daß an dem dazu bestimmten Tage und in der bestimmten Stunde sich Jedermann entfernen und Thür und Fenster verschlossen halten müsse, wo sie dann den Ritt ausführte. Charondas erlaubte den Frauen, ihren Mann wegzuschicken, und sich an einen zweiten zu verheirathen. Später wurde ihnen aber, nach Diodor XII., 7, verboten, einen jüngeren zu heirathen, als der Erste war.

Ueber die Sklaven, die Sklaverey und den Sklavenhandel sehe man nach:

Philosophische und Politische Geschichte der Besitz-

zungen und des Handels der Europäer in beiden Indien. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von J. Mauvillon. Hannover, 1774, 3r Theil, S. 65 u. f., 4r Th.; daselbst, 1776, S. 186 u. f.

Demeunier, über Sitten und Gebräuche der Völker ꝛc. Herausgegeben und mit einigen Abhandlungen vermehrt von M. Hißmann. 1r Bd., Nürnberg, 1783, S. 326 u. f.

Essay on the Impolicy of the American Slave-trade, 2. Edit., By Thom. Clarkson — Observations on a Guinea-Voyage. In a Series of Letters addressed to the Rev. Thom. Clarkson. By James Field Stanfield, late a Mariner in the Slave-trade. London, 1788.

Acount of the Slave-trade on the Coast of Africa; by Falconbridge late Surgeon in the Slave-trade. 2 Edit., 1788.

Letters on Slavery by Wm. Dickson. London, 1789.

The act of assembly of the Island of Jamaica for the better order and government of Slaves; commonly colled the consolidated act exhibiting most of the essential Regulations of the Jamaica Code noir; possed by the Assembly Decemb. 19, 1787. Communicated to the Public by Stephan Fuller, London, 1789.

Code of Laws for the Government of Slaves in Jamaica. London, 1789.

Liberal Strictures on Freedom and Slavery, occasioned by the numerous applications to Parliament for the abolition of the Slave-trade. London, 1789.

An Essay of the Slave-Trade. London, 1788. (Der Verfasser liefert eine kurze Geschichte der Sklaverey, aus welcher er seine Resultate gegen die Abstellung des Sklavenhandels herzuleiten sucht.)

Consideration on the Abolition of Negro-Slavery. London, 1789.

The injustice of the African Slave-Trade proved from principles of natural Equity. A Sermon preached Jan. 11, 1789 by Robert Hawker, London, 1789.

Sermon on the African Slave-Trade, preached 30. Nov. 1788 by James Dore. London 1789.

Commercial Reasons for the Non-Abolition of Slavery. London, 1789.

A cool Address the Peoople of England on the Slave-Trade. London, 1789.

Thoughts on the Slavery of the Negroes as it affects the British Colonies in the West Indies humbly submitted to the consideration of both Houses of Parliament. London, 1788.

The Wrongs of Africa Part. 2 Edit. London, 1788.

Humanity or the Rights of nature, a Poem in five Books by Mr. Pratt. London, 1788.

The Wrongs of Almoona or the African's. Revengs A narative Poem, founded on historical facts. London, 1788.

A poem on the Bill lately passed for regulating the Slave-Trade; by Helen Maria Williams. London, 1788.

Poems on Slavery, by Maria and Harriet Falconar. London, 1788.

Memoire sur l'Esclavage des Negres, dans lequel on discute les motifs propres pour leur affranchissement, ceux qui sy opposcnt, et les moyens practicables pour ameliorer leur sort. Neuchatel et Paris, 1788.

Reflexions sur l'Esclavage des Negres etc. pr. Mr. Schwarz. Neufchatel, 1788.

La cause des Esclaves Negres et des Habitans de la Guinée partée au Tribunal de la Justice, de la Religion et de la politique; ou Histoire de la traite et de l'Esclavage des Negres; preuves de leur illegitimité; moyens de les abolir sans nuire ni aux Colonies, ni aux Colons, par Mr. Frossard. Paris, 1789. 2. Vol.

Las Casas, die Verheerung Westindiens. Aus dem Spanischen von D. W. Andrea. Berlin, 1790.

Deutsches gemeinnütziges Magazin, 2en Jahrgangs. 1stes Quartal, S. 193 u. f.; 3s Quartal. Leipzig, 1789, S. 10 u. f.

Fischer's Geschichte des teutschen Handels, 1r Th. Hannover, 1785, S. 28 u. f.

Hannöversches Magazin, 25ster Jahrgang, 1787,

S. 786 u. f. 26ster Jahrgang, 1788, S. 1569 u. f., 1601 u. f.

Ehrmann's Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welche seit dem 12ten Jahrhunderte zu Wasser und zu Lande unternommen worden sind: vom 2ten bis zum 12ten Bande. Frankfurt a. M. 1791—1794. Aus diesem Werke sind die meisten Nachrichten über die Sklaverey und den Sklavenstand der Neger ꝛc. in Afrika auf der Goldküste ꝛc. genommen.

Theorie und Praxis der Handlungswissenschaft. Breslau, 1777, S. 62.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten I, 503.

Göttingisches Taschenbuch vom Jahre 1782, S. 45.

Goetze, nützliches Allerley, IV, 306.

Wittenberger Wochenblatt, Jahrgang, 1788. S. 121.

Hammerdörfer, Monatsschrift; August 1788. S. 665. — Auszug aus Newtons Schrift über den Sklavenhandel daselbst, S. 852.

Niederelbisches Magazin, 1788, S. 438, 891.

Seybold, Neues Magazin für Frauenzimmer, 1788. S. 270.

Allgemeine Handelszeitung, 1780, S. 444. — Gothaische Handelszeitung, 1788, S. 348 u. f. — Allgemeine Handlungszeitung, 19r Jahrgang, 1812, Monat September, S. 772. 20r Jahrgang, 1813, Monat Junius, S. 513 u. f. und 637.

Eine genaue Beschreibung des schrecklichen und unmenschlichen Sklavenhandels. Nach dem Englischen vom Professor Laffert, Berlin, 1822.

Ende des hundert und vier und funfzigsten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem herausgeschlagen werden können.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adlerstraße Nr. 6.

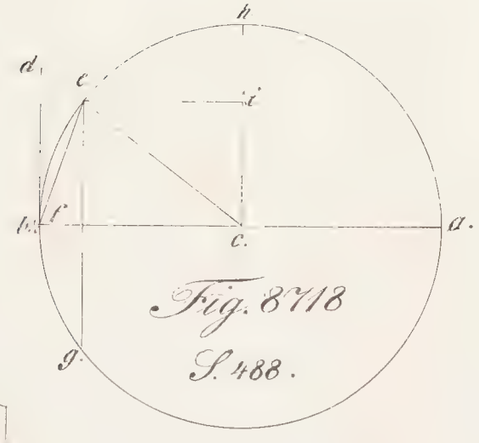


Fig. 8718
S. 488.

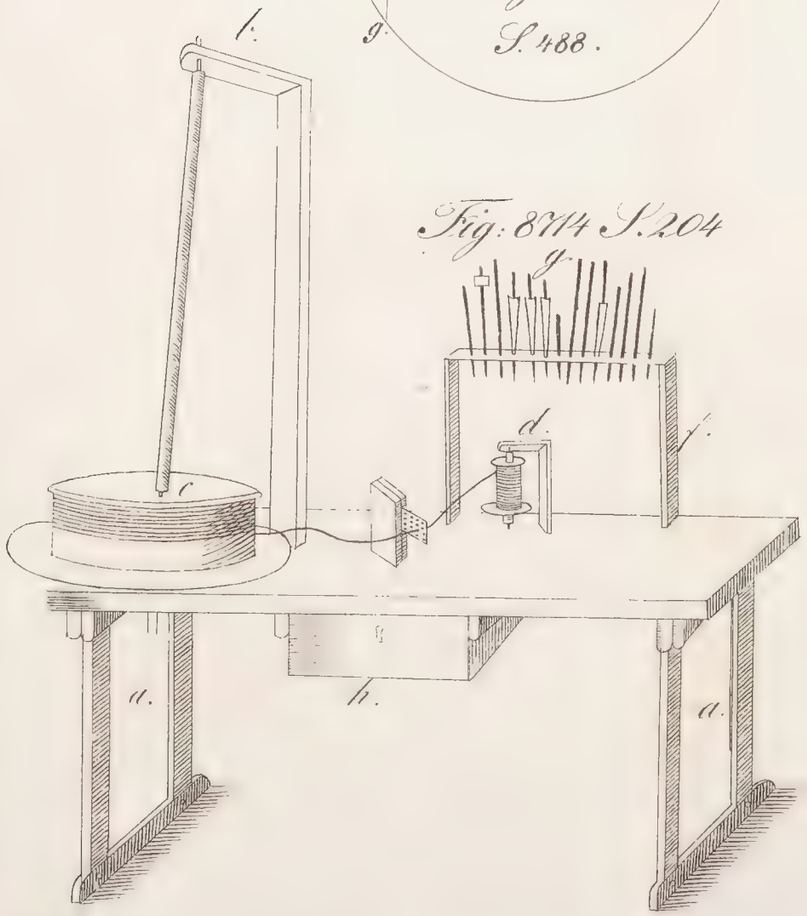


Fig. 8714 S. 204

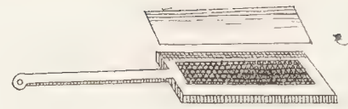


Fig. 8712.

Fig. 8717.

Fig. 8716.

Zaungeldmaass. S. 203

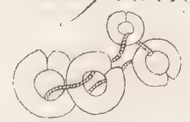
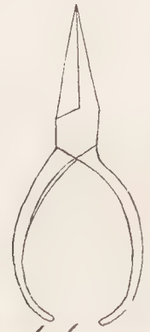


Fig. 8715



Schnabelzange der Silberdrahtzieher.

Fig 8713.

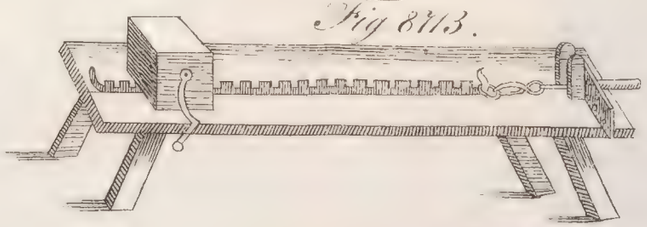


Fig 8719. S. 638

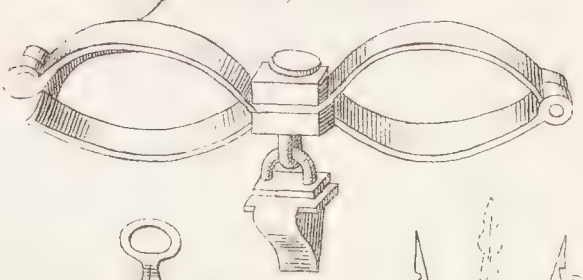


Fig. 8720, S. 639.

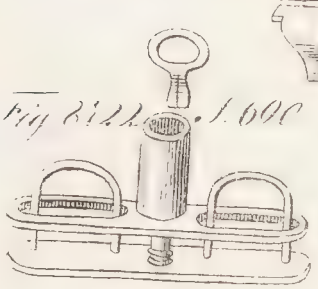


Fig 8722. S. 640

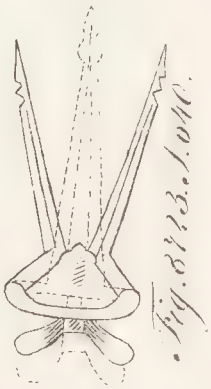


Fig. 8723. S. 640.

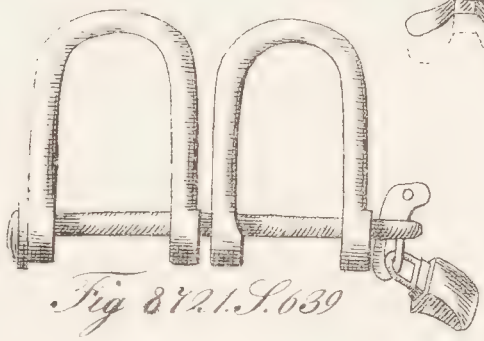


Fig 8721. S. 639

Künitz Enc. Th. CLIV.